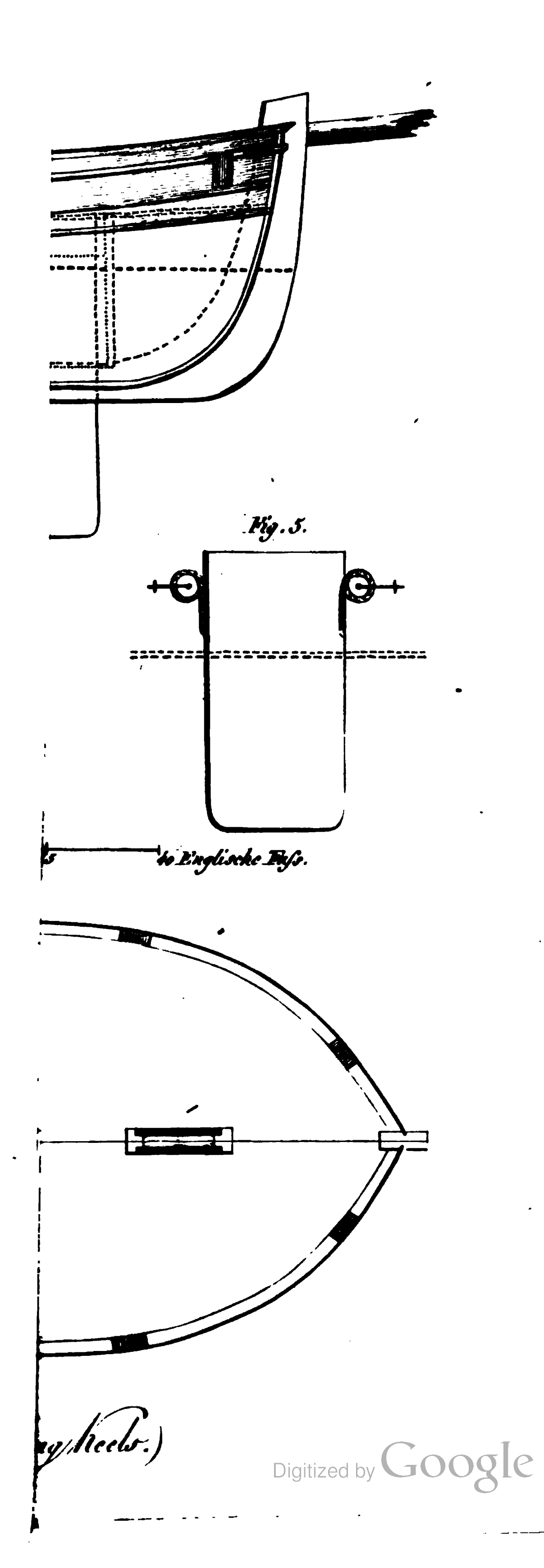

Fig. 5.
5
10 Englische Fuss.
ng Keels.)

ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE
1806.

VIERTER BAND.

(MIT EINEM TITELKUPFER.)

OCTOBER, NOVEMBER, DECEMBER.

HALLE,
in der Expedition dieser Zeitung,
und LEIPZIG,
in der Königl. Sächs. privil. Zeitungs-Expedition.
1806.

Etwas
über
die Erfindung und die Vortheile der Schiffe mit Schiebe-Kielen.
Zur Erläuterung des Titelkupfers zu diesem Bande.

Die Vortheile, welche die Schifffahrt der menschlichen Cultur überhaupt gewährt hat, hier aufzuzählen, wäre überflüssig. Sie ist eins ihrer ersten und thätigsten Beförderungsmittel. Jede wesentliche Verbesserung derselben, selbst jeder Vorschlag, der eine solche zu bewirken verspricht, verdient daher die volle Aufmerksamkeit des Gebildeten, und wenn er noch so fern von allen Künsten lebte.

Von dieser Art ist die Erfindung auf- und ab-beweglicher oder Schiebe-Kiele (*Sliding Keels*) an der Stelle eines unbeweglichen Kieles, den bis dahin alle Schiffe hatten. Vorstehende Kupfertafel wird hinreichen, einigen Begriff davon zu geben. Fig. 2. ist der Durchschnitt und Fig. 3. der Grundriss des im J. 1790. zu Plymouth gebauten Probe-Cutters mit Schiebe-Kielen. Vorn, in der Mitte und hinten hat er die auf- und ab-beweglichen Kiele, von denen Fig. 5. einen von seiner breiten Fläche, Fig. 4. aber ihn im Querdurchschnitte darstellt. Beide letztre Figuren dienen zugleich, einen Begriff von der Art zu geben, wie ein solcher Kiel, mittelst zweyer Kurbeln, gehoben, oder durch Nachlassung derselben niedergebracht wird. Zugleich zeigt Fig. 4. den Querdurchschnitt des Schiffs, welches, vermöge dieser Einrichtung der Kiele, nicht mehr, um gut zu segeln, eines stark gegen das Wasser zugeschärften Bodens bedarf.

Der Erfinder der Schiebe-Kiele ist der Königl. Grossbritannische Schiffs-Capitain *John Shank*. Während des amerikanischen Freyheitskrieges, in dem er auf den dortigen Binnenseen viele Proben seiner Kenntnisse und seiner Erfindsamkeit gegeben hatte, ward er mit Lord *Percy*, nachmaligem Herzog *von Norfolk*, bekannt, welcher ein grosser Freund der Schiffsbaukunst war. Eine Unterredung zwischen beiden über diesen Gegenstand veranlasste die Erfindung. Lord *Percy* äusserte, dass Cutter von flachem Boden geschwinder segeln würden, dessen ungeachtet, wenn ihr Kiel tiefer, wie gewöhnlich, in das Wasser ginge, eben so viel Segel führen und so gut gegen den Wind halten könnten, als gewöhnliche Schiffe; aber noch mehr, wenn die flache Seite des tiefen Kiels dem Wasser entgegenstände. Capitain *Shank* gab dieser Idee seinen Beyfall, und sagte, dass, wenn sich der tiefe Kiel beweglich machen, d. h. nach Bedürfniss höher oder tiefer in das Wasser bringen lasse, alle diese Vortheile erreicht werden würden.

Dem zufolge baute *Shank* im J. 1774. für Lord *Percy*, der damals in *Boston* war, ein Boot nach diesen Grundsätzen, welches aber nur mit *einem*, fast seiner ganzen Länge nach sich erstreckenden, Kiele versehen war. Fig. 1. zeigt den Durchschnitt desselben. Im J. 1789. baute er zu *Deptford*, da *ein* Kiel seine Unbequemlichkeiten hatte, ein Boot mit drey Schiebe-Kielen, im folgenden Jahre den Probe-Cutter zu *Plymouth*, und seitdem mehrere Schiffe von dieser Bauart, von denen eines die *Lady Nelson* (nur von 60 Tonnen) den Weg von England nach Botany-Bay unter Führung des Lieut. *James Grant* *) unbeschädigt und geschwind zurückgelegt hat. Alle mit diesen Schiffen gemachten Erfahrungen haben die grossen Vortheile, welche die Einführung dieser Erfindung der Marine bringen würde, hinlänglich bewiesen.

Folgende sind die vorzüglichsten dieser Vortheile. Schiffe von *Shanks* Bauart segeln schneller, steuern leichter und legen geschwinder und in einem kleinen Raume um. Denn je tiefer das Wasser ist, desto mehr Kraft wird erfordert, es zu zertheilen. Mithin muss eine Fregatte, die z. B. 17 Fuss in das Wasser geht, sich mit gleicher Kraft langsamer bewegen, als eine andre eben so schwer beladene, die nur 11 Fuss Wasser-

*) M. s. *the Narrative of a voyage of discovery performed in H. Maj. vessel the Lady Nelson — — to New-South-Wales by James Grant.* London, T. Egerton. 1803. 4. Vor dieser Reisebeschreibung steht eine Nachricht über die Erfindung und die Nützlichkeit der Schiebe-Kiele, aus der Obiges gezogen ist, und auf die wir denjenigen verweisen, der über diesen interessanten Gegenstand nähere Belehrung zu erlangen wünscht.

Waffertiefe hat. — Die Vortheile, welche die Schiebe-Kiele der Sicherheit und Zweckmäſsigkeit der Steurung verschaffen, hier auseinander zu ſetzen, würde uns zu weit führen.

Ein zweyter Vortheil dieſer Schiffe iſt, daſs ſie mehr Fracht tragen und dabey weniger tief in das Waſſer gehn, als Schiffe mit zugeſchärftem Boden, von denen ohnehin ſchwer im Voraus auszumitteln iſt, wie viel ſie tragen können. Bey der Beladung gehn ſie wegen ihrer Bauart bald gar tief in das Waſſer, inzwiſchen flach gebaute Schiffe ſich nur langſam ſenken, und auch wenn ſie ihre volle Ladung haben, verhältniſsmäſsig weit höher, als jene, über das Waſſer hervorſtehn.

Ferner liegen ſie ſicherer vor Anker, wie die Erfahrung bey den flach gebauten Küſtenfahrern und den holländiſchen Fiſcherfahrzeugen beweiſet, und ſich aus der Natur der Bauart des Bodens ergiebt, der dem Waſſer einen gröſsern Widerſtand bey dem Stampfen und Stoſsen in ungeſtümer See entgegenſetzt, als ſcharf gebaute Schiffe.

Gerathen Schiffe von dieſer Bauart auf den Grund: ſo bleiben ſie aufrechter und heben ſich leichter, als ſcharf gebauete Schiffe. Denn der flache Boden wird, wenn nicht der Grund ſo ſenkrecht iſt, als die Seiten des Schiffs, ſich über der ganzen Fläche des Grundes auflegen und gleichförmig aufruhen. Bloſs in dem angeführten Falle kann daher einige Gefahr von dem auf den Grund gerathnen beſorgt werden. Wenn ein ſcharf gebautes Schiff, wie dieſs die Kriegsſchiffe aller europäiſchen Nationen, mit Ausnahme der holländiſchen, ſind, auf den Grund geräth: ſo neigt es ſich in dem Verhältniſs, wie es von dem bey der Ebbe zurücktretenden Waſſer verlaſſen wird, auf eine oder die andre Seite, und oft ſo ſtark, daſs Niemand mehr auf dem Verdeck gehn kann. In dieſem Falle leidet das Gebäude des Schiffs ungemein durch das Gewicht der Maſten, der Takelage, der Kanonen u. ſ. w. Wenn nun auch die Fluth eintritt und ein nur etwas heftiger Wind die Hülfsleiſtung zum Aufrichten des Schiffs verhindert: ſo wird es in dieſer Lage durch die Luken mit Waſſer gefüllt, ehe es durch die Fluth flott werden kann. Man ſetze, daſs ein ſcharf gebautes und ein flach gebautes Schiff zugleich auf den Grund gerathen: ſo ſetzt oder klemmt ſich das letztere feſt und bleibt aufrecht, inzwiſchen das erſtere in beiden Fällen umkippt, daher dem Brechen der See über ſich her ausgeſetzt iſt, und durch daſſelbe entweder ſeine Mannſchaft vom Verdeck weggeſpült, oder den innern Raum mit Waſſer gefüllt ſieht. Wenn nur bey dem mit flachem Boden gebauten Schiffe nicht der Boden bey dem Auflaufen zerſtört iſt, ergiebt ſich daher für daſſelbe eine bey weitem gröſsere Wahrſcheinlichkeit, Mannſchaft und Ladung zu retten, als bey ſcharf gebauten Schiffen.

Da ſich die Schiebe-Kiele in eignen waſſerdichten Gehäuſen auf- und ab-bewegen: ſo geben dieſe die Veranlaſſung, den Schiffsraum in mehrere von einander durch Verſchläge abgeſonderte Behältniſſe zu theilen, die im Fall eines Schiffbruchs, oder wenn ein Lek ſpringt, oder wenn Feuer auf dem Schiffe ausbricht, von dem weſentlichſten Nutzen ſind, vorausgeſetzt, daſs die Verſchläge hinreichend feſt gebaut und gut kalfatert wurden, um jede Gemeinſchaft mit den nächſtliegenden Behältniſſen zu verhindern. Denn wenn ein Lek ſpringt, iſt es von der gröſsten Wichtigkeit, zu wiſſen, wo es geſprungen ſey; und daſs dieſes ſich leichter bey einem durch mehrere waſſerdichte Verſchläge getrennten Schiffsraum, als bey einem unzertheilten, finden laſſe, leuchtet ein. Geſetzt, man könnte das Lek nicht ſtopfen: ſo würde das eindringende Waſſer doch nur die einzelne Abtheilung des Raums anfüllen, in der es geſprungen wäre, ſich mithin leichter durch Pumpen überwältigen laſſen, als wenn der ganze Schiffsraum damit angefüllt iſt. — Eben ſo gewährt dieſe Einrichtung des Schiffsraums bey ausgebrochenem Feuer eine gröſsere Sicherheit und viel Bequemlichkeit zum Löſchen deſſelben. An den Gehäuſen der Schiebe-Kiele, in denen das Waſſer immer ſo hoch ſteht, als das Schiff im Waſſer iſt, können Hähne angebracht werden, um die Abtheilung des Schiffs, in der das Feuer iſt, unter Waſſer zu ſetzen. Alles übrige durch Pumpen gehobene Waſſer kann daher zur Löſchung des Obertheils des Schiffs verwendet werden. — Für die Verſendung und Ladung gemiſchter Güter gewährt dieſe vorgeſchlagene Abtheilung gleichfalls viele Bequemlichkeiten.

Weil Schiffe mit flachem Boden leichter über Untiefen hinwegſegeln können, haben ſie für den Angriff von Küſten, für Landungen und Truppentransporte unläugbare Vorzüge vor Schiffen nach gewöhnlicher Bauart.

Wenn ein Kanal 4 — 5 Fuſs Tiefe, die Schleuſen 60 — 70 Fuſs oder mehr Länge, und ſeine Breite 20 — 22 oder mehr Fuſs hätte: ſo könnten auf demſelben Schiffe von dieſer Bauart gehn, und man ſo aus dem Innern eines Reichs ohne Umladung die Waaren unmittelbar in die entfernteſten Gegenden der Erde verſenden.

Dieſs ſind die weſentlichſten Vortheile, welche dieſe Erfindung der Sicherheit und der Bequemlichkeit der Schifffahrt und ihrer mannichfaltigen Anwendungen gewähren würde, und welche von der Erfahrung beſtätigt worden ſind. Sie ſind wichtig genug, um allgemeine Aufmerkſamkeit und dem Erfinder den Dank ſeiner Zeitgenoſſen zu verdienen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 1. October 1806.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

St. Petersburg: *Authentische Darstellung der Verhältnisse zwischen England und Spanien, vor und bey dem Ausbruch des Krieges zwischen beiden Mächten,* von *Friedr. von Gentz.* 1806. XVI und 557 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Nachdem der Vf. in den letzten vier Jahren nicht weiter unmittelbar für das Publikum gearbeitet hatte, in der tiefen und vollendeten Ueberzeugung, dass, so lange nicht eine gründliche Revolution in dem politischen System von Europa sich zugetragen habe, alles Reden und Schreiben über öffentliche Angelegenheiten vergeblich und unzeitig seyn müsse, und dass es gewissermasen mit der Würde eines Schriftstellers, der sich selbst zu schätzen wisse, streite, über Drangsale zu jammern, für die niemand mehr Gefühl zu haben schiene, und wie eine Stimme in der Wüste sich matt zu predigen und zu beschwören, wo niemand zu hören geneigt sey — widmete er sich, so bald die Revolution so weit gediehen war, dass man, ohne der gemeinschaftlichen Sache durch voreilige Aeusserungen zu schaden, in öffentlichen Schriften davon reden durfte — das ist seit der Mitte Septemb. 1805. — politischen Arbeiten, deren Erscheinung keinem, der mit seinem Geist und seiner vorzüglichen Darstellungsgabe irgend bekannt ist, gleichgültig seyn kann, wes Glaubens er auch sonst seyn möge. Bis zur Vollendung jener Werke, übergab er einstweilen das gegenwärtige seiner ursprünglichen Bestimmung, da schon seit dem Julius, wo es völlig druckfertig war, mancherley Versuche, es zum Druck zu befördern, ihm immer misslangen, weil kein Censor es wagen wollte, den eigentlich charakteristischen Stellen das Imprimatur zu ertheilen. Es schien ihm auch unter den nachher eingetretenen günstigeren Umständen äusserst zweckmäsig, die Aufmerksamkeit des Publikums auf den grosen staatsrechtlichen Prozess über den Ursprung jenes Krieges zu richten, der von den Gegnern des brittischen Ministeriums so gewaltthätig verzerrt und entstellt, und in einem so falschen und treulosen Lichte vor den Gerichtshof des Publikums gebracht worden; und zwar um desto mehr, je stärker bey der ersten Nachricht von dem Angriff auf die spanischen Fregatten, der Schein gegen das brittische Ministerium war, und je gefährlicher für die Sicherheit und Ruhe von Europa das System der französischen Regierung wird, in dem officiellen Journal durch Aufsätze die unmittelbar von dem Beherrscher Frankreichs selbst herrühren, und, ohne alle andre Rücksichten, auch selbst auf Thatsachen, einzig in seiner jedesmaligen Stimmung und Ansicht geschrieben werden, die öffentliche Meinung völlig zu verkehren, und so alle anders denkenden entweder gegen ihre eigenen Regierungen aufzubringen und dieser Wirksamkeit dadurch zu lähmen, oder doch zu einer sonst eben so verderblichen politischen Gleichgültigkeit zu leiten, welches er in der im Julius 1805. geschriebenen Einleitung (S. 1—80.) umständlich, mit grossem Scharfsinn und einer überzeugenden Beredsamkeit zu entwickeln sucht. „Möge" so schloss er demnächst am 1sten December (gerade an dem Tage vor der Schlacht bey *Austerlitz*), seine Vorrede, „der Sieg von *Trafalgar* doch wirken, was einst der Sieg von *Abukir* wirkte! — Wenn jeder, der die Waffen führen soll, bereit und entschlossen ist, so zu sterben — und jeder, der in andern Verhältnissen für die Aufrechthaltung des Kostbarsten streitet, entschlossen und gerüstet, so zu leben, wie *Nelson* gestorben ist: so spotten wir aller Entwürfe, womit die weltstürmende Verwegenheit eines Eroberers die Freyheit von Europa, das Kleinod der Kleinode bedroht; und von allen Wellen und Ungewittern geschlagen, von wüthenden Feinden gedrängt, verfolgt, umringt, — doch niemals überwunden, so lange wir es für unmöglich halten, zu fallen, erheben wir unsere Stimme und rufen: die gerechte Sache *muss* siegen! — und überschreyen den Sturm und verdienen und gewinnen den Sieg."

Ob nun gleich der Vf., wie schon aus dieser Probe erhellet, keinesweges kaltblütig an die Untersuchung der Aufgabe gieng, welcher von beiden Staaten, England oder Spanien, eigentlich den Krieg verursachte: so kann man ihm doch keinesweges abstreiten, dass er die Sache der brittischen Regierung mit überwiegender Stärke geführt habe, und, nach unserm Bedünken, auch bis zu einem gewissen Grade der Ueberzeugung, welche, vorzüglich durch die mitgetheilten Actenstücke, die doch unbezweifelt echt sind, bewirkt, durch die geschickte und kraftvolle Darstellung der Folgen, die sich daraus ergeben müssen, freylich sehr belebt und befestigt wird.

Er betrachtet den ganzen Zeitraum, der zwischen dem Anfang des *brittisch-französischen* und dem öffentlichen Ausbruch des *brittisch-spanischen* Kriegs verfloss, in vier Hauptepochen, die durch gewisse Hauptepochen in den Verhandlungen zwischen England und Spanien bestimmt wurden. Die erste geht bis auf den Abschluss des Subsidien-Vertrags zwischen Spanien und Frankreich im October 1803.; die zweyte bis auf die Ministerial-Veränderung in England im

May 1804.; die dritte bis auf den Befehl zur Unternehmung der ersten Feindseligkeiten gegen Spanien am 18. September 1804.; die vierte bis auf die Erscheinung der wechselseitigen Manifeste, des spanischen am 12. December 1804. und des englischen am 25. Jan. 1805.

Das Resultat, welches er aus diesen Untersuchungen zieht, ist, dass weder die brittische noch die spanische Regierung diesen Krieg wünschten; dass aber die letzte sich muthwillig hineinstürzte, geleitet durch den französischen Einfluss, es sey nun, dass bestimmte Befehle der französischen Agenten sie banden, oder dass die Hartnäckigkeit der spanischen Minister bloss Folge einer sklavischen Besorgniss gewesen sey, sich an der Uebermacht zu versündigen.

Der Tractat von *S. Ildenfonso* vom 19. Aug. 1796. zwischen Frankreich und Spanien, sey das vollständigste Model einer uneingeschränkten, die Schicksale beider Staaten bis zu ihrer absoluten Zusammenschmelzung verbindenden Allianz, und zwar, ob gleich in seinen wesentlichen Bestandtheilen nach dem bekannten Familien-Vertrage von 1761. geformt, allenthalben, wo ein Unterschied statt fand, es sey in Sachen oder im Ausdruck, durchaus für Spanien lästiger und gegen England feindseliger, als der alte Vertrag. Gleichwohl habe das Ministerium, welches in den Jahren 1802. und 1803. an der Spitze der öffentlichen Angelegenheiten in Grossbritannien stand, zum Grundsatz angenommen, dass es Englands Interesse erfordere, beym Ausbruch eines Krieges mit Frankreich, der Theilnahme Spaniens an demselben auf das geflissentlichste vorzubeugen, zu diesem Ende den spanischen Hof so milde, so nachsichtsvoll, so freundschaftlich, als möglich, zu behandeln, und diese Politik so lange zu verfolgen, als Frankreich nicht seiner Seits mit Ernst und Nachdruck auf Erfüllung der tractatenmässigen Verbindlichkeiten dringe. In diesem Sinn seyen die Instructionen verfasst, welche von der Epoche der ersten Besorgnisse eines neuen Krieges mit Frankreich, das ist vom 1. October 1802. an, und noch nach dem wirklichen Ausbruch dieses Krieges an Mr. *Frere*, den damaligen englischen Gesandten am spanischen Hofe ergiengen; und der König von England habe während dieses Zeitraums, die spanischen Schiffe mit den Schätzen aus Amerika, in einem sehr kritischen Augenblick und unter Umständen, welche die Wegnahme derselben vollständig gerechtfertigt haben würden, ungehindert einlaufen lassen, obwohl, nach einer andern unumgänglich nothwendigen Klugheits-Massregel, die Befehlshaber der Flotten bereits am 18. May 1803. von der Admiralität die Anweisung erhalten, auf die Bewegungen in den spanischen Häfen ihr genauestes Augenmerk zu richten, und namentlich nie zu gestatten, dass spanische Kriegsschiffe zu französischen oder holländischen stiessen. Als darauf Spanien in einem, wahrscheinlich am 19. October 1803. unterzeichneten Tractat, Frankreich anstatt der stipulirten Naturalhülfe Subsidien versprochen habe, die monatlich 6 Millionen Livres, das ist etwa ein Drittheil aller spanischen Einkünfte, betragen, die Frankreich weit wichtiger, als die Naturalhülfe, gewesen, auch wohl noch andere, für England nachtheilige, Verbindlichkeiten eingegangen sey, worüber die Regierung nie Auskunft geben wollen, ja, Portugal, um einem Angriff mit Verletzung des spanischen Gebietes zu entgehen, zu einem Lösegeld von zwölf Millionen Livres jährlich sich habe verstehen müssen, so habe das brittische Ministerium mit dem grössten Recht, (nachdem der spanische Premierminister bereits vorher dessen Vorstellungen gegen die Bewilligung von Subsidien weiter nichts entgegen setzen können, als die absolute Unmöglichkeit, Widerstand zu leisten, und die Nothwendigkeit sich in alles zu fügen, was unter dem Druck einer so furchtbaren Uebermacht verlangt werde,) den englischen Gesandten angewiesen, gegen jenen Vertrag zu protestiren und bestimmt zu erklären, dass nur allein die Voraussetzung, dass die Massregel vorübergehend sey, den König von England abhalten könne, augenblicklich zu Feindseligkeiten zu schreiten, dagegen sie, als fortdauernd betrachtet, in jedem beliebigen Zeitpunkt, eine rechtmässige Ursache zum Kriege abgeben würde; ingleichen, dass die Zulassung französischer Truppen auf spanischem Gebiet, und der geringste Versuch, den Franzosen durch Seerüstungen beyzustehen, unmittelbarer Anlass zum Kriege seyn würde. In der Folge habe England durch eine Note vom 18. Februar noch bestimmter als Bedingungen der Suspension der Feindseligkeiten, — zu welchen es sich stets als berechtigt angesehen, da es die Neutralität Spaniens nie zugestanden, und weder ausdrücklich noch stillschweigend anerkannt habe, — die Mittheilung des Subsidientractats, die Einstellung aller Rüstungen in den spanischen Häfen, und das Verbot englische Prisen zu verkaufen gefodert. Nur das letzte wäre endlich am 22. März 1804. erlassen; über die Rüstungen habe das spanische Ministerium stets durch schwankende Erklärungen auszuweichen gesucht; und die Mittheilung des Subsidientraktats habe der Friedensfürst selbst für unmöglich erklärt, da zu der Zeit, als der Subsidien Traktat abgeschlossen worden, der spanische Hof solche selbst nothwendig gefunden, der General Beurnonville aber schlechterdings nichts davon hören wollen. Mit dieser Antwort wären also die bis dahin gepflogenen Unterhandlungen eigentlich geschlossen, und England sey in dem Fall gewesen, da jene Bedingungen nicht erfüllet worden, sein nie aufgegebenes Recht, nach Abschliessung des Subsidien-Tractats, zu Feindseligkeiten zu schreiten, nach seinem Gefallen, so gleich auszuüben. Inzwischen seyen nicht allein in Westindien, selbst in der *Havannah*, dem Sitz des spanischen Gouverneurs, die französischen Kaper auf das offenbarste begünstiget worden, sondern der Friedensfürst habe auch den klarsten Beweis seiner unbegränzten Furcht vor der französischen Regierung gegeben, indem er sich durch eben so unbedeutende als unanständige Ausflüchte geweigert, dem englischen Gesandten eine genugthuende Erklärung wegen eines verläumderischen Angriffs im Moniteur (25 März 1804.), als ob er, in einer Unterredung mit dem Friedens-

fūr-

fürsten, für England selbst den Meuchelmord für rechtmäsig erklärt, zu geben. Zwar habe Mr. *Frere* zuletzt selbst seine Forderung aufgegeben, wahrscheinlich weniger durch seine persönliche Meinung von seinem Gegner geleitet, als aus pflichtmäsiger Besorgniss, seine Regierung in Streitigkeiten zu verwickeln, die ihren bekannten Gesinnungen Gewalt angethan haben würden; indessen sey er dennoch, der daher entstandenen unangenehmen Verhältnisse wegen, ohne Zweifel auch seinem eigenen Wunsch gemäss, von dem neuen Ministerium, das in den ersten Tagen des May 1804. eingetreten, am 11. Juli zurückberufen, woraus unläugbar erhelle, dass auch dieses Ministerium zwey volle Monate lang noch das bisherige System gegen Spanien unverändert beybehalten wollen. Allein als Mr. *Frere* im Anfang des August aus Spanien abgereiset, und seinen Bruder als Geschäftsträger zurück gelassen, da bereits Mr. *William Wallesley-Pole* zu seinem Nachfolger bestimmt gewesen, habe die spanische Regierung mehrere Versendungen von Truppen und Schiffsvolk zu den französischen Schiffen fortdauernd geschehen lassen, und mit demselben Schiffe, das Mr. *Frere* zurück gebracht, seyen am 17. September die Berichte des Admiral *Cochrane* vor Ferrol von den nicht mehr zweifelhaften Rüstungen in den spanischen Häfen zu London angekommen. Dadurch wären die brittischen Minister überzeugt worden, dass der spanische Hof an irgend einem feindlichen Project gegen England, von Frankreich verleitet oder gezwungen, Theil genommen, und dem gemäss habe es am 18. und 19. September an alle brittischen Befehlshaber die nöthigen Verfügungen ergehen lassen, um solchen feindlichen Unternehmungen zur rechten Zeit Schranken zu setzen; insonderheit auch der aus Süd-Amerika erwarteten, mit Gold und Silber beladnen spanischen Register-Schiffe, sich zu bemächtigen, und sie, bis auf weiteren Befehl in sichere Verwahrung zu bringen, wobey zugleich der Befehl sich dem Ein- und Auslaufen aller Kriegsschiffe von Ferrol zu widersetzen, der spanischen Regierung angezeigt ward, wodurch ein Anlass zur Eröffnung neuer Unterhandlungen gegeben worden. Nun sey zwar von jenen Befehlen das Gefecht bey dem Cap S. Marin, vier Meilen von Cadix, am 5. October die Folge gewesen, da vier spanische Fregatten (anstatt dass die Registerschiffe sonst nicht in Gesellschaft abzugehen pflegen) von vier englischen Fregatten, als sie sich, auf die ihnen bekannt gemachten Befehle, nicht ergeben wollen, angegriffen, drey genommen, und eine durch einen unglücklichen Zufall in die Luft gesprengt worden. Jedoch könne dieser Vorfall an sich nicht als Ursache des Krieges angesehen werden, da er durch unerwartete und seltsame Conjuncturen in Madrid nicht eher als den 9. oder 10. November bekannt geworden, da schon alle Unterhandlungen mit England abgebrochen gewesen; wie denn auch der englische Staats-Sekretär dem Hn. Gesandten in London, wohin die Nachricht am 17. October gekommen war, am 21sten erklärte, dass diese Begebenheit noch keinesweges allen weiteren Unterhandlungen ein Ende machen, und den Krieg constituiren solle, sondern dass man noch immer das freundschaftliche Vernehmen herzustellen und zu befestigen geneigt sey, wenn der König durch Mittheilung des Subsidien-Tractats und durch Einstellung der Rüstungen vollkommen beruhigende Aufklärungen und Sicherheiten erhielte. Vielleicht wäre in dem Verfahren der spanischen Regierung, bey Wiederanknüpfung der Unterhandlungen durch den englischen Geschäftsträger, die Furcht vor dem Unwillen des französischen Beherrschers nur zu sichtbar, da sie nicht einmal, ihrem offenbaren Interesse zuwider, Zeit zu gewinnen gesucht, sondern die Unterhandlungen geflissentlich vereitelt habe, so dass der Ausgang ohne Zweifel derselbe gewesen seyn würde, auch wenn jene Seeschlacht nie statt gefunden hätte, und die Befehle, welche sie veranlassten, nie erlassen wären. Denn nachdem dem englischen Geschäftsträger am 29. September aufgegeben worden, vorläufig auf der vollständigen Erklärung über die Verbindung mit Frankreich zu bestehen, und alsdann die unmittelbare Einstellung der Seerüstungen zu verlangen; — da denn der König von England einen bevollmächtigten Minister nach Madrid schicken wolle, um in eine freundschaftliche Erörterung aller übrigen Punkte einzugehen, — und er dem Staatssecretär D. *Pedro Cevallos* in einer Conferenz am 21. October diese Instructionen vorgelesen und umständlich erörtert, auch nachher eine Note desfalls übergeben hatte, erhielt er am 29. October eine schriftliche Antwort, worin der Minister den dem Admiral Cochrane gegebenen Befehl, wegen der Kriegsschiffe in Ferrol, für eine wahrhafte Feindseligkeit ausgegeben, und, anstatt auf die beiden Hauptforderungen befriedigend zu antworten, das Verlangen der Einstellung der Seerüstungen als Ungerechtigkeit und als Bundbrüchigkeit abgelehnt, und wegen des Subsidien-Tractats, ohne sich auf irgend eine Aufklärung, vielweniger auf die Mittheilung einzulassen, blos die äusserste Verwunderung an den Tag gelegt habe, dass man zu London jemals sich habe einbilden können, dieser Tractat sey nicht für die ganze Dauer des Krieges geschlossen. Nach einer solchen Antwort, die, eben wie die in Abschrift beygelegte Instruction für den spanischen Gesandten in London, in einem unfreundlichen, strafenden, erbitterten Ton abgefasst gewesen, setzte Frere dennoch in einer Note das ganze Verhältniss noch einmal aus einander, vertheidigte seine Regierung, stellte, was in der Verheimlichung des Subsidien-Tractats verdächtiges und unbilliges lag, dar, und bestand auf Einstellung der Seerüstungen, da ihm, wenn auch auf diese abermalige Vorstellung keine genugthuende Antwort erfolgte, nichts weiter übrig bliebe, als um Pässe zu seiner Rückkehr nach England zu bitten. Allein da er unter dem 3. November nur eine Antwort, welche nach einer sehr förmlichen Einleitung und vielen Prunk von anscheinender Bestimmtheit im Ausdruck, die beiden Hauptfragen immer noch gerade da stehen lassen, wo sie sich bisher befunden: so habe er noch an demselben Tage in einer andern Note sehr kurz, sehr bündig und sehr tref-

treffend die gänzliche Unzulänglichkeit der spanischen Antworten nachgewiesen, und sein Gesuch um Pässe erneuert, welche ihm dann auch, da er am 5ten über die Zögerung Beschwerde geführt, am 7ten zugesandt worden, mit der Bemerkung des Staatssecretärs: dass, da die spanische Regierung zu diesem Schritt nicht den entferntesten Anlass, im Gegentheil jede ihrem Verhältnisse mit Grossbritannien angemessene Erklärung gegeben, man nicht umhin könne, ihn selbst für die Resultate seines übereilten Entschlusses verantwortlich zu machen. Darauf wurden in den letzten Tagen des Novembers von spanischer Seite die ersten Befehle zu Feindseligkeiten erlassen, und am 12. December erschien das spanische Manifest, welchem der Friedensfürst acht Tage nachher noch ein besonderes hinzufügte, so wie nachmals am 25. Jan. 1805. das Englische, dessen ruhiger Ton mit dem vorgedachten allerdings heftig absticht.

In den (S. 307—520.) angehängten Actenstücken, für deren streng-treuen Uebersetzung der Vf. einsteht, finden sich sehr lehrreiche Belege der obigen Darstellung; auch liefern sie einen höchst schätzbaren Beytrag zu den praktischen diplomatischen Schriften, zumal durch die grosse Gewandtheit womit Mr. Frere den sehr kritischen Gegenstand behandelte. Sie wurden dem Parlamente in fünf verschiedenen Lieferungen vorgelegt, aber ohne eine gewisse bestimmte Ordnung; hier hingegen sind sie in vier Hauptabschnitte geordnet, wovon der erste die Ministerialcorrespondenz unter Lord *Hawkesbury's* Ministerium, der zweyte die unter Lord *Harrowby*, der dritte die ganze Correspondenz mit den Admiralen, der vierte die Vorfälle in Westindien enthält. In jedem Abschnitt ist die chronologische Ordnung möglichst beobachtet; auch sind hie und da einige erläuternde Anmerkungen hinzugefügt. Von der Ministerialcorrespondenz fehlt, so wie sie dem Parlement vorgelegt ward, nicht ein einziges Stück; in den beiden letzten Abschnitten aber sind einige unbedeutende Berichte weggelassen. Noch hat der Vf. einen gedoppelten Anhang hinzugefügt: Die Kriegserklärungen zwischen Spanien und England und die Correspondenz (acht Stücke vom 7ten bis zum 23. April 1804.) zwischen Frere und dem Friedensfürsten über den Artikel im Moniteur vom 25. März 1804. Die letztere ist freylich nur nach den, wahrscheinlich nicht ganz vollständigen, Mittheilungen in öffentlichen Blättern gegeben: sie hat indess nicht allein in Beziehung auf die Hauptsache ein gewisses Interesse, sondern sie ist auch an sich höchst merkwürdig, und stellt ein zum Glück sehr seltenes Phänomen in den gesandtschaftlichen Verhältnissen auf.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Dresden, b. Walther: *Catalogue raisonné des Livres militaires de la Bibliotheque de S. A. le Prince de Ligne.* 1805. 348 S. 8. Auch als *XXVIII.* Theil der *Melanges* des Vfs. (1 Rthlr. 4 gr.)

Ob gleich sehr viel fehlt, dass diess die *Einzige vollständige* militärische Bibliothek seyn sollte, wie der Vf. in der Vorrede sagt, gewährt diess Verzeichniss doch eine gute Uebersicht der Kriegs-Literatur, die vorzüglich wegen den Nachrichten von 38 Manuscripten schätzbar ist. Die Titel der Bücher sind alphabetisch aufgeführt, so dass gar keine systematische Ordnung statt findet, und werden durchgehends miteiner kurzen Bemerkung ihres Werthes begleitet. Z. B. von *L'art universel des fortifications par Bitainvieu* Paris 1674. 4. sagt er: „Man kann seiner Sachen nicht gewisser seyn, als dieser Vf. Seine Kupferstiche sind allerliebst, seine Zeichnungen sind vollkommen; seine sechs Abhandlungen, seine vier Methoden, seine Tafeln, seine Dreyecke, alles ist wunderschön. Ich glaube jedoch, dass man lieber etwas anders lesen muss." Und von *L'art de la Guerre par Quincy* S. 16. „Ist nicht schlecht! Man hat sie in allen Büchern über den Krieg ausgeschrieben, mit denen man uns seit hundert Jahren überhäuft. Was sich darin findet, ist gut, wenn es einmal gesagt wird, und es bleibt immer ein Verdienst, es zuerst gesagt zu haben; um keine Gemeinsprüche zu gebrauchen, wird bisweilen auch das Nothwendige nicht erwähnt. Hr. *v. Quincy* ist nicht so bedenklich gewesen; er begleitet seine Grundsätze mit sehr interessanten Beyspielen und ohne eben sehr gelehrt zu seyn, ist er doch sehr schätzbar. Die Tafeln über die Approvisionirung der Festungen am Ende des Werks scheinen mir sehr gut, was mir auch mehrere Ingenieure darüber sagten, die es missbilligen, dass er auf jede Bastion 600 Mann rechnet." — Am ausführlichsten sind die *Commentaires sur Turpin par Varnery* S. 56—91. das *Journal d'un Voyage en Allemagne par Guibert* S. 187—197. behandelt. Die Taktik des letztern hält der Vf. für das beste Werk in seiner Bibliothek, die grösstentheils nur Schriften aus der frühern und mittlern Epoche enthält: denn *Guiberts* eben angeführtes Reisejournal von 1803. ist das einzige Werk nach 1779. Man würde daher auch hier alle bessern neuen, besonders deutsche Schriftsteller, *Scharnhorst*, *Saldern*, *Lindenau*, *Tempelhof*, *Müller*, u. s. w. vergebens suchen; mehr noch befremdete es Rec. auch *St. Remy Memoires d'Artillerie*, *Scheel*, *Antoni*, *Montalembert* u. s. w. in dieser, über 500 Werke starken Büchersammlung zu vermissen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 2. October 1806.

MATHEMATIK.

Paris, b. Courcier: *Connaissance des tems*, ou des mouvemens célestes, à l'usage des Astronomes et des Navigateurs, pour l'an XV. de l'ére française, publiée par le Bureau des Longitudes. Frimaire an XIII. (1805.) 504 S. 8. Gedruckt in der Kaiſ. Buchdruckerey. Mit 1 Kpfr. (4 Francs.)

Das hier in der *Conn. d. t.* erſcheinende Jahr XV. (ein Schaltjahr mit 6 Ergänzungstagen, vom 23. Sept. 1806 bis 23. Sept. 1807.) iſt eigentlich ein *Parachronismus*, eine unreife, nicht zur Zeitigung gekommene Frühgeburt, da bekanntlich die Neufranzöſiſche Zeitrechnung mit dem 10. Nivôſe des XIV. Jahrs, oder am 31. Dec. 1805., ihre Endſchaft erreicht hat. Die Herausgabe dieſes Bandes hat noch, wie bisher, *de la Lande* beſorgt; in Zukunft wird *Delambre* die Redaction übernehmen. Die *Additions* enthalten 1) Geſammelte und berechnete Beobachtungen der Sonnenfinſterniſs am 17. Aug. 1803. von *La Lande*. 2) Noch andere Beobachtungen derſelben, auch Fixſternbedeckungen, 1803. in Gotha und an andern Orten Deutſchlands beobachtet, und dem Herausg. mitgetheilt vom Frhn. *von Zach*. 3) Gerade Aufſteigung und Abweichung einer Reihe von Circumpolarſternen, beobachtet von *Vidal*, reducirt von *Flaugergues*, als 15te Fortſetzung des Sternverzeichniſſes der vorhergehenden Bände. 4) Ausführliche Tafeln für die zehnjährige Aenderung der Präceſſion der Fixſterne in gerader Aufſteigung und Abweichung, berechnet von *Mougin*. Man hatte zwar längſt Präceſſionstafeln, die aber mit der Länge der Zeit unrichtig werden müſſen, weil die Argumente, mit welchen die Präceſſion berechnet worden, ſich immer mehr ändern; durch gegenwärtige Tafeln, welche die damit zuſammenhängende Aenderung der Präceſſion enthalten, wird eine neue beſchwerliche Berechnung nach den Formeln erſpart. Indeſs hatte *Mougin* für 600 einzelne Sterne bereits in der *Conn. d. t.* des Jahrs XII. die Präceſſion für die beiden Jahre 8 und 108 der franz. Rep. geliefert; die hier erſcheinenden Tafeln hingegen dienen für alle Sterne. 5) Tafel der Zenitdiſtanz, des Azimut und des Winkels des Verticalkreiſes mit dem Declinationskreiſe, von 10 zu 10 Zeitminuten des gegebenen Stundenwinkels, und für die Breite 48° 50′ 10″ berechnet von *Chompré*. Man braucht den letztgenannten Winkel hauptſächlich bey Zeichnung von Finſterniſſen, und in dieſer Abſicht genügt es, ihn bis zur Abweichung 28° zu kennen: für andere Zwecke gaben ihn ältere Tafeln der *Conn. de tems* von Mlle *Lepaute* und von *Prévôt* und *l'Evêque* bis zur Declination 48°, und hier iſt er nun vollends bis 90° fortgeſetzt. Ob Paris, übrigens ein merkwürdiger Punkt auf der Oberfläche unſerer Planeten, gerade auch derjenige Ort des Erdbodens iſt, wo, nach der Verſicherung des Herausg. S. 253., „die *meiſten* Beobachtungen und die *meiſten* aſtronomiſchen Rechnungen gemacht werden," möchte wohl, den Satz ohne alle Einſchränkung gefaſst, noch einigem Zweifel unterliegen. 6) Ueber die Theorie des Jupiter und Saturn, von *La Place*. Der Vf. hat ſeit der Erſcheinung der Delambre'ſchen Jupiters- und Saturnstafeln die ungemein complicirte Theorie dieſer beiden Planeten und ihrer wechſelſeitigen Störungen noch um vieles genauer entwickelt: die Frucht davon ſind ganz neue Elemente der Bahn, und ein Zuſatz von mehreren Störungsformeln, wovon vier der heliocentriſchen Länge des Jupiter, und zehn der Saturnslänge zugehören. Zugleich hat *Bouvard* mit Hülfe eben dieſer Theorie die Maſſe des Saturns genauer, als ſie bisher bekannt war, beſtimmt, und = dem 3515,597 Theile der Sonnenmaſſe gefunden; die Jupitersmaſſe, auf ähnliche Art neu unterſucht, ſchien keiner merklichen Aenderung zu bedürfen. Die Fehler der neuen Elemente ſind nun unter 10 Sec. herabgeſetzt; vor nicht gar 20 Jahren ſtiegen ſie bey Saturn noch auf 22 Min., alſo 130 Mal höher. Die numeriſchen Gröſsen der Störungen, welche *La Place* hier im Decimalſyſtem angiebt, ſind zu groſser Bequemlichkeit des rechnenden Aſtronomen in das alte Sexageſimalſyſtem umgeſetzt im XII. Bande der Mon. Correſpondenz des Oberhofm. *von Zach* S. 3., ſo wie man überhaupt dieſen ganzen Aufſatz ſchon im X. Bande der Mon. Corresp. S. 449. deutſch überſetzt findet. 7) Geſchichte der Aſtronomie für das Jahr XI. (1803.) von *La Lande*. Die Regierung hat 14 Bände von Beobachtungen des verſtorbenen Aſtronomen *Lemonnier* an ſich gekauft, und ſolche der kaiſerl. Sternwarte überlaſſen; die Beobachtungen gehen bis auf den 30. Oct. 1791., und ſind nur bis zum 6. Jun. 1745. gedruckt; vielleicht, daſs unter ihnen ältere Beobachtungen der drey neueſten Planeten aufgefunden werden. — *La L.* iſt unzufrieden damit, daſs man in Deutſchland den von D. *Olbers* entdeckten Planeten nicht mit des Entdekkers Namen, ſondern Pallas benenne. *La Jalouſie eſt peut-être la cauſe de cette injuſtice.* Bekanntlich hat aber der Entdecker ſelbſt, dem das erſte Recht, dem Kinde einen Namen zu geben, unſtreitig gebührt, jene Benennung vorgeſchlagen, und ſogar den Zuſatz „Pallas *Olberſiana*" öffentlich abgelehnt. Ueberhaupt iſt der Herausg. der *Conn. d. t.* der einzige Aſtronom in Euro-

Europa, der den vier Planeten der neueren Zeit beharrlich die Namen Herschel, Piazzi, Olbers und Harding beylegt. — Nach Beobachtungen von *Thulis* in Marseille ist die mittlere Höhe des Barometers daselbst am Gestade des Meers (eine dem Physiker wichtige Grösse) = 28 Zollen und 2, 8 Linien, Pariser Mass. Die nämliche Grösse, 28 Z. 2,83 Lin., fand *Fleurieu de Bellevue* aus Beobachtungen zu Rochelle und an andern Küsten des atlantischen Meers. Andere Beobachtungen geben jedoch ½ Lin. weniger; eine gleich grosse Ungewissheit von ½ Lin. findet, wie *La L.* bemerkt, selbst noch bey den verschiedenen Pariser Barometern Statt. (Sollte diese nicht zu heben seyn?) 8) Ueber die ringförmige Sonnenfinsterniss vom J. 1781. Spanische Officiere, *Arguedas* und *Sartorio*, hatten sie in St. Domingo beobachtet, die Beobachtung wurde aber erst von *Delambre* unter *Lemonnier's* Papieren aufgefunden, von *La Lande* berechnet, und daraus die Länge von St. Domingo 4 St. 47′ 6″ westlich in Zeit von Paris hergeleitet, welche genauer, als die bisherige Angabe von 4 St. 47′ 44″, zu seyn scheint. 9) Ueber Reduction der scheinbaren Monddistanzen auf wahre. Beschreibung eines Instruments von *Rochon*, welches, einer Formel von *La Grange* gemäss, die Wirkung der Parallaxe und Refraction durch vervielfältigte Auftragung sichtbar macht, und auf ein Paar Sec. genau die verlangte Reduction angeben soll. 10) Ueber Reflexionskreise von *Burkhardt*. Vertheidigung derselben gegen eine Unbequemlichkeit, die ihnen *Mendoza* zur Last legt; um solche zu vermeiden, lässt sich den Borda'schen Kreisen, wie hier gezeigt wird, leicht eine ähnliche Einrichtung geben, wie *Troughton* seinen Sextanten durch einen an die Alhidade des kleinen Spiegels befestigten Halbkreis giebt. 11) Beobachtungen der Sonnenfinsterniss am 17. Aug. 1803. in Tortosa und an andern Orten Spaniens angestellt, und berechnet von *Mechain*. (Man findet dieselben spanischen Beobachtungen auch, von *Wurm* berechnet, in der Mon. Corr. XII. Bd. S. 466.) 12) *Duc-La-Chapelle's* Beobachtungen in Montauban von 1803 u. 1804. 13) Auszüge aus einigen deutschen Schriften des D. *Schröter* in Lilienthal. (Aus dem II. u. III. Bande von dessen neuesten astronomischen Entdeckungen.) 14) *La Place's* Formel für die Mondsparallaxe, von *Burkhardt* in das Sexagesimalsystem übersetzt. Die Constante dieser Mondsparallaxe unter dem Aequator folgt aus der Theorie der Schwere 56′ 59″, 31. *Bürg* in seinen neuen Mondstafeln giebt aus Beobachtungen nur 1″,7 weiter an. Durch genauere Prüfung findet *Burkhardt*, dass man die Gränzen der Genauigkeit von beiden Resultaten, dem aus der Theorie und aus den Beobachtungen, gleich gross, und etwa = 2 Sec. setzen könne, giebt aber doch der Theorie den Vorzug, weil alle verglichene europäische Beobachtungen sich auf die Lacaille'sche vom Cap beziehen, und man über die Gleichförmigkeit beider Hemisphären noch immer ungewiss sey. 15) Tafel von *Guerin*, um den Ort des Monds, wenn dieser in den Ephemeriden von 12 zu 12 Stunden angesetzt ist, durch die zweyten und dritten Differenzen zu interpoliren. (Auch die vierte und fünfte Differenz dürfte manchmal in Betracht kommen.) 16) *Burkhardt* über Interpolation mittelst der Differenzen (veranlasst durch Nr. 15.). Statt dass man sonst die erste, zweyte, dritte Differenz u. s. w. jede besonders sucht, lehrt *Burkh.* auf eine etwas leichtere Art, die Differenzen selbst nach und nach, die zweyte durch die dritte, die erste durch die zweyte, zu verbessern, so dass man am Ende die verbesserte erste Differenz erhält, welche alle übrigen schon in sich schliesst. 17) Beobachtungen des Kometen 1804. von *Messier* und *Olbers*. 18) Einige Bemerkungen über Fixsterne, von *La Lande*. Anzeige der Stellen am Himmel, wo keine Sterne anzutreffen sind (nämlich bis zur 9ten Grösse und mit einem achrom. Fernrohre von 2⅓ Zoll Oeffnung; mit stärkeren Vergrösserungen giebt *La L.* selbst zu, dass wenige ganz sternleere Gegenden am Himmel sich finden werden). Ferner, Verzeichniss von 17 röthlichten Sternen (die schon länger bekannten, z. B. Aldebaran, sind nicht darunter) und von 28 veränderlichen (aber ohne die 12, deren Perioden man kennt). Das letztere Verzeichniss möchte noch einer genaueren Sichtung bedürfen. 19) Astron. Beobachtungen und Bemerkungen von *Vidal* in Toulouse. Mondfinsterniss am 26. Jan. 1804. Allgemeine Uebersicht über das Verhältniss der Oeffnung des Augsterns, oder des Objectivs bey einem Fernrohre zur Sichtbarkeit der Sterne bey Tag und Nacht. Nach *Vidal's* Beobachtungen verschwand Sirius bey einer Oeffnung des Diaphragma, am Objectiv angebracht, von 0,1 Millimètres, Rigel und Beteigeuze bey 0,2, Algenib im Perseus bey 0,8, Algol bey 1,0 Millim.; demnach wäre die Lichtstärke von Algol 100, von Algenib 64, von Rigel und Beteig. 4 Mal geringer, als bey Sirius. *Vidal* meynt, dass sich die Richtung des Meridians in Mirepoix seit 10 Jahren um einen Winkel von 10 Sec. am Horizonte von Norden gegen Westen verändert habe (was nicht sehr glaublich ist). Auch will er eine Erhöhung der Meridian-Absehen von 2 bis 3 Sec. zur Zeit des Auf- und Untergangs der Sonne, und bey dem Gipfel der Pyrenäen eine ähnliche Veränderlichkeit der Höhe von 35 Sec. wahrgenommen haben. 20) Die Mondfinsterniss im Jan. 1804., beobachtet von *Flaugergues* in Viviers. 21) *Méchain* über die Strahlenbrechung. *Vidal* hatte geglaubt, bey einer Höhe von 2° 15′ die Refraction zu Mirepoix um 1′ 11″ kleiner, als sie nach Bradley seyn sollte, gefunden zu haben; *Méchain* prüfte daher die Strahlenbrechung in einer gleich grossen Höhe zu Carcassonne an einem Sterne des grossen Bären, fand aber durch wiederholte Beobachtungen bloss eine Correction von 11 Sec., um welche die Bradley'sche Refraction zu gross, nicht zu klein war. (Eine Correction dieser Art bey so kleinen Höhen ist eben nichts ausserordentliches.) 22) Vierte Sammlung astron. Beobachtungen von *Messier*, in den J. 1765 — 1769. auf der Sternwarte der Marine in Paris angestellt. Diese schätzbare Sammlung ist eine Fortsetzung von ähnlichen, die in den Jahrgängen VII. VIII. IX. der *Conn. d. t.* eingerückt sind.

sind. Unter anderem sind hier auf einer Kupfertafel verschiedene Beobachtungen des Schattens der Trabanten auf der Jupitersscheibe, die Streiffen des Jupiters und die verschiedenen Gestalten des Mars abgebildet. Sonst enthält diese Sammlung mehrere Beobachtungen von Finsternissen, Sternbedeckungen, Nordlichtern, auffallender Witterung, auch neuen Kometen. *Messier* hatte seine Entdeckung des grofsen, auch das Publicum interessirenden, Kometen von 1769. in einem Briefe vom 15. Aug. desselben Jahrs dem Könige von Preufsen, *Friedrich dem Zweyten*, angekündigt; er erhielt unterm 2. Sept. eine hier vollständig eingerückte schmeichelhafte Antwort, worin der König ihm für seine Nachrichten dankt, und ihn ersucht, mit dem Director der mathem. Klasse in Berlin, *le Sieur de la Grange*, welchem der König diese Entdeckung mitgetheilt habe, hierüber weiter zu correspondiren. 23) Verschiedene Beobachtungen der gedoppelten Bedeckung der Kornähre am 30. März und 24. May 1801., zum Theil berechnet von *La Lande*. Diese Bedeckungen, die nur selten sich ereignen, sind noch vollständiger in Deutschland gesammelt und berechnet, die erste von *Wahl* in *Bode's* astron. Jahrb. 1805. S. 132., und beide von *Wurm*, Mon. Corr. VIII. B. S. 386., und *Triesnecker*, Ephem. Vindob. 1806. S. 270. 24) Wahre Distanzen des Polarsterns vom Zenit der Seeberger Sternwarte, reducirt auf den 1. Jan. 1804. vom Frhn. *von Zach* (aus der Mon. Corr. bekannt). 25) Gegenschein des (Planeten) Herschel, zu Rom 1802. vom Abbate *Conti* beobachtet; er fiel auf den 25. März 12 St. 30′ 19″ mittl. Zeit zu Paris, mit der Länge 6z 4° 38′ 54″.6. *Conti* brauchte hiezu die Tafeln von *Oriani*. (Warum nicht die genaueren von *Delambre*?) 26) Gegenschein ebendesselben Planeten, im J. 1803. beobachtet von *Flaugergues* in Viviers. Diese Opposition traf ein am 30. März 14 St. 13′ 17″ mittl. Zeit zu Paris, mit der Länge 6z 9° 25′ 17″. 27) Olbers, der Planet, vom 21. Aug. bis 9. Oct. 1803. beobachtet von D. *Olbers*, dem Astronomen in Bremen. 28) Amsterdamer Beobachtungen von Sternbedeckungen, Verfinsterungen der Jupitersmonde, und einem Mercurdurchgange, in den Jahren 1801 bis 1803. beobachtet von *Keizer*; hieraus die Länge von Amsterdam, die bisher noch sehr ungewifs geblieben war, = 10′ 9″ in Zeit östlich von Paris; *Triesnecker* findet aus den nämlichen Beobachtungen 10′ 9″,6. 29) *Burkhardt's* Bericht an das *Bureau des Longitudes* über ein demselben eingereichtes *Mémoire* von *Duc-la-Chapelle*. Letzterer hatte wahrgenommen, dafs die Luftblase einer Wafserwage, so bald er die Hand nahe an ihre Röhre hielt, ihre Stelle merklich änderte, dafs diese Aenderung noch stärker war, wenn er den Finger erhitzt hatte, oder wenn er mit einem glühenden Eisen oder Kohle dem Niveau entweder sehr nahe kam, oder es wirklich berührte; immer stürzte sich die Luftblase schnell nach der Seite hin, wo der erwärmte Körper sich befand, und das nämliche erfolgte, wenn die eine Hälfte des Niveau den Sonnenstrahlen ausgesetzt, die andere bedeckt und gegen sie geschützt wurde. *Burkhardt* fand im August 1803., als er diese Erfahrungen zu prüfen den Auftrag erhielt, dafs die blofse Annäherung seiner Hand (und freylich haben nicht alle Menschenhände einerley Temperatur) gar keine Wirkung hervorbrachte, dafs aber ein angezündetes Licht die Luftblase eines mit Weingeist gefüllten Niveau, und in noch höherem Grade eines mit Aether gefüllten, schnell gegen sich hinzog, dafs indefs diese Veränderungen keiner festen Regel unterworfen schienen. Er folgert hieraus, dafs man allerdings beym Gebrauche des Niveau zu astronomischen Beobachtungen behutsam verfahren müsse, eine Vorsicht, an der es bisher kein sorgfältiger Astronom habe fehlen lassen. Rec. glaubt, dafs wohl die meisten mit Sextanten und einem künstlichen Horizont beobachtenden Astronomen schon die Erfahrung gemacht haben werden, wie öfters, wenn die Sonne plötzlich hinter Wolken tritt, die Verminderung der Wärme in der Luft eine augenblickliche Aenderung der Luftblase beym Niveau des künstlichen Horizonts zur Folge hat. Ueberhaupt findet Rec. nöthig, zu erinnern, dafs ganz ähnliche Erscheinungen, wie diese hier, die in Frankreich neu zu seyn scheinen, in Deutschland schon lange bekannt, genützt und daselbst wenigstens schon 8 bis 9 Jahre früher beobachtet worden sind. Man sehe die allgemein gelesene Schrift: *Bohnenberger's* Anleitung zur geographischen Ortsbestimmung (Göttingen 1795.), wo der Vf. S. 105. erzählt, dafs schon die Nähe seiner Hand die Luftblase in Bewegung gesetzt, auch dafs, wenn die Hälfte der Glasröhre im Schatten stand, die Blase sich gegen den von der Sonne beschienenen Theil bewegt habe; man müsse sich also hüten, nicht den einen Theil des Niveau im Schatten zu lassen, während dafs der andere Theil der Sonne ausgesetzt bleibe. 30) Notizen über den jungen Astronomen *Bernier*, der *Baudin* auf seiner Expedition nach Neuholland begleitete, und während der Reise am 6. Jun. 1803. mit Tode abging, ein Denkmal, seinem Zöglinge errichtet von *La Lande*. (In der Mon. Corr. X. B. S. 31. deutsch übersetzt.) 31) Astronomische Preise von einigen gelehrten Gesellschaften ausgesetzt, von dem Nat. Institut über die Störungen der Pallas, von der Turiner Akademie über die Ursachen der im Sommer- und Wintersolstiz verschieden gefundenen Schiefe der Ekliptik, und der Berliner über die Veränderungen dieser Schiefe überhaupt. 32) Astronomische Beobachtungen von *Flaugergues*, darunter auch ältere 1792. und 1796. in Viviers, und 1795. in Aubenas angestellt. Gelegentlich giebt *Fl.* eine Formel, um aus der Dauer der Verweilung am Sonnenrande, oder aus der Zwischenzeit zwischen der ersten und zweyten Berührung den Durchmesser des Mercurs zu bestimmen: wenn a der Raum in Secunden ist, den Mercur zwischen den zwey Berührungen in seiner relativen Bahn durchlaufen hat, p die beobachtete kürzeste Entfernung der Mittelpunkte, und D der Sonnendurchmesser: so ist der Durchmesser Mercurs, oder

$$d = a\sqrt{\left(1 - \frac{4p^2}{D^2 + a^2}\right)}$$

(Im dritten Supplementbande

bande zu *Bode's* astron. Jahrbüchern, wo diese Formel auch vorkommt, steht S. 77. durch einen Druckfehler im Nenner $D^2 - a^2$). Hierdurch findet *Fl.* aus dem Durchgang durch die Sonne 1786. den Durchmesser Mercurs, auf den mittlern Abstand der Erde von der Sonne reducirt, 6″, 3, aus dem Durchgange 1789. 5″,7, und 1802. 5″,5, Mittel 5″,8. *Schröter* findet aus einigen Messungen mit dem Mikrometer 6″,02, und das Mittel aus den Beobachtungen aller bisherigen Durchgänge giebt 6″, 01 nach dem astron. Jahrbuche für 1807. S. 163. Sonst will *Fl.* bemerkt haben, dass, vielleicht wegen einer elliptischen Gestalt der Mercurskugel, die Durchgänge am niedersteigenden Knoten einen grössern scheinbaren Durchmesser geben, als die vom aufsteigenden. Allein diese Verschiedenheiten sind wohl mehr auf Rechnung der Beobachter zu schreiben, als in der Sache selbst gegründet. 33) Beobachtete Höhen der Fluth an den französischen Küsten. *Pontus* fand zu Dieppe die Hafenzeit (*établissement du port*) zwischen 10 St. 51′ und 11 St., die kleinste Höhe der Fluth 3,166 Mètres, und die grösste 9,528 M. für 61′ der Parallaxe des Monds. *Porquet* in Ostende beobachtete die kleinste Fluth 1,678, die grösste 5,034 M., die Hafenzeit 12 St. 12′. *Vaultier* in Audierne hat schon 480 Beobachtungen der Fluthhöhe an das Institut eingesandt, und will die Anzahl bis 1000 vermehren. 34) Neueste astronomische Literatur (schränkt sich bloss auf französische und englische Schriften ein.) Unter den Schriftstellern über die Marine findet man hier auch den französischen Contreadmiral *Missiessy*. 35) Sieben Planeten, innerhalb 4 Tagen beobachtet von *Vidal* in Mirepoix. Nicht bloss die drey neuesten Planeten, sondern auch Uranus fehlt unter den beobachteten; man muss, um die mystische Zahl 7 voll zu machen, zu den alten Astrologen zurückkehren, und Sonne und Mond für Planeten rechnen. Die untere Conjunction der Venus, zu Toulouse im Aug. 1804. von *Vidal* beobachtet. Ebendesselben Meridianbeobachtungen von 20 der vorzüglichsten Fixsterne, vom 5. bis zum 8. Sept. 1804. am hellen Tage, nach gerader Aufsteigung und Abweichung bestimmt. 36) Ueber die Sonnenfinsterniss am 11. Febr. 1804. von *Méchain*. *M.* hat hier seine eigene Beobachtung dieser Finsterniss (es war eine der letzten dieses berühmten und verdienstvollen Astronomen) und noch mehrere andere Beobachtungen derselben in Spanien und Afrika berechnet. Die Länge von Fez, wo *Ali-Beik-Abd-Allah* beobachtete, findet *Méchain* 29′ 17″ in Zeit westlich von Paris; aus *Ali-Beik's* Beobachtung der Sonnenfinsterniss vom 17. Aug. 1803. zu Tanger folgt die Länge des letztern Orts 33′ 9″ in Zeit westlich; allein es scheint in der Beobachtung, ob sie gleich der afrikanische Astronom in einem Schreiben an *Méchain* vertheidigen will, ein Fehler zu liegen, da, nach der Lage von Tanger gegen das Cap Spartel zu schliessen, jene Länge nicht wohl über 32′ 34″ gehen kann. 37) Allgemeine Tafeln der Nutation der Sterne in gerader Aufsteigung und Abweichung, zufolge der Aufschrift berechnet „*par la D. de S. G.*" (Astronomen werden diese Buchstaben ohne Mühe entziffern.) Die Grösse der Nutation in diesen drey Tafeln, die auf Tausendtheile der Secunde berechnet sind, ist nach den neueren Untersuchungen von *La Place* = 10″,083 vorausgesetzt. 38) Analytische Methode zur Berechnung der Finsternisse von *Chabrol*. Der Vf. verspricht, eine umständliche Abhandlung über diese Materie zu liefern, wo er alles weiter ausführen und genauer beweisen wird; hier giebt er bloss die Grundzüge und hauptsächlichsten Formeln seiner Methode, bey welcher übrigens auch so, wie bey *du Séjour*, eine Projectionsebene zum Grunde liegt, die man durch das Mondscentrum gehen lässt, und die auf eine vom Mittelpunkte der Erde zu dem des verfinsterten Gestirns gezogene gerade Linie senkrecht ist. Bey der Anwendung dieser Methode ist es indess nöthig, ausser den gewöhnlichen Elementen, auch die gerade Aufsteigung und Abweichung des verfinsterten Gestirns, den Positionswinkel u. s. w. genau zu kennen, was man bey den gewöhnlichen parallaktischen Methoden nicht bedarf. 39) Phasen des Saturnringes, in den Jahren 1802. und 1803. beobachtet von *Flaugergues*. Die erste Verschwindung des Rings, oder der Durchgang der Erde durch die Ebene des Rings an der Nordseite traf ein 1802. 14. Dec. 16 St. Pariser Zeit, die erste Wiedererscheinung des Rings oder der zweyte Durchgang der Erde durch jene Ebene an der Südseite 1803. 10. Jan. 18 St. 30′, und die zweyte Verschwindung, oder der Durchgang der Ringebene durch die Sonne 1803. 14. Jun. 9 St. Hieraus lässt sich berechnen: Für 1803. Länge des aufsteigenden Knoten der Ringebene auf der Ekliptik 5 Z. 17° 10′ 53″ und auf der Saturnbahn 5 Z. 20° 42′ 37″. Im J. 1774. fand *La Lande* aus ähnlichen Phasen jene Länge auf der Ekliptik 5 Z. 17° 5′, woraus, die Präcession abgerechnet, eine jährliche rückgängige Bewegung von 37 Sec. folgen würde. 40) Zusätze zu den Berechnungen der Sonnenfinsterniss am 16. Jun. 1806. von *Goudin*. (Die vorhergehenden Berechnungen stehen in der *Conn. d. t. pour l'an XIV.*) 41) Errata in *La Lande's* Handausgabe der Logarithmen. Für jeden künftig neuentdeckten Druckfehler werden 100 Francs versprochen. 42) Algol's Lichtveränderungen, auf 1805. und 1806. voraus berechnet. 43) *Bouvard's* meteorologische Beobachtungen auf der Pariser Kais. Sternwarte im J. XII. der (wahrscheinlich zum letztenmal in der *Conn. d. t. so genannten*) Republik. (*Requiescat in pace!*)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 3. October 1806.

ERDBESCHREIBUNG.

WEIMAR, im L. Industrie-Compt.: *Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen* — herausgegeben von *M. C. Sprengel*, fortgesetzt von *T. F. Ehrmann*. — *Zwanzigster* Band. 1805. X u. 626 S. *Sieben u. zwanzigster* Bd. VIII u. 618 S. 8.

Wir verbinden die Anzeige dieser Bände, weil sie das Buch: *London und die Engländer*. Ein statistisch-moralisches Gemälde von *Ferri de St. Constant*, aus dem Französischen mit vergleichenden Anmerkungen begleitet, enthalten. Obgleich das Meisterwerk des Hn. *Goede* über England, und die fortlaufenden Nachrichten, welche die englischen Miscellen, die allgemeine Zeitung, London und Paris, *Archenholz's* Minerva u. a. von dem neuesten Zustande dieses merkwürdigen Landes, das seinen Feinden, wie ein Felsen im Meer den tobenden Fluthen, widersteht, geben, bey einigen Lesern das Vorurtheil, dass das gegenwärtige Werk überflüssig, bey andern, dass es wegen der feindseligen Stimmung der mit England im Kriege begriffenen Nation nicht getreu und unparteyisch sey, erwecken möchten: so rathen wir doch, dem Vorurtheil nicht zu viel Gewicht einzuräumen, sondern es neben die angeführten Quellen der neuesten Statistik von England zu stellen. Der Vf. schreibt mit mehr Mäsigung von England, als die gedungenen Schriftsteller seiner Nation zu thun pflegen. Er behauptet, dass *Frankreich zwar Nebenbuhlerin, aber nie eigentliche Feindin von England sey* (I, 480.). O möchten doch die, welche den meisten Einfluss auf den Geist beider Nationen haben, Wetteifer und nicht Feindschaft zu beleben suchen! Aber werden die Engländer bey der Aeusserung des Vfs., dass *die ganze englische Nation die Franzosen hasse, und sie auf dem Theater lächerlich gemacht sehen wolle* (I, 496.), glauben, dass es ihm mit jener Behauptung Ernst gewesen sey? Wird eine Nation, die gehasst wird, vornehmlich von der Reizbarkeit der französischen, den Hass geduldig ertragen, nicht mit Feindschaft erwiedern? Die beiden Charakterzüge scheinen nicht mit einander bestehen zu können. Der Vf. irret sich unsrer Meinung nach entweder in dem einen oder in dem andern, und nach der Erfahrung, die Rec. unter Engländern in England gemacht hat, kann man der englischen Nation keinen Hass gegen die französische vorwerfen, wenn gleich das von Individuen gelten mag, was der Vf. von der gesammten Nation gesagt hat. Er gestehet selbst S. 263., dass jetzt selten die beleidigende Anrede: *french dog*, gehört werde. Man sollte aber doch glauben, dass, wenn der Hass so allgemein wäre, die Spuren davon in dem Munde des gemeinen Mannes noch jetzt eben so häufig anzutreffen seyn würden, als nach der Versicherung des Vfs. vor 30 oder 40 Jahren. Auch hierin muss Rec. dem Vf. aus seiner eignen Erfahrung widersprechen. Schon zu der Zeit war der Pöbel auch in London so sehr an Fremde gewöhnt, dass der Aufzug eines Franzosen in völlig französischer Kleidung höchstselten Schimpfwörter veranlasste. Ueberhaupt thut man den Engländern Unrecht, wenn man ihnen Hass und Verachtung anderer Nationen Schuld giebt. Der Vf. hat diesen Vorwurf oft wiederholt (I, 209. 212. 262. 263.). Nationalstolz besitzen sie freylich viel, und in sofern dieser mit einer Geringschätzung anderer Nationen nothwendig verbunden ist, fällt auch letztere ihnen zur Last. Die Frage kann nur seyn: haben sie Ursache, sich über andere Nationen zu erheben, und sich Vorzüge und Geschicklichkeiten beyzulegen, die andere nicht haben? Der Vf. gesteht selbst, dass der gesunde Menschenverstand, eine Frucht der Freyheit, mehr bey diesen Insulanern, als sonst wo, anzutreffen ist (I, 336. 339.), dass Künste und Wissenschaften nirgends so sehr belohnt werden (I, 443.), dass alle Arbeiten einen ausserordentlichen Grad der Vollkommenheit erreicht haben (II, 138.). Dass die Schifffahrt, Handlung und Seemacht alle übrigen in der Welt verschlinge, die als nicht existirend in Vergleich mit der ihrigen anzusehen ist, bedarf so wenig des Zeugnisses des Vfs., als der Einstimmung der andern Nationen. Kann aber, wenn diese Vorzüge gegründet sind, es den Engländern verarget werden, dass sie dieselben an sich erkennen, und bey andern Nationen vermissen? sich für gescheuter, betriebsamer, unternehmender, reicher und glücklicher, als die auf dem festen Lande halten? Und sind die neuesten Begebenheiten, trotz der Demüthigungen, die ihre Alliirten und sie mit ihnen erfahren, nicht von der Art, dass ihr Stolz oder das Bewusstseyn ihrer Stärke und Macht sogar in diesen Unglücksfällen neue Nahrung bekommen hat? Dieser Stolz, allerdings ein Hauptzug in dem Charakter der Nation, mag bey einigen Mitgliedern in Verachtung anderer Nationen ausarten. Diese Ausartung ist aber weder eine nothwendige Folge jenes Stolzes, noch eine Eigenschaft der gesammten Nation. Rec. begreift es nicht, wie der Uebersetzer, Hr. Pastor *Netto*, Adjunct in Oberweimar, der aus *Küttners* Briefen und andern über England geschriebenen Büchern des Vfs. Schilderungen erläutert hat, noch weit mehr als der Vf. gethan, der Nation Humanität absprechen konnte (I, 221.). Der Vf.

Vf. läugnet ihr Daseyn nicht; er kann sie nur nicht mit einigen Erscheinungen in dem englischen Charakter in Einklang bringen, der ihm im Ganzen viele Contraste und Widersprüche zu enthalten scheint. Wir wollen hierüber mit dem Vf. nicht rechten, ihm auch in dem, was er von der Verschlossenheit der Engländer, ihrer Zurückhaltung (Schüchternheit scheint für *shiness* das richtigere Wort zu seyn I, 243.), Ernsthaftigkeit, Traurigkeit, die auf allen Gesichtern geschrieben seyn soll (I, 336.), und vielen andern Eigenschaften sagt, nicht widersprechen, obgleich er hierin oft übertreibt. Der Vorwurf aber, dass sie durch den Schein sich erheben wollen (I, 236.), dass alle Engländer den natürlichen Hang haben, mehr zu scheinen, als sie sind (I, 335.), ist nach des Rec. Meinung am wenigsten gegründet, es müsste sich dann der Charakter der Nation, seitdem er unter ihr gelebt hat, sehr geändert haben, wovon er sich, obgleich es ihm seine hinterlassenen Freunde mehrmalen versichert haben, nicht hat überzeugen können. Der Schein verträgt sich nicht mit der Freyheit, und wer in seinen Handlungen und Gedanken um das Urtheil andrer unbekümmert ist, wird nicht vor den Augen des Publicums in einem andern Lichte erscheinen wollen. Oder will der Vf. nur sagen, dass alle ohne Unterschied eine Wohlhabenheit im Aeussern affectiren, wenn sie ihnen auch im Innern ihrer Haushaltung nicht zu Theil geworden ist? Wenn sich dieses so verhielte: so sollte man denken, dass man sich nicht so sehr gegen die hölzernen Schuhe sträuben würde, lieber baarfuss laufen, als sich solcher Schuhe bedienen wollte. Rec. erinnert sich nicht, vor beynahe 40 Jahren, als er zuerst nach England kam, unbeschuhete Menschen gesehen zu haben, und er kann nicht umhin, die Nachricht zu bezweifeln, dass in den mehresten Grafschaften Britanniens, besonders in den nördlichen Theilen, gewiss unter 20 Personen 19 baarfuss gehen, weil die Schuhe zu theuer sind (I, 266.). Hat der Vf. Recht, so geben die Baarfüssler zu erkennen, dass sie den Schein hassen, da ihnen Glücksumstände das Seyn versagen. Was wir bisher aus dem Vf. angeführt haben, ist grossentheils aus dem zweyten Abschnitt genommen, der den Charakter, die Lebensweise und die Sitten (der Ueberschrift nach) der Einwohner von London, eigentlich aber der Engländer überhaupt schildert. Fast sollte man glauben, der Vf. wäre unter rohe Wüstlinge gekommen: denn die Begrüssungsformeln: *Damn ye*, *I am glad to see You* u. dgl. m., die S. 173. als in der feinen Welt fast allgemein gebräuchlich angeführt werden, gebraucht gewiss keiner, der zur feinen Welt gehört, und die S. 255. beschriebenen Mahlzeiten sind solche, deren sich ein gesitteter Londner schämen wird.

Der *erste* Abschnitt enthält die *Topographie von London.* Dem Pariser gewährte die simple Bauart und Einförmigkeit der Häuser und der dicke Nebel in London einen traurigen Anblick; aber die prächtigen Kaufläden und die allgemeine Wohlhabenheit söhnten ihn bald mit London wieder aus (I, 17.), und er gesteht, dass es schwer sey, davon auch nur eine unvollkommene Vorstellung zu geben (I, 28.). Dem Hn. *von Archenholz* nimmt er es sehr übel, dass er die Brücken über die Themse viel schöner findet, als die über die Seine bey Paris. Er hat daher auch von der längsten und breitesten, der Westmünster Brücke, fast gar nichts gesagt (I, 82.). Zu diesem Abschn. gehört der in Kupfer gestochene Plan von London, mit welchem man den bey dem *zweyten* Bande befindlichen von den Environs, 12 (engl.) Meilen in der Runde um London, verbinden muss, um sich einen Begriff von der Metropole, die an Volksmenge, Reichthum und Thätigkeit alle übrigen Städte in Europa weit übertrifft, zu machen. Dass der Vf. London und die Engländer in diesem und den übrigen Abschnitten aus eigener Ansicht und Umgang schildert, ist keinem Zweifel unterworfen. Aus der Meldung des Aufstandes unter den Manufakturisten in Wiltshire 1804. (II, 161.) ist um so weniger zu schliessen, dass er noch in dem Jahre in England war, weil das Original in demselben Jahre herauskam. Wahrscheinlich war er vor 1801., aber doch nicht lange vorher, in England. Von *Wakefield*, dem berühmten Philologen, der 1801. starb, spricht er, als wenn er noch lebend wäre (I, 527.). Der Vf. hat aber auch viele Bücher über England gelesen, sie oft citirt und ganze Stellen daraus angeführt, nicht bloss die grösseren, von *Wendeborn*, *Archenholz*, *Knox* u. a., unter denen auch *Baert Tableau de la Grande Bretagne* 1801. ist, sondern auch kleine Flugschriften, die hier excerpirt das Buch noch wichtiger machen. Als ein Anti-Britte hat er sich aber vornehmlich an die Schriften von der Oppositions-Partey gehalten, die den gegenwärtigen Zustand gewöhnlich mit zu grellen Farben schildern. Man muss sich hieran erinnern, weil man sonst leicht zu viel Gewicht auf die Zeugnisse, welche der Vf. aus den englischen Schriften beybringt, legen könnte.

Der *dritte* Abschnitt handelt von der *englischen Literatur*, der *Erziehung* im Allgemeinen, den *Schulen*, *Universitäten*, und andern *literarischen Anstalten*, und von allen Zweigen der Literatur, welche die Engländer bearbeitet haben, oder noch bearbeiten. Die englischen Universitäten werden nicht gelobt. Darin müssen wir dem Vf. vollkommen Recht geben, auch darin, dass man in Cambridge noch mehr von dem alten Rost und Wuste im Fortgange der Zeit abgestreift habe, als in Oxford. Aber darin übertreibt er wieder, dass *Grotius*, *Pufendorf*, *Locke*, *Newton* u. a., die er S. 174. namhaft macht, Schriftsteller sind, die von Oxford verbannt sind. Rec. weiss, dass die angeführten und andern, die bey dem Vf. nachzulesen sind, von den *Tutors* ihren Pupillen zum Lesen und Excerpiren empfohlen werden, und die Pupillen ihre Excerpten und Bemerkungen über die gelesenen Bücher vorzeigen müssen. Schon der Vf. des *Terrae Filius or the Secret History of the University of Oxford*, einer scharfen Rüge der mancherley Gebrechen dieser Universität, deren Einkünfte mit dem Nutzen, den sie der Literatur leistet, in umgekehrtem Verhältnisse stehen,

stehen, hat in der Vorrede zur *zweyten* Ausgabe 1726. gerühmt, dass seit der Bekanntmachung seines Buchs 1721. verschiedenes in den Colleges verbessert sey, dass *Locke*, *Clarke* und *Newton* Beyfall finden und *Aristoteles* auf seinem Throne zu wanken anfange. Uebrigens muss man sich allerdings wundern, dass, obgleich lange vor *Knox* der mangelhafte akademische Unterricht dem Publicum vor Augen gelegt war, doch so wenig zur Verbesserung desselben geschehen ist. Jedoch ist verschiedenes nicht so arg, als der Vf. erzählt, z. B. nicht viermal, sondern zweymal des Tages wird in den Colleges in die Betstunden gegangen (I, 381.), mehr, um über die anwesenden Studenten eine Musterung zu halten, als zur Andacht. Auch kann es leicht missverstanden werden, dass *alle Studenten, die zur Universität gehören, schwarz gekleidet gehen* (I, 368.). Ueber die Kleidung, die ein jeder nach Belieben wählen kann (nur die rothe Farbe ist verboten), wird ein Mantel mit Aermeln oder Ueberrock von schwarzem Camelott oder Seide getragen, den man aber im Hause ablegt, und der nur dazu dienen soll, die Universitätsverwandte auf der Strasse an der Kleidung zu erkennen. Er heisst *Gown*, und ein Akademiker *a Gownsman*. Vielleicht würden sich auch die deutschen Studenten vor mancher Unsittlichkeit in Acht nehmen, wenn sie durch die Tracht an ihren Stand erinnert würden, oder fürchten müssten, dadurch leicht entdeckt zu werden. — Dass eine gelehrte Societät zu Spalding sey, und sich durch ihre Schriften Ruhm erworben habe (S. 408.), ist Rec. neu. — Wenn der Vf. von London bemerkt, dass sie diejenige Stadt in Europa sey, wo man am wenigsten leicht und bequem lesen und literarische Untersuchungen anstellen könne: so hat er nicht in Anschlag gebracht, dass man auf dem brittischen Museum mit so vieler Bequemlichkeit studiren könne, als auf der National-Bibliothek zu Paris [der Vf. klagt über Schwierigkeit, Zutritt zu dem Museum zu bekommen (S. 410.); Rec. glaubt, dass, wenn dieses auch in einzelnen Fällen Statt gefunden haben mag, es doch jetzt so wenig als sonst in der Regel sey]; ferner, dass man in den wohl besetzten Buchläden — man denke hiebey an den 200,000 Bände starken von *Lackington* — Stunden lang in gebundenen Büchern lesen könne, und dass in den vielen Kaffehäusern ausser den politischen Zeitungen auch Journale und periodische Schriften gehalten und aufbewahrt werden. Rec. gesteht übrigens gern, dass durch diese Gelegenheiten der Mangel an grossen öffentlichen Bibliotheken nicht ersetzt werde. — Die Verdienste der englischen Gelehrten, hauptsächlich in den neuesten Zeiten, werden mit Unparteylichkeit nach ihrem wahren Werthe gewürdigt, und man kann diesen Abschnitt als eine Gallerie der jetzt lebenden oder kürzlich verstorbenen Schriftsteller ansehen. Nur sind zuweilen einige Namen, vielleicht mehr aus Versehen des Buchdruckers, als des Vfs. oder Uebersetzers, falsch geschrieben. Die bekannten Schriftsteller *Addison* und *Warburton* heissen fast beständig *Addisson* und *Warbuton*. Statt *Haled* (S. 541.) lese man *Halhed*, statt *Utcheson* (S. 575.) *Hutcheson*, statt *Aesley* (S. 465.) *Ansly*, statt *Cracherodie* (S. 414.) *Cracherode*, statt *Horne, Tooke* (S. 580.) *Horne Tooke*, statt *Archdall* (S. 540.) *Archdale*, statt *Manco Park* (S. 570.) *Mungo Park*, statt *Saint Clair* (II, 124.) *Sinclair*, *Dollond* (II, 148.) statt *Dollon* u. s. w. Das von *Madan* herausgegebene Werk heisst nicht *Teliphtora* (S. 578.), sondern *Thelyphthora*, und die periodische Schrift *Babillard* (S. 575.) ist *Tattler* im Englischen, *der Schwätzer*.

(*Der Beschluss folgt.*)

STATISTIK.

PRAG, b. Barth: *Versuch einer statistischen Geographie von Böhmen*, von *J. N. Müllner*. 1805. 385 S. 8.

Was der Vf. unter einer statistischen Geographie von Böhmen verstehe, erhellt am besten aus den Ueberschriften der drey Abtheilungen, in welche das Buch zerfällt. I. Gedanken über die Verhältnisse der Bevölkerung und der Grundproducte in Böhmen, nebst einer periodischen Geschichte der Eintheilung des Landes. — Grössenbestimmung eines jeden Kreises in geographischen Quadr. M., und (Aufzählung) der besten brauchbarsten Landkarten. II. Städte und derselben Unterschied, nebst dem St. Wenzelsvertrag; Territorialgüter und Unterschied des Besitzstandes, nebst einem alphabetischen Hauptverzeichnisse sämmtlicher Städte, Herrschaften, Güter, Höfe u. s. w. in Böhmen. III. Skizze über den Stand der kathol. Geistlichkeit in Böhmen, nebst einem allgemeinen Verzeichnisse sämmtlicher Pfründen, und einem Verzeichnisse aller Städte, als ein Nachtrag zum Vorhergehenden.

Schon hieraus ersieht man, dass man mit diesem Buche weder eine eigentliche förmliche Geographie, noch eine vollkommne Statistik von Böhmen empfängt, sondern nur einzelne Kapitel aus der böhm. Statistik, erläutert durch geograph. Bruchstücke und Ortsverzeichnisse, welche letztere einen grossen Theil des Buchs einnehmen, aber so mager sind, dass man sich schwerlich damit befriedigen, sondern lieber zu *Schallers* Topographie und dem Catastrum von Böhmen — als zu den Quellen, woraus unser Vf. selbst geschöpft hat — seine Zuflucht nehmen wird.

In der ersten Abtheilung versucht sich der Vf. in Beziehung auf Böhmen in der politischen Arithmetik. Das Land habe unter Rudolph II. 3,300000 Einwohner gehabt; im J. 1798. zählte es 3,041000. Der Vf. giebt nun in Zahlen das Verhältniss der verschiedenen Geschlechter, Stände, Kreise, endlich das Verhältniss Böhmens zu andern Ländern in Rücksicht der Seelenzahl und der Flächengrösse an. Nach einem Durchschnitt von 10 Jahren vermehrt sich die Bevölkerung um 30000 Köpfe jährlich. Der Vf. versucht das Problem zu lösen, wie bey dieser steigenden Bevölkerung das Uebermässige, die Theurung und das Elend des Volks zu verhüten sey; und er findet das Hauptmittel nur in der Verbesserung des Ackerbaues, vermöge welcher nicht nur das sechste, sondern

fondern auch das fiebente Korn erzeugt werden könnte. Er eifert wider die Zertheilung der grössern Feldwirthschaften, aber auch wider die Zehnten und Frohndienste; wünscht Vermehrung der Industrie, des Absatzes der Manufacturen und des Umlaufes von baarem Gelde. Alles dieses läst sich im Allgemeinen leicht fordern; aber, wie es in der Wirklichkeit zu bewerkstelligen sey? wie man dem Getreidewucher Einhalt thun, auf den Fall eines ein- oder mehrjährigen Miswachses durch Magazine sorgen, verarmten Fabrikanten in Zeiten der Noth durch Vorschüsse helfen u. s. w. solle? diess berührt der Vf. nicht, der überhaupt im Fache der Staatswirthschaft nicht über die Elemente derselben fortgeschritten zu seyn scheint. — Der Vf. zählt übrigens noch in der ersten Abtheilung die vormalige und die jetzige Eintheilung der seit 1751. bestehenden 16 Kreise Böhmens her, berechnet ihren Flächeninhalt nach Q. Meilen, und empfiehlt unter mehrern von ihm erwähnten Karten die Güssefeldsche. Die Kindermannsche kennt er nicht.

In der zweyten Abtheilung trifft man auf einen Abschnitt: *Von dem Endzwecke der Städte, Geschichte.* Dem letztern Worte entspricht durchaus der Inhalt nicht, und vom Endzwecke der Städte wird viel Triviales gesagt. *Verschiedene Klassen der Städte;* auch nichts Unbekanntes. *Abdruck des St. Wenzelsvertrags vom J. 1517. zwischen Städten und Adel.* Verzeichniss der Fideicommisse in Böhmen. Erbzinspachter giebt es seit 1777. 1778. auf den böhmischen Kameralherrschaften. Böhmische Lehen. Freysassen. Was von beiden letztern gemeldet wird, ist äusserst dürftig. S. 143. steht das Verzeichniss der böhmischen Lehen, aber mit Ausnahme des Elbogner Kreises und des Egrer Bezirks. Von den Freysassen giebt der Vf. gar keinen publicistischen Begriff. Dagegen hält er uns mit unnützen langen Erklärungen dessen, was Lehen, Fideicommiss und Emphyteusis, und was im deutschen Reiche bey Lehen üblich sey, und wie es an der hohen Schule gelehrt werde, auf; wobey man denn auf S. 120. etlichemal *dominum* statt *dominium*, *Fideicommissis* statt *fideicommissa*, Lehnbrief durch *littera investitura* übersetzt findet, so wie vorher S. 41. *Cleba* statt *Gleba*, und S. 55. *Agericultores* statt *Agricolae*, S. 70. *Cive* statt *Civem* und andere dergleichen lateinische Schnitzer vorkommen. Der deutsche Stil und die Rechtschreibung ist eben so fehlerhaft. So heisst es z. B. S. 285.: Laut Hofdecret vom 2. April 1802. soll von den bestehenden Klöstern keines mehr aufgehoben werden, und kann ein jedes die Zahl der *Candidaten* nach Verhältniss *ihrer* Einkünfte vermehren. — Das oben angedeutete alphabetische Hauptverzeichniss u. s. w. füllt 86 Seiten. S. 236. folgen die königl. Weinbergämtlichen Jurisdictionsgründe. Ueber die Frage, wie viel ohngefähr Wein in Böhmen gezeugt werde? wird hieraus niemand klug. Selbst das Verzeichniss dieser Gründe ist mit äusserster Nachlässigkeit abgedruckt. So z. B. kommt der Grund *Auschlaner Berg* dreymal auf einer Seite vor.

In der dritten Abtheilung giebt es folgende Rubriken: Geschichte (eigentlich Entstehung und Privilegien des Erzbisthums, der drey Bisthümer), Bestand des Regensburger Commissariats seit 1789. — Rang der Geistlichkeit. — Verzeichniss der Dom- und Collegiatstifter. — Summarische Uebersicht der Diöcesen, Kreise, Vicariate. — Verzeichniss der Prager Bischöfe und Erzbischöfe — der aufgehobenen und beybehaltenen Klöster (letztere belaufen sich noch auf 72.) — der unter Joseph II. neu errichteten Pfarreyen und Expondituren. — Akatholische Geistlichkeit (36 reformirte, 12 evangelische Gemeinden). Religionslehrer bey den Israeliten (sie theilen sich in den Oberrabiner, die 17 Kreis- und die Ortsrabiner). Verzeichniss sämmtlicher Seelsorgerbezirke. — Allgemeines Verzeichniss der Städte, als ein Beytrag zum Ortsverzeichnisse aller Seelsorgerpfründen. Mit solchen vielfältigen Verzeichnissen ist das Papier verschwendet; das alphabetische Hauptverzeichniss hätte genügt, wenn die Städte und Seelsorgerbezirke durch Zeichen angedeutet worden wären.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Hannover*, b. Hahn: *Ueber die Errichtung einer Zettel- und Leihbank und deren Nutzen für die Hannöverschen Lande.* 1806. 3 Bog. gr. 8. (6 gr.) — „Unsre öffentlichen Kassen, sagt der Vf., sind leer, ihr Credit ist erschöpft, ein grosser Theil von dem, was der Schweiss der Contribuabeln ihnen zuführt, wird noch eine lange Reihe von Jahren hindurch dem Lande entzogen werden, und zur Verzinsung und zum Abtragen der zur Befriedigung des Feindes erforderlich gewesenen auswärts gemachten Anleihen aus dem Lande hinausgehen müssen. Wohlhabende Privatleute sind verarmt, angesessene und bisher für höchst sicher gehaltene Handelshäuser haben ihre Zahlungen einstellen müssen, und ihr Credit, der vorhin auf den Geldumlauf höchst nützlich einwirkte, ist vernichtet." Diesen Uebeln glaubt der Vf. durch Errichtung einer Zettelbank entgegen zu wirken, und thut dazu jedoch bloss allgemeine Vorschläge, die mit den bekannten Ideen von solchen Banken übereinstimmen. So sehr nun Rec. überzeugt ist, dass eine Zettelbank ein sehr wohlthätiges Institut für ein reiches, industriöses und credithabendes Volk ist: so wenig glaubt er, dass eine Lage, wie sie der Vf. von Hannover schildert, und wie sie allgemein bekannt ist, und ein Zeitpunkt, wo sich ein Land in einer solchen politischen Krisis befindet, als gegenwärtig das Kurfürstenthum Hannover, dazu geeignet sey, eine Zettelbank zu errichten. Diese kann keinen Credit schaffen, wo keiner ist; sie muss auf vorhandenen Credit gebaut werden; sie kann kein Gewerbe und keine Industrie erzeugen, sondern sie kann nur dem regsamen Fleisse zu Hülfe kommen; mit einem Worte: eine Zettelbank passt für reiche, blühende, lebhaft commercirende Länder, aber nicht für arme in Elend schmachtende Provinzen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 4. October 1806.

ERDBESCHREIBUNG.

WEIMAR, im L. Industrie-Compt.: *Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen* — herausgegeben von *M. C. Sprengel*, fortgesetzt von *T. F. Ehrmann* u. s. w.

(Beschluss der in Num. 237. abgebrochenen Recension.)

Der *vierte* Abschnitt, womit der *zweyte* Band des vorliegenden französischen Werkes, oder der *sieben und zwanzigste* der *Bibliothek der Reisebeschreibungen* anfängt, schildert den Zustand *der schönen Künste*, *der Gewerbe*, *des Handels* und *der Finanzen*. Die Engländer sollen erst seit 1769. einige Fortschritte in den schönen Künsten gemacht haben, indessen noch lange nicht sich den Völkern, bey welchen die schönen Künste nur mittelmäsig blühen, gleichstellen können. Die britannische Maler-Schule ist durch *Josua Reynolds* gestiftet. Die vornehmsten Maler werden angeführt, ihre Werke beurtheilt, und ein Verzeichniss von 21 Gemälde-Sammlungen in und ausser London gegeben. Sammlungen von Bildhauer-Arbeiten werden 16 gezählt, und ausserdem noch gegen 20 Besitzer schöner Antiken namhaft gemacht, welche Nachrichten mit dem Bedauern, dass die schönen Werke zerstreut, nicht in einer Gallerie in der Hauptstadt aufgestellt sind, beschlossen werden. Der Etrurischen Vasen in dem Brittischen Museum hat der Vf. in dem *zweyten* Abschnitt erwähnt. Aber wir vermissen hier die Erwähnung der Gemmen-Sammlung des letzten Herzogs von Orleans, die bekanntlich nach England gekommen ist. Die Carricaturen haben unter den Kupferstichen des Vfs. ganzes Missfallen; er lobt den moralischen Zweck, den *Hogarth* vor Augen hatte, und findet *Gilray's* Arbeiten, von denen bey uns so viele durch das Journal: London u. Paris, bekannt geworden sind, plump und unanständig. Die Vertheilung der Ländereyen unter mehrere Eigenthümer wird für ein Mittel, den Ackerbau blühend zu machen, und die Zahl der Einwohner zu vermehren, gehalten, und die Regierung getadelt, dass sie die überhand nehmende Wuth, grosse Ländereyen zu besitzen, begünstige (S. 123.). Eine Untersuchung, in wie weit der Vf. Recht habe, würde die Gränzen der Recension überschreiten; aber das wird doch ein jeder, der England nur einigermassen kennt, für übertrieben halten, dass *im Allgemeinen England unter allen Ländern Europa's am wenigsten angebaut sey* (S. 119.). In Ansehung der mechanischen Künste ist der Vf. aufrichtig genug, zu bekennen, dass sie in England einen Grad der Vollkommenheit erreicht haben, den man auf dem Continent umsonst zu erreichen sucht. Er tadelt die Verheimlichung des Verfahrens in den Werkstätten, die Verweigerung des Zutritts zu denselben, wobey er nicht in Anschlag bringt, dass der Zeitverlust für die Arbeiten eine von den bewegenden Ursachen ist, warum fremder Besuch nicht mehr zugelassen wird, die Einführung der vielen Maschinen, wodurch Menschenarbeit entbehrlich wird, die Anhäufung der meisten Fabriken in London, die vielen Gesetze zum Vortheil der Fabricanten und zum Schaden der Arbeiter, namentlich das Gesetz, welches verbietet, Zeugknöpfe zu tragen, und das für den Codex eines Asiatischen Despoten viel schicklicher seyn würde, als für den eines freyen Volkes; wobey er aber nicht bedenkt, dass es nicht ein Despot, sondern das Volk selbst ist, welches sich dieses Gesetz gegeben hat; und endlich den unglücklichen Zustand und die Sittenlosigkeit der in den Manufacturstädten arbeitenden Volksklasse (S. 137 — 163.). Der reichhaltigste Gegenstand in der englischen Statistik, den jetzt Europa mit vereinter Kraft vernichten soll, ist, wie schon die Seitenzahl ergiebt, keineswegs erschöpft. Zu den S. 146. angeführten grosen Eisenfabriken setze man noch die des *J. Crawshay* zu Cyfarthsa in Südwales, wo mehr als 2000 Menschen beständig beschäftigt sind, wöchentlich für Arbeitslohn und andere Ausgaben 25000 Pf. St. ausgegeben, und 60 bis 70 Tonnen Eisen verarbeitet werden. Ein unbedeutendes Versehen ist es, dass Baskerville zu *London* gedruckt habe (S. 148.). Seine Druckerey war in Birmingham, welcher Ort auch auf dem Titel der von ihm gedruckten Bücher steht. Eine Bierbrauerey ist nicht *zu Meux* (S. 152.), sondern *Meux* ist der Name eines Brauers in London, der die gröste Quantität Porter brauet. Dass beynahe der vierte Theil der Manufacturen sich in und um London befinde, möchte Rec. läugnen; noch mehr aber bestreiten, dass mehrere davon, z. B. Uhrmacher, Juweliere, Goldschmiede u. a. m., blos in der Hauptstadt anzutreffen seyen. Das ganze Land gleicht einer unermesslichen Fabrikstadt, umgeben mit einer Menge von Schiffen, welche die Fabricate in alle Gegenden der Welt bringen. Zu dem, was der Vf. von dem englischen Handel sagt, kann noch manches hinzugesetzt werden. Er erklärt den geringen Vorrath von baarem Gelde, nach *Rosens* Berechnung, nur von 44 Millionen Pf. St. aus dem klugen Betragen eines Kaufmannes, der nicht mehr Geld in Cassa hat, als er zur höchsten Noth braucht (S. 182.). Des Papiergeldes oder der Banknoten gedenkt der Vf. hier nicht. Da es aber noch immer mit der klingenden Münze

Münze *al pari* steht, und der Cours desselben kein erzwungener oder befohlener ist: so ist es, wenn von vorräthigem Gelde die Rede ist, nicht auszuschliessen. Die Bank hat nach S. 209. die Summe der von ihr ausgestellten Noten noch nicht bekannt gemacht, jedoch nach S. 210. im Februar 1803. erklärt, dass 16,108,610 Pf. St. in Noten von 5 Pf. und darüber und in Noten von 2 und 1 Pf. circuliren. Die letztere Nachricht hebt die erstere auf; scheint uns aber doch nicht völlig richtig zu seyn. Denn Rec. hat aus *Sinclair history of the Revenue of the British Empire* sich angemerkt, dass im J. 1803. in Banknoten 17,931,930 Pf. St. im Umlauf waren. Ueber die englischen Finanzen stimmt er die in Frankreich so gern gehörte Litaney an, dass der Reichthum der Nation bloss idealisch, auf die ungleichste Art vertheilt sey; die Mittel zur Tilgung der Nationalschuld unsicher seyen; die Leichtigkeit, Anleihen zu machen, lange und kostspielige Kriege erzeugt habe u. dgl. m. Am Schlusse dieses Paragraphen (S. 272.) fällt die Bemerkung auf, dass, wenn durch die Erschöpfung des Anleih-Systems ein allgemeiner Friede bewirkt werden sollte, ein *allgemeiner* Bankerutt noch gewisser sey. Der brittischen Armee lässt der Vf. in so fern Gerechtigkeit wiederfahren, dass er gesteht, in Rücksicht des Muthes gebe sie keiner andern etwas nach (S. 285.). Er lenkt aber in den herrschenden Ton der Gebietenden ein, durch den Zusatz, *besonders wenn es ihr nicht an Roastbeef und Porter fehlt.* Wurde R. und P. den englischen Soldaten in alle die Weltgegenden nachgeführt, wo sie sich tapfer geschlagen haben?

Der *fünfte* Abschnitt beschreibt den *Religionszustand*, mit Zuziehung einiger der neuesten Schriften, die über diesen Gegenstand in England geschrieben sind, und mit einigen Rückblicken in die vergangenen Zeiten. S. 356. wird der Stifter der Methodisten *Wilson* statt *Wesley* genannt. Die Anzahl der Katholiken nimmt auf eine sehr merkliche Art ab, nicht sowohl aus Eigennutz und Ehrgeiz, als aus Gleichgültigkeit in der Religion, worin Katholiken und Protestanten übereinkommen. Sie wird auf 60 bis 70,000 geschätzt, unter denen 8 Peers, 19 Baronets und etwa 150 Squires und Gentlemen sind, von denen wenige über 1000 Pf. St. jährlich einzunehmen haben.

Der *sechste* Abschnitt, von der *englischen Constitution*, ist durch die Erzählung der neuesten, während der französischen Revolution gewagten, und durch dieselbe veranlassten Versuche, die Constitution über den Haufen zu werfen, welche Versuche für ein Hirngespinst des Ministers *Pitt* und seiner Anhänger erklärt werden, sehr verlängert. Zuerst wird in diesem Abschnitte von der Polizey und Justiz gehandelt. Wie schief der Vf. die Handlungen der Franzosen und Engländer zuweilen beurtheilt, um jenen ein Ehrgefühl, diesen Eigennutz, als die Triebfedern ihrer Handlungen, beyzumessen, mag folgendes Beyspiel zeigen. Wenn der von einem Räuber angefallene Franzose sein Geld nicht hergeben will: so thut er es nicht aus Liebe zum Gelde, sondern weil er den Forderungen eines Elenden nicht Genüge leisten will. Der Engländer, durch den Zahlensinn geleitet, wird eine Bilanz zwischen seinem Leben und dem bey sich habenden Gelde ziehen, und jenes gern mit seinem Geldbeutel, sollten auch 100 Guineen darin vorhanden seyn, lösen (S. 412.). Die peinlichen Gesetze werden gelobt, und über die Schaulust der englischen Frauenzimmer bey Hinrichtungen wird eine grosse Verwunderung bezeugt (S. 431.), als wenn nicht Neugierde ein charakteristischer Zug des weiblichen Geschlechts in jedem Lande wäre. Als Franzose, und zu den jetzigen Zeiten, durfte der Vf. den Engländern keine politische Freyheit einräumen. Durch die Angriffe, welche unter der jetzigen Regierung auf die Constitution geschehen, und durch die Zunahme der königlichen Gewalt sey die Constitution nur noch in Büchern anzutreffen. Das Parlament sey souverän, das Parlament sey aber nicht die Nation, und da diese auf keinem andern Wege, als durch Aufstand, ihre Rechte vertheidigen könne: so könne man nicht sagen, dass die Nation eine Constitution habe. Beide Häuser seyen dem Einfluss der Krone unterworfen, nicht unabhängig, seit der Thronbesteigung Georgs III. von 1761 — 1800. seyen zu 491 Peers noch 313 neue hinzugekommen, die sowohl als die Bischöfe fast beständig auf der Seite des Ministeriums stimmten. So wenig nun auch der Staatsverfassung der ihr von Ein- und Ausländern beygelegte Ruhm zugestanden wird: so wird doch am Ende zugegeben, dass der Streit der Minister, den sie mit ihren Gegnern führen, von Nutzen sey, und sich unter der Nation eine unabhängige Opposition bilde, welcher das Ministerium und das Parlament oft nachgeben müssen (S. 532.). Ist, möchte man fragen, bey so bewandten Umständen das Volk nicht frey? oder wo ist in Europa ein Volk, wie dieses, das an der Gesetzgebung so vielen Antheil nimmt, und durch seine Repräsentanten den ehrgeizigen oder auf das Wohl des Staats nicht abzweckenden Absichten der Regierung ein Ziel setzen kann? In der Beschreibung des Elends, welches in Irland herrschet; der Sklaverey und des Druckes, worin die Einwohner leben; der Schändlichkeit, womit die englische Regierung sie hintergangen hat, die den Katholiken freye Religionsübung versprochen hatte, um sie für die Unionsacte zu gewinnen, aber nie gesonnen war, ihr Wort zu halten, übertrifft der Vf. sich selbst. Er schliesst sein Werk mit einer Uebersicht der Lobredner und Tadler Englands. *Montesquieu* und *Voltaire* lobten es, um desto schneidender eine Parallele mit den absoluten Monarchieen zu ziehen. *Archenholz* kennt der Vf. nur aus seinem frühern Werke: *England und Italien*, nicht aus seinen brittischen Annalen und Minerva. Er hält es für eines der besten und interessantesten, aber auch für sehr parteyisch. Zu den Schriftstellern, welche die Fehler der brittischen Constitution und Regierung aufdecken, und ein getreues Gemälde der Sitten und des Charakters der Nation aus reiner Empfindung der Menschheit entwerfen, und von denen er keinen namentlich anführt, will wohl der Vf. gezählt seyn. Im Ganzen findet der Vf. mehr zu tadeln als zu loben, und

und indem er sich von den Bewunderern der Nation entfernt hält, zeigt er doch keine Animosität gegen eine Nation, welche, weil man ihr auf ihrer glücklichen Insel keinen empfindlichen Streich beybringen kann, auf dem festen Lande als die Feindin aller übrigen in gehässigem Lichte von Schriftstellern in und ausser Frankreich geschildert wird.

Die Uebersetzung hat, so weit, ohne das Original vor Augen zu haben, ein Urtheil gefällt werden kann, weder viele, noch auffallende Fehler. Wenn sie zuweilen weitschweifig und schleppend ist: so trifft der Vorwurf nicht sie. Spuren der Eile sind uns indessen mehrere aufgestossen, z. B. I, 132. *Negozianten für Fremde* sind Negozianten, die ins Ausland handeln. II, 258. Die *sogenannten Geldmenschen* werden die seyn, welche man in England *monied men*, *Capitalisten*, nennt. Die *Curates*, die unterste Klasse der Geistlichen, auf Französisch *Curés*, werden *Kuraten* genannt, ein Wort, welches sich nur durch den Zusammenhang erklären lässt. — II, 438. *Gestirnte Kammer* wird für *Star Chamber* gebraucht. — S. 424. Z. 8 — 10. v. u. hat keinen Sinn, wenn man nicht Z. 8. statt *noch*, *nicht* lieset. Vielleicht ist aber auch etwas ausgelassen. — S. 492. Z. 9. Die angeführten Herren, unter welchen statt *Bourgogne*, *Bourgoyne* zu lesen ist, können unmöglich erklärt haben, dass man *nur eine* eigentliche Repräsentation im Parlament habe. Sie haben gewiss das Gegentheil behauptet. — S. 553. Z. 2. 3. *man sagte nicht*, *ob*. Hier sollte *daß* stehen. — S. 567. Z. 4. *daß sie eben daher entsprungen wären*, *als jene*. Der Sinn scheint dieser zu seyn, dass sie mit jenen einerley Ursprung hätten.

STOCKHOLM, b. Delén: *Resa igenom en del of England and Skottland.* Åren 1802 och 1803. af *Eric Th. Svedenstjerna.* (Reise durch einen Theil von England und Schottland in den Jahren 1802 u. 1803.) 1804. 329 S. gr. 8.

Hr. *S.* reisete vorzüglich als Mineralog und Bergmann nur für seine Wissenschaft, um seine Kenntnisse besonders in Hinsicht der Eisenwerke zu vermehren, und er beschreibt daher auch nur vorzüglich das, was zu der englischen Eisenbearbeitung und andern damit in Gemeinschaft stehenden Einrichtungen und ähnlichen Fabriken und Manufacturen gehört, und in so fern hat also sein Buch mit *Jars Voyage metallurgique* u. m. a. gleichen Zweck. Eine Bergwerksgesellschaft in Schweden hatte ihn, wie es scheint, zu dieser Reise beauftragt. Er begab sich von Calais über Dower sogleich nach London, wo er zuerst die vom Gr. *Rumford* gestiftete sogenannte *Royal institution*, die *Royal Society*, oder die dortige Akademie der Wissenschaften, das *British Museum*, wo man vielleicht eine der reichsten Sammlungen antrifft (nur nicht in der Ordnung und in dem Zusammenhange zum Unterricht für Lehrbegierige, wie das Museum im *Jardin de Plantes* zu Paris), worin sich auch die vortreffliche Mineraliensammlung von *Hatchett* befindet, in welcher auch ein Stück von der seltenen Steinart ist, worin *Hatchett* das neue Metall, *Columbium*, entdeckte, und das Gr. *Burton*, ein Chemiker, nach seinem System (wohl nicht das beste für eine solche Sammlung) aufgestellt hat, und endlich das *Leverian Museum* beschreibt, welches unter andern ein kostbares mineralogisches Kabinet enthält. Ausserdem bemerkt er auch die dortige *Mineralogical Society*, deren Gegenstand nicht allein die wissenschaftliche Kenntniss der Mineralien, sondern auch ihre Anwendung in der Haushaltung für Fabriken und Handwerker ist. Auch gedenkt er einiger wichtigen Privatsammlungen, als des Hn. *Greville*, die er vom Prinzen *Kaunitz* in Wien erhalten, und die an Grösse, Vollständigkeit und Schönheit kaum ihres Gleichen hat, und an Werth über 25,000 Pf. St. geschätzt wird, welche Gr. *Burton*, so wie die des *J. Aubin* und *A. Hume* unter seiner Aufsicht hat. Auch wird *J. Banks* nicht vergessen, dessen vortreffliche naturhistorische Bibliothek und Sammlungen für jedermann immer offen stehen.

Nachdem der Vf. sich in den Wintermonaten mit allen diesen Einrichtungen bekannt gemacht, und sich Bekanntschaften und zuverlässige Empfehlungen an die einsichtvollsten Besitzer englischer Eisenwerke verschafft hatte, ging er im Febr. von London ab, um solche selbst zu besehen. Die Reise ging durch einen Theil von Kornwall, Wales und Schottland, durch Svansea, Sheffield, Birmingham, Hull, Newcastle, Edinburgh, Carlisle, Leverpool u. a. O., und allenthalben, wohin man den Vf. begleitet, wird man Ursache finden, die immer rege Industrie des englischen Kunstfleisses, die scharfsinnigen Erfindungen, Zeit und Kraft durch zwar kostbare, aber äusserst wirksame Maschinen zu ersparen, die einfache Arbeitsmethode, die Mittel, ihren Fabriken und Manufacturwaaren immer neue Vollkommenheit und mehr Solidität zu geben, die Mittel, den Transport derselben zu erleichtern, und den dazu nöthigen ungeheuern Aufwand u. dgl. zu bewundern. Rec. will hier nur einige der vornehmsten Gegenstände berühren, worauf der Vf. seine Aufmerksamkeit richtete; als S. 44. die Beschreibung einer Mühle, Feuersteine darauf zu mahlen, die dann zur Glasurmasse gebraucht werden. S. 55. die Nachricht von dem feuerfesten Thon und dem weissen halb durchsichtigen Feldspath zu dortigen echten Porcellanfabriken. S. 69. von den Kohlenflötzen bey Svansea, in einer Strecke von mehr als 16 schwed. Meilen Länge, und 3 bis 4 M. Breite, die von allen Seiten von Kalk - und Schiefergestein eingeschlossen sind, und den dortigen Kupferwerken, Steinkohlengruben, Dampfmaschinen, Kanälen und den mit Gusseisen belegten Wegen, wo hier unterandern drey Wagen, jeder mit 13 Ctr. Kohlen belastet, durch eigene Schwere getrieben, und nur von einem einzigen Mann gesteuert, diesen abschüssigen Eisenweg bis an den Lastageplatz heruntergleiten, von wo sie sogleich auf ein über den Fluss erbautes Gerüst geführt werden, worunter ein Kohlenfahrzeug mit offnem Raum liegt. Sobald der Wagen auf die gehörige Stelle kommt, wird unter ihm in dem Gerüste die darin befindliche Oeffnung aufgemacht, und unten aus dem Wa-

Wagen ein Schliefsbolzen ausgezogen, worauf sich auch solcher öffnet, und den ganzen Kohlenvorrath mit einemmal durch jene Oeffnung in den Raum des darunter liegenden Schiffs fallen läfst. An einigen Stellen werden dergleichen Wagen hernach durch Walzen, welche von Dampfmaschinen getrieben werden, wieder in die Höhe gebracht, um neu beladen zu werden. Die sogenannten Gufseisenwege (*Tackjerns-vägar*), die man häufig in ganz England antrifft, sind S. 76. beschrieben. Sie sind oft einige schwedische Meilen lang, und laufen nach allen Dimensionen in die Kreuz und in die Quer zwischen den Kanälen und angelegten Werken fort. Auch sind die dortigen Boltonschen Dampfmaschinen von einer Stärke von 70 bis 80 Pferden, die in einer Stunde 80 bis 90000 T. Wasser auffördern; die dortige Steingutsfabrik, der sogenannte Puddlingprocefs zum Raffiniren des Gufseisens, dem dadurch besondere Stärke und Zähigkeit gegeben wird, und die Gröfse und Stärke der Maschinen beschrieben, welche die Engländer gebrauchen, um Blasebälge, Hammer und Walzwerke in Bewegung zu setzen. S. 100. ist einer Maschine gedacht, Hufeisen zu schlagen, ohne sie zu schmieden; S. 120. eines sogenannten Cupolo-Ofens; S. 124. mehrer angelegten eisernen Brücken; S. 126. eines Stahlpolierwerks; S. 165. lernt man Watt's Regulator bey den Dampfmaschinen; S. 167. die Giefsstahlsfabrik in Sheffield; S. 174. die dortigen Stahlöfen; S. 193. eine Maschine, die ausgeleerten Kohlenwagen bergan wieder in die Höhe zu bringen; S. 198. ein Vitriolwerk bey Isdenton, eine Theerbrennerey aus Steinkohlen; S. 201. eine Sodafabrik; S. 208. eine Bleyweifsfabrik; S. 225. die Branntweinbrennerey zu Edinburgh, und die Glasfabrik zu Leith; S. 233. eine Seifensiederey; S. 238. eine dortige Papiermühle; S. 251. ein Rettungsboot; S. 255. eine Dreschmaschine; S. 268. die Baumwollenspinnerey bey Lanek; S. 276. eine Anstalt, Kanonen zu bohren; S. 201. die Bereitung einer rothen Farbe aus Bohusländischem Bergmoos; S. 282. die Kunst, dem feinen Mousselin die kleinen Knoten und Unebenheiten zu benehmen, durch Ziehen über glühende eiserne Cylinder; S. 291. die Bleyerzgruben bey Carlisle; S. 316. *die Spinnereyen zu Manchester*; S. 323. den unterirdischen 3000 Ellen langen Kanal des Herzogs von Bridgewater, wozu binnen zwey Jahren 5.300000 Pf. Sterl. subscribirt wurden u. dgl. m. mit den dabey gemachten Einrichtungen kennen.

KLEINE SCHRIFTEN.

ALTE LITERATUR. *Koburg* u. *Leipzig*, in d. Sinner. Buchh.: *Schule der Weisheit* nach *Epiktet*, von *Joh. Aug. Briegleb*. 1805. 154 S. 8. (12 gr.) — In einer treuherzigen, naiven, bisweilen an Asmus Humor erinnernden Manier trägt der Vf. (der, so viel wir wissen, kürzlich am Gymnasium zu Coburg angestellt worden) einem Freund Epiktets Lehren der praktischen Weisheit zuerst in einer fafslichen und lichtvollen Einleitung (S. 1—34.), dann mit Epiktets eignen Worten aus dessen Handbüchlein vor, das er treu übersetzt und mit erläuternden philosophischen Betrachtungen durchwebt. Von S. 109. an bis zu Ende liest man einen Anhang einiger Parallelstellen im Geist und Sinn der Stoischen Philosophie, aus der Bibel, Sallust, Horaz, Balde, Pope, Gray, Haller u. s. w. So lehrreich und empfehlenswerth die Lectüre dieses Büchleins dem nachdenkenden Theil der Jugend auch unabhängig von der Urschrift ist: so gewifs wird das Studium der letztern durch Zuziehung der Brieglebschen Bearbeitung noch mehr belebt und fruchtbarer gemacht werden. Wir machen auf zwey Punkte der Einleitung aufmerksam, einmal auf die Beleuchtung der neuerdings vorgebrachten Anklage gegen die Lehre der Stoa, dafs sie, ungeachtet aller herrlichen und herzerhebenden Sentenzen, doch im Grunde nur eine durch ein Ideal falscher Gröfse begeisternde Lüge gegen die Natur und das allgemeine Menschengefühl sey (S. 20.), und dann auf die Entwicklung des Stoischen Imperativ: „Lebe der Natur gemäfs," d. h. deiner eignen vernünftigen Natur (S. 13.).

Unter den angehängten Parallel-Gedichten giebt auch der Vf. (S. 118.) eine hexametrische Uebersetzung von *Horazens* berühmter Epistel: *Nil admirari*, die er bald darauf in folgender Gelegenheits-Schrift besonders erläutert hat:

Ebendas.: *J. A. Briegleb Epistola* ad societatem privatam Gottingensem studiis humanioribus addictam missa, *qua Horatii libri primi epistola sexta explicatur*, speciminis loco nunc publicata. 1805. 24 S. 8. (3 gr.) — Nachdem der Vf. Lob und Tadel über *Wielands* Bearbeitung der Horazischen Episteln und Satiren ausgesprochen, giebt er den Inhalt des commentirten Briefes also an: *Despicientia rerum externarum via ad bene beateque vivendum est, virtus sola bona expetendaque, alia omnia, quae vulgo expeti solent, caduca ac saltem cum vita amittenda, neque revera salubria.* Das Paradoxon: *Nil admirari* (Μηδὲν εἴσεσθαι μεγα, sagt Aeschylus im Plutarch), wird richtig erklärt: *Nulla re extranea vel speciosissima ita percelli, ut eam supra modum justum colamus, atque ideo vehementius, quam par est, adpetamus.* Es ist die der θαυμασιότης ὑπεϱβάλλουσα des Aristoteles entgegenstehende Tugend. In den Anmerkungen wird der Faden des Räsonnements verfolgt und die Ideen entwickelt. Als deutscher Uebersetzer möchte der Vf. auch unter die Categorie derer gehören, *qui* (nach seinem Ausdruck S. 5.) *in tradenda versus Horatiani negligentia ita versantur, ut, qui pessimos quosque hexametros fecerit, is proxime ad poëtae proprietatem accessisse sibi videatur.* Neben mehreren schleppenden und cäsurlosen Versen sündigt folgender durch Uebermafs gegen die *lex Pedia* (S. 122.):

Reichen heifst: „In der Fabischen Zunft gilt der viel, in der Velin'schen"

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 6. October 1806.

GESCHICHTE.

Ohne Verlagsort, b. Vf.: *Uebersicht der Mecklenburgischen Geschichte*, von *Paschen Heinrich Hane*, zweytem Prediger zu Gadebusch. 1804. 660 S. 8. (1 Rthlr. 24 S.)

Die Geschichte Mecklenburgs ist zwar, besonders in der letzten Hälfte des abgewichenen Jahrhunderts; häufig bearbeitet; allein an einem kurzen Leitfaden derselben fehlt es fast ganz. *Franck*, dem der Vf. in der Vorrede, wenigstens als einem treuen Referenten, Gerechtigkeit wiederfahren lässt, ist äusserst weitläuftig, ermüdend und kostbar, und schliesst schon mit dem sechsten Decennium des vorigen Jahrhunderts; der so klassische *Rudloff* bleibt beym Ausgange des sechszehnten Jahrhunderts stehen, und dürfte, zum innigsten Bedauern seines Vaterlandes, diess treffliche Werk wohl nicht fortsetzen, und *Aepinus*, der mit dem J. 1798. schliesst, besteht aus drey Bänden. Die vom Vf. nicht erwähnte *Bouchholzische* Geschichte Mecklenburgs ist allerdings ein treuer Leitfaden, aber so sehr im Geiste ihrer Zeit abgefasst, dass sie den Wunsch nach einem Werke, wie das vorliegende ist, keineswegs befriedigt. Das Unternehmen des Vfs., diese Geschichte in einem, auch beym Unterricht der Jugend zum Grunde zu legenden, Compendium zu liefern, ist daher sehr verdienstlich. Der Vf. ist zwar, wie er selbst gesteht, in Ansehung der Stärke seines Werks seinem ersten Plan nicht treu geblieben; allein dem Publicum wird es gewiss um so lieber seyn, dass sein Werk ihm unter der Hand zu einer grösseren Stärke anwuchs, da es theils dennoch nicht zu einer unmässigen Voluminosität angewachsen ist, theils aber jeder gerne die Bemerkungen lesen wird, welche die anfänglich bestimmte Bogenzahl vergrösserten. Zu denselben gehört auch die so zweckmässige Berührung der Geschichte der benachbarten Staaten, worin die mecklenburgische wenigstens in einzelnen Begebenheiten verwebt war. Durch diese Verbindungen und Digressionen hört die Geschichte Mecklenburgs auf, so isolirt, oft so unerklärbar und ohne Interesse da zu stehen, als wir sie in so manchen unsrer Geschichtschreiber lesen, wie hier besonders die Geschichte des Herzogs *Albrechts VII.* und seiner Theilnahme an dem dänisch-schwedischen Kriege (S. 159 ff.), und die (S. 255—261. gegebene) kurze Darstellung des für Mecklenburg so wichtigen dreyssigjährigen Krieges zeigt.

So wie sich der Vf. schon früher als denkender Kopf und als Geschichtskenner in einzelnen kleinern Abhandlungen gezeigt hat: so hat er sich auch durch die vorliegende Schrift als solchen bewährt. Er erzählt vollständig und wahr, und stellt aus den besten Quellen, die grösstentheils auch genau angegeben sind, treu dar, so dass sein Werk auch pragmatisch ist, obgleich das Ganze mehr die Tendenz einer populären Belehrung hat. Was diess Werk besonders schätzbar macht, sind die reichhaltigen und schönen Bemerkungen, über den jedeszeitigen Ackerbau, über die Staatsökonomie, Münzkunde u. dgl., womit die Geschichte durchwebt ist.

Sehr zweckmässig beginnt der Vf. die Geschichte Mecklenburgs erst mit dem Jahre 780. der christlichen Zeitrechnung, so dass die fabelhaften Träumereyen älterer Geschichtschreiber wegfallen, und endigt mit dem J. 1802. — Ein Auszug würde von einem solchen Werke unzweckmässig seyn; statt dessen mögen hier einige einzelne Bemerkungen folgen, welche sich dem Rec. bey der aufmerksamen Lesung desselben aufdrangen. Die Polizeyordnung, deren in Beziehung auf die Stadt *Plau* (S. 203.) gedacht worden, ist nicht die von 1542., sondern die vom J. 1516.; allein nach dem, dort angeführten, *Gerdes* ist zu *Plau* nicht das Original dieser Polizeyordnung, sondern nur eins der gedruckten Exemplare derselben vorhanden; Rec. sind noch zwey andre Exemplare dieses Abdrucks bekannt, eins ist nämlich im Herzogl. Haupt-Archiv zu *Schwerin* (*Rudloff pragm. Geschichte Mecklenburgs*, Th. III. B. I. S. 104.), und das andre in der Magistrats-Registratur zu *Güstrow* (*Widerlegung der Defension des Brau-Rechts des Mecklenburgischen Adels*, §. VI.) befindlich. Der Prinz *Christoph* (S. 227.) hatte keine Landeshoheit über den ihm, als Paragium, eingeräumten District, sondern bloss diejenigen Paragialrechte, welche man noch im vorigen Jahrhundert bey den apanagirten Prinzen des Hauses Mecklenburg hin und wieder, z. B. in *Mirow*, fand; der Grund, welchen der Vf. (S. 227.) für die Landeshoheit anführt, beweiset sie nicht, indem er sich auf das Kameral-Interesse bezieht und die Landeshoheit nicht voraussetzt. Beym Herzog *Christian* wäre wohl anzuführen gewesen, dass er sich, nachdem er zur katholischen Kirche übergegangen war, den Namen *Louis* mit beylegte. Der sogenannte *Erläuterungs-Vertrag*, welcher zwischen den beiden jetzt bestehenden Linien des Herzoglichen Hauses abgeschlossen ist und dessen auch S. 546. zu erwähnen gewesen wäre, ist S. 646. ganz unrichtig vorgetragen, obgleich *Franck* durch seine fehlerhafte Ueberschrift diesen Irrthum nicht bloss bey unserm Vf., sondern auch wohl bey andern Schriftstellern, ja wohl gar bey inländischen Ge-

Geschäftsmännern veranlaſst hat; die Accessions- und Agnitions-Acten zum Landes-Vergleich sind vom Erläuterungs-Vergleich ganz verschieden, jene sind vom 11. Julius und 30. September 1755., dieser aber vom 14. Julius 1755. Die Veränderung, welche der jetzige Herzog von Mecklenburg-Strelitz mit den Kammer-Pachtungen beym Antritt seiner Regierung vornahm, verhält sich auch ganz anders, als S. 650. angeführt ist. Der Herzog hatte zwar, als präsumtiver Nachfolger, den Vorsitz in der Schulden-, oder eigentlich Geheimen-Commission; allein letztre stand mit den Kammer-Verpachtungen ausser allem Verhältnisse, und am wenigsten bedurfte es dazu ihres Vorwissens; der Grund, aus welchem der jetztregierende Herzog diese Pacht-Contracte aufrief, war keinesweges der Mangel seines Vorwissens, sondern der, daſs der succedirende Agnat an dergleichen Handlungen seiner Staatsvorfahren nicht gebunden sey, der nämliche Grund, aus welchem Herzog *Adolf Friedrich IV.* beym Antritt seiner Regierung die Pachtcontracte seiner Vorfahren aufgerufen hatte. Das Zucht-, Werk- und Irrenhaus zu Altstrelitz ist nicht, wie es S. 649. heiſst, 1791., sondern in seiner ersten Gestalt schon dreyſsig Jahre früher und in seiner gegenwärtigen Verfassung 1796 bis 1800. angelegt. Von Interesse würden Notizen über einzelne Männer seyn, welche an der Spitze der Administration standen, z. B. die beiden Kanzler *Cothmann*, den Vicekanzler, nachmaligen Reichshofrath *Baron von Dittmar*, den *Grafen von Bassewitz* u. a. m. — Der S. 645. gedachte Hr. *von Zesterfleth* war nicht Geheimer-Rathspräsident, sondern Geheimer Rath und Oberhofmarschall. —

Möchte übrigens der Vf. sein, am Schlusse der Vorrede gethanes, Versprechen erfüllen, und eine Geschichte des Mecklenburgischen Kirchenwesens, Ackerbaues, der Städte u. s. w. mit dem Fleiſse bearbeiten, welchen er auf dieſs Werk verwandt hat.

1) ROSTOCK, b. Stiller: *Beyträge zur neuesten Geschichte des Herzogthums Mecklenburg-Schwerin, insbesondere während seiner jetzigen Regierungsepoche*, von *Ludwig Moritz Holm*. 1805. XII u. 99 S. 8. (12 gr.)

2) HAMBURG, gedr. b. Bruggemann: *Beurtheilung und Berichtigung der Holmschen Beyträge zur neuesten Geschichte des Herzogthums Mecklenburg-Schwerin*, von einem Mecklenburger. 1805. 192 S. 8.

Der Vf. der erstgedachten Schrift, der Kanzley-Advocat *Holm* zu Schwerin, unternahm die Darstellung der Regenten-Handlungen des jetztregierenden Herzogs *Friedrich Franz* zu Mecklenburg-Schwerin während seiner gegenwärtigen zwanzigjährigen Regierung; der unbekannte Vf. der zweyten Abhandlung unterwirft erstre von Seite zu Seite einer genauen Prüfung, und zeigt, daſs Hr. *H.* nicht allein häufig gegen die deutsche Sprache, sondern auch gegen historische Treue und Vollständigkeit, gegen deutsches und mecklenburgisches Staatsrecht, gegen Staatskunde, kurz gegen alle Eigenschaften, welche dem Annalisten unentbehrlich sind, gefehlt habe.

Nach unserm Urtheile bedarf es nur einer aufmerksamen Vergleichung beider Schriften, um sich zu überzeugen, daſs diese Beschuldigungen nicht ungegründet sind. Grobe Unrichtigkeiten, als z. B. S. 92. die Behauptung, der Herzog habe die Stadt und Herrschaft Wismar *käuflich* von der Krone Schweden erstanden, sind doch durchaus unverzeihlich; und es ist kein geringer Beweis der edlen, humanen Denkungsart des jetzt regierenden Herzogs von Mecklenburg-Schwerin, daſs er diese Compilation, welche der Vf. ihm zueignete und überreichte, nicht ungnädig aufgenommen haben soll. Sie ist nichts weiter, als eine Zusammenstellung aus den Staatskalendern, Gesetzsammlungen und andern Werken, ohne alle historische Kritik und Ueberſicht, die *kaum für* die Mitwelt einigen Werth hat. — Von ungleich höherm Interesse ist die Widerlegung der Holmschen Beyträge, in welchen sich manche treffende und scharfsinnige Bemerkungen und Digressionen über die Meklenburgische Staatsgeschichte finden, obgleich hin und wieder da, wo es die Verhältnisse der Landstände gilt, die gehörige Unparteylichkeit die Feder des Vfs. wohl verlassen hat. Für das gröſsere Publicum macht Rec. auf die hier S. 55 f. befindliche Vertheidigung des Charakters des Herzogs Karl Leopolds aufmerksam. — Zum Schlusse erlaubt sich Rec. bey Gelegenheit dieser Schriften auf das auswärts bisher fast gänzlich unbekannt gebliebene neue *Staats-* und *Haus-Fundamental-Gesetz* aufmerksam zu machen, welches der Herzog, ganz im Geist des berühmten herzoglich-Braunschweigschen Familien-Pacts, in Absicht der Verschuldbarkeit des herzoglichen Hauses, unterm 11. May 1805. erlieſs, und dessen Vorschriften folgende sind: 1) dem Herzog und dem Ministerio soll jährlich von den Finanzbehörden ein Etat der Finanzen und Schulden übergeben werden. 2) Der jährliche Ueberschuſs der Reluitionskasse soll weder vom jetzigen Herzoge, noch von seinen Nachfolgern jemals zu einem andern Zweck, als zum Abtrag der Schulden der Reluitionskasse und der Renterey verwandt werden. 3) Zu den gegenwärtigen rechtmäſsigen Landes- und Lehnsschulden gehören diejenigen, über welche förmliche Kammerverschreibungen ausgestellt sind, und auf den Abtrag soll Bedacht genommen werden. 4) Serenissimus und seine Nachfolger sind nur in den Fällen dringender und unvermeidlicher Bedürfnisse, oder anerkannt zum Nutzen des Landes und des herzoglichen Hauses gereichenden Verwendungen befugt, neue Anleihen zu machen, dahingegen Schulden, welche entweder bis jetzt die sub Nr. 3. gedachte Qualification nicht haben, oder künftig irgend einen andern, als den vorgedachten gültigen Entstehungsgrund haben, für das herzogliche Haus durchaus nichtig und unverbindlich für jetzt und für ewige Zeiten sind. 5) Für gegründete Ursachen zur Contrahirung rechtmäſsiger Landes- und Lehnsschulden sollen fortan nur einzig und allein gehal-

gehalten werden: *a*) die nothwendige Rettung des Herrn und des Landes in Kriegs- und andern gefährlichen Zeiten; *b*) die Wiedererbauung unentbehrlicher Residenzschlösser und nothwendiger Staatsgebäude; *c*) die nützliche Acquisition neuer Grundstücke; *d*) die Erstattung des Heirathsguts und sonstigen Vermögens fürstlicher Wittwen, oder die Ausstattung und Einrichtung der Prinzen und Prinzessinnen des herzoglichen Hauses; *e*) die Tilgung älterer gekündigter Kapitalien; *f*) die durch eintretende Umstände etwa nothwendig werdende Deckung der für das laufende Jahr einmal etatmäsigen, mithin unvermeidlichen und nicht aufzuschiebenden Ausgaben. 6) Ehe indessen zu Anleihen solches Behufes geschritten wird, soll eine Untersuchung vorhergehen, ob auch wirklich solche Umstände vorhanden sind, welche die zu contrahirende Schuld nothwendig und rechtmäsig machen; auch wie viel dazu erforderlich ist; — welche Untersuchung dem Ministerium in Verbindung mit der Kammer oder der Reluitionscommission übertragen ist. Wenn beide Behörden über die Rechtmäsigkeit des Anlehens einverstanden sind: so werden die Schuldverschreibungen von der Behörde ausgefertigt und originalisirt, zugleich aber wird dem Anleiher darüber, dass die Anleihe nach vorhergegangener vorerwähnter Untersuchung für nothwendig und rechtmäsig erkannt worden, ein Attest ertheilt, welches der jedesmalige geheime Rathspräsident und das erste Mitglied der Kammer oder der Reluitions-Commission unterschreiben. Diesem Haus- und Staatsgesetz ist der Erbprinz Friedrich Ludwig durch die Accessions- und Agnitionsacte vom gleichen Datum beygetreten.

WIEN, b. Rehms Wittwe: *Geschichte der Entstehung und des Wachsthums der deutsch-österreichischen Monarchie*, von den ältesten bis an unsere Zeiten. *Erster* Band, die Zeitperiode der Alten und Römer. Aus den besten (Quellen) und Originalschriften verfasst von *Aemilian Janitsch*, Prof. in Gottwich, und des berühmten Stiftes zu Monte Cassino Mitgliede. Mit einer Karte. 1805. XXXX u. 482 S. 8. (3 fl.)

Hr. *J.*, der bereits eine allgemeine Ueberficht berühmtester (der berühmtesten) Staaten und Nationen der Vorwelt in *sechs* Bänden geliefert hat, kündigt gegenwärtiges, der Königin beider Sicilien zum Dank für die von Ihr zu Wien und Neapel genossenen Gnadenbezeugungen gewidmetes, Werk als eine Frucht von 17jähriger Anstrengung an, und glaubt, dass dasselbe der noch unvollendeten Geschichte der östreichischen Monarchie (von *Reisser*) an die Seite gestellt werden könne, da es nach einer neuen Form und einem ganz neuen Gesichtspunkt verfasst, und aus Quellen geschöpft sey, die nicht jedem zugänglich seyn dürften, wie es die Folge zeigen werde. — Der Plan selbst ist nach den Aeusserungen des Vfs. folgender: Sein Werk soll sich gewissermasen an die oben gedachte Ueberficht u. s. w., die bis an die Thronbesteigung des K. Augusts reicht, anschliessen. Nun will er hier die Römergeschichte bis zum gänzlichen Verfall der römischen Monarchie unter Augustulus fortführen; alsdann zur Geschichte der deutschen Kaiser bis auf den heutigen Tag fortschreiten, und dabey in jeder Zeitperiode die Religions- und Staatsverfassung und die Geschichte aller und jeder Länder der östreichischen Monarchie, wie sie nach dem Frieden von Lüneville besteht, erzählen. Das ganze Werk soll aus *fünf* Bänden, jeder Band aus *zwey* Abtheilungen bestehen. Der *erste* Band enthält die auf dem Titel bemerkte Zeitperiode; der *zweyte* soll die Periode der Franken und Hohenstaufen; der *dritte* die Periode der Luxemburger; der *vierte* die der Habsburger; der *fünfte* die der Habsburg-Lothringer umfassen. Die *erste* Abtheilung jedes Bandes soll handeln vom deutschen Kaiserthum und vom Erzherzogthum Oestreich insbesondere, und die *zweyte* von den übrigen Provinzen und Nationen, so dass in jeder Zeitperiode und bey jeder Provinz die kirchliche und bürgerliche Verfassung beschrieben wird. Der Vf. erklärt, die meisten Provinzen der östreichischen Monarchie bereist zu haben, alle Ländersprachen (die Magyarische ausgenommen) zu verstehen, und viele andere verborgene Kenntnisse und Nachrichten gesammelt zu haben. Am Ende des Werks soll ein eignes Bändchen eine kritische Ueberficht der vom Vf. gebrauchten Quellen und Geschichtschreiber liefern, zum Beweis, dass er aus echten Quellen geschöpft habe, „und nicht gewohnt sey, ein Buch zu citiren, so er nicht kännte."

Schon aus diesem Plane ersieht man, wie viel der Vf. in die Geschichte der östreichischen Monarchie hineinziehe, was nicht dazu gehört, und wie wenig auch hier jener Fehler historischer Werke dieser Art vermieden sey, wonach die Leser unnützer Weise gleich anfangs mit unnöthigen, weitschweifigen, antiquarischen Untersuchungen hingehalten und vom Lesen und Ankaufen eines solchen Buches abgeschreckt werden. Man ahndet sogleich, dass die ersten zwey Bände mit ihren Abtheilungen sich ganz bequem zu einer Einleitung in die Geschichte der östreichischen Monarchie in einen mäsigen Octavband, mit Weglassung alles Unnöthigen, hätten bringen lassen.

Diese Ahndung wird nur zu sehr durch den Ueberblick des vorliegenden *ersten* Bandes und seiner *zwey* Abtheilungen bestätigt. Die *erste* Abtheilung führt den Titel: Geographie, Geschichte, kirchliche und bürgerliche Verfassung der östreichischen Erbstaaten in dieser Periode (S. 97 — 307.); die *zweyte* ist überschrieben: Geschichte aller bekannten in den heutigen östreichischen Erbstaaten in dieser Zeitperiode wohnenden Nationen (S. 311 — 482.). Die Zeitperiode selbst fängt von den Hyperboreern an, und geht bis zur Gründung der fränkischen Monarchie. Als Zugabe erhält man noch ein historisch-geographisches Verzeichniss aller bekannten Völker, die in und *um* die heutige östreichsche Monarchie in der Zeitperiode der Celten und Römer wohnten, dann

der

der in diesen Ländern damals befindlichen Städte, Flüsse, Seen und Berge, mit Angebung (Angabe) ihrer heutigen Benennung, verfasst in alphabetischer Ordnung (S. 1—96.). Endlich eine Karte der östreichischen Monarchie in den ältesten Zeiten, sammt den angränzenden Ländern, gezeichnet vom Vf., gestochen von Schindelmayer. Der Vf. läfst die Ehre nicht unerwähnt, die ihm dadurch zu Theil werde, dafs er zuerst eine solche Karte liefere. — Rec. will gern sein Urtheil über den Werth des ganzen Werks bis zur Erscheinung der folgenden Bände verschieben; aber über den gegenwärtigen muss er frey heraussagen, dafs er ihn mit Ekel und Widerwillen gelesen habe. So viel unnöthiges, unrichtiges, unerwiesenes und schlecht vorgetragenes historisches Gewäsche hat Rec. nicht leicht irgendwo angetroffen, vorzüglich in den Abschnitten über die Hyperboreer und über die Celten. Die Benennung Celten ist bey dem Vf. so gemifsbraucht, wie bey andern unkritischen Geschichtschreibern; und was geht es die östreichische Geschichte an, wann Marseille erbaut, und der Tempel zu Delphi von den Galliern zerstört wurde (S. 32. u. 48.)? Mehr zur Sache Gehöriges, doch auch viel Ueberflüssiges, kommt in dem Abschnitt von den Römern vor: hie und da giebt es auch ganz lächerliche Einfälle, z. B. die Ableitung des griechischen Worts *barbarus* von *barba* und *rus* (S. 248.). Auch die Geschichte der Vindelicier, Bojer, Slaven, Gothen, Hunnen, Quaden u. s. w. ist für den Bedarf der östreichischen Geschichte viel zu weitläuftig vorgetragen. An manchen Orten versteht der Vf. sehr gut, aus andern Büchern abzuschreiben, ohne zu citiren, so z. B. S. 393. Anderswo sind die Citationen durch lächerliche Schreib- und Druckfehler verstellt, so z. B. S. 17. und 113. (*Iliad.* lib. 2. etc.). Der Vf. selbst schreibt fehlerhaft Deutsch, z. B. an mehrern Orten „Marschruthe." S. 56. „Nachdem wir die karnischen Gebirge beschrieben haben, *übrigst* noch, etwas von dem cetischen Berge *herzuschreiben*." So gemein und schleppend ist der Stil fast durchgehends. Das alphabetische Verzeichnifs der Länder und Städte u. s. w., so wie die Kürze selbst, sind ein wunderliches Gemisch von Altem und Neuerem, ohne alle Zuverlässigkeit.

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Wien*, b. Rötzl: *Kritische Bemerkungen zur Berichtigung der Geschichte des grossen Mährischen Reiches, und der ersten Bekehrung der slawischen Nation in demselben*, von *P. Honoratus Nowotny*, Priester der frommen Schulen. 1805. 98 S. 8. — Hr. *N.* sucht zu beweisen, dafs das grofsmährische Reich an der Morawa in Serwien entstanden sey, und Panonien, Mösien, Dalmatien und Carantanum begriffen habe, Stücke der ehemaligen Lorcher Diöces. Hier, wo sonst 7 kathol. occidentalische Bischöfe gewesen (S. 60.), breitete auch Cirvllus und Methodius zuerst das vertilgte Christenthum wieder aus; in dem jetzigen Mähren aber erst später, als es 872. von Zwentibald (Swientopolk) erobert ward. Nach des Vfs. Meinung erstreckte sich Grofsmähren (wenigstens ursprünglich nicht) über ganz Böhmen, Schlesien, einen Theil von Polen (Preussen), und das jetzige Mähren war bis zu gedachtem Jahre ein Stück von Böhmen. Nitra, Nitraba ist nicht Neitra in Oberungarn, sondern eine Stadt unweit der Trajansbrücke. Methodius war kein Episcopus Regionarius, sondern zu Syrmium Diöcesanus (S. 77.). Diefs sind die Hauptdata dieser kleinen sehr interessanten kritischen Schrift, welche aber, um die ganze Sache recht ins Licht zu setzen, wohl eine vollständigere und genauere Auseinandersetzung bedürfte. Unverkennbar sind die Verwechselungen des ungarischen, an der serwischen Morawa, und des böhmischen Mährens, und die Sichtung, die Hr. *N.* vornimmt, ist dankenswerth; aber die zu aphoristische Hinwerfung der einzelnen Gedanken möchte wohl manche Leser unbefriedigt lassen. Hr. *N.* dürfte in dieser Schrift nur demjenigen Leser recht verständlich seyn, der *Dobners* Abhandlung von den Gränzen des grofsmährischen Reichs, und *Szklenar's Vetustissimus Magnae Moraviae situs* 1784. vor sich hat. — Die Morawa in Serwien, und im jetzigen Mähren Nitra und Nitraba, Tirana und Tirnau, Sedava, Iglu und Igla, Iglau, wenn des Biographen des h. Maximilian Nachricht richtig ist, evident zu vereinigen, ist wohl noch immer ein unauflösbarer Knoten. Die Homonyma in Rufsland und Polen, diejenigen ausgenommen, wovon man die historischen Data hat, die in Meifsen und Schlesien, und so viele andere, geben Seitenstücke hierzu. Rec. glaubt, dafs Hr. *N.* wohl Recht haben dürfte, den Ursprung des grofsmährischen Reichs in Serwien zu suchen; aber nach der S. 21. zugestandenen frühern Wanderung der Obotriten, Sorben und Chrobeten im J. 644., wodurch die Slaven jenseits der Donau verstärkt wurden, dürften doch vielleicht die Mähren an der March, Morawa im jetzigen Mähren und an der Morawa in Serwien, eben so wie die Serwier und Sorben, in einiger genetischen politischen Verbindung gestanden haben. Dafs die nordischen Vandalen mit ihren ausgewanderten Brüdern in Afrika einigen, wenn gleich sehr geringen, Zusammenhang behielten, sieht man bey *Procop. de bello Vandalico* I, 22. Doch ob und wie die Serwier und Sorben, die Mähren an der Gränze von Böhmen und die in Serwien mit einander einen Stamm ausmachten, das ist freylich eine unerörterte Frage.

Eine Recension oder eine kurze Abhandlung von einigen Bogen möchte wohl nicht hinreichend seyn, alle verworrene Notizen von dem alten grofsmährischen Reiche zu sichten, zu ordnen, kritisch zu beleuchten, und zu einem reinen Resultate zu verarbeiten. Man müsste dabey alles sammeln, was die russische, polnische und böhmische Geschichte darbietet, und wer ist so glücklich, alle dazu gehörigen Quellen benutzen zu können? Dafs das grofsmährische Reich überall in der Geschichte der Russen, Polen und Böhmen Einflufs gehabt hat, sieht man; welchen aber, das ist noch nicht ausgemittelt. Der evidente Beweis in der kritischen Geschichte, dafs man etwas nicht weifs, oder nicht wissen kann, ist schon wichtig. Sollte auch diefs nur das Resultat von der ganzen Untersuchung seyn: so wäre es doch eine sehr wünschenswerthe Sache. Wien und Göttingen sind vielleicht die einzigen Oerter, wo man alle in diefs Fach einschlagende Hülfsmittel finden möchte. Diese Untersuchung müsste aber ganz *sine ira et studio partium* ohne diplomatische Folgerungen für die jetzige Politik, die so manches trübt, angestellt werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 7. October 1806.

ARCHÄOLOGIE.

Dresden, in d. Arnoldschen Buch- und Kunsthandlung: *Andeutungen zu vier und zwanzig Vorträgen über die Archäologie* im Winter 1806. gehalten von *C. A. Böttiger. Erste* Abtheilung. Allgemeine Uebersichten und Geschichte der Plastik bey den Griechen. 1806. 219 S. 8. (1 Rthlr.)

Wenig Wissenschaften sind so sehr dazu geeignet, das Leben der über die Sorgen für die ersten Bedürfnisse hinaus gehobenen Glücklichen zu verschönern und zu veredeln, als die geschmackvolle Kenntniss des Alterthums und seiner schönen Denkmäler. Gerade ihnen ist es vergönnt, eine heitre Musse auf die Beschauung theils der Originale, theils deren Abbildungen zu wenden, die aber nur dann den wahren Genuss gewähren, wenn der Beschauer mit einem Auge und Geist davor hintritt, die in dem Alterthume einheimisch geworden sind. Zeither waren die Erfordernisse zum vollen Genuss der schönen Werke des Alterthums nicht in Vereinigung anzutreffen. Da, wo sich die Kenntniss fand, die diesem Beschauen als Basis dienen muss, und Gelegenheit, sie sich zu erwerben, in unsern deutschen Universitätsstädten, da fanden sich keine Sammlungen vor, die dem trocknen Worte Anschaulichkeit geben konnten; auch ist das Alter, das auf unsere Akademieen eiligst einige Felder des Wissens durchwandern will, im Durchschnitt noch nicht reif genug für diesen Genuss, oder noch zu beschäftigt mit den nothwendigen Vorstudien für das Leben. Da, wo hingegen die gepriesensten Sammlungen sich befanden, wo ein reicher und gebildeter Zirkel aus beiden Geschlechtern alle Empfänglichkeit für solche Unterhaltung besass, wurden die Kunstschätze nur mit flüchtigem Auge und ohne Vorkenntniss betrachtet; es fand keine Weihe statt, die den nöthigen Sinn mittheilte, ohne welchen man nicht verdient, sich diesen Heiligthümern zu nähern; leichtsinnig und gedankenlos trat man ein und aus, und ging ohne Nutzen und Freude an den herrlichen Gebilden vorüber, die einen so reichen Stoff zu beiden in sich trugen und schweigend-redend darboten. Erfreuend ist es daher, zu sehen, dass endlich diese Trennung gehoben ist, dass Unterricht und Beschauung nun an denselben Orten sich finden, und das, was man zeither selbst in Rom, Neapel und Florenz vergebens suchte, jetzt in Paris und Dresden, in *Millins* und *Böttigers* Hörsälen angetroffen wird. So kam uns daher nicht leicht eine frohere Kunde, als die, dass der unstreitig erste und umfassendste Archäolog Deutschlands im vorigen Winter veranlasst worden sey, in dem deutschen Florenz einem würdigen Zirkel, Anleitung zur zweckmässigen Beschauung antiker Kunstwerke zu geben, und also zu bewirken, dass nun einige Geweihte mehr mit geschärftem Auge in dem dortigen Kunsttempel aus- und eingiengen. Denn so verdienstlich auch die Arbeit des Hn. Hofr. *Becker*, des thätigen und geschmackvollen Aufsehers über das Dresdner Museum ist, jene Schätze auf eine Art zu erläutern, dass der feine Sinn solcher, die nicht ohne Vorbildung zu seinem *Augusteum* kommen, befriedigt und zu mancherley Genuss erhoben wird: so ist doch eine solche Exegese des Einzelnen nicht ausreichend, um den Lehrfähigen in das Innere des Heiligthums zu führen, wo ihm erst die Götter erscheinen.

Gleich bey jener ersten Nachricht stellte Rec. sich vor, dass hier nicht von einem oberflächlichen Vortrage des Bekannten die Rede seyn würde, sondern dass vom Hn. Hofr. *Böttiger* aus der Fülle seiner archäologischen Gelehrsamkeit vieles Tiefgeschöpfte und Neue zu erwarten wäre. Indess ist er doch überrascht worden durch den Reichthum dieser Skizzen selbst, nach denen jene lebendigen Vorträge gehalten wurden: denn hier fand kein Vorlesen genau concipirter Kunstreden statt, sondern ein freyer, natürlich oft durch Vorzeigungen unterbrochener Vortrag lehnte sich nur an die Notate an, die sich Hr. *B.* aufgezeichnet hatte, um nichts zu übersehen, und um deren Druck zur gelegentlichen Wiederhohlung er nachher von seinen Zuhörern ersucht wurde; sie sollten nur als Landkarte auf der archäologischen Reise dienen, durch die der unermessliche Vorrath des Einzelnen, das sich dem Führer als zu bemerken darbietet, in eine leicht zu übersehende Ordnung gebracht wird. So sehr es aber auch Skizzen sind, besonders bis zur 14ten Vorlesung, so ist doch der Reichthum des hier nach neuen Ansichten angedeuteten und glücklich zusammengestellten so gross, dass, wenn Hr. *B.* einst auch die übrigen Abtheilungen so umzeichnet geliefert haben wird, keine andere Nation ein so umfassendes Lehrbuch der Archäologie wird aufweisen können.

Eine Darlegung des Inhalts dieser 24 Vorträge mag diess Urtheil rechtfertigen. I. und II. spricht von den Localveranlassungen zu diesem Collegium und setzt die Präliminarbegriffe fest. Die Archäologie wird definirt: „Die Kunde der Denkmale der Vorwelt in Gebäuden und Bildwerken, so dass auch das asiatische und ägyptische Alterthum mit dazu gehört." (Da nun in dieser richtigen Ausdehnung hier auch Asia-

asiatische, ägyptische, etrurische Kunst und ihre Geschichte mit abgehandelt wird: so muss es wohl als Fehler der Eile auf dem Titel angesehen werden, wenn angegeben wird, dass diese *erste* Abtheilung nur die allgemeinen Uebersichten und Geschichte der Plastik *bey den Griechen* enthalte.) Sehr passend sind hier die verschiedenen Grade der Initiation in die Archäologie angegeben worden, Liebhaber, Gelehrte, Künstler, Kenner; und was mehr als noch so vieles allgemeine Festsetzen hierüber muss belehrend gewesen seyn, war, dass an einem Beyspiele der sogenannten Cleopatra von Belvedere gezeigt wurde, wie dieselbe Antike von jedem dieser mit dem Alterthum Beschäftigten angesehen und behandelt wird. — Geschichte des Anhäufens alles transportabeln Bildwerks in Rom; Zerstörung, Wiederaufleben unter den Mediceern. — Geschichte der Behandlung der Archäologie, des Studiums derselben, wobey die ganze IIIte Stunde dem Heroen der Archäologie, *Johann Winkelmann*, mit Recht gewidmet war: denn wer diesen Mann begreift, was er gethan hat und was er wollte, der tritt zugleich mit dem ersten Fuss über die Schwelle in das Heiligthum der alten Kunst.

IV. und V. *Asien*. Von den indischen Pagoden westwärts zu den Persern, nach Tschelminhar mit seinen Einhörnern und Sphinxen als halberhobene Arbeit an den Mauern, und mit seiner jetzt die Forscher beschäftigenden Keilschrift; dann nach Babylon, Palmyra und Balbeck.

VI — XI. beschäftigt sich mit *Aegypten*. *a*) Die Epoche der altägyptischen Kunst, von den Sesostriden bis Psammenit, mit ihren Unterabtheilungen der Obelisken-Periode (Theben, Hieroglyphen) und der Pyramiden-Periode (Memphis, Apisdienst, Mumisiren der Menschen und Ibis u. s. w.) *b*) Die ägyptisirende Kunst unter den Ptolemäern und unter den Römern von Sylla bis Hadrian. — Hier treffliche Bemerkungen über den Sphinx. Alle Götter werden durch Thierhieroglyphen bezeichnet; wo eine menschliche Figur oder auch nur mit menschlichem Kopf in der ägyptischen Tempelbildnerey vorkömmt, da ist nur ein Wesen oder eine Person bezeichnet, die den Göttern *dient*; so der Sphinx, ein Symbol, das oft in langen Reihen vor den Tempeln lag und den Eingehenden zurief: Stark und klug ist die Gottheit. Alle Menschengestalten in den Kapitälen zu Dendera sind keine Isisköpfe, sondern Dienende aus dem Priestergeschlecht; so sind die Colossen vor den Tempeln Priesterfiguren, bald stehend, bald sitzend, wie unter andern der Memnon, die in der griechischen Kunst sehr veredelt erscheinen. Das symbolische *T*, das sie in der Hand halten, und das, der wahrscheinlichsten Deutung zu Folge, die neulich noch *Denon* bestätigte, für einen Nilschlüssel gehalten wurde, erklärt Hr. *B.* mit *Visconti Mus. P. Clem.* II, 36. für den Lingam der frühern Periode, dem dann der eigentliche Phallusdienst späterhin folgte. Rec. hält, bey der Dunkelheit, die hierüber einmal statt findet, noch immer die Deutung für die wahrscheinlichste, die *Zoëga de Obel.* p. 440. giebt, der es für einen Schlüssel überhaupt und somit für das Symbol der Herrschaft der Welt nimmt; hierdurch deutet sich diese so unzählig oft angewendete Hieroglyphe in allen den Compositionen, wo sie vorkömmt, mit Leichtigkeit. — Nichts zu ägyptischer Archäologie gehöriges ist hier unberührt gelassen; alles mit dem grössten Fleisse gesammelt und benutzt, von dem längst Entdeckten und Bekannten bis zu Hn. *v. Palin's* Deutungen der Hieroglyphen auf dem Monument von Rosette, und *Cadets* Papyrusrolle; und zwar, wie überall, mit literarischen Nachweisungen, wodurch eben diese *Andeutungen* zu einem sehr wohlgeordneten Repertorium der archäologischen Literatur in ihrem weitesten Umfang werden.

XII. XIII. *Etrurische* Archäologie; Monumente in der Baukunst, Thonbildnerey, Erzgiesserey, Reliefs und geschnittenen Steinen. Sicher ist dieses dunkele Feld noch nie so erhellet worden, als durch diese Winke und Anordnung der Notizen. Graf Caylus stellte die Maxime auf: was nicht Aegyptisch, nicht Griechisch im schönen Stil, und nicht Römisch im spätern Stil war, das ist Etrurisch; und wenn gleich *Winkelmann* und *Heyne* das zu Allgemeine dieser Behauptung bald erkannten, so geschieht es doch hier zum erstenmal, dass etrurische Kunst bestimmt in die Gränzen zurück gewiesen wird, die nach den vielseitigsten Forschungen ihr gebühren. Denn wenn man alles Steife und Trockne nur den Etruskern zuschreiben wollte, so entsteht, nach den vorhandenen, offenbar aus allen Perioden übrig gebliebenen Monumenten, eine unbegreifliche Lücke in der Entwickelungsgeschichte der griechischen Kunst; rechnet man aber das Hetrurisch-Geglaubte zum *altgriechischen* Stil, so tritt alles in seine Ordnung. In Etrurien wird es freylich zum Theil gefunden; aber es ist dort von griechischen Künstlern gearbeitet, und man kann es so wenig für Etrurisch nehmen, als man z. B. *Holbeins* Portraits, die er in England mahlte, zur englischen Schule rechnet.

Die XIVte Vorlesung schaltet über *Stil* und *Manier* eine Abhandlung ein, deren Vortrefflichkeit in ihrer mündlichen Ausführung schon aus den hier hingeworfenen Grundlinien hervorgeht. Der Stil ist der ästhetische Charakter des Kunstwerks. „Die Bedingung des Stils in einem Kunstwerke ist Schönheit." Dieser letzte Ausspruch ist dunkel und nur dann wahr, wenn man dem Vf. zugiebt, dass der Charakter, den sowohl der Meister, als die ganze Nation den Werken aufdrücken, nicht Stil, sondern Manier heissen soll, und folglich eigentlich nicht ägyptischer, etruscischer, griechischer Stil gesagt werden dürfe. Da aber doch einmal der Sprachgebrauch diess eingeführt hat, gegen den man nicht auftreten kann, und dem sich der Vf. S. 42. selbst fügt, und da auch vom alten und ältesten Stil die Rede ist, Ausdrücke, welche gleichfalls der Vf. selbst braucht S. 45.: so ist es wohl besser, gleich vorn herein diese Materie so fest zu stellen: Das Wort *Stil* wird gebraucht *a*) in ästhetischer, *b*) in mimisch-idealer, *c*) in nationaler, *d*) in chronischer Hinsicht, — wobey die Benennung *Manier*

nier für das Eigenthümliche des Künstlers, das er seinen Werken mittheilt, aufgespart wird und dem Sprachgebrauch ganz treu bleibt. Man kann nämlich die Schönheit als möglichst sinnliche Vollkommenheit ganz rein, oder mit einem Uebergewicht von Grösse und Erhabenheit auf der einen, von Anmuth und Grazie auf der andern Seite denken. „Hierdurch sagt der Vf., werden drey Arten des Stils in *ästhetischer* Hinsicht gegeben: *a*) die Schönheit in höchster Reinheit, *lo stile bello*, Polyclets Kanon mit des Skopas Ausdruck; die Helena des Zeuxis. *b*) Sie geht ins Grosse und Erhabene, *lo stile sublime e grandioso*, die Jupiter- und Pallasstatue des Phidias, die Colossen auf dem *monte Cavallo*. *c*) Sie geht ins Reizende und Gefällige, *lo stile grazioso*, mediceische Venus, der Apollino, Hermaphrodit." — In *mimischer* Hinsicht, der Ideal- und der Portrait-Stil. — In *nationaler* Hinsicht, besonders nach den vier alten Kunstvölkern, Aegypter, Perser, Etrusker, Griechen. — In *chronischer*; z. B. ältester und alter, mittlerer (aus der blühendsten Periode) und neuer griechischer u. s. w. Stil; und so in jeder Nation, so weit den Zeitaltern nachzukommen ist. Hierdurch würden, wie Rec. glaubt, alle Beziehungen, in welchen man das Wort Stil anwendet, erschöpft, so dass in der ganzen dann folgenden Abhandlung von der Archäologie immer nur auf diese Eintheilung verwiesen werden und keine Verwirrung entstehen könnte.

Und nun folgt die *griechische Archäologie*, abgehandelt in der XVten bis XXIIIten Vorlesung. Von hier an werden die Entwürfe der Vorträge ausführlich, dass sie kaum noch Andeutungen heissen können, welches auch um so erwünschter ist, je reicher an neuen und sehr scharfsinnigen Bemerkungen sich hier alles findet. Nach einem geographischen Ueberblick über das dreyfache Griechenland, — der Griechen in Kleinasien und den Inseln; im untern Italien und Sicilien; und im griechischen Mutterlande; — werden zwey Epochen der rein griechischen Kunst ausdrücklich festgesetzt: I. Aeltester und alter Stil, mit zwey Abschnitten, *a*) vom Homer bis Bularchus, 719 J. vor Christo; *b*) Zeitalter des Crösus bis auf die persischen Kriege. II. Hohe und schöne Kunst. S. 62., woran sich in der XXIIIsten Vorlesung, S. 179., das Zeitalter Alexanders des Grossen anschliesst, und in der letzten S. 202.; die nachahmende und ausartende Kunst. — (Hier würde durch Festsetzung von vier Epochen für die Geschichte der griechischen Kunst eine leichtere Uebersicht entstehen: I. Epoche: ältester und alter Stil. II. Hoher und schöner Stil. III. Schöner und lieblicher (graziöser) Stil; Zeitalter Alexanders des Grossen. IV. Epoche: Nachahmender und verfallender Stil. Alexandriner. *Graeco-Romani*.) Höchst scharfsinnig und so, dass es sicher in die Behandlung der Geschichte der Kunst als klassische Eintheilung übergehen und von denen, die künftig hierin arbeiten, aufgenommen werden wird, setzt Hr. *B.*, alles mit Belegen von überzeugender Beweiskraft stützend, hier fest, dass die zwey mittlern Epochen, des hohen und schönen, und des schönen und lieblichen Stils, oder überhaupt die eigentlich schöne griechische Kunst, in *sechs Kreisen* vollendet worden sey, zu deren jedem ein Hauptkünstler und schaffendes Genie als Vorsteher gehört: Der Götterkreis des *Phidias*; der gymnastische Ephebenkreis des *Polyklet*; der athletische Kreis des *Myron*; der Bacchische Mänaden- und Satyren-Kreis des *Skopas*; der Tänzerinnen- und Hetären-Kreis des *Praxiteles*; und der idealisirte Portrait- und Kämpfer-Kreis des *Lysippus*. So vollendeten sich alle Kunst-Ideale in einem Zeitraum von noch nicht vollen zwey Jahrhunderten vom Phidias bis Lysippus. Von jedem Meister und seiner Schule werden nun die vorzüglichsten Werke, nach den Zeugnissen der Alten angeführt und charakterisirt, mit beständiger Hinsicht auf die wahrscheinliche Nachbildung, die sich davon noch unter den erhaltenen Kunstwerken findet. Nur Einiges hiervon sey aus dem grossen Reichthum herausgehoben.

Das Zeitalter des Perikles wird nach allen Hinsichten geschildert, so dass schon ein lebendiges Bild selbst aus diesen Umrissen hervorspringt. Nach Abhandlung der grossen Bau-Unternehmungen dieses Zeitalters, des Odeum, des Parthenon, der Propyläen, wird von den beiden Haupt-Idealen, die Phidias schuf, gesprochen, von seiner Minerva und seinem Jupiter. Bey Gelegenheit der erstern die feine Bemerkung, dass bey den Griechen vier weibliche Gestalten zu Idealen erhoben werden konnten: *a*) die *Jungfrau*, und zwar entweder die *Dorische*, da bey den dorischen Stämmen die Töchter einer grössern Freyheit genossen, leichter bekleidet und zweymal geschürzt waren (δωριαζειν nennen es die Alten) oder die *ionische*, mit langen faltenreichen Gewändern, höchstens nur die Arme entblösst, indem die ionischen und athenischen Jungfrauen viel eingezogener zu leben pflegten (ιωνιζειν). Die Repräsentantin aller dorischen Jungfrauen ist die Jägerin Diana im leichtgeschürzten Gewande; die attisch-ionische erhält ihre Ausbildung in den atheniensischen Kanephoren und in mehrern schönen Musenstatuen. Eine Zwitterform aus beiden machen später die Tänzerinnen und Bacchantinnen. *b*) Die Matrone; die argivische Juno, Ceres, die Kaiserinnen; die Cybele späterer Zeit, die Fortuna, Pudicitia, Pietas. *c*) Die Hetäre. Die Phrynen, Cratinen, Campaspen führten den Praxiteles und Apelles auf die Bilder der Venus. *d*) Die Männin, *virago*; Minerva, — woran sich eine gelehrte Abhandlung über die drey Pallasstatuen, die Phidias verfertigte, anschliesst, mit Rücksicht auf die schönen Pallasbilder in Dresden, bis auf den grossen Fund unsrer Zeiten, die Pallas von Velletri; und dann mit gleicher Fülle von dem olympischen Jupiter, von der Bearbeitung des Elfenbeins und der Schule des Phidias gehandelt wird.

Polyclet beschränkte sich, da die hohen Ideale einmal da waren, auf Eleganz und den ihr angemessensten Kreis der gymnastischen Ephebenfiguren schöner Knaben und Jünglinge, — welches einen Excurs über die Gymnastik der Alten und ihren Einfluss

flufs auf die Kunst veranlafst, — und auf Frauen. Was unter seinem *Kanon* zu verstehen sey, den er in seinem bekannten Doryphorus aufgestellt haben soll, und von dem Plinius sagt: *Doryphorum fecit et quem Canona artifices vocant*, — alſo auſser dem gewöhnlich so genannten Doryphorus wird hier noch eine zweyte Statue erwähnt — wird erläutert, wie es noch nirgends war.

Die Vorlesung über *Myron* und den athletischen Kunstkreis ist ausführlich, wie sie gehalten worden ist, im *Freymüthigen* abgedruckt erschienen. Es kann nicht fehlen, daſs die gehaltreiche Abhandlung auch dort manchem Leser als von groſsem Werthe erschienen ist; aber herausgenommen aus der Verbindung, wo durch das vorhergehende erst so planmäſsig auf sie hingeführt wird, kann sie dort nicht die volle Idee von ihrem Werthe erwecken, und fast möchten wir daher ihr isolirtes Erscheinen bedauern. — Jedermann spricht von Myrons Kuh; aber wie ganz anders, in welchem weiteren Umfang von Verdienst kennt den groſsen Erzgieſser, wer von der Lectüre dieser Abhandlung zurück kömmt. — Des *Skopas* Hauptwerk war die rasende Bacchantin, der höchste Ausdruck des bacchischen Wahnsinns mit der höchsten weiblichen Schönheit gepaart; dieſs Werk wird erläutert durch das, was hier vortrefflich über die Tänzerinnen, wieder nach den zwey Hauptstämmen, dem Dorischen und Ionischen, gesagt wird. — *Praxiteles* vollendete eine ganze Zahl von Götter-Idealen; indem er durch Zartheit und Grazie den hoch erschaffenen Idealen den höchsten Reiz verlieh, in seiner Diana, seinem Bacchus, Satyr, Periboetos, Eros, besonders aber in seiner Venus, die er zuerst wagte, nackt darzustellen, und seiner Niobegruppe. — Und nun blieb dem Lysippus noch übrig als eigenthümlichster Kreis, die Portraitstatue; er bildete zwar alle Götterfiguren, unter denen Herkules sein Liebling war; aber ausgezeichnet war er doch nur durch das Zusammentreffen mit dem kühnen jungen Helden, der damals die Welt in Erstaunen und Begeisterung setzte, und dem und dessen Heldenzirkel er seine schönste Bildnerkraft vielfach widmete. Hier wird beym Alexander-Ideal der Controvers Erwähnung gethan, ob wir noch die echte Bildung dieses Ideals übrig haben; es wird alles darüber nachgewiesen, auch das Neueste, was *Louis Petit-Radel* zum *Musée Napoleon* III, 2. 3. als *Visconti's* Urtheil anführt. In einer eigens dieser Untersuchung gewidmeten Abhandlung, womit sich schon seit lange Hr. *Cousinery*, jetzt in Paris, zu Folge der Münzen Alexanders beschäftigt, und noch mehr in *Visconti's* mit Sehnsucht erwarteten Ikonographie, sehen wir der möglichsten Aufhellung dieses Punktes entgegen.

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Stuttgard*, b. Löflund: *Ueber National-Einkommen.* Ein Beytrag zu den neuesten Untersuchungen über die Staatswirthschaft, von *Fr. Carl Fulda*, Professor der Kameralwissenschaften in Tübingen. 1805. 64 S. gr. 8. (6 gr.) — Die Absicht des Vfs. ist, eine Berechnungs-Methode dessen zu liefern, was eigentlich als jährliches Einkommen einer Nation angesehen werden muſs. Zu diesem Behuf wird im *ersten* Abschnitt von den Quellen der National-Einkünfte, im *zweyten* von der Berechnung der National-Einkünfte, und im *dritten* von den Auslagen in Beziehung auf die National-Einkünfte gehandelt. In dem ersten Abschnitt folgt der Vf. gröſstentheils *A. Smith* und seinem Commentator *Lueder*, jedoch so, daſs er in Ansehung der ursprünglichen Production die physiokratische Idee annimmt, daſs nämlich nur die Natur *unmittelbar* producire, die Production der übrigen arbeitenden Klassen aber nur eine *abgeleitete* oder *mittelbare* Production sey. Die Materie wird aber durch des Vfs. Untersuchung nicht weiter gebracht. Darnach glaubt nun der Vf. im *zweyten* Abschnitte, daſs es zwey Wege gebe, das National-Einkommen zu berechnen, indem man entweder das unmittelbare oder mittelbare Einkommen ausfindig zu machen suche, welche zuletzt zu einerley Resultate führen müſste. „Indem," heiſst es S. 38. „auf diesen beiden Wegen das National-Einkommen unter ganz verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet wird; so können die Resultate, welche aus den Berechnungen unter diesen verschiedenen Ansichten hervorgehen, unmöglich gleich erscheinen. Da aber, sollen die wirklichen Gewinnste dargestellt werden, auf welche die Finanzrechnung allein gebaut werden darf, von jenem unmittelbaren Einkommen alles dasjenige abzuschlagen ist, was, jene Zuflüsse herbey zu schaffen, erfodert wird, von jenem mittelbaren Einkommen aber alles dasjenige abgerechnet werden muſs, was wirklich der nothwendige Unterhalt der Nation in sich schlieſst: so werden die beiderseitigen Ueberschüsse, welche diese Gewinnste oder dasjenige in sich begreifen, was die Nation zu ihren Bequemlichkeiten und Zeitvertreibe ausgeben kann, in beiden Fällen zusammen treffen." Indessen hält er den erstern Weg, der das unmittelbare Einkommen ausfindig zu machen sucht, für den leichteren und sichrern, welches auch wohl keinen Zweifel leidet. Er theilt die *Genzische* Berechnung des englischen National-Einkommens als ein Beyspiel der erstern Methode mit, und giebt von der zweyten selbst ein Muster, indem er die Territorial-Einkünfte von Alt-Wirtemberg darnach zu berechnen versucht, und dabey ganz den Grundsätzen folgt, welche *Krug* bey Berechnung des preuſsischen National-Einkommens angewandt hat. Der *dritte* Abschnitt endlich entscheidet die Frage über die Auflagen zwar nicht physiokratisch, aber doch nach den Grundsätzen des physiokratischen Systems, umfaſst aber die Materie nicht genug.

Wenn nun gleich das vom Vf. aufgestellte Princip, daſs man alle ursprüngliche National-Einkünfte sicher faſst, wenn man alle Erdproducte und die ausländischen Handelsgewinnste in Rechnung bringt, noch manche Ausstellungen erleiden dürfte, da sich schwerlich erweisen läſst, daſs der Ueberschuſs der ländlichen Production, *alle* übrige Arbeit und deren Werth zu bezahlen vermag, folglich diese Arbeit sehr wohl noch Ueberschüſse des Werths über den Werth der überschüſsigen Landproducte hervorbringen kann: so wird man doch immer die Schrift des Vfs. mit Interesse lesen, und den eingeschalteten Versuch einer Berechnung der Territorial-Einkünfte von Alt-Wirtemberg als einen willkommnen Beytrag zur Statistik Wirtembergs annehmen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 8. October 1806.

ARCHÄOLOGIE.

DRESDEN, in d. Arnoldschen Buch- und Kunsthandlung: *Andeutungen zu vier und zwanzig Vorträgen über die Archäologie* — von *C. A. Böttiger* u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 240. abgebrochenen Recension.*)

Die XXIVste Vorlesung umfasst die letzte Epoche, die der nachahmenden und ausartenden Kunst; erst unter den Griechen; Alexanders Nachfolgern, den Lapiden, Seleuciden, Königen von Pergamus. Es wird der Colossal-Geschmack abgehandelt, wo neben dem Bekanntern auch das seltner Erwähnte mit aufgezählt wird, z. B. den colossale Leichenwagen Alexanders des Grosen von vier Stockwerken, auf dem einige tausend Statuen und Bilder aufgestellt waren, und der an vier Deichseln von 64 starken Maulthieren gezogen wurde; und der grosse silberne Napf von 600 Metreten (die Metrete zu 106 Pfunden), den 600 Männer zogen, in der mit lauter solchen Ungeheuern angefüllten bacchischen Pompa zu Alexandrien unter dem Ptolemäus Philadelphus, — Erwähnungen, welche an die in unserm Zeitalter gleichfalls laut werdende Tendenz zum Colossalen sonderbar mahnen. — Nun kam die Periode des ganz in Weichlichkeit versinkenden Geschmacks, wo Hermaphroditenfiguren und wollüstige Symplegmen sich vervielfältigten. Erwähnung von Rhodus, als der kunstreichsten Insel in dieser Periode. — Die Kunst unter den Römern wird sehr kurz abgethan, und nur Hadrians Zeitalter etwas hervorgehoben. Diese Kürze rührte wohl von der Zeitumgränzung her, die sich Hr. *B.* einmal gezogen hatte, indem sonst die grosen römischen Bau-Unternehmungen aus dieser Zeit Anführung und Würdigung verdienen.

Die Geschichte der Kunst, die einen Haupttheil der Archäologie und zwar den *ersten* ausmacht, wurde also in diesen vier und zwanzig Vorträgen abgehandelt, und zwar, wie aus diesen Grundlinien erhellet, in einem Umfang, wie es wohl noch nicht geschehen ist. Viel leichter ist es, den Forderungen in Behandlung der übrigen Theile dieser Wissenschaft Genüge zu thun. Um nämlich das Ganze der Archäologie zu vollenden, muss nun, nach dem Plan des Vfs., eine ähnliche Reihe von Vorträgen die *zweyte* Abtheilung umfassen, die Museographie oder Betrachtung über den Bestand und Inhalt der vorhandenen Kunstgallerieen nach gewissen Hauptklassen. — Die *dritte* Abtheilung muss der Malerey, nebst den Mosaiken gewidmet seyn. — Die *vierte*, der Glyptik oder den geschnittenen Steinen. „Ob die Numismatik, sagt der Vf., einen eignen Kreis bilden, oder nur als Hülfswissenschaft für alle übrigen Theile, besonders aber für die Sculptur, der sie eigentlich zugehört, zu Rath gezogen werden müsse, ist nicht leicht zu entscheiden; in mehr als einer Rücksicht ist sie das fruchtbarste und sicherste aller archäologischen Studien." — Rec. ist der Meinung, dass ihr immer beym Unterricht ein eigner Hauptabschnitt muss eingeräumt werden, der besonders das Allgemeine enthält und das Ganze dieser jetzt so wohl geordneten Wissenschaft übersehen lässt; da sonst der Nutzen und das Vergnügen, sie als Hülfswissenschaft angeführt zu sehen, auch nicht vollständig erreicht werden kann. Nur dann, wenn erst diese Kreise in einzelnen Cursen durchlaufen und durch ähnlich gedruckte Andeutungen umgränzt werden könnten, wo dann auch der letzten Abtheilung ein Register beygefügt werden soll, macht der Vf. Hoffnung zur Herausgabe der ausgearbeiteten Vorlesungen selbst. Es müsste uns alles trügen, wenn nicht Hr. *B.*, der selbst für diese gelehrtere und weniger anschauliche Section ein theilnehmendes Auditorium fand, in der kunstliebenden Stadt, in welcher er lebt, dringende Aufforderungen erhalten sollte, auch die übrigen Theile der Archäologie eben so abzuhandeln und überhaupt diese Vorlesungen oft zu wiederhohlen; und so machen wir uns sichere Hoffnung, eben solche Reisekarten für den übrigen Weg durch das Gebiet der Archäologie bald zu erhalten und dann einmal die ausführlichen Vorlesungen selbst. Schon diese Art der Entstehung verspricht sehr viel für die allmälige Vollendung, die daraus hervorgehen wird, und jeder Freund des Alterthums und der Kunst muss sich freuen, dass Hr. *B.* hier ein Unternehmen begonnen hat, das seiner vor so vielen andern würdig ist, und bey welchem die allgemeine Bewunderung und Dankbarkeit ihm nicht entstehen kann. Neue, bald zu erwartende Auflagen dieses *ersten* Theils werden manche Verbesserungen mitbringen, die bey der Eile, mit der, wie man aus den vielen Druckfehlern sieht, das Ganze herausgegeben wurde, jetzt nicht so gleich gemacht werden konnten.

SCHÖNE KÜNSTE.

WIEN, b. Schaumburg u. C.: *Ruth, ein Gedicht in vier Gesängen.* Von *Carl Streckfuss.* 1805. 133 S. 8. (16 gr.)

Ueber die Tauglichkeit oder Untauglichkeit des biblischen Stoffes, der dem gegenwärtigen Gedichte zum

zum Grunde liegt, hat Rec. sich bereits auf Veranlassung eines ähnlichen Poëms, welches dasselbe Thema bearbeitete, und zur nämlichen Zeit mit dem *Streckfußischen* erschienen ist, erklärt. Hätte Rec. bey jener Anzeige schon dieses Gedicht zur Hand gehabt: so würde er eine nähere Vergleichung der beiden Bearbeitungen aufgestellt haben, um so mehr, da ein freundschaftlicher Wettstreit den Dichter und die Dichterin — eine geistreiche Wienerin, *Karoline Pichler* — bey der Composition dieses in manchen Beziehungen nicht uninteressanten Sujets geleitet zu haben scheint. Bey der Voraussetzung jedoch, dass die Hauptpunkte jener Anzeige noch nicht vergessen sind, machen wir hier in kurzen Andeutungen auf den Unterschied der Behandlung aufmerksam, die Hr. *Streckfuß*, durch mehrere Gedichte, Sonnette vorzüglich, nicht unbekannt, bey diesem Thema gewählt hat. Ein Hauptunterschied, der sogleich in die Augen fällt, beym ersten Anblicke zufällig scheint, aber im Grunde doch wesentlich ist, ergiebt sich darin: Wo die weibliche Nebenbuhlerin um den Kranz alterthümlicher einfacher Poësie ihren Stoff idyllisch aufgefasst und ihre drey Gesänge, in den sie ihn zerlegte, auch *Idyllen* überschrieben hat, wollte Hr. *Streckfuß* ihn mehr episch behandeln. Wir finden hier vier Gesänge, mit den Aufschriften: *Abschied von der Heimath. Rückkehr ins Vaterland. Liebe und Seligkeit. Hoffnung und Erfüllung.* Wir zweifeln, ob diess gut gewählt war, und halten die Anlage der weiblichen Hand im Ganzen für glücklicher. Bey der Dürftigkeit des objectiven Stoffes, da der Vf. die Fabel ganz liess, wie er sie in den biblischen Denkmalen vorfand (K. Pichler erlaubte sich einige Aenderungen damit), konnte es um so mehr, da er noch so aus einander gelegt wurde, nicht fehlen, dass nicht theils zu viel lyrische Ergiessungen, in denen man mehr Hn. *Streckfuß* als seine Heldin und Heldinnen hört, theils auch zu viel sentimentale Tiraden, die er diesen leiht, die Stelle lebendiger interessanter Handlung vertreten mussten. So sehr man auch immer auf einzelne gelungene Stellen trifft, die dem Gefühle des Vfs. Ehre machen — über das Ganze ist ein gewisser Geist der Geschwätzigkeit, und wir wollen es frey heraus sagen, der Langweile verbreitet, die den Eindruck weniger besseren Scenen durchaus stört. Der einfache orientalische Charakter ist durchaus verfehlt, und geht sowohl dem Gedichte als den Personen ab. Oder sollte das wohl orientalischer Ton seyn, wenn es I. Ges. v. 190. (S. 30.) heisst:

> Wenn ans Bekannte euch anfesseln die Bande der Liebe
> Geht doch sträubend der Mensch aus dem Leben *dem öden, dem leeren*
> *Hin nach Abrahams Schooss zu unvergänglichen Freuden.*

Sollte es orientalischer Ausdruck seyn, wenn im dritten Gesange v. 170. gesagt wird:

> Boas —
> Fühlte die sanfte Gewalt des zarteren Wesens und wallte
> Liebend herab *aus dem Reiche der Kraft in die Auen der Schönheit.*

Gewiss, eben so wenig als die *gaukelnde Schaar der Scherze* und so manche andere moderne Blümchen, die man hier findet. Schon die Motive im ersten Gesange, warum Näemi (es befremdet, dass der Vf. gegen den Sprachgebrauch und obenein noch die Anforderung des Wohllauts durchaus Naemi als zweysylbig gebraucht, z. B. *So auch Elimelech mit Naemi seiner Gefährtin* I. 22.) das moabitische Land verlassen will, sind so modern empfindelnd gewählt, dass man sie eher einer Heldin aus einer sehr bekannten Periode als einer wackeren Wittwe des ebräischen Alterthums zutrauen könnte. Es sind keine andere als:

> Ihr ists so öd und leer:
> — ein jegliches Plätzchen
> Trägt der Theuren Erblichenen Spur — dort kniet' Elimelech
> Sonst, aufstehend zum Herrn bey den ersten Strahlen der Sonne.
> —
> Hier *stand* das | Bett, wo mein Chilion starb, und es zeiget die Stelle
> Immerfort mir den theuren | Sohn im Kampfe des Todes,
> Zeiget mir Mahlons Bild, der bey dem sterbenden Bruder
> Da stand, tief gebeugt, das eigene Schicksal nicht ahnend,
> Ach und so mahnet jegliche Stell' und jedes Geräthe
> An die Erblichenen mich und öffnet neu mir die Wunden.

Warum Näemi ihre Schwiegertochter anfänglich auffordert, sie zu begleiten, und dann es ihnen in der Folge doch wieder missräth, wissen wir uns nicht zu erklären. Soll es einen Schein von Handlung geben, die in der That im ersten und zweyten Gesange sehr stockend ist? — den zarten Punkt der nächtlichen Annäherung der jungen Ruth zum Lager des Boas, den die feinfühlende Dichterin ganz umgangen hat und mit einem andern Mittel zu vertauschen wusste — überhaupt hat sie nicht ungeschickt eine Freundin Näemis eingeflochten, die den ganzen Gang ihrer Verhältnisse zu Boas mitleitet — hat Hr. *Streckfuß* nicht vermeiden zu dürfen geglaubt. Er hält sich auch hier nach seiner Weise streng an die alte Urkunde. Was er auch diese, nach unsern Begriffen immer anstössige, Sache zu verschleyern sucht:

> — nahte dann leisen Tritts, und breitete ihm zu Füssen
> Aus den Mantel und lagerte sich, beglückt in der Nähe
> Der geliebten Gestalt, und reinen kindlichen Sinnes —
> Hörte sein Athmen, ihr *wars die reinen Düfte des Aethers*
> Selbst zu athmen — so blickte sie auf zum Himmel, der endlos
> Ueber ihr sich wölbt', und es schwebt' ein stärkender Schlummer
> Auf die Frohe herab und lieblich gaukelnde Träume —
> III. Ges. 243 fgg.

Was er durch die schönen Gefühle, denen sich die neben Boas schlummernde Ruth jetzt hingiebt, der Handlung das unzarte unmädchenhafte zu benehmen sucht — immer beleidiget diese Handlung doch, um so mehr, da die *Streckfußische Ruth* eine so hochsentimentale Liebhaberin neuester Zeit ist. Kurz, was wir auch immer an der Pichlerschen Ruth mit Recht

Recht rügen zu müssen glaubten, und vielleicht trifft mancher Tadel das gewählte Thema selbst, im Ganzen müssen wir ihr doch weit den Vorzug vor dieser *Streckfußischen* einräumen. Sichtbar hat Hr. *Str.*, ein junger Mann von Talent, das reifere Bildung verdient, mit zu viel Flüchtigkeit seine Arbeit unternommen und gefertiget. Diese Flüchtigkeit offenbart sich auch besonders in der grossen Nachlässigkeit, womit die Hexameter im Einzelnen und ihr ganzer Periodenbau gebildet sind, in den Vernachlässigungen der Prosodie, in manchen Versündigungen gegen die Sprache, z. B. III. v. 36.:

Welches mir und dir der Herr des Himmels verhangen.

Häufig trifft man unrichtige Abschnitte, wie folgenden an:

um die Hütte versammelt | seht nicht die blinkenden Thränen, I. 148.
dass sie es lese und keiner | schelte sie drum: so sprach er c. III. 117.

ihre, *meine*, *deine*, werden häufig ganz unrichtig als Pyrrichien ◡◡ gebraucht.

Denn ihre Wünsche nur 164.
— kann mir deine Treue gewähren II. 206.

Ganz unleidlich sind Hexameter, wie folgende:

— *Dann fragt' er* der Knechte
Aeltesten, welcher war vorgesetzt den übrigen Knechten III. 73.
Herr, womit hab' ich Gnade funden vor deinen Augen u. s. w.

Auch an unrichtigen Bildern fehlt es nicht. Vergl. III. 105. Wir hoffen, wenn Hr. *Str.* seinem Gefühle mehr Gehalt zu geben sucht, wenn er langsamer arbeiten lernt, weniger dichtet und nach reinen Mustern sich bildet, er werde etwas besseres, als diess unvollkommne Jugendwerk liefern können.

Berlin, b. Spener: *Das Wiedersehen.* Ein erzählendes Gedicht in zwey Abschnitten, von *Johann Baptist Tilly.* 1805. 8.

Dieses erzählende Gedicht ist nicht nur sehr prosaisch erzählt; es ist durchaus rauh, ungelenk, holpericht, und man sieht nicht ab, wie der Vf. gegen allen Dank der Musen und wahrlich auch seiner Leser, wo er sie findet, sich und diese so auf die Folter spannen wollte. Musste er erzählen, warum that er es nicht in Prosa? Der Stoff der Erzählung ist an sich nicht uninteressant; aber so wie er bearbeitet worden, kostet es Mühe, sich durchzuwinden. Ein junger Mann, Allmer, der sich

Des Erziehens Stande
In Dänemark geweiht —

segelt nach Portugal, geräth unter die Corsaren, wird nach Algier verkauft, ist zwanzig Jahre dort als Gärtner in der Sklaverey, wird zum Obergärtner bestellt, und durch einen Engländer endlich, einen seiner Nebensklaven, um den er sich in der Eigenschaft eines Aufsehers durch milde liebreiche Behandlung Verdienste erworben, den ein englischer Consul befreyt hatte, ebenfalls befreyt. Er reist zu seinem Freunde nach England, wird nach dem baldigen Tode desselben, von diesem zum Erben eines grossen Vermögens eingesetzt, geht in sein Vaterland zurück, um seinen Bruder aufzusuchen; findet aber diesen nicht, dagegen einen Freund in einem liebenswürdigen Mann, der mit seiner jungen Gattin auf dem Lande in einsiedlerischer Abgeschiedenheit lebt. Hier pflanzt er sich an; bald erfährt er von dem jungen Paare die jahrelange Spannung, die zwischen ihm und dem Vater Saliens, der Gattin seines Freundes, wegen ihrer Heirath, die gegen die Absichten des Schwiegervaters vollzogen ward, obwalte. Allmers menschenfreundliches Herz bietet alles auf, um eine Versöhnung zu vermitteln. Was seinen Bemühungen nicht gelingt, wirkt ein unglücklicher Zufall. Eine Ueberschwemmung setzt die Familie Nomars — so nannte sich Saliens Vater, seit er, ein sonst bemittelter Handelsmann, unglücklich geworden in seinen Geschäften, sich mit dem Reste seines Vermögens in die Stille zurück gezogen hatte — in augenscheinliche Lebensgefahr. Aus dieser durch Ornows Wagniss gerettet, sieht er wieder das erste mal seine Tochter, und Dankbarkeit gegen den Tochtermann nöthigt ihm Verzeihung gegen beide ab. In diesem Nomar findet Allmer seinen todt geglaubten Bruder, und in seiner Wirthin seine Nichte. Sie bilden jetzt zusammen Eine Familie, und freudig theilt Allmer sein Vermögen unter sie aus. Man sieht, wenn die Erfindung schon nicht frey von einigen Unwahrscheinlichkeiten ist, sie bietet doch Stoff zu anziehenden Situationen und Scenen dar: aber die unpoëtische Darstellung, wir dürfen keck sagen, die tödtliche Ohnmacht des Vfs. in allem, was Sprache und Ausdruck betrifft, verdirbt alles. Schlechtere Stanzen werden wohl auf keine Messe gekommen seyn: denn in Stanzen erzählt der Vf. die denen in Oberon nachgebildet seyn sollen, wenn je von bilden oder nachbilden hier die Rede seyn kann; nur dass sich Hr. *Tilly* noch die besondere Freyheit genommen hat, neben den gewöhnlichen regellosen achtzeiligen, wo es ihm auch nicht darauf ankommt, wenn er gerade keinen Reim findet, nicht zu reimen, auch vierzeilige s. Str. 53. *erste* Abtheilung, fünfzeilige s. Str. 34. *zweyte* Abtheilung, ja eilf- zwölf- und dreyzehnzeilige Stanzen u. s. w. auftreten zu lassen. Folgende Stanzen gehören noch nicht unter die schlechteren: S. XXI. St. 43. *erste* Abtheilung:

Und Ornow, der als Herr im Thale schaltet;
Empfängt mehr mild als ernst, am Eingang ihn,
Ein Mann auf dessen Antlitz der Gesundheit Rosen blühn,
Und Biderherz; von Anstand, hoch gestaltet.
Hinein führt er den Gast; und dieser, tief erfreut,
Merkt, dass noch Herzenswerth, noch *innre Sauberkeit*
der äussern gleich, im Hause waltet.
Er weilt an Ornows Hand in trauter Herzlichkeit.

St. 44.

St. 44:

Gewiss that er nicht, wenn er gekannt ihn hätte,
Den Mann von Stand' in Ornow schon gewusst,
Der dieser vormals war. Der Liebe *Rosenkette*
Schlang reizvoll sich *um seine Menschenbrust*.
Treu ward er der Geliebten Gatte,
Enterbt, verstossen von den Seinigen dafür;
Doch Salia und die Gefilde hier
Ersetzten wuchernd ihm, was er verloren hatte u. s. w.

Das Gedicht ist Germanien zugeeignet in folgenden Distichen:

Magst du, nachdem dir Goethe, Wieland und Voss schon gesungen,
Klopstock und Herder dir, ach und auch Schiller verschied.
Spätere Dichter, Germania! — schwächere, gern noch vernehmen?
Oder möchtest du's, auch hörst du der Muse Gesang,
Vor des | Krieges | jetzt al | les er | füllendem Donner (!)
Den von Land, den von Meer auch nur Echo dir hallt.

Kann man sich wohl besinnen, je Verse von schlechterem Rhythmus gehört zu haben?

Leipzig, b. v. Kleefeld: *Kleine Original-Romane oder Copieen aus der wirklichen Welt. Erstes* Bändchen. 1804. VIII u. 198 S. *Zweytes* Bändchen. 1804. 270 S. 8. (2 Rthlr.)

Laut der Vorrede des ungenannten Herausgebers, sollen diese kleinen Romane von verschiedenen Vffn. herrühren; und wirklich scheint auch der Werth einiger Stücke, und der Ton, in welchem sie geschrieben sind, sehr verschieden. Den auffallendsten Unterschied zeigen „*Deutschlands Petrarca*," womit der *erste* Theil, und „*die seltenen Fürsten*," womit der *zweyte* Theil beginnt. Jenes ist unstreitig das unreifste, und dieses das beste Stück der ganzen Sammlung. Deutschlands Petrarca ist ein Herr Justizrath Strahlen, der ziemlich abenteuerlich einer liebetollen Poetin, die sich ihm mit ihren Versen an den Hals geworfen, entgegenreist, um sie von Person kennen zu lernen. Unterwegs in dem Dorfe Rosenhain trifft er aber an einem Brunnen, der sehr an eine Scene im Werther erinnert, die schöne Caroline Lieben, des Amtmanns Tochter, die er für ein gereichtes Glas Wasser mit seinen Versen überschüttet, wofür sie ihm einen Kranz von Rosen aufs Haupt setzt u. s. w. Sollten dergleichen poetisch-empfindsame Albernheiten auch hier und da in der wirklichen Welt vorkommen: so sollte man sie wenigstens nicht ernsthaft, sondern nur *spottend* kopiren. Diese ernsthafte Kopie, mit einer Menge mittelmässiger Verse, dehnt sich aber durch 136 lange Seiten! — Die Erzählung: „*Die seltenen Fürsten*" enthält viel fein gedachtes, in einer sehr guten Sprache geschrieben; nur contrastirt der Beysatz „*leider nur Dichtung*" sehr sonderbar mit dem Titel, welcher Copieen aus der *wirklichen Welt* verspricht. Die darauf folgende Erzählung: „*die gegenseitige Probe*," mit dem Beysatz: „*nicht aus unsern Zeiten*," ist ebenfalls anziehend durch Stoff und Vortrag. Zwey andere Stücke sind weit unbedeutender. — Unser Lob trifft also nur etwa die *Hälfte* der beiden Bändchen, und wir können daher den Wunsch nicht unterdrücken, dass der Herausgeber in ähnlichen Fällen künftig strenger auswählen möge.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Hamburg*, b. Bachmann u. Gundermann: *Für Aerzte und Patienten. Ueber den wohlthätigen Gebrauch der Ragoloschen Arzney in der Fallenden-Sucht und langwierigen Krämpfen. Durch Erfahrungen angesehener Aerzte bestätigt.* 1805. 5½ Bogen. 8. (8 gr.) — Der ganze Inhalt, die Art und Ordnung des Vortrags, und vielleicht selbst der Preis ergeben, dass diese kleine Schrift bloss eine Finanz-Operation bezweckt, nämlich den Absatz jenes Mittels mehr zu befördern. In so fern also würde, der Regel nach, hier darüber nichts weiter zu sagen seyn. Da inzwischen dieses Arcanum nach den Erfahrungen *mehrerer Aerzte*, die, nur zum Theil zu flüchtig, in den vorliegenden Bogen gesammelt worden, wirklich Aufmerksamkeit und Lob verdient: so halten wir es für Pflicht dabey etwas zu verweilen. Bisher habe noch keiner von denen, die es einer Prüfung unterworfen, seine Bestandtheile entdeckt; weder Baldrian, Salmiak, Pomeranzenblätter, Cajaput- oder Dippels-Oel, noch Kupfersalmiak oder Zibeth, u. s. w. machen dieselbe aus. Es sey jetzt einzig und allein bey J. G. Eckhorst in Hamburg (grosse Reichenstrasse Nr. 98.), echt zu haben. Der Kranke nimmt davon täglich viermal einen Theelöffel voll — Kinder von einem Jahre alle zwey Stunden eine Messerspitze voll u. s. w. (Diess gefällt uns nicht: denn nicht allein eine gar zu unbestimmte Angabe der Dosis, sondern die völlige Untereinanderwerfung der Epilepsie und Eklampsie ist verdächtig: es wäre immer Ruhm genug für das Mittel, wenn es in jener seine Wirksamkeit behauptete.) Nehmen die Anfälle an Frequenz, Heftigkeit, oder Dauer ab, oder kommen sie zu unordentlichen Zeiten (was doch bey vielen von Anfange der Krankheit an der Fall ist); so nimmt er täglich einmal weniger ein. Die Büchse mit dem Pulver muss nach jedesmaligem Oeffnen wohl wieder zugemacht und an keinem feuchten Orte aufbewahrt werden. Bey vielen sey eine einzige Portion zur gründlichen Heilung genug: wo das Uebel aber recht hartnäckig und schwer sey, werden (S. 34.) höchstens nicht mehr als zehn — nach S. 72. jedoch wohl zehn und mehrere — Büchsen erfordert. Jede Büchse kostet bekanntlich *drey Friedrichsd'or*. Es ist, ohne eigene und wiederhohlte Erfahrungen, schwer, ja unmöglich, das Charlatanmässige hier von dem Wahren und Rationellen zu scheiden. Desto mehr wäre es zu wünschen, dass unter gehöriger Vorsicht wegen Erhaltung der echten Bereitungsart, ein menschenfreundlicher Souverän das Geheimniss erkaufte, wozu der Besitzer sich bereitwillig erklärt, damit seine Anwendung nach Grundsätzen geprüft und alsdann auch dem bey weitem grössesten Theile der leidenden Menschheit möglich gemacht werden könnte, der keine einzige, geschweige denn zehn Portionen davon jetzt zu bezahlen im Stande ist. Die Frage aber, ob das Mittel nach erlangter Publicität nicht einiges von seinem Ansehen verlieren möchte, getrauen wir uns nicht zu beantworten. Gewinn genug, wenn es dasselbe in einer überwiegenden Anzahl solcher Fälle erhält, die mit den bisher bekannten Mitteln vergebens bekämpft wurden!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 9. October 1806.

RÖMISCHE LITERATUR.

1) Göttingen, b. Dieterich: *Cornelii Nepotis excellentium imperatorum vitae* ad optimorum exemplarium fidem recensitae atque prooemio, chronologia et indice rerum instructae a *Car. Henr. Tzschucke.* 1804. XXXVI u. 150 S. m. 2 Bog. Index. Dazu *Commentarius perpetuus* in *Corn. Nepotis* excellentium imperatorum vitas conscriptus a *C. H. Tzschucke.* 128 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

2) Leipzig, b. Rein u. Comp.: *Corn. Nepotis vitae excellentium imperatorum.* — Mit *grammatischen und erklärenden Anmerkungen* von *Chsti. Hnr. Paufler,* Rect. an der höhern bürg. Stadtschule zu Neustadt b. Dresden. 1804. XXIV u. 428 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

3) Leipzig, b. Schwickert: *Erklärende und grammatische Anmerkungen zum C. Nepos.* Zum Schulgebrauch und Selbstunterricht von *Joh. Dav. Büchling.* 1804. VIII, 188 u. 200 S. 8. (1 Rthlr.)

Die Beyträge, welche in den hier verzeichneten Schriften zur Erklärung eines sehr schätzenswerthen Schriftstellers des Alterthums geliefert werden, sind von sehr verschiedenem Gehalt; wir glauben uns aber einer umständlichen Würdigung des Charakters dieser verschiedenen Bearbeitungen überheben zu dürfen, da wir die Bekanntschaft mit dem Geist und der Manier ihrer Urheber bey unsern Lesern voraussetzen. — Hr. *Tzschucke* ist längst überhaupt als ein gelehrter und gründlicher Erklärer der Alten und auch als Herausg. des *Nepos*, den er zuerst 1791. bearbeitet hat, rühmlich bekannt; die Aufforderung des Hn. *R. Ruperti*, für seine angelegte Sammlung von Ausgaben der röm. Classiker den *Nepos* zu übernehmen, bestimmte ihn zu einer Um- und Ueberarbeitung seiner *ersten* Ausgabe, und zeichnete ihm die Gränzen vor, in denen er sich zu halten hatte. Sein Text des *Nepos* ist der, noch verbesserte, Staverensche von 1773.; seine Anmerkungen gleichförmig auf Worte und Sachen gerichtet, mehr erklärend als kritisch; das Register ebenfalls erklärend. Ein *Prooemium* oder Einleitung trägt das Nöthige über *Nepos* Leben, Schriften, Quellen, Glaubwürdigkeit, Stil, Handschriften und Ausgaben vor. — Wegen der Art, wie der fleissige Schulmann, Hr. *Paufler*, commentirt, dürfen wir nur auf die von ihm anonym herausgegebene und auch in unsern Blättern (Jahrg. 1805. Nr. 72.) angezeigte Ausgabe des *Phäder*, Leipzig, b. Rabenhorst, 1802., verweisen. Er denkt sich vorzüglich den armen Schulmann, ohne Mittel und Bücher, der nur die Eine Ausgabe sich anschaffen kann, und dem man daher in dieser nicht genug geben könne; er glaubt, dass man die Erklärung der Classiker auf Schulen als Vehikel ansehen müsse, Sachkenntnisse beyzubringen, und dass man aus den sogenannten Hülfswissenschaften allerhand einweben dürfe (wodurch doch die Erklärung des Schriftstellers selbst sehr zerstückelt und in die Länge gezogen und die Aufmerksamkeit zu sehr vertheilt wird). „Auch," sagt er, „gehört es mit in meinen Plan, nichts unerörtert zu lassen, und daher *Bemerkungen auf Bemerkungen gleichsam zu häufen*, den Schriftsteller mit Anmerkungen, so zu sagen, *zu überladen*, und der Vorwurf, dass der Text in Noten schwimme, den man sonst schon gehört hat, scheint auch mich zu treffen. Allein, nicht zu gedenken, dass eine *Sündfluth* der Art hie und da doch nothwendig seyn dürfte: denn wer will in allen Fällen, sich allein ausgenommen, immer bestimmen, was frommt: so ist es überhaupt besser, das Schiff habe Wasser genug, als dass es in Gefahr komme, zu stranden. Wie man sieht, so hat auch das Wasser, wenn man anders dieses *Tertium Comparationis* gegen mich gebrauchen will, seine gute Seite, und wird sogar wünschenswerth. Das Ueberflüssige, was mancher zum Tragen seiner leichten Person und seines compendiösen Fahrzeuges nicht bedarf, ist für andere, die etwas schwerfälliger sind, vielleicht um so erwünschter. Da übrigens dieses Wasser, wie alles Meerwasser, mehr oder weniger gesalzen ist: so wäre es thöricht, es zweckwidrig gebrauchen und unvernünftig verschlingen zu wollen. Es muss ja nicht alles, was ich erklärt habe, den Schülern in einer Stunde wieder vorgesagt werden: aber gut ist es immer, wenn man weiss, wohin man im Nothfalle seine Zuflucht nehmen kann." Hr. *P.* vergisst nur bey dieser weitläufig ausgesponnenen Vergleichung den Fall, wo zu viel Wasser im Schiffe das Schiff zum Sinken bringt. — Hr. *Büchling* hat den *Nepos*, von dem er auch 1796. eine Uebersetzung herausgegeben, in eben der Manier, die man aus so viel andern Schulausgaben von seiner Mache zur Genüge kennt, bearbeitet.

In der Geschichte von *Nepos* Werke herrscht noch grosse Dunkelheit, welche selbst von den neuesten Herausgebern nicht ganz zerstreut worden ist, deren Bemerkungen wir jedoch darüber mittheilen. *Aemilius Probus* wird von den Herausgg. von Nr. 1. und 2. als derjenige angesehen, der das Werkchen im vierten Jahrh. ans Licht gezogen, aber wenig oder nichts daran verändert habe. Immer auffallend bleibt es dabey,

bey, dafs diese Schrift von den Alten, welche so oft andre Schriften des *Nepos* erwähnen, nicht ausdrücklich angeführt oder Stellen daraus ausgezogen werden, was vielleicht die Vermuthung begründen könnte, dafs sie von ihrem Vf. als noch nicht ganz vollendet, oder doch der letzten Feile bedürftig, zurückgelassen und in den erstern Jahrhunderten gar nicht eigentlich ins Publicum gekommen seyn möchte. Wirklich findet sich ein auffallender Unterschied zwischen dem so ausgearbeiteten und ausgebildeten Leben des *Atticus*, welches eine für sich bestehende Schrift ausmachte, und den übrigen vorzüglich in Ansehung des Stils nachlässiger hingeworfnen Leben der Feldherren, so dafs auch Hr. *Paufler* annimmt: „*Nepos* habe diese Biographieen nur flüchtig entworfen, um sie in der Folge mit mehrerem Fleifse auszuarbeiten; dieses sey aber entweder, weil ihn die Zeit übereilt, nicht geschehen, oder das vollkommen ausgearbeitete Werk sey mit seinen übrigen Schriften verloren gegangen, und es habe sich nur der etwas eilfertig, aber doch ausführlich niedergeschriebene erste Entwurf bis auf unsre Zeiten zufällig erhalten." *Barths* Vermuthung, dafs wir vielleicht nur eine von *Aemilius Probus* gefertigte *Epitome* der Leben des *Nepos* besitzen, wird in Nr. 1. dadurch zurückgewiesen, dafs *Nepos* Werkchen, seiner ganzen Anlage und ausdrücklichen Versicherungen seines Vfs. nach, selbst auf compendiarische Kürze ging. Wirklich könnte man es selbst eher für eine *Epitome* gröfserer historischer Werke der Griechen nehmen, als glauben, dafs es von einem Andern noch mehr ins Kleine habe gebracht werden können, zu geschweigen, dafs sich bey diesem Abkürzungsprocefs die Hand eines *spätern* Schriftstellers gewifs noch auffallender, als in den hie und da im *Nepos* zerstreuten Singularitäten des Stils würde verrathen haben. Hr. *Tz.* zeigt auch, dafs die in *Nepos* Vorrede erwähnte *magnitudo voluminis* gar nicht auf eine ursprünglich gröfsere Ausführlichkeit der Lebensbeschreibungen, sondern auf die Menge der einzelnen Leben zu deuten sey, welche sein Werk umfafste, die jedoch, wie dieser Gelehrte muthmafst, dem gröfsern Theil nach verloren gegangen. Wie der Herausg. von Nr. 3. die *magnitudo voluminis* von dem *kleinen Umfang* verstehen könne, den *Nepos* seinem Werke zu geben gedacht und welcher ihm alle Weitläuftigkeit untersagt habe, sehen wir nicht ein.

Man hat Unrecht gethan, seit *Lambin* hinter den Leben der griechischen Feldherren eine eigne Abtheilung mit der Ueberschrift: *de regibus*, zu machen. Sein Werk, oder vielmehr die erste Hauptabtheilung (wir werden sogleich der zweyten gedenken), sollte mit dem *Timoleon* schliessen; nun fügt er noch einen Anhang hinzu, worin er sich erst entschuldigt, warum er *nicht* auch die Leben berühmter Könige beschreibe, und bey dieser Gelegenheit summarisch und im Vorbeygehen eine Anzahl persischer, griechischer und andrer Könige verzeichnet; sogleich aber wieder abspringt und noch zwey grofse nichtgriechische Feldherren, *Hamilcar* und *Hannibal*, zum Beschlusse besonders schildert. Jetzt sollte, wie man aus dem Schlusse von *Hannibals* Leben sieht, das *zweyte* Buch seines Werks, oder die Leben der römischen Feldherren, beginnen; allein wir besitzen nur das Leben des *Porcius Cato* und das des *Atticus*, wovon letztres schon seines Helden wegen nicht in diese Sammlung pafste, wenn wir auch nicht aus der innern Beschaffenheit und Ausführlichkeit und aus des Vfs. Aeufserungen sähen, dafs es eine Monographie war, die *Nepos* bey Lebzeiten des *Atticus* besonders herausgab, und zu welcher er nach *Atticus* Ableben einen Nachtrag lieferte. *Cato's* Leben, ein kurzer Auszug, den *Nepos* von seiner besonders herausgegebenen Denkschrift auf diesen grofsen Mann selbst verfertigt hat, pafste allerdings zu den Biographieen der röm. Feldherren und scheint uns ihnen angehört zu haben; wiewohl man gestehen mufs, dafs sich die beiden letztgenannten Biographieen in den Handschriften nicht vereinigt mit den übrigen finden, sondern in einigen Handschriften allein angetroffen werden, und erst seit dem Ende des 15ten Jahrh., wie in Nr. 1. bemerkt wird, in den Ausgaben der Sammlung der übrigen *Vitae imperatorum* einverleibt worden sind. Ob nun *Nepos* diesen *zweyten* Theil seines Werks, der dem Leben der Feldherren der Römer bestimmt war (deren Königen er vielleicht auch am Schlusse ein Blatt gewidmet haben würde), unvollendet gelassen, wie in Nr. 2. gemuthmafst wird, oder ob er verloren gegangen, läfst sich jetzt nicht mehr ausmitteln. *Plutarch* führt indefs, wie in Nr. 1. erinnert wird, im Leben des *Marcellus* und *Lucullus* einige Mal den *Nepos* an, und scheint also *Nepos* Lebensbeschreibungen dieser Männer gekannt zu haben.

Ueber Plan und Absicht von *Nepos* biographischer Schrift hat sich Hr. *Tzschucke* nicht ausgelassen, und diefs ist eine wahre Lücke seiner Einleitung. Hr. *Paufler* berührt dagegen diesen Gegenstand theils in der Vorrede, theils in den Anmerkungen. Ihm scheint *Nepos* (Vorr. S. XVIII.) bey Abfassung seiner Biographieen die einzige Absicht gehabt zu haben, den zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Umständen unter den Griechen u. a. herrschenden Geist mit dem der Römer zu vergleichen, und daraus die Idee zu entwickeln, dafs sich die Menschen, bey der gröfsten Verschiedenheit der Sitten, dennoch überall gleich sind, und dafs ähnliche Umstände und Lagen auch ähnliche Erscheinungen bey den Römern, so wie bey den Griechen u. a. herbeyführen müfsten. Die Frage: „Warum *Nepos* so manchen bedeutenden griechischen Feldherrn mit Stillschweigen übergehe" beantwortet er in der Anm. zu dem Abschn. *de regibus* S. 365. dadurch, dafs *Nepos* seinen Zeitgenossen an den auffallendsten Beyspielen den Einflufs der republikanischen und despotischen Denkungsart grofser Männer habe sehen lassen wollen, und dafs er darum auch so eilfertig bey denen vorüber zu eilen scheine, die in monarchischen Staaten sich ihren Einflufs durch Gewalt gesichert hatten. „Er wollte den Blick seiner Zeitgenossen nicht darauf heften, doch aber auch nicht

nicht ganz davon schweigen. Ihr Beyspiel war eben so verführerisch, als warnend für die Römer das Beyspiel derer, die in Griechenland die Freyheit zu untergraben und den Despotismus auf den Thron zu setzen suchten. Der karthaginiensische Staat lieferte dazu noch ein Paar merkwürdige Beyspiele, welche die Bewunderung freyer Römer auf sich ziehen musten."

Nepos scheint uns in einem viel umfassenden und aus mehreren Büchern bestehenden Werke (daher *magnitudo voluminis* in der Vorrede) die *vitas excellentium virorum* vereinigt zu haben (*Epamin.* 4, 5.), vermuthlich in demselben, welches die Alten unter dem Titel *de viris illustribus* oder *vita illustrium* anführen. Darin wurden wahrscheinlich grosse Männer aller Gattungen, Helden, Staatsmänner, Weltweise u. s. w. eigens für Leser, die in der Geschichte, besonders der griechischen, weniger bewandert waren (s. den Anfang der *praefatio* und *Pelop.* 1, 1.) also dargestellt, dass dadurch Nacheiferung des Guten und Edlen, und besonders republicanische Tugenden erweckt würden. Insonderheit aber liess es sich der Vf. angelegen seyn, durch Parallesirung der abweichenden Sitten der verschiednen Völker der Einseitigkeit, welche nur das gewohnte und gekannte Vaterländische schätzt und das Fremde verachtet, entgegen zu arbeiten. Vgl. die Vorrede und *Epam.* 1, 1. Von diesem biographischen Werke besitzen wir aber nicht einmal die *Vitas excellentium imperatorum* ganz.

Die Untersuchung über die Quellen des *Nepos* berührt Hr. *Tz.* im *Prooemium*, und weist auch fleissig in den Anmerkungen auf dieselben zurück. Wiewohl die vorigen Herausgg., unter andern *Lambin*, schon Manches hierin geleistet haben: so wäre doch für denjenigen noch eine reiche Aehrenlese zu halten, der, *Ruhnkenius* Vorsatz folgend, einen *Nepos comparatione graecorum scriptorum illustratus* herausgeben wollte. Was über die Ursachen angegeben wird, warum *Nepos* den *Herodot*, diesen im Alterthum so viel gelesenen und geschätzten Schriftsteller, gar nicht benutzt habe, thut schwerlich Genüge. Am meisten scheint er aus dem *Thucydides*, *Xenophon*, *Ephorus* und *Theopompus* geschöpft zu haben. Dass er letzterem einzig folge, wie Hr. *Koch*, der Bearbeiter von *Theopompus* Bruchstücken, annimmt, wird bestritten. Gewiss ist wenigstens, dass er den *Theopompus* bisweilen wörtlich abschreibt. Wie das Lesen des *Nepos* der Jugend lehrreich und anziehend zu machen sey, darüber hat Hr. *Büchling* nach den Bemerkungen Anderer Einiges beygebracht.

Um aus den vor uns liegenden Anmerkungen zum *Nepos* selbst einiges anzuführen, wählen wir vor allen die Vorrede, bey der sich sowohl der Kritiker als der Ausleger zeigen kann. Da Nepos zu Anfang sagt, die *meisten (plerosque)* Leser würden den Kleinigkeitsgeist an seinem Werke tadeln, und hinzusetzt, das würden fast lauter solche seyn, denen die griechische Literatur fremd wäre (*hi erunt fere, qui expertes literarum graecarum* etc.): so wäre hier wohl herauszuheben gewesen, für welche Klasse von Lesern er also vornehmlich geschrieben zu haben scheine. Diese Klasse hat man sich jedoch als sehr ausgebreitet zu denken, da das Studium der griechischen Literatur erst gegen diese Zeit allmählig um sich zu greifen anfing. Der angedeutete Tadel, dem *Nepos* entgegensah, zeigt aber, dass er nicht auf der breiten und gebahnten Heerstrase der Geschichtschreiber fortging, sondern in einer leichtern Manier arbeitete, und statt gelehrter historischer Untersuchungen anspruchlose und gefällige Sittengemälde geben wollte. Wenn *Nepos* in der hier angestellten Vergleichung einiger Sitten und Gebräuche der Griechen mit denen der Römer auch des Gesangs und Flötenspiels gedenkt, das selbst einem Epaminondas nicht für unanständig gehalten wurde: so hätte wohl in eine Anmerkung gehört, dass dieses wenigstens der Sitte der Römer in der *ältern* Zeit nicht widerstreite, die, nach verschiedenen Stellen des Cicero (in *Ilgen Scoliis Disquis.* p. XLVIII. LXII f.) bey Gastmälern zur Flöte die Thaten ihrer Ahnherrn sangen; dass diese Gewohnheit aber freylich zu Cicero's und Nepos Zeit abgekommen war, wiewohl sie Horaz (Od. 4, 15, 25—32.) wieder einzuführen wünscht. Bey dem Satz: *Laudi in Graecia ducitur adolescentulis, quam plurimos habere amatores*, nahm man keinen Anstoss, obgleich der ganze Zusammenhang den Namen einer einzelnen Landschaft erwarten lässt. Er führt nämlich erst Beyspiele von einzelnen Völkerschaften Griechenlands auf, und zuletzt auch eins von dem gesammten Griechenland. Wie sonderbar wäre es nun, wenn er zwischen eine Sitte der Athenienser und eine der Lacedämonier eine von Griechenland überhaupt einschöbe! Und lehrt nicht schon der bestimmte Ausdruck in folgendem: „*Magnis in laudibus tota fuit Graecia*," dass vorher nur von einzelnen Theilen Griechenlands die Rede gewesen ist? Mit einem Wort, wir sind aus diesen Gründen überzeugt, dass *Valckenaer* (in *Call. Eleg.* p. 216.) für *in Graecia* richtig liesst: *in Creta*; wie denn auf ähnliche Weise in Ovids Metam. 7, 223. statt *creteis* eine Handschrift liest *Graecis*. Denn wenn auch die Knabenliebe nicht einzig auf Creta eingeschränkt blieb: so soll sie doch, nach *Timäus*, von da ausgegangen, und das Ehrenvolle, mehrere Liebhaber zu haben, dort festgesetzt worden seyn. Ueber die schwierigen Worte: „*Nulla Lacedaemoni tam nobilis est vidua, quae non ad scenam eat, mercede conducta*" wird von Hn. *P.* eine eigenthümliche, scharfsinnige, jedoch sehr gewagte Meinung vorgetragen. Die Stelle wird nämlich auf die olympischen Spiele bezogen, an denen, wie die Geschichte sagt, auch Spartanerinnen Antheil genommen haben, und mit dem folgenden Satz: „*Magnis in laudibus tota fuit Graecia, victorem Olympiae citari. In scenam vero prodire et populo esse spectaculo, nemini in eisdem gentibus fuit turpitudini*" in folgende Verbindung gesetzt: „In Lacedämon giebt es kein rechtliches Frauenzimmer von der edelsten Geburt, das sich nicht für Geld willig finden lassen sollte, eine Rolle in den *olympischen* Spielen zu übernehmen. *Denn* ganz Griechenland kannte *von jeher* keine grössere Ehre, als die, in den olympischen Spielen den Preis errungen zu haben; daher war es unter diesem Volke

Volke auch nichts Entehrendes, *bey solchen Gelegenheiten* öffentlich aufzutreten, und um den Beyfall der versammelten Menge zu buhlen." Andre Schwierigkeiten zu geschweigen, von denen diese Erklärung gedrückt wird, ist hier an die Stelle einer sonst nicht bekannten oder zu erweisenden Angabe, dass, nach der gewöhnlichen Lesart, die vornehmen Spartanerinnen als besoldete Schauspielerinnen auf die Bühne getreten wären, eine andere eben so wenig bekannte oder zu erweisende gesetzt, dass sich die Spartanerinnen von reichen Macedonierinnen hätten dingen lassen, um für sie und auf ihre Kosten um den Preis zu Olympia zu kämpfen, und folglich wird durch diese neue Hypothese wenig oder nichts gewonnen. Wir glauben nicht, dass die in Frage stehenden Sätze unter sich zusammenhängen; und da vom Schauspiel (*in scenam prodire*) gleich hernach die Rede ist: so stellt sich uns *Heusingers* Vermuthung, dass „*quae non ad lenam eat*", welches zu dem bekannten Sittenverfall der Spartanerinnen nicht übel passt, zu lesen sey, so wie Hn. *Tzschucke* als das wahrscheinlichere dar. Den olympischen Spielen werden nachher die *ludi scenici* entgegengesetzt. Doch genug von der Vorrede des *Nepos*, um noch einige andere Stellen zu berühren. Miltiad. 4, 5. vertheidigt *P.* die Lesart *audere* zufolge einer Recension der A. L. Z., die er in mehrern Stellen benutzt, und lässt dennoch *auderi* im Texte stehen, welcher letztern Lesart *Tz.* unter andern wegen des Gegensatzes *desperari* den Vorzug giebt. 5, 3. scheint Nepos nachlässig excerpirt zu haben, wem er auch gefolgt seyn mag. Er sagt, das Treffen bey Marathon wäre *nova arte* „nach zeither unbekannten Regeln der Taktik", wie *P.* übersetzt, geliefert worden, und diese sollen darin bestanden haben, dass man sich durch einen Verhau von Bäumen und durch Berge gedeckt habe. Aber wäre diess denn eine so neue Operation gewesen? Dieser Zweifel scheint doch dem Herausg. selbst eingekommen zu seyn, weil er eine vorgeschlagene Veränderung des Textes empfiehlt, ohne indess anzugeben, was zu einer Umänderung bewege, oder worauf sie sich gründe. Es wird nach ihr nämlich die *nova ars* nicht in die Stellung, sondern in die Art des Angriffs gesetzt. Da sich aber die Aenderung und Erklärung auf den Herodot gründet, den, nach *Tz.* Annahme, Nepos nicht gebraucht hat, und dessen Angaben vom Marathonischen Treffen so ganz vom Nepos abweichen: so bleibt die vorgeschlagene Aenderung und Erklärung immer unsicher. Zu Alcib. 6, 3. führt *P.* an, dass *Ruhnken.* z. Tim. p. 247. *Muret's* Conjectur: „*coronis aureis taeniisque* (st. *aeneisque*) *vulgo donabatur*" gelobt, jedoch hinzugesetzt habe, es sey nicht wahrscheinlich, dass der die Kürze liebende Nepos noch die *taenias*, die doch blosse *accessoria* wären, besonders erwähnt haben werde. Von diesem Zusatze aber steht weder in der ersten noch zweyten Ausgabe des Ruhnkenischen Timaeus eine Sylbe; und *R.* sagt in beiden ohne Einschränkung: *nobis impense placet conjectura hominis ingeniosissimi ejusdemque venustissimi, Mureti.* Auch zeigt er durch andere von ihm angeführte Stellen, dass man „mit Kränzen und Tänien schmücken" zusammen sagte. Im Chabrias 1, 2. ist *P.* irrig, wenn er das bekannte „*obnixoque genu scuto*" erklärt: „sie stemmten oder stützten das eine Knie fest gegen den Schild, dadurch bekamen sie beide Hände frey und zugleich eine festere Stellung." Wie? hielten sie denn etwa das Schild mit dem Knie, dass sie keine Hand dazu brauchten? Der Herausg. hätte nur die auch von *Tz.* angezogene Stelle des *Polyänus*: τὰς ἀσπίδας εἰς γόνυ ἐρεισάμενοι ansehen dürfen, um so zu construiren, wie auch *Büchling* thut: „*indem sie ihren Schild niedersetzten zur Erde und ihn gegen das Knie drückten*, theils um so ihren Körper zu decken, theils auch um dadurch kräftiger und fester zu stehen, da sie auf einer Anhöhe standen, und so den aufklimmenden Feind empfangen wollten." Nur zweifeln wir an der angeführten Ursache dieser Stellung; vielmehr scheint uns Diodors Erzählung (15, 32.) darauf zu führen, dass sie den Feind durch eine ruhige Stellung, die ihnen das Ansehen gab, als wenn sie sich gar nicht um ihn bekümmerten, in Verwirrung bringen sollten. Sie sollten also die Stellung annehmen, die der Soldat in Ruhe hat, den Schild zu ihren Füssen und an das Knie angelehnt, die Lanze vor sich auf die Erde hingestreckt, oder vielleicht auf die Erde gestützt (ἐν ὀρθῷ τῷ δόρατι μένειν), nicht, gegen den Feind gerichtet. *Wesseling* sieht den Theopompus oder Callisthenes als die muthmassliche Quelle der Erzählung im Nepos an. Doch wir dürfen unsre Bemerkungen nicht weiter fortsetzen, glauben aber auch durch das Gesagte unsere Aufmerksamkeit auf die angezeigten Schriften schon hinlänglich bewiesen zu haben.

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Breslau*, b. K. d. Vfs.: *Beytrag zur Geschichte der Krappischen Capelle.* 1806. 3 Bog. nebst Tabelle. 8. (4 gr.) — Eine genaue, für den Geschichtsforscher Breslau's interessante, mit Urkunden belegte Geschichte, nebst einer eben so genauen Beschreibung von einem, wie man sieht, in der Geschichte und dem Baufache sachkundigen Manne, der sich unter der Dedication *Christian Friedrich Paritius* nennt, und diese kleine Schrift zu Ehren der 50jährigen Jubelfeyer des Hn. Ecclesiasten *Hieronymus Scholtz* den 2. Junius 1806. widmet.



ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 10. October 1806.

PHILOSOPHIE.

BERLIN, im Verl. d. Realschul-Buchh.: *Die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters.* Dargestellt von *Joh. Gottl. Fichte* in Vorlesungen, gehalten zu Berlin im J. 1804 u. 1805. 1806. 563 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Nach langem Zwischenraum tritt der Vf. gegenwärtiger Vorlesungen vor dem Publicum wieder als Schriftsteller auf, so grofs auch seine Abneigung ist, sich mit dem Publicum zu unterhalten. Wir bedauern diese Abneigung, da der Vf. an Bestimmtheit, Lebendigkeit, Würde des philosophischen Vortrags, wenige seines Gleichen hat. Welch ein Unterschied zwischen dem Vortrage des Vfs. und dem Schwulst der neuern Schule! Willkommen sey uns das Geschenk, welches er jetzt bringt; diese Vorlesungen, welche gewiss jeder Zuhörer mit Vergnügen hörte, werden auch gewifs von jedem Leser mit Vergnügen gelesen. Rec. hat darin den Mann wieder erkannt, dessen philosophisches Bestreben und philosophische Wirksamkeit ihn stets anzogen, und er fühlt sich dadurch doppelt aufgefordert, offen und frey seine Beurtheilung dieser Schrift darzulegen. Er fürchtet nicht, unter diejenigen gezählt zu werden, welche nach S. 186. einem Autor nach Verlauf eines halben Jahres wiedersagen, was er gesagt hat, die über das Denken der Autoren wiederum denken, um ihr Selbstdenken zu documentiren, obgleich sie keine Ideen fassen; ihm ist sein Individuum (im Sinne des Vfs.) dabey gleichgültig, er spricht einzig um der Wahrheit willen; und ist mit dem Vf. überzeugt, nichts wahrhaft Gutes gehe in dem Strome der Zeiten verloren.

Wer in der Philosophie den alten Dualismus zwischen Geist und Natur, Freyheit und Nothwendigkeit, Vernunft und Mechanismus nicht anerkennen, sondern ihn durch ein gemeinschaftliches Princip aufheben, und aus diesem Princip begreiflich machen und erklären will; der muss diefs Geschäft mehr oder weniger auf Schellingische Weise anfangen, fortsetzen und vollenden. Der Idealismus, welcher es mit dem einen Gliede versucht, findet sich bald wider Willen zum Materialismus hingetrieben; dieser ist ihm zu seiner Existenz nothwendig, sey es auch nur als Negation, Hemmung seiner positiven Thätigkeit; der Materialismus hingegen, welcher mit dem andern Gliede anfängt, muss bald die Wege des Idealismus aufsuchen, um den bewegenden Pendelschlag zu finden, wodurch sein ganzer Mechanismus aus der todten Ruhe gerissen wird. Beide deswegen, der Idealismus sowohl als der Materialismus, entbehren die sich selbst genügende Fülle, aus welcher die ganze philosophische Wissenschaft, als Haushälterin der Geheimnisse der Welt, hervorgehen kann. Die sich selbst genügende Fülle würde vielleicht in einer intellectuellen Anschauung angetroffen werden können, welche alle jene Gegensätze aufhöbe, und zu einer absoluten Erkenntnifs führte; die alles Geschiedene in Einheit erblickte, aus welcher Einheit jener Dualismus zwischen Geist und Natur, Nothwendigkeit und Freyheit sich entwickelte, und in welche er, als im Absoluten, sich wieder auflöste. Die intellectuelle Anschauung bezöge sich dann auf das wahre absolute Seyn; die Gegensätze wären nur scheinbar, vermöchten aber in ihrer Scheinbarkeit nur durch die absolute Erkenntnifs erkannt zu werden. Es gäbe also *an sich* weder Geist noch Natur, weder Nothwendigkeit noch Freyheit, sondern ein Gemeinschaftliches von beiden, was sich nur für die Reflexion und die beschränkte endliche Ansicht schiede. Das System wäre weder Idealismus noch Materialismus, sondern beides zugleich, weil selbst diese Scheidung nur in der Erscheinung Statt fände; und alle Mängel, welche sowohl das eine als das andere System an sich trügen, wären mit einem Mal durch die absolute Erkenntnifsart gehoben.

Solche absolute Fülle ist in dem Schellingschen Systeme angeblich auf das Vollkommenste vorhanden. Die intellectuelle Anschauung desselben vernichtet alle Fragen und Zweifel und Schwierigkeiten, welche sonst wohl in der Philosophie zu herrschen pflegten. Nur *eine* Frage, nur *ein* Zweifel bleibt übrig: ob nämlich diese absolute Fülle nicht zugleich eine absolute Verschlingung ist; ob nicht jene intellectuelle Anschauung eine blofse Fiction ist, und überhaupt gar keine *Erkenntniß* gewährt; ob nicht durch die Indifferenzirung des Geistes und der Natur, der Freyheit und der Nothwendigkeit, diese selbst in ihrer Wahrheit und ihrem Wesen zum *Nichts* werden; ob nicht jener Dualismus, als Erscheinung jenes absoluten Seyns betrachtet, in der That eine Erscheinung des Nichts sey, und also die Philosophie, indem sie das Nichts zur Mutter aller Dinge macht, alle Wahrheit und Wesenheit überhaupt aufhebe. Verhielte sich dieses so, dann bliebe nur die Wahl: entweder in der Philosophie den Dualismus aus dem absoluten Nichts begreiflich zu machen und zu erklären (wodurch aber dennoch keine wirkliche Begreiflichkeit und Erklärung zu Stande käme), oder ihn in seiner Unbegreiflichkeit und Unerklärlichkeit anzunehmen,

wie

wie er sich nun einmal fände, und zum Begreifen und Erklären dessen, was die Erfahrung darbietet, vorausgesetzt werden müsse.

Nach den frühern Schriften des Vfs. der Wissenschaftslehre ist er der Anhänger eines strengen Idealismus. Seine philosophischen Constructionen gingen aus vom Ich, d. h. von Geist, Freyheit, Intelligenz; und das Nicht-Ich, als der Gegensatz dieses Urprincips, erschien nur als Negation, als Hemmung der Thätigkeit desselben. Es konnte nicht fehlen, dass dieser Idealismus, als in sich unvollkommen, den Keim des bezeichneten vollkommenern Systems in sich trug, welcher Keim sich denn auch vollständig vor der philosophischen Welt entwickelte. Der Vf. der Wissenschaftslehre schwieg eine geraume Zeit vor dem Publicum. Wie tritt er nun wieder hervor? Wird er den seit der Zeit verschieden beurtheilten, aber von den Anhängern als entschieden angenommenen Fortschritt genehmigen, oder seine frühere Ansicht rechtfertigen? Er thut, wie das vorliegende Buch beweiset, keins von beiden, oder eigentlicher, er thut beides zugleich. Er eignet sich verschiedenes Schellingische an, verwirft aber auch einen bedeutenden Theil, und will gegen ihn die Vorstellungen seiner Wissenschaftslehre geltend machen. Folge davon ist ein gewisses Hin- und Herschwanken, eine gewisse, dem Vf. sonst nicht eigene, Unbestimmtheit des Vortrags, welche wir nicht lediglich zur Popularität desselben rechnen können. Denn Popularität, wenn sie sich gleich nach der Fassungskraft Uneingeweihter richtet, muss doch dem philosophischen Hörer und Lehrer vollkommen durchsichtig seyn.

Gleich die beiden ersten Vorlesungen werden zum Beweise des Gesagten dienen. Der Zweck des Erdenlebens der Menschheit besteht nach *F.* darin, dass die Menschheit in demselben alle ihre Verhältnisse mit Freyheit nach der Vernunft einrichte. Darnach zerfällt das Erdenleben des Menschengeschlechts in zwey Hauptepochen und Zeitalter: das Eine, da die Gattung lebt und ist, ohne noch mit Freyheit ihre Verhältnisse nach der Vernunft eingerichtet zu haben; und die andre, da sie diese vernunftmäsige Einrichtung mit Freyheit zu Stande bringt (S. 11.). Hieraus entwickeln sich fünf Zeitalter des Erdenlebens: 1) Die Epoche der unbedingten Herrschaft der Vernunft durch den Instinct: *der Stand der Unschuld des Menschengeschlechts.* 2) Die Epoche, da der Vernunftinstinct in eine äusserlich zwingende Autorität verwandelt ist, *der Stand der anhebenden Sünde.* 3) Die Epoche der Befreyung, unmittelbar von der gebietenden Autorität, mittelbar von der Botmäsigkeit des Vernunftinstincts und der *Vernunft überhaupt in jeglicher Gestalt:* der Stand der *vollendeten Sündhaftigkeit.* 4) Die Epoche der Vernunftwissenschaft, wo die Wahrheit als das Höchste anerkannt und am höchsten geliebt wird: der *Stand der anhebenden Rechtfertigung.* 5) Die Epoche der Vernunftkunst, das Zeitalter, da die Menschheit mit sichrer und unfehlbarer Hand sich selbst zum getroffenen Abdrucke der Vernunft aufbauet: der *Stand der vollendeten Rechtfertigung und Heiligung* (S. 18. 19.). — Der gesammte Weg, den die Menschheit macht, ist ein Zurückgehen zum Anfangspunkt, auf welchem sie stand, die Rückkehr zu seinem Ursprunge. Sie soll mit eigner Kraft sich wieder zu dem machen, was sie ohne alles ihr Zuthun gewesen, und darum musste sie aufhören es zu seyn. *Wir* stehen mit unserm Zeitalter in der *Mitte* des Wegs.

Folgende Fragen müssen wir uns hiebey beantworten: 1) Was ist dem Vf. die *Vernunft?* 2) Was ist ihm die *Freyheit?* 3) In welchem Verhältniss stehen diese beiden zu einander? — *Vernunft* ist nach S. 12. das *Grundgesetz des Lebens der Menschheit, so wie alles geistigen Lebens.* Ohne die Wirksamkeit dieses Gesetzes kann das Menschengeschlecht nicht zum Daseyn kommen, oder wenn es dazu kommen könnte, kann es keinen Augenblick im Daseyn bestehen. Also: das geistige Leben hat ein Gesetz, ohne welches es nicht bestehen kann, und dieses Gesetz ist die Vernunft. Es giebt Vernunft *ohne* Freyheit: denn „es wäre möglich, dass die Vernunft, durch sich selber ohne alles Zuthun der menschlichen Freyheit, die Verhältnisse der Menschheit bestimmte und ordnete. Und so verhält es sich wirklich" (S. 12.). Diese Vernunft ohne Freyheit ist Naturgesetz und Naturkraft, dunkler Instinct (S. 13.), und das *Eine Lebendige* (S. 44.). — Es ist dem Rec. aus diesen Angaben nicht klar, wie die Vernunft als Instinct und Naturkraft das Grundgesetz des *geistigen* Lebens seyn könne. Das Hervorbringen der Natur *allein* nennet man sonst blind, vernunftlos, nothwendig, bloss mechanisch, ohne Vernunft und Absicht. Der Geist unterscheidet sich dadurch von der Natur, dass er mit *Absicht* hervorbringt und erfindet. Wie entwickelt sich nun aus der blinden absichtslosen Naturkraft = Vernunft, der mit Absicht und Entwurf wirkende Geist? Es muss etwas Andres hinzukommen, wenn diese Entwickelung geschehen soll, etwas Höheres als diese blinde Naturkraft = Vernunft, sonst wäre die Vernunft ohne Geist. Dieser Vernunft ohne Geist, welche nach S. 45. „das einzig mögliche auf sich selber beruhende und sich selber tragende Daseyn und Leben seyn soll," scheint auch die Definition gar nicht angemessen, dass sie ein *Grundgesetz* des Lebens genannt wird. Jegliches *Gesetz* weiset hin auf Absicht und Entwurf, also auf geistigen Ursprung; ein Gesetz ist nicht Grund des geistigen Daseyns, sondern ein geistiges Daseyn ist Grund des Gesetzes; so dass auch von *Naturgesetzen* nicht anders geredet werden kann, als in wieferne man einen mit Absicht wirkenden Geist, entweder unabhängig von der Natur, oder ihr inwohnend, voraussetzt.

Wir kommen zu der *zweyten* Frage: *Was ist dem Vf. die Freyheit?* — Sie ist nach S. 13. der Gegensatz des Instincts, also auch der Vernunft. Der Instinct = Vernunft ist *blind*, die Freyheit ist *sehend;* jener ist ein Bewusstseyn ohne Einsicht der Gründe, diese ist sich der Gründe ihres Verfahrens bewusst. Dieselbe Vernunft, welche vorhin *blind* geherrscht hatte, herrscht durch die Freyheit *sehend.* Sie war im blinden

den Zustande das Grundgesetz des geistigen Lebens, sie ist es auch jetzt; nur mit dem Unterschiede, dass sie nichts sah, jetzt aber sieht. *Was* sieht die sehende Freyheit? Die Gründe ihres Verfahrens. Der Gesammtgrund dieses Verfahrens der Freyheit ist aber die Vernunft (S. 13.); die Vernunft sieht also, vermöge der sehenden Freyheit, *sich selbst.* Darum tritt zwischen „die Vernunftherrschaft durch den blossen Instinct, und die Herrschaft derselben Vernunft durch die Freyheit, ein bis jetzt neues Mittelglied ein: das *Bewusstseyn* oder die *Wissenschaft der Vernunft.*" (S. 14.) Als einfache Folgerung aus diesen Aeusserungen ergiebt sich: Bewusstseyn entsteht mit der Freyheit; die Vernunft war also vor der Einwirkung dieser Freyheit, als Instinct, als blind, als Naturgesetz, zugleich ohne Bewusstseyn; und das geistige Leben, dessen Grundgesetz sie ausmacht, welches ohne sie nicht zum Daseyn kommen und bestehen konnte, war folglich auch *bewusstlos.* Erst durch die Einwirkung der Freyheit wird die bis dahin bewusstlose Vernunft sich bewusst, weiss von sich selbst, und erhält dadurch Wissenschaft.

Die *dritte* Frage: *In welchem Verhältniss stehen Vernunft und Freyheit?* muss nach dem Vf. folgendergestalt beantwortet werden. Vernunft und Freyheit unterscheiden sich dadurch, dass jene *blind* ist, diese *sehend.* Die Vernunft *weiss* ohne Freyheit nichts, und die Freyheit *sieht* ohne Vernunft nichts. Beide sind sich daher gegenseitig unumgänglich nothwendig. Die Vernunft ist bewusstlos, wenn sie durch die Freyheit nicht sieht; die Freyheit ist *leer*, wenn sie sich von der blinden Autorität des Vernunftinstincts befreyen will (S. 38—40.). Die Vernunft sollte wohl das Höchste seyn, da sie nach S. 44. das Einzig-Mögliche ist, was auf sich selber beruht; allein da sie erst durch die Freyheit aus dem Zustande der Blindheit und Bewusstlosigkeit zum Sehen gelangt, und ohne dieses Sehen schwerlich sich selbst und andern etwas nütze ist, muss man wohl der Freyheit eine höhere Abkunft zuschreiben. Allein diese selbst ist ohne ihre blinde Schwester eben so unnütz: denn sie ist ohne dieselbe auf andre Weise blind; sie *sieht* freylich, aber sie sieht *nichts.* Die Sehende muss also der Blinden den Staar stechen, und die Blinde muss Führerin der Sehenden werden, damit es zum Bewusstseyn, zur Wissenschaft, zur Herrschaft der Vernunft mit Freyheit komme, — wodurch denn beide wechselseitig sich unentbehrlich sind.

Wenn wir nach dieser Angabe jene zuvor erwähnten Fichteschen Epochen des Erdenlebens der Menschheit betrachten, so ergiebt sich: 1) Der Stand der Unschuld ist die Herrschaft blinder Vernunft. 2) Im Stande der anhebenden Sünde constituirt sich die blinde Vernunft als eine äussre Autorität. 3) Der Stand der vollendeten Sündhaftigkeit besteht darin, dass die Freyheit die Vernunft sehend macht, und nun die Blindheit unter keiner Gestalt mehr dulden will. 4) Im Stande der anhebenden Rechtfertigung erhält die Vernunft Wissenschaft von ihrer eigenen Blindheit. 5) Im Stande der vollendeten Rechtfertigung macht sich die Vernunft durch Kunst wieder zu dem, was sie anfänglich gewesen ist, zum blinden Instinct. — „Die Menschheit soll diesen Weg auf ihren eignen Füssen gehen; mit eigner Kraft soll sie sich wieder zu dem machen, was sie ohne alles ihr Zuthun gewesen, und *darum* musste sie aufhören, es zu seyn" (S. 20.). — Unsre Leser werden hiebey ohne Erinnern bemerken, wie die Freyheit, als die sehende Schwester, die personificirte *Sünde* ist; da in der blinden Vernunft keine Sünde Statt findet; und dass doch zugleich diese unschuldige blinde Vernunft nur durch die Sünde zum Zustande ihrer vollkommnen Rechtfertigung und Heiligung kommen kann; indem sie mit der sehenden Sünde zu ihrer blinden Vortrefflichkeit zurückkehrt, und da sie sonst von Natur nicht sehen *konnte*, jetzt durch *Kunst* mit sehenden Augen nicht mehr sehen *will.*

Wir haben mit Bedacht diese Resultate grell neben einander gestellt, um es recht auffallend zu machen, wie jegliche Philosophie ihr Gericht in der Lehre von der Freyheit findet. Die wunderbaren Behauptungen des Vfs. entspringen lediglich daraus, dass er *Vernunft* von *Freyheit* trennt, und die letztere zu der ersteren (die aber schon für sich ein auf sich selber beruhendes Daseyn hat), man weiss nicht, woher, hinzukommen lässt, wo sie nun nichts als Unheil stiftet. *Warum* die Freyheit zur Vernunft hinzutritt, *wie* sie sich als böses Princip aus der Vernunft entwickelt, ist in dem Vorigen nicht angegeben; lässt sich aber wohl aus späteren Aeusserungen erkennen. Dieses *Warum* und *Wie* steht unstreitig mit dem Zerspalten der Einen sich selbst gleichen Vernunft (S. 47.) in Verbindung, wodurch indess die Schwierigkeit nicht gehoben wird, und worüber wir hernach noch ein Wort sagen wollen. *Vernunft* und *Freyheit* lassen sich überall nicht trennen, sie sind in Wahrheit unauflöslich mit einander verknüpft, Eines und Dasselbe; will man aber etwas Verschiedenes unter diesen Ausdrücken verstehen: so muss nicht von der Vernunft die Freyheit, sondern umgekehrt jene von dieser abgeleitet werden. Vortrefflich hat dieses schon *Jacobi* in seinem *Briefe an Fichte* Beylage 2. auseinandergesetzt. Vernunft, als unterschieden von der Freyheit, fällt mit dem philosophirenden Verstande zusammen, und setzt Freyheit voraus. Freyheit steht der Nothwendigkeit, dem Mechanismus, der Naturkraft entgegen, und ist die Wurzel des geistigen Lebens. Ohne Freyheit kein Geist, keine Vernunft, keine That. Weil sie die allein Sehende ist: so ist ohne sie alles Uebrige blind. Raubt man aber ihr den ersten Platz: so muss das Blinde Wegweiser des Sehenden werden, das Bewusstlose das Fundament des Bewusstseyns, das Unvernünftige Grund der Vernunft. *Fichte* that dieses im vorliegenden Buch, — daher die Folgen. Dann aber ist unter Freyheit zugleich nichts anders verstanden, als eine bloss unbestimmte Thätigkeit an sich, eine Actuosität und Agilität, die wegen ihrer willkürlichen und an kein Gesetz gebundnen Wirksamkeit die Ordnung der Natur stört, Sünde einführt, wo keine war, durch ihr Geschenk des Sehens die Men-

Menschen täuscht, ihnen *Leerheit* giebt statt *Fülle*, und am Ende zu der Ueberzeugung führt, in der Blindheit ruhe das Paradies, und in der Bewusstlosigkeit die Rechtfertigung. Wir sagen dagegen: Freyheit wirkt, in sich selber gewiss, allemal das Rechte; sie führet zum höchsten Bewusstseyn und herrschet über das Bewusstlose; sie siehet allein das Wahre, Gute, Schöne; und alles Grosse, Gute und Schöne, was in der Welt geschehen, ist hervorgegangen aus ihren Gesichten.

Indem wir auf diese Weise die Mängel der Fichteschen Ansicht auseinandersetzen, wollen wir auch den Weg bemerklich machen, auf welchem er zu ihr gelangte. Er ist im Grunde kein andrer, als der Schellingische, wie sich aus Folgendem erkennen lässt. Nach S. 45. ist die Vernunft das Einzig-Mögliche auf sich selber Beruhende, sich selbst tragende Daseyn und Leben, wovon Alles, was als daseyend und lebendig erscheint, nur die weitere Modification, Bestimmung, Abänderung und eigne Gestaltung ist. — Also: die Vernunft ist das Absolute, alles Uebrige ist nur Erscheinung dieses Absoluten. Hr. *F.* setzt noch hinzu: „Es ist der grösste Irrthum, wenn ein Individuum sich einbildet, dass es für sich selber daseyn und leben und wirken könne; wenn einer glaubt, er selbst, *diese bestimmte Person*, sey das *Denkende* zu seinem Denken, da er doch nur ein Einzelnes Gedachtes ist aus dem allgemeinen und nothwendigen Denken." S. 147. „Wir verstehen unter Individualität lediglich die persönlich sinnliche Existenz des Individuums, wie denn das Wort allerdings nur diess bedeutet." Nach diesen Aeusserungen ist, wie bey *Schelling*, das für sich selber seyn der Person blosser Schein; nur was nicht persönlich ist, das allgemeine nothwendige Denken, besteht in Wahrheit. Dieses allgemeine und nothwendige Denken denkt, und was von ihm einzeln gedacht wird, ist *Person*, welche aber nur ein *Gedachtes*, kein *Denkendes* ist. Nun findet sich in der *Person*, der Individualität, der persönlich sinnlichen Existenz, ein *Bewusstseyn der Freyheit*. In dem allgemeinen nothwendigen Denken findet sich dieses so wenig, wie überhaupt Bewusstseyn. Freyheit ist also Charakter der Einzelnheit, sie lässt sich im Absoluten der Vernunft oder des Denkens nicht annehmen. Sie ist also das Merkmal des Nichtabsoluten, das Princip der Unvollkommenheit, der Sünde. Sie ist die Sehende, weil sie Bewusstseyn hat. Im Absoluten aber verschwindet ihre Unvollkommenheit, ihr Sehen und ihr Bewusstseyn, und nur in diesem Absoluten kann die höchste Vollendung gesucht werden. Deswegen wird auch S. 46. die Gültigkeit des persönlichen Selbstgefühls geläugnet, „da, wo von Wahrheit und eigentlicher Existenz die Rede ist." — Wer einige Kenntniss vom Schellingischen Systeme besitzt, muss sich hiebey dessen erinnern, was Hr. *S.* über das ewige Seyn der Vernunft, über das Verschwinden aller Differenzen im Absoluten, über Persönlichkeit und Individualität vorträgt. Sind gleich die Ausdrücke etwas verschieden: so hat doch der Vf. Schellingisch philosophirt. Wie man *Schelling's* System über die Entstehung der Differenz, der Reflexion, zur Rede stellen muss, so *Fichten* über das Hinzutreten der Freyheit, welche in der sich selbst genügenden blinden Vernunft nicht angetroffen wird. Wer noch an der Genesis der Fichteschen Vorstellungsart zweifeln sollte, der lese S. 47.: „Das erwähnte Eine und sich selber gleiche Leben der Vernunft wird lediglich durch die irdische Ansicht, und in derselben zu verschiednen individuellen Personen zerspaltet, welche Personen nun durchaus nicht anders, als in dieser irdischen Ansicht und vermittelst derselben, keineswegs aber an sich und unabhängig von der irdischen Ansicht, da sind und existiren." *Fichte* sagt ebendaselbst: Die höhere Philosophie gebe den Grund dieses Spaltens, so wie die Art und Weise desselben an, und diese *seine* höhere Philosophie findet sich nicht in den bloss populären Vorlesungen; indessen ist deutlich genug zu ersehen, dass durch die sogenannte Spaltung, wie dieselbe auch geschehen mag, nichts anders hervorgebracht wird, als *Differenz* in der an sich indifferenten Einen Vernunft. Auch nach *Schelling* ist die individuelle Persönlichkeit etwas bloss Irdisches, eine Verwicklung der Seele mit dem Leibe, eine Trunkenheit von Materie, vom Riechen, Schmecken, Sehen, Fühlen. Consequent nach dieser Voraussetzung läugnet *Schelling* die individuelle ewige Fortdauer. *Fichte* lässt inconsequenter die irdische Ansicht als Grund und Träger des ewigen Lebens, wenigstens in der Erinnerung, ins ewige Leben fortdauern (S. 48.). Die irdische Ansicht ist also mit der Erde noch nicht zu Ende, und der durch sie entstandne Spalt der Vernunft bleibt ewig unheilbar. Ist wirklich die Persönlichkeit ein so gemeines irdisches Ding: so fasse man lieber ein Herz, und lasse sie begraben werden mit dem Leibe, damit doch eine gediegene Seligkeit nach dem Grabe komme.

(Der Beschluss folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 11. October 1806.

PHILOSOPHIE.

Berlin, im Verl. d. Realschul-Buchh.: *Die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters.* Dargestellt von *Joh. Gottl. Fichte* u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 243. abgebrochenen Recension.*)

Eine andre Verwandtschaft dieser Vorlesungen mit dem Schellingischen Systeme zeigt sich in der Lehre von den Ideen. Wir vermissen jedoch eine deutliche Angabe der Beziehung, in welcher die Ideen zur Vernunft und Freyheit stehen. S. 75. heisst es: „Das Leben der Gattung ist ausgedrückt in den Ideen, ... die Formel: sein Leben an die Gattung setzen, läßt sich daher auch also ausdrücken, sein Leben an die Ideen setzen: denn die Ideen gehen eben auf die Gattung als solche, und auf ihr Leben; und sonach besteht das Vernunftmäßige, und darum recht gute und wahrhaftige Leben darin, dass man sich selbst in den Ideen vergesse, keinen Genuss suche noch kenne, als den in ihnen, und in der Aufopferung alles andern Lebensgenusses für sie." Nun war nach dem Obigen der Zweck des Erdenlebens der Menschheit als Gattung: dass sie in demselben alle ihre Verhältnisse mit Freyheit nach der Vernunft einrichte. Dieser Zweck ist aber von der Gattung nicht erreicht, die Gattung steht vielmehr successiv in verschiednen Epochen, ja unter andern sogar im Stande der vollendeten Sündhaftigkeit. Ist nun in den Ideen das Leben der Gattung ausgedrückt: so ist in ihm nicht *mehr* enthalten, als in ihrem Urbilde, und es begreift sich nicht, wie etwas Besseres hineinkomme, und wie man alles den Ideen aufopfern müsse. Nach S. 115. ist die Idee: „ein selbstständiger in sich lebendiger, und die Materie belebender Gedanke." Ist die Idee vielleicht ein Gedanke des allgemeinen nothwendigen *Denkens*, S. 45. ein *Gedanke*, der sich auf das Einzelne *Gedachte* (die bestimmte Person), welches durch den Spalt der Vernunft entstand, bezieht? Da die Vernunft das Eine Lebendige ist; entspringt die Idee, als lebendig, nicht aus ihr? Sind also das Denken, das wahre und einige Selbstständige (S. 115.), und die Vernunft (S. 44.) dasselbe, oder sind sie verschieden? Ferner: „So wie die Idee in ihrem Wesen, eben so ist die Seligkeit des Lebens in der Idee allenthalben sich gleich und dieselbe: nämlich das unmittelbare Gefühl *ursprünglicher, rein und schlechthin aus sich selbst hervorgehender Thätigkeit.*" (S. 122.) Wir fragen: Ist die Vernunft, als Naturkraft, ohne welche kein Leben bestehen kann (S. 13.) thätig oder nicht? Ist sie thätig: so wird auch dieses unmittelbare Gefühl ihrer Thätigkeit ihr zuzuschreiben seyn, obgleich nur dunkel (S. 13.), weil sie ohne Freyheit wirkt. Da nirgends die Freyheit mit der Idee in Verbindung gesetzt wird, ist auch wohl das Gefühl des Lebens in der Idee dunkel. Die Seligkeit desselben bestände dann im Leben des Instincts: denn der Instinct ist ein Bewusstseyn ohne Einsicht der Gründe, und dieses ist ein *dunkles Gefühl.* (S. 13.) Soll das Gefühl mehr seyn, als dunkel: so muss die Freyheit hinzukommen, ohne welche der blinde Instinct nicht sehend wird. Die Freyheit taugt aber bekanntlich nichts, und würde die Seligkeit des Lebens in der Idee trüben. Darüber giebt der Vf. keinen hinreichenden Aufschluss. Er fährt fort, von den Ausflüssen der Urthätigkeit (Vernunft? Naturkraft? Instinct? *Was?*) zu reden. (S. 123 f.) Der erste Ausfluss ist die *schöne Kunst.* Sie braucht nicht die Erfahrung und Beobachtung: denn die Aussenwelt giebt nur das Individuelle, Unedle und Häfsliche; sie strömt in Materie, gleich viel, in welche, Marmor, Fläche, Töne, Worte; es ist immer Ausströmen der Urthätigkeit in Materie. Eine andre Form der Idee ist das Ausströmen der Urthätigkeit in die gesellschaftlichen Verhältnisse der Menschheit — Quelle der weltbürgerlichen Ideen. Eine dritte Form ist das Ausströmen in der Erbauung und Nacherschaffung des Universums, rein aus sich selber, d. i. aus dem Gedanken, oder die Wissenschaft. „Endlich, die umfassendste, alles in sich aufnehmende Form der Idee, das Hinströmen aller Thätigkeit und alles Lebens mit Bewusstseyn in dem Einen unmittelbar empfundenen Urquell des Lebens, die Gottheit: oder — die Religion." (S. 127.) „Dieses sind die Materialien zum Bilde des Einen Vernunftlebens." (S. 128.) — Die Unbestimmtheit dieser Aeusserungen kann man sich wohl durch Vergleichung mit den Schellingischen Aussagen verdeutlichen, nach welchen die Ideen das *Producirende* sind, und das *Wesen* der bloss erscheinenden Seele ausmachen (diesem sehr analog ist die Stelle S. 141.), welche sich als Strafe an den Leib gefesselt findet. Es würde sodann erhellen, *warum* man sein individuelles Leben der Idee zum Opfer bringen müsse; weil man nur den Schein und das Nichtwesen der Wahrheit und dem Wesen aufopferte.

Je öfter man in diesen Vorlesungen des Vfs. unwillkürlich an *Schelling* erinnert wird, und bey dem letztern ein *ganzes* Aussprechen dessen, was bey jenem nur *halb* ausgesprochen wird, zu finden meynt; desto wunderbarer wirkt es, wenn sich *F.* stark polemisch gegen die Naturphilosophie äussert. Sie ist nach S. 236. Schwärmerey. Sie trägt das äussre Kriterium,

terium, dass sie niemals Moral oder Religionsphilosophie ist, welche beide sie vielmehr in ihrer wahren Gestalt innerlich hasst: was sie Religion nennt, ist allemal eine Vergötterung der Natur (S. 261.). Schwärmerey ist Zauberey, man sucht kurz und gut durch Einfälle ins Innre der Natur einzudringen, und sich dadurch des mühsamen Lernens und der Versuche zu überheben (S. 269.). So richtig und treffend nun sonst diese Charakterisirung der modernen Welt und Naturweisheit ist, welche, wie Rec. sich ausdrücken möchte, aus ewiger Nüchternheit *schwärmt:* so begreift man doch nicht, wie der Vf. aus *seinem* System, und *seiner* Ansicht eine solche Ueberzeugung und das Recht zum Tadel gewinnt. Hören wir ihn selbst. Die Vernunftwissenschaft stellt als Grundsatz auf (S. 243.): dass schlechthin Alles *begriffen* werden müsse, selbst das Nichtbegreifen, als die Gränze des Begreifens; dass es keineswegs ein absolut Unbegreifliches geben könne. Die Schwärmerey hat nun mit der echten Wissenschaft gemein, dass sie über alle Erfahrung hinaus sich erheben, und „das Universum rein aus dem Gedanken aufbauen will." (S. 247.) Der Unterschied beider beruht bloss auf der Beschaffenheit des Gedankens, von welchem jedes an seinem Theile ausgeht. Der Grundgedanke der Wissenschaft ist „durchaus klar und durchsichtig; und sie sieht in derselben unwandelbaren Klarheit aus diesem einen Gedanken alles mannichfaltige Denken, und da die Dinge ja nur im Denken vorkommen können, — alle mannichfaltigen Dinge unmittelbar hervorgehen, und ergreift sie in diesem Hervorgehen auf der That; und dieses bis zur Gränze aller Klarheit, welche Gränze, als nothwendige Gränze, gleichfalls begriffen wird — bis zum Unbegriffenen." (S. 248. 249.) „Die Gedanken aber, von denen die Schwärmerey ausgehen kann, sind in Beziehung auf ihre höhern Gründe nie klar, und darum sogar in sich selber nur bis zu einer gewissen Stufe klar, eben deswegen ein seinem Zusammenhange nach absolut Unbegreifliches. Diese Gedanken können nie bewiesen werden, sondern sie werden postulirt, oder auch, falls aus wahrer Wissenschaft der Ausdruck schon da seyn sollte, — der Leser oder Hörer wird an die intellectuelle Anschauung verwiesen; welche letztre jedoch in der Wissenschaft ganz etwas Andres zu bedeuten hat, als in der Schwärmerey." (S. 249. 250.) Man findet die Gedanken als Einfälle von Ungefähr, und dieses Ungefähr ist eine blinde Kraft des Denkens, Naturkraft, von deren Botmäsigkeit das klare Denken eben befreyt. (*ibid.*) — Dem Rec. bleiben bey diesen Erklärungen eine Menge Fragen unbeantwortet. Ist der Grundgedanke der Wissenschaft durchaus klar und durchsichtig, warum oder woher giebt es eine *Gränze* der Klarheit? eine *nothwendige* Gränze? ein Unbegriffenes? Es giebt ja nichts absolut Unbegreifliches! Das Unbegriffene müsste doch im Grundgedanken der Wissenschaft liegen, da aus ihm das Universum rein erbaut werden soll, und wenn das Unbegriffene in diesem Gedanken liegt: so ist dieser nicht mehr klar und durchsichtig, und das Unbegriffene wird absolut mit und in ihm seyn, also auch absolut unbegreiflich! — Ferner: Worauf ruht der Grundgedanke? Auf sich selbst, oder auf einer intellectuellen Anschauung? Nach den gegebenen Aeusserungen existirt doch eine solche in der Wissenschaft! Was für ein Geschäft hat sie? — Ferner: Die Schwärmerey hat nicht Unrecht, sich auf eine intellectuale Anschauung zu berufen; weil die Wissenschaft auch eine hat: nur nimmt die erstere sie in der unrechten Bedeutung. Hierüber möchten wir gern den Vf. näher hören, da unsrer Einsicht nach, wenn es überhaupt eine intellectuelle Anschauung giebt, die als Schwärmerey bezeichnete Naturphilosophie sie in der ganz rechten Bedeutung nimmt. — Endlich: Wie kann der Vf. der Schwärmerey vorwerfen, dass sie den Gedanken durch blinde Kraft des Denkens, durch Naturkraft, findet; da er selbst die Vernunft als eine solche blinde Kraft charakterisirt hat? Sie wird ihm freylich sehend durch die Freyheit; allein ohne dieselbe ist sie es doch nicht! Vielleicht wissen auch die Naturphilosophen ihrer blinden Kraft zum Sehen zu verhelfen.

Fichte macht der von ihm sogenannten Schwärmerey den Vorwurf, dass sie die Natur vergöttere. Sie thut es allerdings, indem sie den Gegensatz zwischen Natur und Gott im Absoluten aufhebt, indifferenzirt. Sie macht auch Gott wieder in demselben Grade zur Natur. Um dem gerügten Fehler zu entgehen, bezeichnet *F.* das Verhältniss zwischen Gott und Natur etwas anders, (von S. 281—284.) geräth aber dabey, wie uns scheint, in grosse Verlegenheiten. Natur ist nach ihm der sich in alle Ewigkeit gleich bleibende Gegenstand, in seiner objectiven Einheit, an welchem das Wissen alle Ewigkeit zu begreifen hat. An ihm entwickelt sich das Wissen. Das Wissen ist Daseyn, Aeusserung göttlicher Kraft; aber man muss sich diese Kraft nicht als Ursache oder Grund des Wissens denken (S. 281.), sondern Gottes Daseyn ist das Wissen selber. Also kann nach dem Vorhergehenden Gottes Daseyn = Wissen sich nicht entwickeln ohne Natur. Eine solche Entwicklung ist keine Veränderung: denn Gott ist nach *F.* das wahrhaft Seyende, ohne Entstehung und Veränderlichkeit. Da nun die Natur nicht Gott ist: so ist die Natur auch wahrhaft nicht, dient aber dem wahrhaft Seyenden zur nothwendigen Entwicklung. Das Daseyende entwickelt sich also am Nichtdaseyenden! — Der Begriff der Welt wird folgendergestalt angegeben: Sie ist (S. 282.) das durch das Wissen vermittelte göttliche Daseyn. Gottes Daseyn ist aber (S. 281.) das Wissen selber; also ist die Welt das durch Gottes Daseyn vermittelte göttliche Daseyn. — Die ganze Qual dieser Erläuterungen entspringt daraus, dass der Vf. dem Dualismus Gottes und der Welt entfliehen will, und sich doch nicht entschliessen kann, beide, nach *Schellings* Beyspiel, zu indifferenziren. An andern Orten geht eine Indifferenzirung vor sich, z. B. S. 308 u. 309. zwischen Freyheit und Nothwendigkeit. „Die Nothwendigkeit ist es, welche uns leitet, und unser Geschlecht; keineswegs aber eine blinde, sondern

dern die sich selbst vollkommen klare und durchsichtige Nothwendigkeit des göttlichen Seyns; und erst, nachdem man unter diese sanfte Leitung gekommen, ist man wahrhaft frey geworden, und ist zum Seyn hindurch gedrungen: denn ausser ihr ist nichts als Wahn und Täuschung." — Eine Nothwendigkeit, durch welche man frey wird, ist gewiss keine Nothwendigkeit mehr, welche der Freyheit entgegensteht, und die Indifferenzirung beider ist geschehen.

Wenn wir nun gleich in philosophischer Hinsicht die Mängel des Fichteschen Werkes bemerklich machen und rügen mussten: so haben wir uns doch auf der andern Seite recht sehr des kräftigen und lebendigen Sinnes erfreut, mit welchem der Vf. von dem gemeinen niedern menschlichen Daseyn auf die Ideen hinweiset. Will uns auch die philosophische Genesis nicht einleuchten, die Ideen sind doch da, und sie sollen durch ihr höheres Daseyn den irdischen Wandel leiten. Religion und Sittlichkeit sind keine Undinge; und wenn ein versunknes Geschlecht ihrer nicht mehr achtet: so zeige man ihm die eigne Entwürdigung auf jegliche Weise. Ihm mag es denn auch fruchten, wenn die Persönlichkeit als klein und nichtig geschildert wird, weil es im eignen Busen nur eine kleine nichtige Persönlichkeit findet; ihm mag es nutzen, wenn die Freyheit im Gewande der Sünde erscheint, da es unter Freyheit nichts anders, als die ungestörte Geburt der Laster versteht und glaubt; ihm ist es Wahrheit, dass es dadurch im leeren, hohlen, alles untergrabenden und alles niederstürzenden Verderben sich befindet, dass es unter den Ruinen des Christenthums als ein Gespenst der Vorzeit herumwandelt, zu gewitzigt für den Aberglauben, zu herzlos für den Glauben, baar an Bewunderung, wahrer Ehre und Liebe — überhaupt baar an Grösse, Kraft und Geist, träumend und schwärmend in neu erfundnen Philosophemen, dumpf erstarrend unter der Despotie seiner Staatsverfassungen, gleich willfährig der Schickung des Himmels wie der Hölle; — und so sagen wir dem Vf. in Bezug auf seinen S. 362. geäusserten Zweifel, er habe *Etwas* gethan.

OEKONOMIE.

BERLIN, b. d. Gebr. Gädicke: *Die Oel-Oekonomie*, oder vollständiger Unterricht in der Cultur, Wartung und Pflege der anbauungswürdigsten Oelpflanzen, und dem Processe oder Verfahren, sowohl hieraus, als auch aus vielen andern Producten Oel zu gewinnen, nebst verschiedenen Mitteln, das erhaltene Oel von allem fremden Geruche zu befreyen, und dasselbe gegen das Ranzigwerden auf lange Zeit zu schützen; von Dr. *Phil. Franz Breitenbach*, 1806. 455 S. 8. (1 Rthlr.)

Von diesem Unterricht gehört freylich sehr vieles nur für die Apotheke und zu Speculationen, wobey wenig Gewinn herauskommt; doch ist die Cultur der vornehmsten Oelgewächse gut gelehrt, und vom Schlagen und Pressen derselben viel Wissenswürdiges angegeben. Auch erhält der Oekonom Winke zur Benutzung mancher ölreichen Samen, Kerne u. dgl., die oft nicht genug geachtet werden.

Der *erste* Abschn. handelt *von der Bestimmung und Cultur derjenigen Pflanzen, deren Samen vorzüglich auf Oel benutzt werden können.* — Unter den vornehmsten und auch gewöhnlichsten sind nach dem 1. Kap. der *Rübsamen*, wobey billig dem *Winterrübsamen* bey weitem der Vorzug vor dem *Sommerrübsamen* gebührt, als welcher letztere weit mehr Gefahr und Misswachs unterworfen und viel weniger ergiebig ist, als der Winterrübsamen. Das Verpflanzen desselben nach Art der Holländer mit dem Pflanzholz ist den Reichsländern meistens zu umständlich. — Das 2. Kap. handelt von der *Cultur des Mohns.* — Von dem Unterschied zwischen solchem Mohn, bey dem die Gehäuse unter der Krone sich bey der Zeitigung öffnen, und demjenigen, bey welchem die Köpfe geschlossen bleiben, meldet der Vf. nichts. In manchen Gegenden bedient man sich des letztern, wo leichter Boden ist; weil sonst bey starkem Wind jene sich umlegen und vielen Samen verschütten würden; bey schwerem Boden aber pflanzt man jenen. — Das 3. Kap. lehrt die *Cultur des Leins*, und zwar sehr vollständig, sowohl in Rücksicht des Flachses, als vorzüglich des Samens und dessen Behandlung. — Der *Dotter* (Leindotter, *Myagrum sativum L.*), dessen Cultur das 4te Kap. betrifft, giebt ein sehr gutes Speiseöl, das sich auch statt Butter essen lässt. Sein Bau ist sicherer als der meisten Oelgewächse; nimmt mit geringerem Boden vorlieb, und saugt das Feld am wenigsten aus. — Das 5. Kap. handelt von der *Cultur des Hanfes*, dessen Oel aber beym Brennen so stark rauchet, als das Leinöl. — Das 6. Kap. lehrt die *Cultur des chinesischen Oelrettigs (Raphanus chinensis oleiferus)*, der bey seiner Bekanntwerdung viel Aufsehens machte, von erfahrnen Oekonomen aber nicht sehr geschätzt wird. — Die folgenden Kap. bis zum 15ten handeln von der Cultur des *Rettigs*, *Senfs*, *Gartenkresse*, *Safflors*, der *Sonnenblumen*, und das 16te Kap. von den verschiedenen Sorten des *Tabaks.* — Unter diesen zeichnet sich als Oelgewächs besonder der *asiatische Tabak* aus, eine Art türkischen Tabaks (*Nicotiana rustica*), der vieles und gutes Oel giebt. Der Vf. befürchtet zwar nach S. 357.: „ein starker Gebrauch dieses Oels möchte, wegen der narkotischen und opiatischen Eigenschaft des Tabaks, Erbrechen oder Betäubung erregen"; allein Rec., der ehedem sehr vielen Tabak dieser Art gezogen und verbraucht hat, versichert, dass dieses Tabaksöl so wenig Antheil an dem Narkotischen der Pflanze habe, als das Mohnöl an dem Opium seiner Hülsen. Es würden auch sonst die Bienen nicht den reinsten Honig aus den gelben Blumen jenes Tabaks sammeln, so wenig sie giftigen Honig aus der Blüte der *Bella donna*, des Schierlings und andern an sich giftigen Pflanzen saugen. — Die übrigen Kap. lehren den Bau der *Kürbisse*, des *Kümmels*, *Fenchels*, *Anises*, *Sparks*, *Nessel*, *Waids*, der *Kleearten* (deren Samen wohl niemand zum Oelschlagen ziehen wird), und des *Corianders.*

Der *zweyte* Abschn. spricht von der *Cultur derjenigen Bäume und Sträucher, deren Samen auf Oel benutzt wer-*

werden können, in *sechs* Kapiteln vom *europäischen Oelbaum* (Olivenbaum, *Olea europaea L.*), der aber nur in den warmen mittäglichen Ländern, Spanien, Portugal, Italien u. s. w. wächst; von der *Buche*, *Wallnussbaum*, *Haselstaude*, *Mandelbaum*, *Rosskastanie* (die wohl die Ehre, neben dem Mandelbaum zu stehen, nicht verdient), und vielen Holzarten mehr, deren Samen theils mehr, theils weniger Oel liefern.

Der *dritte* Abschn. enthält die *Gewinnung der verschiedenen Oele* (aus obangeführten Samen u. dgl.), *nebst einigen Mitteln, das erhaltene Oel von allem fremden Geruche zu befreyen, und dasselbe gegen das Ranzigwerden auf lange Zeit zu schützen.* — Nach Rec. Meinung kommt bey allem Oelschlagen und Pressen viel darauf an, — besonders was das Oel zum Genuss betrifft, — einmal, dass der Same nicht zu hart *geröstet* und zu heiss gemacht werde; und dann, dass der Same nicht in solchen wollenen Säcken geschlagen werde, worin unmittelbar zuvor übelriechendes Oel, Leinöl u. dgl. geschlagen worden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Dessau*, b. Tänzer: *Ist es rathsam, Predigerstellen abzuschaffen, und den Predigern ihre Ackerländereyen zu nehmen?* Gegen den Aufsatz: *Ueber die Accidenzgefälle der Prediger*, von *Fr. Wilh. Wolfrath*, Probste zu Husum (jetzt Conf. R., Superint., D. und erster Prof. der Theol. zu Rinteln), in *Henkens* Eusebia, 2. Bd. 1. St. Nr. 7. und 2. St. Nr. 9. Von *T. Ph. G. Happach.* 1805. 87 S. 8. (8 gr.) — Hr. D. *Wolfrath* wünschte aus menschenfreundlichen Absichten, dass die in mancher Hinsicht so anstössigen Accidenzgefälle der Prediger abgeschafft werden möchten, und in diesem Wunsche stimmt ihm auch Hr. *Happach* bey. Wie aber diese, als Theile der Prediger-Besoldung anzusehende, Gefälle compensirt werden können und sollen? darüber sind beide Schriftsteller verschiedner Meinung. Hr. *W.* meynt, wenn man mehrere Predigerstellen einzöge, und den Predigern ihre Ländereyen nähme; auch den Gemeinden, wenn die Accidenzgefälle aufgehoben wären, manche andere Auflagen machte: so würde man nicht nur jene anstössigen Gefälle wegschaffen, sondern auch die Prediger-Besoldungen noch mehr sichern und selbst verbessern können; und er legt diese Ideen protestantischen Fürsten und Regierungen dringend an das Herz. Hr. *H.* hingegen bringt in dieser kleinen Schrift manche gegründete und wohl zu beherzigende Einwendung gegen diese Vorschläge des Hn. D. *W.* vor. Er dringt vor allen Dingen auf ein allgemein statthaftes Princip: denn *Zeitumstände* und *Zeitbedürfnisse* nöthigten manchmal zu Einrichtungen und Anordnungen in den Staaten, welche, nicht gebaut auf einen tiefer liegenden Grund, eben so temporär seyn, als die Gründe, die sie erzeugt hätten. Hr. *H.* geht von dem eigentlichen Zwecke des christl. Lehramtes aus, und sagt darüber viel Schönes, seinem Verstande und Herzen Ehre bringendes. So sehr er dem überall durchblickenden Sinne des Hn. *W.* für Moralität und Religiösität Gerechtigkeit widerfahren lässt: so glaubt er doch, dass bey dessen Vorschlage, mehrere Predigerstellen einzuziehen, und der Art, wie dieses geschehen solle, das schon so sehr sinkende Reich der Sittlichkeit endlich von dem sinnlichen ganz verschlungen werden müsse. Hr. *W.* will z. B. alle Wochenpredigten und Betstunden abgeschafft wissen, und eine Gemeinde von 4000 Gliedern soll sich mit *einem* Prediger begnügen lassen. Dieser Vorschlag scheint allerdings vorauszusetzen, dass das, jetzt leider! sehr geringe Interesse des Publicums an öffentlichen gottesdienstlichen Uebungen nie wieder zunehmen werde. Das Gegentheil zu bewirken, glaubt nun Hr. *H.*, müsse doch dem Staate und Lehrer am Herzen liegen. Bey einer solchen Einrichtung könne der Prediger auch den Religions-Unterricht der Jugend unmöglich so zweckmässig besorgen, wie es seine Pflicht sey. Den *W*'schen Vorschlag, „noch einen ordinirten Kandidaten mit wenigern Kosten anzustellen, der nebenbey in kleinen Städten sich noch etwas verdienen könne," findet Hr. *H.* hart, ungerecht und unschicklich, und sucht diess zu erweisen. Er behauptet mit Recht, der Staat müsse die Lehrer besolden; es möge nun direct oder indirect aus der Casse geschehen. Dabey führt er das preiswürdige Beyspiel seines eignen Fürsten an. Gegen den andern Vorschlag des Hn. *W.*, den Predigern die Ackerländereyen zu nehmen, und ihnen nur Weiden und Wiesen zu lassen, wird einiges Prüfungswerthe, aber auch manches Uebertriebene, vorgebracht, wogegen Hr. *W.* noch Vieles erinnern könnte. Wenn Rec. an die mancherley Prüfungen denkt, die ein junger nicht auf dem Lande erzogener Prediger auszuhalten hat, bis er den Ackerbau gehörig versteht, an die Zeit, die er versäumt, an die Betrügereyen durch das Gesinde, die bekanntlich keine seltene Erscheinung sind: so fühlt er sich immer geneigter, dafür zu stimmen, dass dem Prediger eine bestimmte Anzahl von Früchten *in natura* geliefert werden möge; dabey verliert derselbe am wenigsten in theuern und wohlfeilen Jahren. Hr. *H.* nennt es eine *Invective*, wenn Hr. *W.* sagt: „man merkt es zu sehr in den Predigten, Studierzimmern und in den Schulstuben, wenn der Hr. Pfarrer oder Schulmeister ein geschickter Landwirth ist." Rec. aber kann, nach seiner ausgebreiteten Bekanntschaft mit Predigern und Schulmeistern, Hn. *W.* hierin nicht ganz Unrecht geben, und kennt nur wenige Männer, die eine erwünschte Ausnahme machten. Auch hätte der Vf. die *persönlichen* Anwendungen S. 56 f. sparen können (Hr. Dr. *W.* hat sich als einen Gelehrten, der fortgesetzte Geistesbildung zu seinem angelegenen Geschäfte gemacht hat, legitimirt), so wie die Uebertreibungen in den S. 63. vorkommenden *Erläuterungen*. (Es ist wohl noch nie einem Prediger eingefallen, Butter und Käse selbst zu Markte zu bringen!) Eine andere Idee hingegen, wie die Melioration, die ein Eigenthum der Prediger ist, noch nach ihrem Tode ein Capital werden könne, das ihren Erben bleibt, ist aller Aufmerksamkeit werth. — Zuletzt wird noch der Vorschlag des Hn. *W.*, durch welchen Ersatz der Lehrer compensirt werden solle, von unserm Vf. beleuchtet. Dass das Einliefern von Eyern, Butter, Käsen, Fleisch, Lichtern u. s. w. mit manchen Inconvenienzen verbunden seyn, und von den meisten nicht sowohl als Beweis der Liebe und Dankbarkeit, sondern vielmehr als *milde Abgabe* angesehen werden würde, davon sind wir mit Hn. *H.* überzeugt. Neue Auflagen und Abgaben, und wenn sie auch noch so geringfügig seyn sollten, werden von den Gemeindsgliedern als drückend und gehässig betrachtet. Hr. *H.* sagt, nach seiner etwas kräftigen Art sich auszudrücken, dass nach diesen Vorschlägen des Hn. *W.* „das Haus des Predigers in *eine Art von Mendikanten-Kloster* verwandelt werden würde." Ein Paar Ideen des Vfs., wie die Accidenzgefälle *nach und nach* abgeschafft werden könnten, müssen wir mit Stillschweigen übergehen, da wir uns ohnehin schon lange bey dieser kleinen, aber gehaltvollen, Schrift verweilt haben. Beide Vff. wollten für die Menschheit schreiben; wer wollte darum nicht ihren Vorschlägen ein aufmerksames Ohr leihen? Auch Hr. *W.* wird diese Schrift ruhig prüfen, und sich durch den hier und da schneidenden Ton nicht abschrecken lassen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 13. October 1806.

PHILOSOPHIE.

Ohne Angabe des Druckorts u. Verleg.: *Geist der Zeit*, von *Ernst Moriz Arndt.* 1806. 462 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Dass der Geist unserer Zeit sehr schlecht sey: darin kommen die denkenden Köpfe überein, und alle, welche zu diesen gezählt werden möchten, stimmen gern mit ein, um ihre Ansprüche auf Ueberlegenheit über ihre Zeitgenossen zu begründen. Dass die Wissenschaft, statt Einsicht zu befördern, zu einer seichten und unnützen Vielwisserey geworden; die Beschränktheit der persönlichen Ansprüche, welche mit dem Gefühle einer ernsthaften Bestimmung und der Schwierigkeiten, sie zu erfüllen, unzertrennlich verbunden ist, von einer allgemeinen übermüthigen Prätension, sich durch Einsicht, Kenntniss und Gefühl über Menschen und Verhältnisse zu erheben, verdrängt wird; dass dieses den Egoismus, den die verfeinerte Sinnlichkeit so sehr befördert hat, noch mehr erhöhet; dass aus dem Verkennen der individuellen Verhältnisse eine gänzliche Charakterlosigkeit entspringt, die sich in kleinen wie in grossen Dingen zeigt, im Innern der Familien, wie in den politischen Begebenheiten, die über das Schicksal der Völker entscheiden: diess alles wird für das herrschende Uebel des Jahrhunderts der Aufklärung anerkannt. Der Vf. des hier angezeigten Buchs über den Geist der Zeit kennt und schildert ihn nicht anders. Aber es ist nicht genug, in das allgemeine Geschrey über die Erbärmlichkeit unserer Zeiten mit einzustimmen, um den Strafprediger zur Erbauung und mit Nutzen zu machen. Es kommt darauf an, von welchen Grundsätzen derjenige ausgeht, der seine Zeitgenossen schildert; von welcher Seite er ihre Fehler ansieht, was für Wege er anzeigt, um der Menschheit, oder wenn er nicht genug Mensch des neunzehnten Jahrhunderts ist, sich mit der ganzen Menschheit zu thun zu machen, die bessern Individuen aus dem Schlamme zu ziehen, worin das ganze Volk steckt: und bey einer genauen Prüfung der Vorträge unsrer Sittenrichter wird sich mehrentheils finden, dass sie mit ihren Zeitgenossen unzufrieden sind, weil diese es noch nicht arg genug machen, und dass sie keinen andern Ausweg aus den verderblichen Verirrungen der Zeiten anzugeben wissen, als sich immer weiter in das Labyrinth zu vertiefen; dass sie keine andern Heilmittel kennen, als, für die übertriebenen Ansprüche auf Einsicht das Versprechen noch höherer Weisheit, für die allzuvielen Kenntnisse noch grössere Verbreitung derselben, und für den zunehmenden Egoismus den Cosmopolitismus, der durch seinen philosophischen Anstrich jenen ganz unheilbar macht. Solchen Strafpredigern hört das Publicum gern zu. Ihre anscheinenden Züchtigungen treffen nicht die Lieblingsschwächen, sondern schmeicheln vielmehr den Neigungen der verzärtelten Schüler: und so ist es begreiflich, wie Schriften über die Fehler des Zeitalters, zumal wenn sie auch in der modigen Sprache abgefasst, und mithin in aller Absicht von den Fehlern der Zeiten selbst recht angefüllt sind, Lieblingslectüre werden, und einen allgemeinen lauten Beyfall erlangen können. Wer hingegen zu einer ernsthaften Selbstbesserung nach vernünftigen Planen zurück zu führen trachtet, dem kehrt der grosse Haufe bald mit stillem Missvergnügen den Rücken zu. Den Beyfall desselben könnte nie ein Buch erlangen, das in diesem Geiste geschrieben wäre, die Gebrechen unserer Zeiten kräftig darstellte, und die rechten Mittel zur Verbesserung nachdrücklich empföhle. In wie fern Hn. *Arndts* Arbeit dieses leistet, oder zu der erstgedachten Klasse gehört, wird sich aus der nähern Prüfung ergeben, die sie wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes und einiger darin eröffneten Ansichten verdient.

Die Hauptabsicht des Vfs. ist zwar auf eine Darstellung der politischen Krisis gerichtet, in der wir uns befinden. Da aber diese, wie er sehr gut einsieht, aus dem allgemeinen Geiste hervorgeht, welchen die Cultur der neuesten Zeiten erzeugt hat: so schickt er Betrachtungen hierüber voraus. Dieser an sich unbedeutendere Theil des Buchs kann jedoch vielleicht mehr unmittelbar wirken, als alle Bemühungen, Einfluss auf die politischen Gesinnungen der Leser zu gewinnen, die wohl mehrentheils unfruchtbar bleiben müssen. Es ist daher der Mühe werth, in die Prüfung desselben etwas tiefer einzugehen.

Die Schilderung des Zeitalters pflegt von einer Vergleichung der Denkungsart der Alten mit den Neuern auszugehen. Auch Hr. *A.* geht davon aus.

Die Grundzüge der von so vielen neuern Schriftstellern seit *Herder* entworfnen Charakteristik der alten Griechen und Römer beruhen darauf, dass in jenen Völkern, vermöge mannichfaltiger Nationaleigenthümlichkeiten und der Staatsverfassung, der einzelne Mensch sich mehr von allen Seiten ausbilden konnte, alle Kräfte des Geistes und Herzens mehr Raum hatten, sich zu entwickeln, als bey uns. Dieses ist wahr, in so fern von den vorzüglichsten Männern, in ausgezeichneten Verhältnissen, zu gewissen Zeiten der berühmten Republiken Griechenlands und Ita-

Italiens die Rede ist. Aber wenn das unbestimmte Bild, welches nach jenen Ideen entworfen wird, im Allgemeinen zutreffen soll, so muss es in einzelnen Theilen genauer bestimmt werden. Es ist z. B. nur eine kurze Zeit wahr gewesen, was Hr. *A.* sagt, dass die Philosophie der Griechen mit ihrem bürgerlichen Leben innigst verwebt war, und dass keine zahlreiche Klasse existirt habe, die man nach dem Begriffe unserer Zeit hätte Gelehrte nennen können. Sobald die Philosophie wissenschaftlich bearbeitet ward, ist alles Gute und alles Nachtheilige eingetreten, was von einer systematischen Philosophie zu erwarten steht: und wer die sektirische Philosophie der Griechen aus den Bruchstücken kennt, die uns davon übrig geblieben sind, weiss, dass ihre Speculationen vom praktischen Leben eben so weit entfernt waren, als die unsrigen. Der Vf. geht die Theile der Literatur durch, welche den grössten Einfluss auf die allgemeine Nationalbildung haben, und davon mag einiges hier näher betrachtet werden. Erstlich, von den Philosophen. Eine Wuth, alles auf speculative constitutive Principien der Metaphysik zu reduciren, ist bekanntlich eine der Hauptkrankheiten unserer deutschen Zeitgenossen. Von dem Heere abstracter Schriftsteller und Lehrer, die seit *Kant*, dessen Wege sie so geschwind verlassen haben, in allen Wissenschaften und in unzähligen Köpfen so grosse Verwüstung erregen, heisst es hier: „Wer kennt nicht die Männer neuer Kraft und Begeisterung, was sie gethan, gehofft, wie edel sie gekämpft, wie redlich sie gearbeitet, wie sie selbst Matte begeistert haben! — *Ohne Haltung und Maaß haben sie sich in sich und in den Dingen verstiegen; aber der Flug ist doch schön, und besser würde das Geschlecht werden, wenn viele nur so nachfliegen könnten.*" Also soll es besser werden, wenn nur die Infection erst allgemein wird!

Ueber die Theologen spricht der Vf. in so gehäuften oft übel zusammen passenden Bildern, und mit so sonderbar gesuchter Dunkelheit, dass es schwer wird, seinen Sinn zu errathen. Die richtige Bemerkung, dass der Protestantismus durch seine Ansprüche auf eigne Einsicht, die er jedem Christen vindicirt, zu einer allgemeinen Auflösung aller religiösen Bande unter den Menschen hingeführt habe, und dass die Rückkehr zum Katholicismus, zu welcher sich hin und wieder einige schwärmerische Köpfe verleiten lassen, ihren Zweck verfehle, führt zu dem nachdrücklichen Ausrufe: Bedenkt doch, es giebt jetzt kein Mittel, *alles ist alt oder neu!* Was soll diess, nachdem der Vf. selbst gesagt hat, dass die Rückkehr zum Alten unmöglich ist, und das Neue nichts taugt!

Ueber die *Geschichtschreiber* macht der Vf. kurze Bemerkungen. Zwar wiederholt er nur die oft gelesene Vergleichung der Alten und Neuern zum Nachtheile der letztern. Weil aber die Geschichte mehr als irgend ein andrer Theil der Literatur geschickt ist, auf die praktische Denkungsart der Menschen zu wirken: so verlohnt es sich der Mühe, die Aussprüche des Vfs. über diesen Gegenstand genauer zu erwägen. Die alten grossen Geschichtschreiber, sagt mit unzähligen andern auch Hr. *A.*, waren allen Neuen unendlich überlegen. Daran sey nicht die grössere Freyheit, nicht die Grösse der Thaten und Begebenheiten Schuld, wie gewöhnlich behauptet werde; sondern, „das hohe Verhängniss der Begebenheiten und Menschen, die selbstständige Göttlichkeit jedes Einzelnen der alten Welt gab Glauben an Kraft und brachte Leben und Einfalt in die Darstellung: die neue Zeit kann das Urtheilen und Deuteln nicht lassen. Vor zweyhundert, ja noch vor funfzig Jahren war doch bey den Menschen die Geschichte und Menschen beschrieben, noch ein Gefühl, dass ihre Arbeit zu etwas seyn sollte, es war Zusammenhang und Sympathie mit der lebendigen Welt darin." Seit dreyssig Jahren, behauptet er, existire diess in Deutschland gar nicht mehr. Und nun ein bittrer Spott über Welt- und Staaten-Geschichten, worin man „die Schlauheit von Minister-Köpfen, die nie die Welt regiert hat, auf Katheder vererbt, moralisches Geschwätz alter Weiber, Modenpolitik, wohl gar zuweilen einen Hofschranzen-Kratzfuss findet, und wodurch die Geschichte, diese grosse Lehrerin, Ermahnerin und Warnerin der Menschheit zu einem Gassenmährchen geworden seyn soll." Rec. wenigstens kennt kein berühmtes neues Buch über Welt- und Staaten-Geschichte, auf welches eine solche Charakteristik, die überdem in sich selbst nicht sonderlich zusammenstimmt, angewandt werden könnte. Gerade seit dreyssig Jahren ist in Deutschland der Gedanke, dass historische Kenntniss zu etwas nützen müsse, recht lebendig geworden, und hat Werke von grossem Werthe hervorgebracht. Die Bedürfnisse unsrer durchaus auf Gelehrsamkeit gegründeten Cultur geben der Kenntniss der frühern Verfassungen, aus welchen die gegenwärtigen hervorgegangen sind, und der Begebenheiten, aus denen sich der heutige Zustand erklärt, einen weit grössern Werth, als diese Gelehrsamkeit bey den Alten haben konnte. Die europäische Republik besteht aus vielen grössern und kleinern Staaten, deren unendlich mannichfaltige Verfassungen auf der Entwicklung alter Verhältnisse und Rechte beruhen. Wer in der bürgerlichen Welt etwas leisten soll, muss dazu durch Kenntnisse dieser Art und durch Nachdenken über sie gebildet werden. Nun haben gerade in der Entwicklung der bürgerlichen Verhältnisse unsre Geschichtschreiber seit *Möser*, der in Deutschland den Weg mit einem ganz eignen praktischen Geiste vorgezeichnet hat, sehr viel geleistet. In *Spittlers* Werken ist vielleicht so viel politischer Geist, als selbst im *Tacitus*. Das Urtheil über die Entstehung, den Werth, die Schicksale der bürgerlichen Gesellschaft wird durch das Studium solcher Werke, als der Abriss der Staatengeschichte des zuletzt genannten grossen Kenners der Geschichte, gebildet. Wer hingegen in der Historie mit Hn. *A.* den *hohen Zauber* sucht, *der die Menschheit zum Schicksale, zur Idee des ganzen Geschlechts werden lässt*, dem wird zwar nicht, wie er von der Manier unsrer Zeiten sagt, der Kopf voll und das Herz leer, sondern der Kopf wird ihm leer, das Herz aber mit Wind aufgeblasen.

In

In dieser Stelle ist der Geist des Zeitalters sehr lebendig, und besser zu erkennen, als der Vf. wohl selbst meynt. Es ist ein charakteristischer Zug desselben, mit hochtönenden Worten, Schicksal, Menschheit u. dgl. zu spielen, und mit Nebelgestalten bestimmte Begriffe zu verscheuchen. Wer von dem mächtigen Gefühle des Kampfs zwischen den thätigen Seelenkräften des Menschen und dem äussern Schicksale, das ihn in die Begebenheiten der Welt mit fortreisst, ernstlich durchdrungen ist, wird nicht suchen, diesem Gefühle durch den leeren Schall von den grossen griechischen Dichtern geborgter Worte Luft zu machen, sondern er wird es auf eine ganz andre, eigenthümliche Art auszudrücken wissen. Ein durch die Griechen wirklich gebildeter Geist verschmähet solche Copie gerade am meisten. Seine Werke tragen vielmehr in der gänzlichen Enthaltsamkeit von aller Affectation, in der anspruchlosen Einfachheit und Originalität des Vortrags, die Merkmale des Studiums der alten Literatur. Was soll man dagegen von den Bemühungen denken, das Zeitalter von dem Guten, das es wirklich besitzt, ganz abzuwenden, die thörichte Verachtung dessen, was heut zu Tage geleistet werden kann, zu vermehren, und das Vorurtheil zu verstärken, als ob das Bessere in der phantastischen Aneignung fremder Larven zu suchen sey?

Von andern Seiten hat die alte historische Literatur Vorzüge vor der neuern: diess ist nicht zu läugnen. Aber es erfordert eine etwas genauere Betrachtung des Einzelnen, um bestimmt einzusehen, worin sie bestehen.

Welches sind die unerreichbaren alten Muster der historischen Kunst? Zählt der Vf. dazu auch den *Dionysius* von Halikarnass, *Diodor*, *Dio Cassius?* Die neuern Zeiten haben Arbeiten von Gelehrten aufzuzeigen, die gegen ähnliche Werke des Alterthums in Ansehung der Gründlichkeit der Gedanken, der Zweckmässigkeit, und sogar in Ansehung des Geschmacks in der Composition nicht zurückstehen. *Gibbons* Werk verdient jeder gelehrten Arbeit eines alten Literators, der Urkunden und frühere Erzählungen zu einem philosophisch-politischen Geschichtbuche verarbeitet hat, vorgezogen zu werden. Ist von einheimischer Vaterlands-Geschichte die Rede: so können *Hume* und *Robertson* neben dem *Livius* genannt werden. Es athmet in ihnen so viel englischer und schottischer Geist, als römischer in diesem: ihre Erzählung ist so durchdacht, so interessant, so lehrreich, als die seinige. Nur einige wenige alte Geschichtschreiber ragen über die ganze alte und neue Literatur hervor. Neben diesen erlaubt sich Hr. *A.*, unter allen Neuern allein *Müllers* Schweizergeschichte zu nennen: (worunter jedoch hier nur der angeblich zu Boston 1780. gedruckte erste Theil einer Geschichte der Schweizer gemeynt seyn kann). In diesem in der That vortrefflichen Buche, das er mit Recht Werk eines grossen Geschichtschreibers nennt, herrscht durchaus ein lebendiger, politischer und moralischer Geist. Die Denkungsart der alten Zeiten, Grosses, Gutes und Schlechtes in den Handlungen der Voraltern ist darin mit einer Lebendigkeit, einer Kraft des Geistes und des Gefühls dargestellt, die schwerlich übertroffen werden können: aber ob eben dieser grosse Geschichtschreiber, der sich und seine Leser durch das Studium der vaterländischen Vorzeit in jene Welt hinein zauberte, und der aus dem wirklichen Leben seiner Mitbürger die Denkungsart über bürgerliche Verhältnisse nahm, die ihm den Sinn der frühern Zeiten aufschloss; ob dieser auch die Gesinnungen, Handlungen, Begebenheiten seines eignen Zeitalters, dessen Regenten mit ihren Ministern und Feldherrn und Hofleuten mit einer das Innerste ihres Geistes eben so durchdringenden Wahrheit, und in einer Manier, die das Eigenthümliche derselben gleich vollkommen darstellte, beschreiben würde, ist wenigstens zweifelhaft. Worin liegt es denn, dass derjenige, der mit allen Talenten des Geschichtforschers und des Schriftstellers ausgerüstet, sein ganzes Leben daran setzt, ein solches Geschichtbuch zu entwerfen, dennoch dem *Thucydides*, *Sallust*, *Tacitus*, *Polybius* nicht gleich kommen kann? Wahrlich nicht an dem Mangel der „Erkenntniss des hohen Verhängnisses der Menschheit," sondern zunächst an individuellen Verhältnissen. Wer waren jene Männer, deren Gemälde ihrer Zeiten wir mit dem Gefühle ihrer unerreichbaren Ueberlegenheit bewundern? *Thucydides*, *Sallust*, *Tacitus* gehörten zu den Ersten ihres Staates. *Polybius* hatte wenigstens sein Leben mit solchen zugebracht. Hatten sie auch nicht selbst Antheil an den Begebenheiten, die sie erzählen: so reden sie doch davon wie Männer, die bey ähnlichen mit zu Rathe gesessen, und mit gehandelt hätten. Wenn solche Männer unter den neuern Völkern schreiben: so ist es auch möglich, dass sie so schreiben wie jene. Der Ton, in dem man von andern Menschen redet, wird durch die Stelle bestimmt, die man selbst einnimmt. Man vergleiche nur Lord *Bacons* Geschichte des Königs Heinrich des Siebenten mit andern Lebensbeschreibungen von Regenten. Die Memoires des Herzogs von St. Simon enthalten ein lebendigeres Gemälde von Höfen, als *Suetonius*. Des Cardinal *von Retz* Darstellung der Intriguen seiner Zeit führt uns unter diese Menschen ein, so gut als *Cicero's* Briefe in das alte Rom. In den Verhältnissen des achtzehnten Jahrhunderts liegt freylich viel, das eine solche freye Ausbildung des Geistes fürs Grosse hemmt, welche die schönen Zeiten des Alterthums charakterisiren. Ein Mann, der in der Quälerey der neuern Geschäftsarbeit gebildet worden, wird auch in den höchsten Stellen die Denkungsart nicht zeigen können, aus welcher eine grosse Manier entspringt. Günstige äussre Verhältnisse allein erzeugen noch nicht die lebendige Ansicht grosser Dinge und hohes Gefühl. Beides entsteht nur in grossen Seelen, und diese sind zu allen Zeiten selten. Ausgestorben ist die Art aber nicht mit den Römern. In welchem alten Schriftsteller ist *der Dämon im Menschen, die Scheu, ihn zu verletzen, und der heilige Kampf desselben mit dem überwältigenden Schicksale*, wovon Hr. *A.* spricht, kräftiger und

und schöner dargestellt, als in *Clarendons* Erzählung von dem Ende des Lord Falkland?

Zu der Erhabenheit des Charakters und einem hohen Standpunkte muss aber noch das Talent der Diction hinzu kommen, damit ein grosser Schriftsteller entstehe. Und hier hat die ganze alte Literatur wesentliche Vorzüge. Schon in der Sprache liegt viel. Die ernsthafte Kürze des römischen Ausdrucks greift mit jedem Worte in Sinn und Herz, und die Erzählung erhält schon dadurch eine gewisse Grösse und Würde: die Gewandtheit der griechischen Sprache schmiegt sich in jede Form, und giebt jeder Nüance des Gedankens Gestalt. Hiezu kommt noch die äusserste Vollkommenheit und Reinheit des Geschmacks in den guten Zeiten der römischen und griechischen Literatur. Da nun die Vornehmen jener Zeiten auf die Bildung des Geschmacks und der Talente in den Redekünsten einen weit grössern Werth legten, als die Neuern: so wird aus allem diesen zusammen begreiflich, wie *einige* Werke haben entstehen können, die auf eine bewundrungswürdige Weise *alle* Vorzüge des schriftstellerischen Vortrags in sich vereinigen, und warum andre, bey vielleicht gleichen Geisteskräften der Verfasser, in gewissen Stücken den Producten der neuern Zeiten überlegen sind.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. Ohne Druckort: *Abhandlung von dem Rechte der Staatsgewalt über das Kirchengut.* Nach reinen Grundsätzen des Staatsrechts und der Staatswirthschaftslehre bearbeitet. 1805. 80 S. 8. — In einem Aufsatze, der in das vierte Stück des Genius von Bayern unter Maximilian IV. eingerückt ist, wurde behauptet, dass dem Staate das Eigenthum und die Verwaltung der Kirchengüter, und eben damit auch das Recht zustehe, diese Güter mit dem übrigen Staatseigenthum, jedoch ohne Abbruch der Zwecke, welchen der Ertrag dieser Güter gewidmet ist, zu vereinigen, und sie dadurch der Wohlthat der bessern Bewirthschaftung, der die Staatsgüter in Bayern sich nach der Meinung des Vfs. zu erfreuen haben, theilhaftig zu machen. Gegen diesen Aufsatz bemüht sich nun der Vf. der vorliegenden Schrift, zu zeigen, dass Kirchengut kein Staatsgut, sondern Privatgut der Kirche sey; dass die Staatsgewalt sich kein Administrationsrecht darüber anmassen, wohl aber ihre Oberaufsicht und ein sogenanntes *jus cavendi* über dasselbe erstrecken könne, und dass die Incameration der Kirchengüter nicht nur keinen wahren Vortheil bringe, sondern Zersplitterung des Fonds begünstige, und die Unterhaltung der Geistlichkeit und des Cultus precär mache. Für den Beweis des Eigenthums der Kirche stellt der Vf. ziemlich heterogene Argumente zusammen. Einmal bemerkt er ganz richtig, dass die Religionsanstalten blosse Privatanstalten seyen, dass der Bürger das Recht habe, für sein religiös moralisches Bedürfniss auf eine dem Staate unschädliche Art Einrichtungen zu treffen; dass also auch die Güter, die zur Unterhaltung dieser Einrichtungen bestimmt sind, Eigenthum der religiösen Gesellschaft seyen. Dann beruft er sich aber zugleich auf die Geschichte und auf die Grundsätze des katholischen Kirchenrechts. Bey jener hätte er vielleicht besser gethan, nicht auch an die frühern Zeiten des Christenthums zu erinnern, wo es keinen kostspieligen Gottesdienst, keinen Klerus gab, der die Oblationen der Gläubigen sich zueignete, wo man keinen Fonds sammelte, sondern alles unter die Armen vertheilte. Das katholische Kirchenrecht weiss freylich eben so wenig von einem Staatseigenthum an den Kirchengütern; aber es theilt diese nicht den Gemeinden, sondern der Geistlichkeit zu. Selbst die Hauptbeweisstelle, auf die der Vf. sich beruft (L. 1. [L. 14.] *C. de SS. eccl.*), versteht unter *ecclesia* wohl nur den Patriarchen der Hauptstadt mit seiner Geistlichkeit. Man sieht wohl, dass die erste Ansicht ganz andere Resultate darbietet, als die letzte; dass sie die Theilnahme aller Gemeindeglieder an der Verwaltung und Verwendung der Kirchengüter begünstigt, und für diejenigen, deren religiös-moralisches Bedürfniss bey den alten Einrichtungen keine Befriedigung mehr findet, Ansprüche auf bessere Anstalten, oder auf Vertheilung des Gemeinguts begründet, und vielleicht dem Staatsoberhaupte als Repräsentanten seiner Glaubensgenossen einen Einfluss gestattet, den ihm die Staatsgewalt nicht geben würde. Wie dem aber auch sey, so hat man nicht nöthig, das jener Ansicht nicht ganz gemässe Verhältniss, in welchem wenigstens die herrschende Kirche zum Staate zu stehen pflegt, und wohl so lange sich erhalten wird, als es reich dotirte Kirchen giebt, zu Hülfe zu nehmen, und die Religion zu einer Polizeyanstalt herabzuwürdigen, oder die Fictionen des protestantischen Kirchenrechts auf ein katholisches Land auszudehnen, um der Staatsgewalt einen weniger negativen Einfluss auf die Verwaltung und Verwendung der Kirchengüter zu vindiciren, als derjenige ist, den ihr der Vf. einräumt. Und wenn wir gleich mit dem Vf. einverstanden sind, dass die Incameration der Kirchengüter ihre grossen Bedenklichkeiten hat, und besonders da, wo die Finanzen zerrüttet sind, die Verschleuderung des Fonds herbeyzuführen droht: so glauben wir doch, dass weder das Interesse der Religion, noch das Eigenthum der Kirche gefährdet wird, wenn der Staat die Verwaltung des Religionsfonds leitet; wenn er durch den Verkauf liegender Gründe und durch Einziehung überflüssiger Stellen die Verwaltung vereinfacht und Ersparnisse erzielt; wenn er eine Stiftung durch die andere unterstützen, und etwa auch bey wahren Staatsbedürfnissen das reiche Stiftungsgut zum Nutzen und Frommen der Eigenthümer desselben ins Mittel treten lässt. Wir wollen nicht gerade auf den Vf. anwenden, was *Garve* in einer ähnlichen Beziehung sagt: „Das Wort Eigenthum ist ein ehrwürdiges Wort, wie die Sache selbst unverletzlich seyn soll. Aber es wird auch, wenn seine Gränzen nicht bestimmt werden, zu einem blossen Schreckbilde, durch welches die, welche von Missbräuchen in einem Staate Vortheil ziehen, den Reformator zurückscheuchen." Indessen führt er doch an vielen Stellen seiner Schrift eine zu leidenschaftliche Sprache, als dass wir nicht einigermassen versucht wären, zu zweifeln, ob ihn auch wirklich, wie er versichert, einzig die Liebe zur Wahrheit und reiner Patriotismus bewogen haben, seine Ansicht der Sache mit ihren Gründen dem unbestechbaren Publicum vorzulegen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 14. October 1806.

PHILOSOPHIE.

Ohne Angabe des Druckorts u. Verleg.: *Geist der Zeit*, von *Ernst Moriz Arndt* u. s. w.

(*Fortsetzung der in Num. 245. abgebrochenen Recension.*)

Unter der Ueberschrift: *Das Zeitalter und die Zeitgenossen*, folgt eine Rhapsodie von 40 Seiten, für deren Thema ungefähr folgendes gelten kann. Die Ausbildung der Regierungsgeschäfte, die Fortschritte der monarchischen Gewalt, die unendlichen Bedürfnisse der heutigen Staatsverfassungen haben einen systematischen Druck herbeygeführt, unter dem Geist und Charakter der Menschen erliegen. Die nothwendigen Bemühungen, die mannichfaltigen Bedürfnisse des Lebens herbeyzuschaffen, erschöpfen alle Kräfte. Die Quellen menschlicher Tugenden sind versiegt. Der äussre Schein, der dem Menschen von dem einreissenden Despotismus der Staatsmaschine noch übrig gelassen wird, tritt an die Stelle des Reellen, welches verschwindet; Eitelkeit an die Stelle des Genusses: daraus entspringt allgemeine Leerheit und Langeweile; die Mode fängt an, die moralische Herrschaft der Welt an sich zu ziehen, und alles wirklich Edle und Schöne zu verdrängen: Religion, Wissenschaften, Künste, Bürgersinn und Heldentugend verschwinden. Diesen schrecklichen Strudel des Zeitalters sehen die Zeitgenossen staunend an, selbst diejenigen, die, sich selbst unbewusst, ihn mit hervorbringen helfen. — Nach öfterm Lesen ist es Rec. gelungen, diesen Sinn des Ganzen herauszubringen. Aber wie ist er vorgetragen! Einzelne treffende Ausdrücke, auffallende Bemerkungen über das gefühllose Treiben und die fürchterliche Geschwindigkeit, womit alles jetzt vorüber gejagt wird. Aber die meisten Perioden enthalten Räthsel, die Rec. nicht vermocht hat aufzulösen. Der Vortrag ist ein wahrer Abdruck des Geistes unsrer Zeit. Das Gemisch von Blitzen des Scharfsinns und mystischem Dunkelheiten, von grossentheils falschem Pathos, Laune, Witz, platten Ausdrücken, die oft die genialische Naivetät verfehlen, wonach der Vf. überhaupt strebt, und die man ihm zugestehen müsste, wenn er nicht selbst ihre Wirkung so oft wieder verdürbe; dieses Gemisch ist vollkommen dem Geschmacke angemessen, der in einem grossen Theile der modigen Literatur herrscht. So eröffnet Hr. *A.* seinen Vortrag mit einer Apostrophe an die Rede, wodurch der Mensch sich von den Thieren unterscheide, „*Rede*, ohne dich würden wir *stumm* u. s. w." Die bereits hin und wieder angeführten Ausdrücke und Wendungen werden hinlängliche Proben des Uebrigen gegeben haben. Es ist in der That nicht so leicht, ein gutes Buch zu machen, als die Schriftsteller Deutschlands gegenwärtig glauben. Dazu ist nicht genug, Gedanken aufs Papier zu werfen; wären diese Gedanken auch an sich selbst gut genug. Kunst des Vortrags muss nothwendig hinzu kommen, um ein vollendetes Werk hervorzubringen. Nicht die armselige Vollkommenheit des Stils, die jetzt so allgemein und so leicht ist, die Kunst, Worte zu einer lesbaren Periode zu runden: sondern die wahre Kunst zu schreiben; das ist, die angemessene Einkleidung für jeden Gedanken, treffende bestimmte Ausdrücke, klare Zusammensetzung, kräftige, aber wohlgewählte, durchaus passende Bilder, die nicht durch schielende Nebenideen auf falsche Vorstellungen führen; endlich eine lichtvolle Ordnung zu finden. Der Gedanke muss rein dastehen, und ganz: die Reihe der Gedanken muss so wohl gestellt seyn, dass der Leser von ihr ergriffen und gereizt wird, den Faden zu verfolgen, den ihm der Schriftsteller giebt, dessen Ideen weiter auszubilden, und auf andere Gegenstände anzuwenden. Bey den Schriftstellern unsrer Zeit, die durch Eigenthümlichkeit zu glänzen suchen, ist der verständige Leser immer damit beschäftigt, das Falsche und Schielende zu berichtigen, die Dunkelheiten und Nebel des Vortrags zu zerstreuen, um nur erst zu verstehn, was der Vf. habe sagen wollen. Aber in dem Vortrage eines Schriftstellers, der so, wie Hr. *A.*, auf wenigen Blättern eine Menge von Gegenständen unter allgemeine Gesichtspunkte zusammenstellen, grosse, viel umfassende Uebersichten geben, und das tiefste Gefühl aus dem Herzen hervorlocken will, muss jedes Wort treffen, jedes Bild muss nicht blos einen starken Eindruck machen und die Phantasie in Bewegung setzen, sondern genau dem Gedanken entsprechen, und das Gefühl an der rechten Stelle reizen: so wie keine Zeichnungen so viel Präcision und eine so ruhige feste Hand erfordern, als Conture, wie die von La Fage, die mit wenigen Strichen die wildesten Stellungen angeben. So etwas kann aussehen, als ob es leicht hingeworfen wäre, wird aber nur durch die grösste Ueberlegung und Sorgfalt zu Stande gebracht. Wo jeder Strich gelten soll und etwas bedeuten muss, darf keine Linie ausweichen. Zu solchen Werken gehört neben der Gedankenfülle und dem lebendigen Gefühle, das in schaffende Kraft überströmt, ein Kopf, der sich vollkommen beherrscht. Der lyrische Enthusiasmus kann wohl den Gedanken eines Gedichts erzeugen; aber zur Vollendung gerade der wildesten Ode gehört eine Stärke des Urtheils, die jenem vollkommen die Wage

ge hält. Alles dieses begreifen diejenigen Schriftsteller nicht, die sich nur in einen Gedankenrausch zu versetzen suchen, und denen es so genau nicht darauf ankommt, was der Lyäus alsdann aus ihnen weissagt. In solches Evoe eines wirklichen Bacchanten stimmt aber der nüchterne Leser, auf den es abgesehen ist, nicht mit ein. Nur der Gesang eines Euripides vermag ihn in die heilige Wuth zu setzen.

In der letzten grössern Hälfte des Buchs beschäftigt sich der Vf. mit dem politischen Geiste der verschiedenen Zeitalter und ihrer Begebenheiten. Er stellt eine Reihe von Gemälden der vornehmsten Nationen aus der alten und neuen Geschichte auf, und giebt zuletzt eine Uebersicht der heutigen Welt, ihrer Sinnesart, und der gegenwärtigen Verhältnisse der Staaten. Die Betrachtungen über die griechische und römische Geschichte sind sehr oberflächlich, und enthalten wenig Eignes. Wer den *Montesquieu* gelesen hat, findet hier nichts Neues, oder besser vorgetragenes. Die hin und wieder eingestreuten Bemerkungen über neuere Vorfälle, und Anspielungen auf solche, machen noch keine pragmatische Darstellung aus, die der Vf. verspricht. Hierauf folgen die mittlern Zeiten und der neueste Zustand. Diese Manier, Völker und Zeiten im Allgemeinen zu charakterisiren, hat immer etwas Anziehendes, wenn der Künstler, der eine solche Galerie von Gemälden aufstellt, sich nur etwas auf die Farben und auf Vertheilung des Lichts und Schattens versteht. An der genauen Bestimmtheit und Richtigkeit des Details ist nicht so viel gelegen. Wenn man ganze Jahrhunderte und Völker mit einem Gedanken umfasst: so ergreift man leicht Hervorstechendes genug, um die Einbildungskraft zu beschäftigen. Ein rascher Vortrag, der diese spannt, lässt keine ruhige Besinnung und Prüfung des Einzelnen zu: kann daher aber auch keinen dauernden Eindruck machen. Dazu wird der Leser einer so ungestümen und abspringenden Declamation viel zu sehr erhitzt. Ueber der Mannichfaltigkeit der Wendungen und Bilder werden unverständliche Ausdrücke und falsche Nebenideen übersehen; aber die treffenden Gedanken, von denen das Buch wirklich einen grossen Reichthum hat, gleiten ebenfalls auf der Oberfläche ab. Es finden sich immer mehr Reflexionen, die ausgezeichnet zu werden verdienten, je näher der Vf. den jetzigen Zeiten kommt. Z. B. sagt er bey Gelegenheit von Ungarn: „Ein Volk, das vieler Völker Herr werden, und sie zur Einheit zusammenarbeiten will, muss das Instrument einer vorzüglichen Bildung, Sprache und Wissenschaften haben." Ueber einzelne historische Charaktere macht der Vf. gute Bemerkungen. So über den Czar Peter I. und über die schaalen gewöhnlichen Vorstellungen von diesem ausserordentlichen Manne, der über sein Volk hervorragte, von dem man indessen kein wahres Bild entwerfen kann, ohne auf das Volk zurück zu sehen, aus dem er entsprossen war. Gleich darauf aber folgt eine Charakteristik der Kaiserin Katharina II., die vollkommen so leer und hohltönend ist, als der Vf. *Voltairens* Schilderung des Czar Peter schilt. Das Eigenthümlichste ist die Ansicht der Geschichte der preussischen Monarchie, Friedrichs II., seines Einflusses auf seine und unsere Zeiten, und die Darstellung des Geistes, der seine Staatsverwaltung beseelte. Die Zeitgenossen eines grossen Mannes, der dem Strome der Begebenheiten durch einen neuen mächtigen Druck eine eigne Richtung giebt, lassen sich mehrentheils in das Interesse des Augenblicks auf einer oder der andern Seite zu sehr hineinziehen, um ein richtiges Urtheil zu fällen. Das folgende Geschlecht kann besser übersehen, was er gewesen ist, was er gewollt, was er gethan und hervorgebracht hat; weil dieses alles in seinen Augen etwas zurückweicht, und sein lebendigeres Interesse auf neuere Dinge gerichtet ist. Wer die Geschichte Friedrichs aus dem Gesichtspunkte des Hn. *A.* schriebe, würde zwar bey den Verehrern des grossen Monarchen wenig Beyfall finden, so sehr er auch seinen persönlichen Eigenschaften Gerechtigkeit widerfahren lässt; aber die Reflexionen, die man hier findet, verdienen doch sehr erwogen zu werden.

Das Buch schliesst mit einer Darstellung des politischen Zustandes der deutschen Nation, der französischen, und des gegenwärtigen Regenten von Frankreich. Der Vf. hat das Charakteristische des Zeitalters gut gefasst. Es ist verdienstlich, darauf aufmerksam zu machen, dass vermeinter Verstand, Kenntnisse, Geschicklichkeiten aller Art, die jetzt alles leisten sollen, niemals hinreichen, Grosses hervorzubringen, welches nur durch Stärke des Charakters geschaffen wird. Aber diese zu erwecken, ist ein solcher Vortrag, als der des Hn. *A.*, nicht geschickt. Wenn Demosthenes das atheniensische Volk, Cicero den römischen Senat, Sir William Temple die Regenten seiner Zeit so behandelt hätte, als Hr. *A.* alle Fürsten, Edelleute, Staatsdiener unserer Zeit: so hätten sie nicht einmal Gehör gefunden. Jene auch haben ihre Absichten verfehlt, aber doch gezeigt, was grosse Menschen für edle Zwecke leisten können. Hr. *A.* Vortrag ist nicht ein politisches Räsonnement, das auf Möglichkeiten Rücksicht nimmt; blosse Darstellung für die Geschichte ist es eben so wenig; der heftigste Unmuth über die Lage der öffentlichen Angelegenheiten macht sich Luft, und ergiesst sich in einem wilden Strome höchst unreiner Beredsamkeit. Treffende Bemerkungen und frappante Ausdrücke sind auch hier mit zu vielen unverständlichen Bildern, übertriebenen Wendungen, ungestümen Ausbrüchen der Empfindung in übel zusammengesetzten Phrasen vermischt, als dass sie bleibende Wirkung thun könnten. Eben dieses aber ist der Ton, und hierin zeigt sich der Geist des Zeitalters eben so sehr, als in irgend einer von Hn. *A.* bemerkten Eigenthümlichkeit; dieses ist der Ton, in welchem das Publicum sich die bittersten Vorwürfe über die politische und literarische Stimmung der Zeit machen lässt, und sie gern lieset. Dazu kommt noch, dass jeder Leser sich selbst sagt, das Uebel komme im Grunde von

von den Grofsen der Erde her. Und wenn die Beobachtung des allgemeinen Zustandes der moralischen und politischen Welt darauf führt, dafs diese Grofsen (nach dem Ausdrucke eines andern geistvollen Schriftstellers) nur ihr Zeitalter repräsentiren, und dieses mitschuldig ist: so hat die Eitelkeit noch einen Ausweg, und diesen weiset uns ein andrer Schriftsteller über den nämlichen Gegenstand an.

Hr. *Fichte* nämlich in seiner

Darstellung der Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters

geht davon aus, „dafs der Zweck des Erdenlebens der Menschheit darin bestehe, dafs sie in demselben alle ihre Verhältnisse mit Freyheit nach der Vernunft einrichte. Als vernünftige Wesen sollen die Menschen den Vernunftgesetzen folgen, als freye thätige Wesen sollen sie aber ihre Wirksamkeit in der sinnlichen Welt nach diesen Vernunftgesetzen selbst einrichten." Der Vf. stellt fünf Epochen dieses Lebens vernünftiger Wesen auf, nach den verschiednen Verhältnissen, darin die Vernunft zur Freyheit gedacht werden kann. Zuerst, sagt er, wirkt die Vernunft als dunkler Instinct. Wenn sie durch die Cultur des Verstandes erwacht: so entsteht die zweyte Epoche; Bewufstseyn der herrschenden Vernunft, Erkenntnifs der Herrschaft durch Gesetze in einigen Individuen, die dem grofsen Haufen blinden Gehorsam gegen vernommene, aber nicht verstandne Gesetze aufdringen. Hiedurch wird die Wirksamkeit des Instincts vernichtet, und es tritt eine dritte Periode mit der Befreyung von seiner Herrschaft ein. Sie wird durch ein allgemeines Streben nach Einsicht und Selbstbestimmung der Thätigkeit charakterisirt. Wenn dieses Streben seinen Zweck erreicht, und zur Kenntnifs der Wahrheit gelangt: so bildet sich die vierte Periode; die wirkliche Herrschaft der Einsicht läfst sich als eine fünfte Periode der Vollkommenheit, als ein taufendjähriges Reich auf Erden denken, welches zwar nie eintreten wird, aber vermöge der wesentlichen Triebe und Anlagen der menschlichen Natur das Ziel aller ihrer Bestrebungen ausmachen mufs.

Die Einkleidung dieser Ideen in eine mögliche Geschichte des menschlichen Geschlechts veranlafst die Frage, in welcher Periode derselben wir uns gegenwärtig wohl befinden mögen? Der Vf. erwirbt sich dadurch, dafs er diese Frage problematisch hinstellt, und die Beantwortung seinen Zuhörern überläfst, die Erlaubnifs, von der dritten Periode der vollendeten Sündhaftigkeit, wie sie bey ihm auch heifst, alles mögliche Ueble zu sagen.

In jeder systematischen Auseinandersetzung von Begriffen nach Principien liegt etwas Befriedigendes, und daher Anziehendes für den Verstand. Die hier vorgelegte metaphysische Erörterung des Verhältnisses der Vernunft zur Freyheit im Menschen ist ingeniös. Man könnte indessen wohl fragen, wie die Herrschaft der Vernunft als dunkler Instinct dazu komme, als ein nothwendiges Glied dieser Kette ihrer möglichen Verhältnisse zur Freyheit aufgestellt zu werden? Der Instinct ist ein so dunkler Erfahrungsbegriff, dafs seine Natur ein noch unaufgelösetes Problem ausmacht. Es liefsen sich noch andre Ordnungen der Verhältnisse der Vernunft zur Freyheit, selbst nach Anleitung der Kantischen Ideen, von denen diefs alles abstammt, angeben. Z. B. die Herrschaft der Vernunft durch Erkenntnifs des unüberwindlichen Zusammenhanges aller äufsern Einwirkungen, jedoch ohne Gefühl des innern (moralischen) Werthes der Vernunftherrschaft selbst (durchgängige Gesetzmäfsigkeit aus Interesse), und im Gegensatze damit, die Herrschaft der Vernunft durch dieses Gefühl ihres Werthes (reine Moralität). Aber es dürfte verlorne Mühe seyn, sich mit der Prüfung dieser metaphysischen Ideen zu beschäftigen. Es wird vielmehr erlaubt seyn, sie allesammt nur als ein Mittel anzusehen, den Zuhörern von dem Geiste ihrer Zeitgenossen und ihrem eignen viel Uebles zu sagen, indem der Vf. sie durch die Illusion, als ob sie, in höhere Weisheit eingeweiht, sich unfehlbar über jene Schwächen erheben, schadlos hält. Das Wesentliche des Vortrags besteht in einer Darstellung der Fehler, welche durch die Fortschritte der Cultur, die allgemeine Ausbreitung der Kenntnisse, und ihrer wissenschaftlichen Behandlung erzeugt worden. Dieser Schilderung zufolge werden die Ansprüche der Selbstständigkeit in der Erkenntnifs und in der freyen Thätigkeit aufs höchste getrieben. Was der einzelne Mensch nicht selbst einsehen und begreifen kann, läfst er nicht für wahr gelten; was sich nicht auf sein persönliches Wohlbefinden bezieht, will er nicht thun, wenn er nicht mufs, weil er überall nur einzelne sinnliche Individuen anerkennt, die nicht mehr gelten als er selbst, und sich nicht zu dem Gefühle des Allgemeinen, des Höhern, Geistigen erheben kann. Hr. *Fichte* beweifet zuerst das Daseyn dieses Uebersinnlichen im Menschen, des Allgemeinen im Individuellen durch metaphysisches Räsonnement. Nun ist hievon so viel allerdings wahr: der Mensch unterscheidet sich von den Thieren nur durch Vernunft, welche allgemeine Gesetze der Dinge in den individuellen Erscheinungen der Sinnenwelt erkennt, und durch Moralität, welche die Wirkung sinnlicher Kräfte und die Befriedigung sinnlicher Triebe der Befolgung allgemeiner Grundsätze unterordnet. Hr. *F.* führt aber durch ein Spiel mit metaphysischen Begriffen und zweydeutigen Ausdrücken (dessen Nichtigkeit *Kant* in seinem Kapitel von der Amphibolie der Reflexionsbegriffe schon zum Voraus aufgedeckt hat) in das spinozistische Gewebe leerer Begriffe, worin er sich schon so lange umhertreibt; und behauptet, das Allgemeine, Abstracte, sey das einzige Reelle, alles Individuelle ein blofser Schein, und an sich Nichts. In der dritten und vierten Vorlesung bringt er indessen die Begriffe von der moralischen Bestimmung des menschlichen Lebens den Zuhörern und Lesern etwas näher, und hier ist eine sehr schöne Stelle. Er zeigt ihnen aus der Geschichte der merkwürdigsten menschlichen Bemühungen, dafs jeder, der etwas Grofses zu leisten

sten sucht, für selbstgebildete Ideen, und nicht für persönlichen Genuss lebt. „Die Ehre," heisst es hier, „dürfte man sagen, ist es, die den Helden begeistert. — Aber was ist denn diese Ehre selbst? Woher kommt dem Helden der Gedanke an das Urtheil andrer über uns, vorzüglich an das Urtheil künftiger Generationen. Der Held handelt, ohne bey Welt und Nachwelt erst Umfrage gehalten zu haben, ob sie ein Leben in dieser Weise loben wolle, ohne die Erfahrung zu Rathe zu ziehen — und rechnet so sicher auf Nutzen, dass er auf die Richtigkeit dieser Rechnung sein Leben setzt. Wie weiss er nun, dass er sich nicht verrechne? Wenn er an das Handeln geht, — so hat noch einzig er selbst, und kein andrer ausser ihm, seine Handelsweise beurtheilt. — Er wird nicht durch die Hoffnung ihres Rühmens bewogen, zu handeln, sondern — er legt ihnen hin, was sie billigen und ehren *müssen*, falls ihm an ihrem Urtheile etwas gelegen seyn soll — verachtet sie und ihr Urtheil, falls es nicht der Widerschein ist seines eignen für alle Ewigkeit gefällten Urtheils. Und so erzeugt nicht der Ehrgeiz grosse Thaten, sondern grosse Thaten erzeugen erst im Gemüthe den Glauben an eine Welt, von der man geehrt seyn mag. Wir reden hier nicht von der Ehre, die alle Tage vorkommt, und völlig in der Furcht vor der Schande aufgeht: ohne zu Thaten zu treiben, hält sie bloss zurück von dem, was notorisch verachtet wird, und verschwindet, so bald man hoffen darf, dass es niemand erfahren werde. Ein andrer Ehrgeiz, der erst in alten Chroniken nachschlägt, was gelobt worden, um es nachzumachen, und auch gelobt zu werden, — heisst nicht Idee, sondern Grille, und verfehlt seines Zwecks." Weiter wendet der Vf. dieses auf die Bemühungen grosser Geister für die Ausbreitung der Wissenschaft und Einsicht, der Stifter der christlichen Religion für die Verbreitung sittlicher Grundsätze an. Endlich beruft er sich auf das Gefühl seiner Zuhörer selbst, um zu beweisen, dass jeder Mensch ein Interesse an Ideen habe und dafür wirksam sey. Alles vortrefflich! Diess ist die rechte Art zu philosophiren, und die Sprache echter philosophischer Beredtsamkeit. Die blosse Entwicklung metaphysischer Begriffe lässt immer den geheimen Zweifel zurück, ob sie wohl in der wirklichen Welt Anwendung finden, und ob nicht vielmehr ein eitles Spiel mit willkürlichen Vorstellungen getrieben werde. Die Auseinandersetzung gemeiner Erscheinungen der menschlichen Seele, und die kleinen Merkwürdigkeiten der gewöhnlichen Psychologie befriedigen nur die Neugierde, und dienen zum Zeitvertreibe. Wer aber das eigne Gefühl und die schlummernden Gedanken aus der Tiefe des Geistes hervorzuholen, und zu entwickeln weiss, was die unbewussten Grundzüge alles Denkens und Handelns ausmacht, lehret wirklich und erbauet.

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. (*Nürnberg*): *Wilibald Pirckheimers Verdienste um die Herausgabe der Pandecten Gregor Haloanders.* Dargestellt und beleuchtet von *Joh. Friedr. Heinr. Panzer*, Pfarrer zu Eltersdorf u. s. w. Mit zwey Beylagen. 1805. 22 S. 8. — Als *Haloander* den Rath von Nürnberg um Begünstigung und Unterstützung seiner Ausgabe der Pandecten bat, ernannte derselbe eine Commission von zwey Rathsherrn und vier Doctoren, welche Bericht über die Sache erstatten sollten. Obgleich dieser Bericht sehr günstig für *Haloander* ausfiel, wurde nach dem Vorschlage jener Commission doch auch noch *Pirckheimer* um Rath gefragt. Hr. P. hat hier zwey bisher unbekannte Urkunden mitgetheilt: den Bericht der Commission und *Pirkh.* Schreiben, worin sich dieser gleichfalls für die Sache erklärt. Beide Stücke sind sehr interessant, und für *Haloander* sehr ehrenvoll. Zwar was die Commission über ihn sagt, dass er „ein geschickter Mensch und ein fast gelehrter gesell sey", wissen wir auch ohne dieses Zeugniss. Aber sehr schön sagt von ihm *Pirkheimer*: „dieweil ich ein ehrlich gemüth bey diesem mann finde, und dass er nit hart auf geldt jagt ... Ich finde ihn aber warlich je lenger, je mehr geschickt und fürtreffentlich gelehrt, wie wol Er meint, er wolle erst anfangen zu studieren." Der ganze Brief von *Pirckheimer* ist vortrefflich, und es ist nicht möglich, ihn zu lesen, ohne von der Einfalt, Kraft und Würde des Mannes und der Zeit ergriffen zu werden. Wir können uns nicht enthalten, noch folgende Stelle daraus mitzutheilen: „Ich hab wiewol schwach und krank, diese treffenliche Gottesgab die den gemeinen nuz und so viel gelehrten und frommen menschen zu nutz auch lieber gesehen, den kein zeitlich Ding, das mir auf Erden hat gewiesen werden mögen. Und ob mich leibt not nit Verhindert, ehe ich diese Sache zergehen liess, ich wollt mich der ihr selbst unterstehn, unangesehen des Kostens oder Schadens, so darauf laufen mögt. Nit darum, dass ich allein zeitlich ruhm und Ehr oder ein wenig Gedächtniss hierin suchen wollt oder zu erlangen verhoffet, welches doch keinen Pidermann mögt verwissen werden, so dass in ehrlichen Sachen geschehe; sondern darum, dass ich ohn Zweifel were, dieweil es meinen nächsten so erspriesslich wer und zu grosen nutz, könnte viel zank, irrung und widerwertigkeit daraus abgeschnitten werden, und dass ich für das gröste achte, damit nit manchen Pidermann sein recht zu unrecht um irrthum willen der Bücher gemacht würdt." Hr. P. hat sich durch Bekanntmachung dieser Urkunden Ansprüche auf den lebhaften Dank aller Freunde der Literaturgeschichte erworben, und er hat auch in einer Einleitung alles zusammengestellt, was zur historischen Erläuterung jener Documente dienen konnte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 15. October 1806.

PHILOSOPHIE.

Ohne Angabe des Druckorts u. Verl.: *Geist der Zeit*, von *Ernst Moriz Arndt* u. s. w. und

Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters, dargestellt von *Fichte*.

(*Beschluss der in Num. 246. abgebrochenen Recension.*)

Im Gegensatze mit dem Bestreben alle Erkenntnisse und alle Thätigkeit durch Ideen zu beleben, und idealischen Zwecken zu unterordnen, welches den geistvollen Menschen charakterisirt, suchen die Genossen des Zeitalters, welches Hr. *F.* beschreibt, nur alles zu wissen, sich über alles, was andre besser gedacht haben, wegzusetzen, was sie nicht einsehen können zu verachten, und mit eigenen ungegründeten Meinungen zufrieden zu seyn, mit denen jeder leichtsinnig hervortritt, um zu zeigen, dass er so gut als ein anderer etwas wisse und meyne. Daher die Vielschreiberey, das Journal- und Recensionswesen. Das Heer von Schriftstellern, die nur schreiben, damit die Welt nicht etwa die Sachen besser einsehen lerne, sondern nur erfahre was sie gemeynt haben, und von Lesern, die sich nicht belehren lassen, sondern nur wissen wollen was andre gesagt haben, wird mit einer beynahe komischen Laune dargestellt. Vorzüglich gilt es den Recensenten. Es mag sonderbar auffallen, dass hier in diesen Blättern ein Urtheil gebilligt wird, das alle Allgemeinen Literatur-Zeitungen zu vernichten droht. Aber alles, was Hr. *F.* darüber sagt, ist vollkommen gegründet. Da es mit der Begierde, als Schriftsteller aufzutreten, dahin gekommen ist, dass viele, die denn doch immer noch leichter recensiren als selbst etwas produciren können, nur lesen um zu recensiren; und der grosse Haufe von Lesern nicht sowohl aus den neuen Producten der Literatur wissenswerthes lernen, als nur vielmehr erfahren will, was darin enthalten ist, um zu allem, wovon die Rede ist, sagen zu können, wir wissen es: so wird freylich eine grosse Menge von Schriften ganz eigentlich nur gedruckt, um recensirt zu werden; und recensirt, damit nichts gedrucktes unangezeigt bleibe. Von dieser Seite ist die Rivalität so vieler kritischen Blätter, die alle auf Vollständigkeit angelegt sind, höchst nachtheilig. Dem Uebel würde indessen nicht abgeholfen werden, wenn es möglich wäre, sie alle mit einem Male zu unterdrükken. Der flüchtige Leser, der nur Neuigkeiten sucht, würde schwerlich zu ernsthaften Studien zurück kehren, und eines der vorzüglichsten Mittel, Einsicht zu befördern, ginge verloren. Durchdachte Beurtheilungen sind eine der lehrreichsten literarischen Arbeiten, und Deutschland insbesondere verdankt ihnen ungemein viel. Wir dürfen nur an die Berliner Literaturbriefe, und andre in den frühern, — und in den noch gegenwärtig bestehenden literarischen Blättern — zerstreute einzelne Meisterwerke der Art erinnern. Auch von schlechten Büchern sind treffende Kritiken, die entwickeln, warum etwas schlecht ist, und wie es besser seyn könnte, sehr lehrreich. Sogar von unbedeutenden Schriften können Beurtheilungen interessant seyn: und Rec. selbst hat über Romane, die er um keinen Preis lesen möchte, Recensionen von *Goethens* Hand mit lebhaftem Interesse gelesen. Da nun dem Publicum unserer Zeit auf diesem Wege am leichtesten beyzukommen ist, so werde er benutzt, seinen Geschmack wider seinen Willen zu bessern. Der Haufe von Recensionen, die zur unnützen Lectüre gehören, und nur dienen die Zeit zu tödten, werde so viel möglich durch bessre und fruchtbare verdrängt.

Rec. übergeht, was der Vf. von der theologischen Denkungsart des Zeitalters sagt, und die tiefsinnige metaphysische Darstellung des Ursprungs seines Hanges zur Schwärmerey, um so mehr, da diese Gedanken in andern Schriften des Vfs. ihren eigentlichen Platz zu ausführlicher Erörterung finden, um noch etwas von der zweyten Hälfte des Buchs zu sagen, worin die politische Ausbildung des Zeitalters geprüft wird, von welcher einige der wichtigsten Grundzüge seines Charakters abhängen.

Die Grundbegriffe vom Wesen des Staats, von denen Hr. *F.* ausgeht, sind wie jeder, der mit dieser Art von metaphysischen Politik bekannt ist, schon voraussetzen kann, die nämlichen, die *Rousseau* in seinem Buche *du Contract social* vorgetragen hat: nur sind sie hier in der eigenen Sprache des Vfs. vorgetragen. Aber der Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen, und zugleich die alte Geschichte, wird durch Nachrichten von einem sogenannten Normal-Volke erklärt, welches ursprünglich im Besitze der Vernunft-Cultur und Ursprache gewesen, in Mittel-Asien anfänglich existirt, und sich unter den gemeinen Haufen roher der Sinnlichkeit dienender Stämme gemischt haben soll, um diese zu beherrschen. Der Vf. beweist die Existenz desselben durch eben solche *apodictische Thatsachen der Vernunft*, als auf denen die Evidenz seines metaphysischen Systems von Ich und Nicht-Ich beruhet. Dieselbe darf also eben so wenig bezweifelt werden, als ein vernünftiger Mensch an seinem eigenen Daseyn zweifeln kann. Die Geschichte von Griechenland und Rom erhält neue, bisher ungeahn-

geahndete Aufklärungen. Der Vf. geht hierauf zu den neuen Staaten über. Er stellt ihre Geschichte aus dem Gesichtspunkte der Entwicklung einer einzigen christlichen Republik dar, und hier werden die von andern in gemeiner Sprache vorgetragnen Bemerkungen über den Einfluss der christlichen Kirche auf alle Verhältnisse der europäischen Staaten unter einander, in Beziehung auf die besondern Vorstellungen des Vfs. vom Christenthum vorgetragen. Hiemit weiss er sogar eine eigne Ansicht der bürgerlichen Geschäfte zu verbinden. Er sucht nämlich darzuthun, dass die heutigen Regierungen durch eine Natur-Nothwendigkeit gezwungen werden, mittelst aller ihrer Bemühungen einander in innrer und äussrer Stärke der Staatskräfte zuvorzukommen, den wahren Zweck aller Staatseinrichtungen zu befördern, der darin bestehen soll, dass der Staat sich des ganzen Bürgers und aller seiner Kräfte bemächtige, damit das Individuum schlechterdings für das Wohl der Gattung (nicht des Aggregats einzelner Menschen, die den Staat ausmachen, sondern des Abstracts Menschheit) lebe und arbeite. Rec. überläfst es denen, die mit Hn. *Fichte* von der Zeit, da die Elohim unter den Menschen wandelten, und sich mit den Töchtern der Sterblichen vermischten, (in seiner metaphysischen Sprache heisst diese Periode die eintretende Herrschaft des Normal-Volks über die rohen Stämme,) so viel wissen, zu versuchen, ob sie den politischen Quintismus, da sich der Bürger (wie Hr. *F.* sagt) vom Staate ganz durchdringen läfst, und die Annäherung an den Zustand des Normal-Volks, den geplagten Abkömmlingen der rohen Stämme, die lieber selbst geniessen als für andre arbeiten, annehmlich zu machen vermögen. Können diese Schwärmereyen jemand trösten, so möchten sie in dieser Rücksicht für unschädlich gelten; aber in andrer sind sie höchst verderblich. Erstlich ist es ganz falsch, dass die Bemühungen der Regierungen sich aller Kräfte der Staatsbürger bemächtigen, vermöge der Natur des menschlichen Geistes zu einer wahren Vervollkommnung auch alsdann führen, wenn die Regierungen von falschen Grundsätzen ausgehn. Unser Zeitalter giebt sehr lebendige Beweise davon, dass die Vervollkommnung aller Veranstaltungen, wodurch die Staatsgewalt sich in Besitz einer vollständigen Direction aller Kräfte ihrer Unterthanen zu setzen sucht, nicht allein allen vernünftigen Zwecken einer wirklich weisen Regierung entgegen arbeitet, sondern auch ihre eignen Zwecke gänzlich verfehlt. Es würde leicht seyn, dieses in der metaphysischen Sprache des Hn. *F.* darzuthun. Da Rec. aber der Meinung ist, dass ein solcher Beweis dieser Behauptung fruchtlos seyn würde: so läfst er die Sache bis zu einer andern Gelegenheit ausgesetzt seyn, um alsdann in ganz gemeiner Sprache und in detaillirter Anwendung auf die gewöhnlichen Proceduren seine Gedanken von der unnützen und schädlichen Geschäftigkeit vorzutragen, welche die formelle Vollkommenheit der Administration auf Kosten des Wesentlichen derselben erzeugt. Eine zweyte Bemerkung über Hn. *F.* politische Denkart wird durch den Schluss seiner vierzehnten Vorlesung veranlasst. Nachdem er gesagt hat, dass alle Bemühungen der neuern Regierungen auch selbst wider ihre eigne Absicht die Vollkommenheit der christlich-bürgerlichen Gesellschaft befördern, nimmt er hiervon einen Trostgrund für den Bürger der Staaten, die der grössern Vollkommenheit und Uebermacht andrer weichen müssen. Sein Cosmopolit befindet sich also bey der Aussicht auf die wachsende Cultur der europäischen Republik immer wohl, sein Vaterland mag wohl oder übel fahren. — Die Regierung, welche die Ausbreitung einer solchen Denkart zu verhindern sucht, mag vor dem Richterstuhle der Metaphysik eingeschränkt und unedel erscheinen: die Unterthanen eines Regenten, der sich nicht zu der Höhe der cosmopolitischen Denkungsart zu erheben vermag, werden sich besser befinden.

In den letzten Vorlesungen befindet sich der Vf. wieder auf seinem eignen Boden. Er entwickelt mit Scharfsinn und mit einer dem Gegenstande angemessenen Würde, aber auch viel affectirter Salbung, die Begriffe von guter Sitte und echter Religiosität. Er zeigt, wie das Widerstreben des von ihm bis dahin charakterisirten Zeitalters gegen alle Autorität manche Hindernisse der sittlichen und religiösen Vervollkommnung der Menschen wegräume. Indem er aber voraussetzt, dass dadurch eine allgemeinere Entwicklung wahrer Einsicht und durchaus guter Gesinnung befördert werde: so vergisst er, dass nach der bisherigen Erfahrung alles Gute und Ueble auf mannichfaltige Art mit einander gemischt gewesen, das menschliche Geschlecht sich von einem Abwege in den andern geworfen, jeder Fortschritt unvermeidliche Unvollkommenheit von andrer Seite herbeygeführt hat, und dass, um in seiner eignen Sprache zu reden, die Elemente seines (oben bezeichneten) vierten und fünften Zeitalters in der erscheinenden Welt nicht anders als hin und wieder zerstreuet und mit den andern gemischt existiren, und nur in der Idee zu einem wirklichen Ganzen gesammelt werden können.

Dem Lehrer der Religion und Tugend kommt es am Ende nicht sowohl auf die Möglichkeit einer solchen allgemeinen Vervollkommnung der Menschheit an, als vielmehr darauf, die Bemühungen Einzelner für diesen Zweck in sich selbst zu befördern. Hiermit schliesst auch Hr. *F.* seine Vorlesungen. Allein der höchste Zweck des Individui, zu dem er hinweiset, beruhet auf einem sehr gefährlichen Missbrauche der metaphysischen Speculation. Ihm ist die Religion das Höchste oder vielmehr das einzige Wesentliche im Menschen. Religion aber nennt er „alles Bewufstseyn übersinnlicher Ideen. Metaphysik und Religion fallen ganz in Eins zusammen. Die Einsicht, dass alles, was in der erscheinenden Welt existirt, gar nicht anders seyn könne, als es ist, weil es in dem nothwendigen Ewigen und *Heiligen* gegründet ist, diese Einsicht erzeugt eine *alles* umfassende Liebe;" — und so hätten wir denn eine Religion, welche alle Moralität, die sich auf Endliches und Irdisches bezieht, gänzlich aufhebt, weil die Gegenstände

stände derselben tief unter dem Gefühle und dem Geistesblicke des Religiösen (in jenem Sinne) liegen. Diess System ist nicht neu. Es ist schon oft in Mönchszellen ersonnen worden, und da, aber nur da, gehört es hin. Dem abgeschiednen Einsiedler wollen wir erlauben, sich solcher Denkungsart zu freuen, und den geistlichen Hochmuth damit zu nähren, von dem niemand weniger frey ist, als wer sich einbildet, ein höheres Wesen in einer irdischen Hülle darstellen zu können: der menschlichen Gesellschaft aber bleibe eine solche transscendente Religion auf immer fern: ihr ist eine menschlichere noth.

GESCHICHTE.

Ofen, in d. Univerf. Buchdr.: *Notitia historica Comitatus Zempléniensis* per *Antonium Szirmay de Szirma* — conscripta; edita et indicibus provisa industria *Martini Georgii Kovachich.* 1804. 371 S. 8. Mit dem Bildnisse des Vfs. und einer Karte des Zempl. Com. (2 Fl. 30 Kr.)

Die *Notitia topographica* desselben Comitats von demselben Vf. ist bereits in der A. L. Z. 1805. Nr. 203. angezeigt worden. Ein Pendant dazu ist nun diese *Notitia historica*, eine Art Particulargeschichte des Zempliner Comitats: die der Vf. um so mehr zu schreiben im Stande war, da er ehemals als Notar des Comitats das Archiv desselben in Ordnung brachte und 17 Bände eines solchen Archiv-Registers ausarbeitete. Der Vf. hat viel gethan; doch hat er seinem Comitate nicht das geleistet, was ein *Wagner* für Zipsen und Sáros, und zugleich für die ganze ungrische Reichsgeschichte in den *Analectis Scepusii* und in dem *Diplomatario Sárosiensi* zu Stande gebracht hat. Wider alle Erwartung des Rec. fehlt nämlich dem Buche ein *Diplomatarium*, eine eigene Sammlung der merkwürdigsten alten öffentlichen und Privaturkunden der gedachten Gespannschaft. Der Vf. hat wohl Urkunden benutzt und angeführt, aber meistens nur im Auszuge (wie z. B. S. 9. eine Urkunde vom J. 1298. aus dem Archiv der Familie Soos), oder in etwas längeren, aber doch nicht vollständigen Fragmenten, die nur nach dem Ganzen begierig machen. Die 775 Paragraphen, welche die Geschichte des Zempliner Comitats chronologisch fortführen, haben nun freylich meistentheils nur Local- und Familien-Interesse; doch ist nicht zu verkennen, dass mehreres darin auch die Geschichte des ganzen Reichs erläutere, und da sich der Hauptinhalt des Werks (S. 52. bis zum Ende) auf die neuesten Zeiten von 1526—1800. bezieht: so ist vorzüglich der Gewinn sehr sichtbar, der sich hieraus für die Geschichte jener unglücklichen innern religiösen, politischen und auswärtigen türkischen Händel ergiebt, welche Ungern seit dem Anfange des funfzehnten bis zum Anfang des achtzehnten Jahrhunderts zerrüttet haben. Die unglückseligen Folgen dieser Unruhen fürs ganze Reich werden um so anschaulicher, als sie hier im Detail in Beziehung auf eine einzelne Gespannschaft beschrieben werden. Rec. hält es für Pflicht, zur Erleichterung des Gebrauchs dieses Buchs aus dem Schwalle von Local- und Familiensachen die vorzüglich merkwürdigen Abschnitte desselben auszuzeichnen, und hie und da einige Bemerkungen hinzuzufügen.

S. 5. hätte angezeigt werden sollen, dass K. Colomann einen Reichstag ums J. 1099. zu Turzol gehalten (wahrscheinlich zu Tartzal), und dort mit dem Adel neue Gesetze für's Reich verabredet habe, die noch jetzt im *Corpus Juris* stehen. Nach geendigtem Reichstage scheint der Zug nach Rothrussland zur Belagerung von Perewyschl unternommen worden zu seyn (*Engel* Gesch. v. Halitsch 1796. 451 S. 4.) S. 11 f. kommen einige neue urkundliche Angaben zur Geschichte des Matthäus de Trenchin und des Omodäus vor. — S. 29 f. zur Geschichte der böhmischen Räuber 1448—1459. S. 45 f. zur Geschichte der innern Zerrüttungen unter Ludwig II. (Schade, dass der Brief des k. Secr. Franz Báchy an den Verbötz, nur in einem Bruchstücke und nicht ganz vom Vf. *ex libro Regio* herausgegeben ist.) Wie wenig sich der ungrische Adel im kritischesten aller Augenblicke des Reichs vor der Schlacht bey Mohats anstrengte, ersieht man augenscheinlich aus S. 47.: denn aus einem so grossen Comitat, wie das Zempliner, rückten nur 353 Mann aus. Die kriegerischen Auftritte zwischen Zápolya und dem K. Ferdinand hatten im Zempliner Comitat mehrmals den Schauplatz aufgeschlagen; daher sind die S. 50 ff. von vielem Interesse. Die Reformation fing im Zempliner Comitat schon 1522. durch Mich. Siklósi an zu Sátor Ujhely und Patak; aber im J. 1530. und folg. machte sie erst ernstlichere Fortschritte (S. 57 ff.). Die Lebensumstände des berühmten Reformationsbeförderers Peter v. Peren sind S. 64. verzeichnet; jene des Stephan Drugeth S. 100. Viel Erläuterungen erhält die Geschichte der Bochkaischen Unruhen 1604 f. aus S. 109 f. In jenen Gegenden war der General Barbiani durch seine Gewaltsamkeiten wider die Protestanten grossentheils Schuld daran. Seit 1604. hiess lange Zeit hindurch der Calvinische Lehrbegriff in den Comitats-Protocollen *Magyar hit*, der ungrische Glaube (S. 111.). Valentin Drugeth, Bochkaj's Obercapitän, hinterliess ein Diarium über die damaligen Bochkaischen Unruhen, in Handschrift (S. 114.), aus welchem hier leider! nur Auszüge gegeben werden. S. 119 f. sind wichtige Deliberationen, die vor dem Wiener Frieden mit dem Erzherzog Matthias vorausgingen *ex scripto coaevo* (wessen?) eingerückt. Die Meinung des P. Hyacinthus aus dem Capuciner-Orden war billiger, als jene der blutgierigen Jesuiten, und trug einigermassen bey, das irre geleitete Gewissen des K. Rudolphs zu beruhigen, so viel auch der P. Joannes Mellensis, ein Jesuit, dagegen schrie. S. 134. steht im Auszuge ein gleichzeitiger Bericht des Georg Szirmay über den Reichstag vom J. 1608. Fest und entschlossen sträubten sich die Zempliner wider die Einführung der Jesuiten 1612. (S. 141.), sie mussten 1615. aus Homonna nach Unghvár wandern. Von S. 142. werden die Gabriel Bethlenischen Bewegungen geschildert; über den Neusohler Convent vom 31. May 1620. ist man-

manches aus ungedruckten Acten beygebracht, so wie über Bethlens Heyrath mit Cath. von Brandenburg (S. 156 f.) und über die Georg Rakótzischen Unruhen seit 1644. (S. 173 ff.). Im J. 1647. verlangten die Zempliner Deputirten auf dem Presburger Reichstag abermals die Verbannung der Jesuiten (mit dem Beysatz *pacem eousque in ecclesia Christiana et Europa fieri non posse*). Welche Briefe voll Schimpf und Drohung die türkischen Paschen an die ungrischen Comitate in ungrischer Sprache zu schreiben pflegten, ersieht man aus einer Probe vom J. 1660. S. 191. Damals rückten wider die Türken 3410 Mann nur aus dem Zempliner Comitat aus. Im J. 1662., sobald es den kaiserlichen Waffen besser zu gehen schien, häuften sich wieder die Religionsbeschwerden; die protestantischen Partial-Synoden wurden von den Jesuiten mit dem Namen *Divan* belegt (S. 195.); die evangelischen Stände verliessen den Reichstag 1662., weil sie nicht mit ihren Klagen angehört wurden. Auch die folgenden Jahre waren höchst getrübt durch Religionszwistigkeiten; im J. 1666. wurden die Jesuiten nach Sáros Patak, dem Sitze des reformirten Collegiums, eingeführt, jedoch mit standhaftem Widerspruch des Zempliner Comitats (S. 212 ff.). Der Ausbruch der Franz Rákotzischen Unruhen 1670., die Presburger ungesetzmäfsige Gerichts-Commission 1671., von welcher Andr. Szirmay ein Tagebuch hinterlassen hat, die nachgefolgten Güter-Confiscationen, die Berathschlagungen zur Aenderung der ungrischen Regierungsform (S. 227.), über deren Räthlichkeit und Rechtlichkeit damals sogar einige deutsche Universitäten vernommen wurden; das Manifest darüber vom K. K. Leopold I. in ungrischer Sprache (S. 229.), die Publication über ein neues ungrisches Gubernium unter dem Vorsitze des Caspar von Ambringen (S. 235.), die Versuche, Accisen in Ungern einzuführen (S. 239.), die allgemeine Verwirrung, in welcher z. B. der katholische Pfarrer Stephan Jósa zu Táttya es bald mit den Kaiserlichen, bald mit den Missvergnügten hielt, und einen Haufen Räuber commandirte (S. 241.), die ungrische Proclamation des Kaschauer Generalats vom 20. Febr. 1676., welche ganz und nicht bloss im Auszuge hätte eingeschaltet werden sollen (S. 245.), das rührende Trostschreiben des Hofkanzlers und Bischofs Thomas Pálffy 1676., worin er die ungrischen Comitate auf die Vorsehung wegen einer bessern Wendung der Schicksale des Reichs hinweist, die grelle Proclamation des Kaschauer Generals Cobb (S. 247.) vom 7. October 1677., die wechselseitigen Grausamkeiten der Kaiserlichen und der Missvergnügten vom gleichzeitigen Tarczaler Notar Isaac Babocsai in einem Tagebuche geschildert (S. 247.), Cobb's Abberufung, Ambringens Entfernung 1679., die Anfänge der Tökölyischen Unruhen, der Reichstag des J. 1681., Tökölyi's Verfügungen während seiner Herrschaft in jenen Gegenden — Tökölyi's Gefangennehmung durch die Türken, und deren geheime bisher unbekannte Ursachen (S. 258 f.), Caraffa's Blutgericht in Eperies 1687.; welches die Zempliner durch Geld und Wein-Geschenke von sich abzuwenden wussten, der Reichstag vom J. 1687. — die Forderung vom J. 1693., dass der ungrische Adel anstatt der Insurrection 2 Millionen Gulden bezahle (S. 273.), die damals üblichen Bestechungen der Minister und Unteragenten (S. 279.), eine neue Forderung von vier Millionen 1695. vom ungrischen Adel — der hiebey angesonnene Besteuerungsfuss zu $\frac{1}{100}$ vom Werthe der adlichen Güter (S. 280.), die Reclamationen dagegen, der geschlossene Vergleich auf jährliche 3 Millionen — die Revolutionsscenen von Franz II. Rákótzi 1701. (S. 283 ff.), welche durch die dem Adel aufgelegte Contribution nicht wenig begünstigt wurden; die ganze Organisation der Rákótzischen Armee (S. 291.), bey welcher viele französische Officiere commandirten, die Josephinischen Friedenseinleitungen, 1710. Rákótzi's weitere Schicksale, seine Excommunication durch Clemens XII., die Vertheilung seiner Güter (S. 304.), die allmählige Herstellung der Ruhe und Ordnung sind die wichtigsten Abschnitte dieses Buchs für Ausländer und Inländer, und tragen zur Aufklärung der neuern ungrischen Geschichte sehr viel bey. Die durch so viel traurige Begebenheiten gespannte Seele des Lesers ruht gegen das Ende des Buchs aus; die Regierung wird immer menschlicher, das Land ruhiger, und wenn die Jesuiten auch gleich 1711. den Versuch machen, das Pataker Collegium sich zuzueignen: so vereitelt ihn Carl VI. durch ein *Mandatum protectorium* (S. 310.); dagegen ficht der protestantische General Thomas Szirmai mit tapferem Enthusiasmus für das Erzhaus Oesterreich (S. 313 f.). Der Vf. hat bey den neuesten Zeiten nichts zu erzählen, als die Beweise der Ergebenheit des Comitats gegen das kaiserliche Haus, und die Verdienste der verschiedenen Obergespänne und Vicegespänne desselben. Im J. 1797. stellte das Comitat zur Insurrection 404 Reuter und 384 Infanteristen; im J. 1800. 320 Reuter und 960 Mann Fussvolk. Gedachtes Comitat erfreut sich jetzt eines vorzüglich würdigen Obergespanns, der auch die Comitats-Karte zu diesem Buche hat stechen lassen, des Grafen Joseph Eszterházy, k. Statthaltereyraths und Präses der Studien-Commission, wie auch eines jungen, aber thätigen und beliebten Vice-Gespanns aus der adlichen Familie Lónyai. Mit Vergnügen fügt Rec. die Nachricht hinzu, dass das Publicum von dem fleissigen und geschickten Vf. nächstens auch eine ähnliche topographische und historische Beschreibung des Ugocser Comitats zu erwarten habe.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 16. October 1806.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

St. Petersburg u. Leipzig, b. Hartknoch: *Rußland unter Alexander dem Ersten.* Eine historische Zeitschrift, herausgegeben von *Heinrich Storch. I. Band.* 1—3. Lieferung. 1803. 430 S. *II. B.* 4—6. Liefer. 1804. 480 S. *III. B.* 7—9. Liefer. 1804. 402 S. *IV. B.* 10—12. Lief. 1804. 370 S. *V. B.* 13—15. L. 1804. 255 S. *VI. B.* 16—18. L. 1805. 428 S. *VII. B.* 19—21. L. 1805. 420 S. 8. mit Karten, Kupfern u. Tabellen. (Jeder Bd. 2 Rthlr. 16 gr.)

Diese in vielfacher Beziehung wichtige und interessante Zeitschrift schliesst sich zunächst als Fortsetzung an das Gemälde an, das Hr. *St.* von dem russischen Reiche und St. Petersburg entwarf — ein Gemälde, das durch den dargestellten Gegenstand eben so sehr, als durch die lebendige Darstellung anzog. Von ungleich grösserm Umfange ist nun dieses Journal, das für den künftigen Geschichtschreiber die Züge sammelt, um dereinst ein treffendes Bild einer Regierung zu entwerfen, die durch Wohlwollen, Gerechtigkeit und Weisheit alle Herzen unwiderstehlich an sich zieht. Was dieser Zeitschrift, gegen so manche andre, die sich durch ein planloses Gemisch der Lesewelt empfehlen wollen, vorzüglich zu Statten kommt, ist, bey aller Verwicklung der höchsten Gewalt, die Einheit, die uns aus dem rein - humanen und lieblichen Charakter anspricht, um den sich Alles bewegt, von dem das herrliche Leben ausströmt, um sich über ein Reich zu ergiessen, worin die Sonne nicht untergeht, auf den es zurückströmt, um verstärkt und kräftiger wieder zu geben, was er empfing. Freylich kann ein so kleines Volumen, wie das dieser Zeitschrift, nicht die ganze Masse aller merkwürdigen Ereignisse eines so grossen und so eigenen Reichs fassen; allein der Herausg. wusste aus dieser Masse gerade diejenigen zu scheiden, die dem Interesse der Menschheit und des Staats am nächsten liegen; die die ersten in der Kette alle übrigen Glieder halten, und die den vollständigsten Beweis von dem Sinne der Regierung für Cultur und sittliche Veredlung geben. Ausser dieser Wahl der Gegenstände zeigen die Einleitungen, Erläuterungen, Nachweisungen, und dann die verständige Maschinerie zur Erleichterung der Uebersicht, die Genauigkeit im Abdrucke der Acten, und die Nachweisung aller Thatsachen aus Acten, dass die Redaction eines solchen Journals, die mit so vielen Schwierigkeiten verbunden ist, in recht gute Hände gerathen sey.

Um so mehr glauben wir bey unserer Beurtheilung, die unmöglich ins Einzelne gehen kann, nachweisen zu müssen, ob auch Hr. *St.* seinem Versprechen überall nachkam. Er wollte das grosse Werk der Staats- und Menschenbildung, welches Alexander in so wahrhaft humanem Geiste begonnen hat, als Beobachter und Referent verfolgen, und daher zieht er alles in den Plan dieses Journals, was auf Staatsverwaltung, Gewerbe, Handel, Künste und Wissenschaften, Erziehung, Fortgang der Civilisation, Verschönerungen der Haupt- und vorzüglichsten Provinzialstädte, Charakteristik der Sitten etc. Beziehung hat. — Wir werden deswegen den Hauptinhalt aller ein u. zwanzig Lieferungen in einem Realzusammenhang kurz und mit Nachweisungen auf die einzelnen Lieferungen und ihre Numern zusammenstellen, und die vorzüglichsten Gegenstände herausheben, um unser Urtheil von dem Werthe dieser Zeitschrift zu bestätigen, und auch, um an Manches wieder zu erinnern, was bey der Lectüre der einzelnen Hefte leicht entgeht, oder isolirt weniger merkwürdig scheint. Wir theilen das Ganze in einige Hauptrubriken.

In dem *staatswissenschaftlichen* Theile behauptet das neue *System der Reichsverwaltung* (I, 1.) den ersten Platz, und von diesem Standpunkte aus lassen sich die *Annalen der alexandrinischen Gesetzgebung* (VIII, 11. XIII, 2. XIV, 11. XV, 19.) nach ihrem Verdienste leicht überschauen. In beiden liegt der grosse Zweck zum Grunde, die bisherige Autokratie zu einer gesetzmässigen umzubilden. Die Errichtung eines beständigen Conseils, die Abschaffung der geheimen Inquisition, die neue Organisation des Senats, der sein Prädicat, dirigirender Senat, und mit ihm die Rechte desselben wieder erhält, das Manifest wegen der Errichtung des neuen Ministeriums, die Vertheilung der ganzen Reichsverwaltung kündigen den Antritt der neuen Regierung an, deren Charakter mit den wenigen Worten bezeichnet wird: *Er, der Regent, ist nur der oberste Vollzieher und Bewacher des Gesetzes; das Gesetz über ihn, und die höchste Gewalt nur eine gesetzmässige.* Vortrefflich drückt diesen Charakter die Medaille (XII. Lief.) aus: das Bildniss des Kaisers (Schade, dass es nicht getroffen ist!) auf der Vorderseite, die Krone auf einer starken Säule der Rückseite ruhend, mit der Inschrift: *Zakon* (Gesetz). Wenn auch das System der Reichsverwaltung nicht alle Rechte der

der Krone scharf von den Rechten des Senats geschieden haben, und wenn man in der Ueberficht des Plans zur Gesetzgebung mehrere Theile nicht ganz an ihrem Orte finden sollte: so wird man sich doch an der Liberalität des Einen und dem edeln Wunsche, womit die andere einer *baldigen* gesetzlichen Verfassung entgegen strebt, leicht und hinlänglich entschädigen, und selbst die *Annalen des* (Criminal-) *Justizwesens* (VI, 20.) beweisen nur zu deutlich, woran es dem Reiche Noth that. Der Geist, der in allem diesen weht — der Geist bürgerlicher Ordnung, stimmt mit dem Eifer der Gesetzcommission, der aus den Berichten über den Fortgang ihrer Arbeiten hervorgeht, so harmonisch zusammen, dass die tiefe Verehrung, die das eine verlangt, den herzlichen Dank nicht schwächt, den das andere fordert. — Zur Bereicherung und Verschönerung dessen, was man *Bevölkerungspolitik* im Allgemeinen nennt, dienen die von dem Redacteur unter dem Titel *Staatsphilanthropie* (III, 18. XIII, 5.) *der Wohlthätigkeitsanstalten unter Aufsicht der Kaiserin Mutter* (X, 1. XI, 6.) und die in dem Berichte des Ministers des Innern über die *Expedition der Staatsmedicinalpflege* (XVI. S. 127.) mitgetheilten Nachrichten. Dort werden in Ansehung der Vorsorge des Staats für Hülfsbedürftige und Nothleidende unter einem eigenen Ministerium, wenn es gleich nicht mit diesem Namen existirt, die trefflichsten Grundsätze entwikkelt, und nach diesen die Kammern der allgemeinen Fürsorge in den Gouvernements wieder hergestellt und besser organisirt, eine Centralverwaltung unter der speciellen eigenen Aufsicht des Kaisers errichtet, eine bleibende medicinisch-philanthropische Comität geschaffen, und eine temporäre Comität zur bessern Anordnung der Armenpflege zusammen berufen; hier aber beweist schon die Unterordnung der Wohlthätigkeitsanstalten (die ausführlicher im Journal Constantinopel und S. Petersburg stehen) unter der zarten weiblichen und unter der wahrhaft kaiserlich mütterlichen Obhut, mit welchem reinen Sinne und mit welcher lebendigen Innigkeit man diesen Instituten seyn will, was man seyn kann. — Alle Zweige der medicinischen Verwaltung, die unter dem medicinischen Reichscollegium standen, sind dem Minister des Innern zugewiesen, und die Behörde heisst *Expedition der Staatsmedicinalpflege*. Bildung der Medicinalpersonen, und Versorgung der Apotheken mit Arzneymitteln sind die Hauptgegenstände ihrer Beschäftigung. — So sehr der Kaiser das *Colonistensystem* im Geiste der Kaiserin Katharina begünstigte, und so viel wohlthätige Wirkungen er auch davon in dem Gouvernement Saratow, den neurussischen Gouvernements, dem jetzigen Gouvernement Kiew, an der kaukasischen Linie, in der Krym, im Gouv. Astrachan zwischen dem Ural und der Achtuba davon empfand (X, 5.): so beträgt doch die Anzahl derselben im ganzen Reiche noch nicht 50,000, und mit Recht ward dieses System im Allgemeinen und nach Localverhältnissen (XX, 6.) eingeschränkt. — Erfreulich ist der Fortgang der Vaccination (I, 5.), erfreulicher noch, dass sich diese schon in Sibirien sehr ausgebreitet hat (VIII, 13.). Aus den Listen der neuen Rekrutenaushebung (IV, 5.) folgert Hr. *Storch* (V, 17.) mit Grund (wenn jene sonst nach der Vorschrift unternommen ist?), dass die Bevölkerung des russischen Reichs weit über 40 Millionen hinausgehe: denn, da nur zwey Mann von fünfhundert ausgehoben wurden, und über 74,000 zusammen kamen: so enthält Russland 18½ Million Menschen männlichen Geschlechts, und will man die Zahl des weiblichen Geschlechts, die ungleich grösser ist, nur gleich annehmen: so beträgt die Hauptsumme, ohne die *beträchtliche Zahl der Eximirten*, schon 37 Millionen. — Wie weit Russland unter seinem humanen Regenten in der *intellectuellen und moralischen Bildung* vorgerückt sey, lässt sich freylich schwer bestimmen; allein mit voller Ueberzeugung lässt sich behaupten, dass wenige Regierungen so viel Empfänglichkeit für Beförderung der Bildung und Cultur, so viel umfassenden Sinn, eine so verständige Planmässigkeit, so viel Liberalität und Resignation, so viel Kunst, durch Beyspiel anzuziehen und zu wirken, auf einmal bewiesen haben, als die Regierung Alexanders I. Schon das eigene Ministerium (der *Volksaufklärung*) drückt die Tendenz der Regierung bestimmt aus, und da das Niedrigste (Erziehung der Jugend) und das Höchste (Erweiterung der Wissenschaften) zu seinem Ressort angewiesen ist (I, 1. S. 39.): so waren die *vorläufigen Grundsätze zur Ausführung des Generalplans* (II, 8.) das Mittel, den Regenten, der diesen Zweig der Staatsforgfalt den wichtigsten nennt (weil er, nach seiner wörtlichen Aeusserung, überall aufgeklärte und gesittete Staatsbürger zu allen Gattungen des Diensts und der öffentlichen Verpflichtung bildet, II. S. 165.), zu überzeugen, dass die Wahl des Ministers und des Personale's der Oberdirection seinen Wünschen entsprochen habe. Es würde uns, da das Meiste zu weitläufig und ohnehin grösstentheils bekannt ist, zu sehr abführen, nur die Rubriken durchzugehen, die der Redacteur unter dem Titel: *Geschichte des öffentlichen Unterrichts*, fast stehend gemacht hat, und wozu noch vieles aus dem Titel: *Miscellen*, nachgetragen werden müsste; aber es sey uns hier erlaubt, wenigstens die Hauptmomente aufzufassen. Durch alle edle Mittel, die in der Gewalt der Regierung stehen, erweckt sie freyeres Leben und Wirksamkeit der Kräfte; das Princip, wovon dieses Leben ausgeht, ist der Ukas vom 9. Febr. 1802. wegen Aufhebung der Censurbehörden (I, 6.), und wenn diese gleich noch nicht ganz bestimmte Verordnung in Ansehung der Bücher, die irgend etwas gegen die Religion, den Staat oder die guten Sitten enthalten, den Plackereyen von Censoren keinen Damm setzt: so ist doch der Geist der Regierung der beste Commentar, und dadurch schon viel gewonnen, dass das Censoramt den Polizeybehörden entrissen und den Universitäten, mit Ausnahme von S. Petersburg, übertragen ist. Die Censurverordnung vom 9. Jul. 1804. (XI, 8.) hat schon einigen Folgen dieser Unbestimmtheit vorgebeugt, wenn es ihr gleich noch nicht gelungen ist, den Grund aufzufinden. An diese ungemein beförderte Circulation der Ideen und Kennt-

nisse

nisse fremder Völker schliesst sich die vielseitige Ermunterung zu schriftstellerischen Arbeiten zunächst an. Der St. Annenorden zweyter Klasse ward fast allen Schriftstellern von Ruf und im Dienste des Staats zu Theil; andere erhielten Dosen, Ringe, Capitalien, Vorschüsse zu Reisen, Vorschüsse zum Druck ihrer Werke, Freybriefe u. s. w., und wie viele Anstalten sind nicht recht kaiserlich bereichert worden? man weiss nicht, ob man die Grösse der Summe oder die Feinheit des wohlwollenden Gebers mehr bewundern soll! Der Redacteur hat alles dieses treu gesammelt, und alles angegeben, was auf die Verbesserung und Ausbreitung des Unterrichts Bezug hat; doch ist er in Betreff der Unterschulen, was wir nicht gewünscht hätten, karger gewesen, als in Betreff der Gymnasien, Universitäten, der Unterrichtsanstalten zu einem besondern Zwecke, der Akademieen und andern literarischen Privatcorporationen. Von den Unterschulen kommt bloss der *Organisationsplan* (XVII, 3.), die Constituirung der Oberdirection, ihr Journal, ihre Beschlüsse (III, 20. XI, 11.), eine Vergleichung des alten und neuen Zustandes, und die Eröffnung einiger Hauptvolksschulen, z. B. zu S. Petersburg (IV, 7.) und zu Tobolsk (VII, 7.), vor; und da die Kirchspielschulen doch die Basis von den 405 Kreisschulen, wie diese von den 42 Gymnasien oder Gouvernementsschulen sind: so wird man diese Lücke auffallend bey Hn. *Storch* finden, der die Nothwendigkeit der Belehrung über den Fortgang derselben, als ein Zeichen der guten Zeit, fühlen musste. Auffallender wird dieses noch, wenn er (II. Lief. S. 249.) der Existenz der Jesuiten in Ansehung des Unterrichts der Jugend das Wort redet, und doch von ihnen (XVII, 8. S. 295.) das in 12000 Exemplare aus Deutschland (Augsburg) zum Unterricht der Jugend verschriebene A B C-Buch anführt, das, wenn es wirklich eingeführt wäre, ein wahres Pasquill auf eine Regierung, wie die eines Alexanders, seyn müsste. Dahingegen hat er den Nachrichten von Gymnasien, z. B. dem S. Petersburgischen (III, 20. IV, 7. VII, 7.), dem Moskauischen und Twerischen (VII, 7.), dem Rigaischen (XIII, 8.) und den Nachrichten von allen sechs Universitäten, die S. Petersburgische ausgenommen, einen so weiten Raum vergönnt, dass nicht nur die Begründungsacten, der Lectionsplan, die dahin berufenen auswärtigen Lehrer, die Visitationen, Statuten, Bezirke, Reisen der Gelehrten u. dgl. m. aufgenommen, sondern von jeder insbesondere die dahin gehörigen Notizen mitgetheilt werden, z. B. von der Wilnaischen (III, 13. 20. IV, 7. VII, 7.), der Moskauischen (III, 20. IV, 7. XIX, 2.), der Dorpatischen (IV, 3. V, 10. VI, 19. VII, 1. X, 3.), der Charkowischen (IX, 17. XI, 11. XIII, 8.), der Kasanischen (XIX, 2.). Ob auch in St. Petersburg eine Universität werde errichtet werden, darüber haben wir bis jetzt keine bestimmten Nachrichten gefunden. Die Unterrichtsanstalten *zu einem besondern Zweck* nehmen mehr und mehr zu. Es gibt Ackerbauschulen in Petersburg, Moskau, Kaluga, Mzensk (III, 7.), ein Commerzgymnasium zu Odessa (IX, 17. XI, 11.), mehrere Militär- und einer Kriegsschule zu S. Petersburg, doch beide nur noch im Werden (II, 20.); eine Steuermannsschule zu Kronstadt für die baltischen Flotten (XI, 11.); eine Schiffsbauschule zu S. Petersburg (III, 16.); Thierarzneyschulen zu S. Petersburg, Moskau, Lubny (V, 13.); eine Schule für den grusinischen Adel in Tiflis (IV, 7.); eine Pensionsanstalt in Pensa (IV, 7.); eine deutsche Sprachklasse bey der Schule zu Pogar (XI, 11.); und von den Erziehungsanstalten, die unter Aufsicht der Kaiserin Mutter stehen, sind hier bloss das adelige Fräulein-Stift (X, 1.) und die Institute des S. Katharinenordens erwähnt (XI, 6.). Das pädagogische Institut zu S. Petersburg (III, 20. VII, 7.) wird von Civil- und Militärpersonen besucht (XIII, 8.), und das Oberseminarium für die katholische Geistlichkeit bey der Universität Wilna (V, 12.) kann als Muster für solche Zwecke gelten. Die *russische Akademie*, von der Kaiserin Katharina 1783. zur Beförderung der redenden Künste, vorzüglich zur Vervollkommnung der russischen Sprache gestiftet, unter Paul'n aller Unterstützung beraubt, ist von Alexander'n wieder hergestellt (III, 14.); für die kaiserliche *Akademie der Wissenschaften* zu S. Petersburg ein neues Reglement und ein neuer Etat entworfen (V, 11.); und die vollständige Uebersicht ihrer Beschäftigungen im Jahre 1803. (VII, 4.) und 1804. (XX, 5.) enthält auch den vollständigsten Beweis ihres gemeinnützlichen Daseyns. Auch die *kaiserl. Akademie der Künste* in S. Petersburg, die ein neues Reglement erhielt (IV, 2. XV, 20.), setzte Preisfragen (IV, 7.) und ihre Kunstwerke aus, und sendete mehrere Zöglinge ins Ausland (VII, 7.). Die *medicinisch-chirurgische Akademie* ward beträchtlich erweitert (III, 15.). — Die *sittliche Bildung* suchte der Kaiser durch den Unterricht in den Schulen zu gründen, und durch Ermunterung und Belohnung edler Handlungen zu beleben. Das Unschuldige und Nüchterne seines eigenen Charakters [das bey seiner Krönung (I, 4.) überall anspricht, und aus individuellen, zum Theil bekannten, Zügen (XII, 17.) noch mehr erhellt], die Ersparungen bey überflüssigen Ausgaben, z. B. von 4 Millionen bey seinem Hofstaat nach dem confirmirten Etat (II. S. 252. verglichen mit XIII, 4.), die gränzenlose Wohlwollenheit, wenn etwas Gutes zu Stande kommen sollte, gesetzt auch, dass der Nutzen noch entfernt war — alles dieses konnte seinen Zweck nicht verfehlen, zu ähnlichen Handlungen unwiderstehlich fortzureissen. Hr. *Storch* hat fast in jeder Lieferung unter dem Titel: *Edele und patriotische Handlungen*, alles zusammengetragen, was er über diesen Gegenstand geschichtlich wahr nachweisen konnte. Die Grösse der Summen und Stiftungen, die Erhabenheit und Reinheit des Zwecks, die Menge der Mittel, die Anspruchlosigkeit der Geber, die Lieblichkeit der Art erinnern an die Freygebigkeit des Mittelalters; aber der Grund des Ueberirdischen (die religiöse Pietät), *dieses* setzte eine jenseitige Belohnung voraus, während *hier* nur das Bewusstseyn des Guten als Grund, und ein patriotischer Enthusiasmus vermuthet werden kann! Freylich sind die Ermordung des Generals Bock von sei-

feinen mit Wohlthaten überhäuften Bauern (III, 22.), die Zahl der 1803. vorsetzlich im Reiche begangenen 512 Mordthaten und die 582 Selbstmörder (XVII, S. 122.) und andere Gegenstände mehr Erscheinungen, die dieses schöne Bild entstellen; allein welch ein Unterschied zwischen diesen und den vorhergegangenen Zeiten? Ist es nicht schon viel gewonnen, dass von 88,000 Menschen nur Einer ein Mörder und gemordet ist? — Auch das Theater hat der Kaiser als Mittel zur sittlichen Bildung ansehnlich unterstützt (II, 11. VII, 9. VIII, 13.). Die *religiöse Aufklärung* von Seiten des Staats wirkt mehr durch ein passives Mittel (Duldung), als durch ein actives, und hier ist der Kaiser grösser von Seiten dessen was er nicht, als was er that; und wenn das Thun durchaus erfordert wird: so ist auch diese Rubrik nicht unansehnlich ausgestattet (II, 11. VIII, 13. XVII, 8.). Es gehört sogar alles das hieher, was *die Existenz des Ordens des heil. Johannes von Jerusalem* (XVII, 4.) betrifft. — Mit gleicher Liebe bestimmte er kurz nach seinem Regierungsantritt und der Krönung die Rechte *der Stände* und *übrigen Menschenklassen*, die unter der vorigen Regierung so precär geworden waren. Der Adel erhält nicht nur bedeutende Vorrechte, z. B. Candidaten aus seinem Mittel zur Besetzung der Civilstellen in den Gouvernements vorzuschlagen, seinen Leibeigenen mit der Freyheit zugleich Ländereyen zu verkaufen (V, 9.), auswärtigen Grosshandel zu treiben (XX, 7.), sondern die Adelsordnung wird auch bestätigt, die adeligen Geschlechtsbücher einer genauen Revision unterworfen (V, 9.), das Departement der Heroldie meisterhaft organisirt (VI, 22.) und die Widersprüche in der Adelsordnung und den später emanirten Gesetzen ausgeglichen (XX, 7.). Der letzte eines adeligen Geschlechts erhält das Recht, über seine Familiengüter zu verfügen. Die Geistlichkeit wird von allen Leibesstrafen befreyet, die Landgeistlichen zum Ackerbau ermuntert und ihre Gebühren erhöht (V, 9.); die Stadtordnung bestätigt, die Widersprüche derselben mit den Gesetzen beseitigt (XX, 7.), der Bürger- und Bauernstand erleichtert. Die *ersten Schritte zur gesetzlichen Bestimmung des Zustandes der Bauern in Esthland* (IV, 4.), die *Verordnung, die Bauern des livländischen Departements betreffend* (IX, 14. VII, 10.), der *Beytrag zur Geschichte der livländischen Leibeigenschaft und deren Aufhebung* (XI, 7.), die *Bestimmung der freyen Ackerleute* (XIV, 14. XVIII, 14.), die *provisorische Verfassung des Bauernstandes in Esthland* (XXI, 9.) — alle diese Aufsätze enthalten das vollständig, was hierüber nur abgerissen bekannt ist. Seit Erscheinung des Ukas vom 20. Februar 1803. sind in zwey Jahren 16000 Menschen in den Stand der freyen Ackerleute getreten. Die *neubegründete bürgerliche Verfassung der Juden* (XVIII, 11.) ist mit einer Einleitung nach den wackern Memorialen der zur Entwerfung eines Regulativs niedergesetzten Commität versehen, und die *neue Organisation der Kosakenstämme* (XVIII, 10.) stellt alle zerstreuten Nachrichten und die Ukasen zusammen.

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. Ohne Druckort: *Neuester Zustand von Bayern in literarischer, religiöser und statistischer Hinsicht.* 1805. 115 S. 8. (8 gr.) — Dem Titel zufolge erwartet man in dieser Schrift ganz natürlich specielle Angaben, umständliche Berichte von den Anstalten der Regierung in Hinsicht auf Wissenschaften, Aufklärung, Pressfreyheit, Schulwesen, Religion, Aberglauben, Toleranz, Gesetzgebung, Landescultur u. s. w. und über die bisherigen Wirkungen dieser Anstalten; sichere, auf Thatsachen gegründete Aufschlüsse über die Beförderungsmittel und über die Hindernisse des Guten, über die Zweckmässigkeit oder Unzweckmässigkeit der neuesten Einrichtungen, über die Fortschritte oder über die Rückschritte, oder über den Stillstand der Nation u. s. w.; allein anstatt dessen fanden wir fast nichts anders als Gemeinplätze, die auf jedes andere Land eben so gut passen möchten als auf Bayern; Sentenzen und allgemeine Betrachtungen, z. B. über die Vortheile, welche die Pressfreyheit dem Staate gewährt, über die Unbilligkeit ihrer Einschränkung, über die Nothwendigkeit einer geoffenbarten Religion im Staate, über die Eigenschaften einer guten Gesetzgebung, über die Schädlichkeit der allzugrossen Vervielfältigung der Gesetze, u. dgl. m. Zuweilen nimmt es der Vf. über sich, die Einwürfe, welche gegen seine Behauptungen gemacht werden könnten, zu widerlegen, und seine Schrift erhält daher, anstatt statistisch zu seyn, einen polemischen Anstrich. Indessen können wir nicht läugnen, dass der Vf. unter vielen leeren Declamationen in einer grösstentheils gezierten und mit Sprachfehlern untermischten Schreibart auch manche Wahrheit sagt, welche alle Beherzigung verdient. Von dieser Art ist, was über die gerühmten Bildungs- und Aufklärungsanstalten gesagt wird, dass sie meistens nur auf Vermehrung unsers Wissens, und wenig, oder gar nicht auf eigentliche Veredlung des Herzens gerichtet sind; dass sie grösstentheils nur den Verstand mit Kenntnissen zu bereichern, aber wenig oder gar nicht die Moralität zu befördern und den Menschen zu bessern suchen; dass man immer nur bemüht ist, das Alte mit Ungestüm niederzureissen, weil es alt ist, ohne etwas besseres an dessen Stelle zu setzen. Mit diesen Aeusserungen werden viele Reformatoren nicht zufrieden seyn; sie werden den Vf. ohne Zweifel unter die Obscuranten zählen. Allein dessen ungeachtet kann dieser Schrift eine edle Tendenz und ihrem Vf. ein redlicher, warmer Eifer für Wahrheit und Moralität nicht abgesprochen werden.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 17. October 1806.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

St. Petersburg u. Leipzig, b. Hartknoch: *Rußland unter Alexander dem Ersten.* Eine histor. Zeitschrift, herausgeg. von *Heinrich Storch.* u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 248. abgebrochenen Recension.*)

Die *Gewerbspolitik* hat zum Theil durch die Erleichterungsmittel, wohin die Abhandlung *über die in den Provinzen Livland und Esthland errichteten Kreditkassen* (V, 15.) gehört, grösstentheils aber durch die Sorge für einzelne Klassen des Gewerbs mehr Feld gewonnen, und selbst in scientifischer Hinsicht darf hier Manches als Belehrung dienen. Die *ökonomische Politik* stellt solche gesunde Grundsätze auf, dass davon reicher Segen zu erwarten ist. Nicht bloss die Aufmunterungen, die dem Ackerbau unter der jetzigen Regierung geworden sind (V, S. 191. 193. 195. 198. VIII, S. 173. und IX, S. 285.), sondern auch die Masregeln, die sie ergriff, haben ihn mächtig befördert, so dass nomadische Völker, z. B. Nogajer, Chorinzen, Buräten u. a. ihn zu treiben anfangen. Unter dem Titel: *Fortschritte der landwirthschaftlichen Industrie* (III. N. 17. und XV. N. 18.) kann man fast alles übersehen, was diesen Zweig der fortgeschrittenen und fortschreitenden Gewerbspolitik betrifft. Aber eine neue Epoche in der Verwaltungsart gründen die *Berichte des Ministers des Innern*, des edeln Grafen Kotschubei, dessen Departement, vermöge der *Organisationsacten* (III, 19. IV, 1. VII. 2.), mehrere Behörden (Expeditionen genannt) begreift, wovon die erste die Staatsökonomie mit den drey Kammern des Ackerbaues und der Ansiedelungen, der Kammer der Manufacturen, und der Kammer des Salzwesens, die zweyte die Staatspolizey, die dritte die Staatsmedicinalpflege ausmacht. An Umfang, vielleicht auch an ungeheuchelter Darstellung, Ordnung und Präcision, lassen diese Berichte *Neckers compte rendu* hinter sich, und während sie über die Staatskunde Russlands ein ungemein helles Licht mit seltner Publicität verbreiten: so enthalten sie Grundsätze, denen wir meistens bey allen Kabinetten Eingang wünschen. Mehrere Zweige dieses Departements sind zum Theil früher von Hn. *Storch* erörtert, z. B. zu der Kammer des Ackerbaues und der Ansiedelungen gehören die gründlichen und erschöpfenden Abhandlungen theils *über den Seidenbau* (II, 10. vorzüglich in den südlichen Provinzen, die zugleich die Geschichte des Seidenbaues vom J. 1720 bis 1803. enthält, und die Zahl der jetzt vorhandenen Bäume auf 2,766,993 angiebt), theils über die *wiederhergestellte Freyheit und Anordnung der Fischereyen am kaspischen Meere* (X, 2.), welche die verschiedenen Zweige der kaspischen Fischerey einzeln durchgeht; zu der Kammer des Manufacturwesens rechnen wir den unvollendeten Aufsatz über *Manufactur- und Fabriken-Industrie* (XIV, 13.). Die Kammer des Salzwesens, einer der verwickeltsten Gegenstände, wird zwar nach dem Bericht des Ministers deutlich begriffen; allein die *Anzeige aller Salzwerke des Reichs* (VI, 23.) und der *Salzwerke zu Staraja Russa* (XII, 16.) ergänzt doch einen Theil — den statistisch historischen. Der Oberberghauptmann und Ritter v. *Hermann* hat die (in *Crells* chemischen Annalen 1803. St. 10. und *Storchs* Russland VII, S. 161. zuerst mitgetheilte) Nachricht von den 1803. entdeckten Goldgruben in der Gegend von Katharinenburg durch eine Darstellung des *gegenwärtigen Zustandes aller Goldbergwerke im uralischen Erzgebirge* (XVIII, 12.) erweitert, und nicht nur die zuerst entdeckten Gruben Krylatowskoi und Babinskoi, sondern auch andere Goldanbrüche nach ihrem Ertrag beschrieben. Das Bergcollegium, mit allen ihm untergeordneten Stellen, gehört, so wie das Forstdepartement, zur Function des *Finanzministers* (I, 1. S. 37.), und wahrscheinlich sind die *vollständige Geschichte und Darstellung des Zustandes der Forstverwaltung* vom Hofr. *Herrmann* (XI. XIII, 3. XIV, 2.) und die *Organisationsacten* dieses Departements (VI, 21.) aus dem Berichte des Ministers (Grafen Wassiljew) entlehnt. Die Uebersicht und die Gründlichkeit dieser Abhandlungen entsprechen dem Ganzen. — Da das *Commerzwesen* ebenfalls unter einem besondern Minister (Grafen Rumjänzow) I, 1. S. 39. steht: so ward auch dieses durch einen vollständigen Bericht über den Zustand desselben im J. 1802., woraus der Aufsatz: *der Handel des russischen Reichs nach allen seinen Beziehungen im J. 1802. und 1803.* (XII, 14 und XXI, 10.) gezogen ist, in 21 Tabellen so überschaulich, actenmässig und zusammenhängend dargestellt, dass er fast nichts zu wünschen übrig lässt. Auch sind die *neuen* unter der jetzigen Regierung beendigten, nicht beendigten und angefangenen *Kanäle*, die den Handel und die Industrie durch Vergrösserung des Markts beleben sollen, nirgends so befriedigend, als hier (I, 2. XIV, 15.) beschrieben. Das *neue Börsengebäude in St. Petersburg*, 37 Faden breit, 39 Faden lang, an Flächeninhalt eine nicht unbeträchtliche Stadt übertreffend, war es werth, nach seiner Lage und seinen Umgebungen geschildert, und in einem so schönen Kupfer, wozu der Ingenieurlieutenant Nejelow die Zeichnung lieferte, dargestellt zu werden (XVIII, 15.); ungern vermisst hingegen Rec. eine ausführliche Beschreibung des für

für Kauffarteyschiffe zu Arabat am asowischen Meere anzulegenden *Hafens*, von dem bloss (XX, 8.) in einer fast verlornen Nachricht gesagt wird, dass er 1807. mit 62691 Rubel beendigt seyn soll. — Der *Kriegspolitik*, in zwey ministerielle Departements (der Land- und Seemacht) getheilt, gehören, ausser einzelnen Verfügungen, die Armee und Rekrutirung betreffend (IV, 5. XV, 23.), zwey vollendete Aufsätze an: — einer *über die Entstehung, die Fortschritte und den jetzigen Bestand der russischen Armee* (VII, 3.); der andere *über die Geschichte und statistische Beschreibung der russischen Seemacht* vom Hofr. und Prof. *Hermann* (XVII, 2. XIX, 1. XX, 4.). Beide gehen in die Geschichte der Entstehung zurück, verfolgen die Zeit ihrer allmähligen Bildung, und geben einen treuen Abriss ihres gegenwärtigen Zustandes. Nach dem ersten betrug am Schlusse des J. 1803. die ganze Masse der regulären Truppen 395,287 Mann, worunter 3316 Garde Cavallerie, 9305 Garde Infanterie, 49,738 Feld-Cav., 219,125 Feld-Infant., 70,884 Garnison, 42,919 Artillerie waren; die Zahl der Invaliden 12770 M., die Zahl der irregulären Truppen 98211, und ein griechisches Feldbataillon 461 M.; das Ganze also 493,959 M. mit Ausschluss von 13084 Stabs- und Oberofficieren, 1187 Auditeurs, Priester, Chirurgen, Bereiter. — Nach dem zweyten Aufsatze, der in das kleinste Detail der Beziehungen der Seemacht eingeht, war der Bestand aller guten, brauchbaren und neuen Schiffe 32 Linienschiffe, 18 Fregatten, 59 Fahrzeuge, 226 Ruders, zusammen mit 5598 Kanonen. — Die häufigen Selbstverstümmelungen beweisen, was nicht unerwartet ist, grosse Abneigung gegen den Militärstand; die Masregeln dagegen sind hart, aber nicht grausam, da Leibesstrafen nicht dabey vorkommen; sie machen meistens die Familien verantwortlich. Die Verstümmelungen trifft man besonders in den Gouvernements Simbirsk, Kasan, Orenburg, Wjätka und Nishegorod an; es giebt Dörfer, die nicht einen einzigen Rekrutenfähigen Mann stellen können. — In Ansehung der *auswärtigen Politik* ist die Zeitschrift (vielleicht mit Grund) arm; aber der Redacteur konnte es von seinem Patriotismus nicht erhalten, den *diplomatischen Schriftwechsel* zwischen Russland und Frankreich vom 16. May bis 16. Aug. 1804. (XIII, 1.) auszuschliessen, und man verdankt ihm deswegen theils eine treuere Kopie, als die Zeitungen lieferten, theils eine kraftvolle vaterländischen Sinn athmende Einleitung. Vielleicht entstand auch aus dieser Stimmung der *Beytrag zur Charakteristik der französischen, russischen und östreichischen Heere* (XVIII, 13.), der manche Beobachtungen recht wahr, manche aber zu einseitig darstellt.

Weit geringer an Umfang, Gehalt und Werth ist der *geographische* Theil dieser Zeitschrift. Die *reorganisirte Gouvernementsverfassung* (VII, 5.) ist unter allen Aufsätzen der wichtigste: denn der Vf. zeigt genau die Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten dieser von der unter der Kaiserin Katharina eingeführten Gouvernementsverfassung, und sucht auf diese Art die Angaben der meisten neueren Geographen, die beide für gleich halten, und die schiefen Urtheile der öffentlichen Meinung zu berichtigen. Wenige Gouvernements haben mit ihren Namen auch ihre ehemalige Eintheilung wieder erhalten; einigen sind mehr Städte und mehr Kreise zugetheilt worden; die meisten haben etwas verloren. Der russische Atlas, der am Schlusse der Regierung der Kaiserin Katharina herauskam, ist nicht mehr brauchbar; auch die *Gouvernementsverfassung* hat meistens manche Veränderungen erlitten. Die *Nachrichten über Finnland* (XIII, 6.) von Hn. *Adelung* (zu St. Petersburg) sind eben nicht sehr bedeutend. Das *alte und neue Riga* von Dr. *Dyrsen* (V, 14.) ist eine historische Parallele und Expectoration, um die unlautern Absichten jener Bürger zu widerlegen, die die Stadtordnung wieder eingeführt zu haben wünschen. Der Aufsatz über die *Verschönerung von St. Petersburg* (IX, 15.) ist bey aller Weitläuftigkeit ein blosses Bruchstück. Die *Beschreibung des Gesundbrunnens zu Lipezk* (X, 4.) zeichnet sich durch Freymüthigkeit aus, und ihr Vf., der wackere Arzt *Albini* in Moskau, könnte durch ein solches Beyspiel manchen gewinnsüchtigen Brunnenarzt von seiner (Seelen-) Krankheit heilen! Die *erste Reise der Russen um die Welt* (I, 3.) ist die unter Alexanders Regierung auf Kosten und zum Vortheil der russisch-amerikanischen Compagnie veranstaltete, in ihrem, hier ausführlich dargestellten Zwecke, so merkwürdige Reise; wovon die *Actenstücke in Hinsicht der Geschichte der russisch-amerikanischen Compagnie* vom Jahre ihrer Entstehung bis auf die gegenwärtige Zeit (II, 7. III, 12.) weniger, als die *Nachrichten von der Expedition* (XI, 9. XIII, 10. XVIII, 16.) bekannt sind. Die Nachrichten über die *erste russische Gesandtschaft nach Japan* in den Jahren 1792. und 1793. (VI, 26.) geht bis auf die vom Capitain Spangenberg 1738. zur Berichtigung der geographischen Kenntniss unternommene Reise, die für den Handel keine Folgen hatte, zurück, und theilt zuletzt einen Auszug aus dem schätzbaren Journal des Lieutenants *Adam Laxmann* mit.

Der *eigentlichen Geschichte* scheint der Redacteur wegen der Reichhaltigkeit der Actenstücke, die ohnehin in das Depot der Geschichte gehören, wenig Raum vergönnen zu wollen. Ihre Ausbeute ist daher, abgerechnet, was dahin aus den übrigen Artikeln gezogen werden kann, unbedeutend. Die Abhandlung *über die Existenz des Ordens des heil. Johannes von Jerusalem in Russland* (XVII, 4.) hat bloss ein temporäres Interesse; aber die zwey biographischen Notizen: *Suwarow — Züge zur Charakteristik dieses Helden* (XIX, 3.) und *Joh. Chr. Schwarz*, vormaliger Bürgermeister in Riga (XVII, 5.), wovon jene wirklich noch unbekannte und interessante Seiten, diese den Charakter eines edeln, um sein Amt hoch verdienten, Mannes darstellen, werden jedem willkommen seyn. Die *Krönungsgeschichte Alexanders* (I, 4.), die *Züge zu seiner Charakteristik* (XII, 17.), wenn gleich bekannt, liest man gern noch einmal, und der *kaiserliche Hofstaat nach den confirmirten Etats* vom 18. Dec. 1801. (XIII, 4.) ist zum Theil ein Beleg zu dieser Skizze. Die *Sciagraphie der ganzen Staatsverwaltung* des

des Reichs (XVIII, 9.), ein Auszug aus dem russischen Staatskalender und der systematischen Uebersicht gehört mehr der Staatswissenschaft, als Geschichte an.

In der *Sittengeschichte* ist das Resultat erfreulich: eine zahllose, schon oben bemerkte, Menge edler groser Handlungen und zum Theil unverdorbene Einfalt, Nüchternheit und Reinheit der Sitten, vorzüglich des Landmannes, die am lieblichsten aus der hier weitläufig beschriebenen und durch Kupfer erläuterten *Bauart der Hütten* (XV, 21.) anspricht.

Die *Miscellen* sind wegen ihrer Kürze und grossen Zahl keines Auszugs fähig.

Die Kupfer sind: 1) eine sehr saubere Karte *vom südlichen Theile des russischen Amerika's*, gestochen von *Bach* zu Dresden (III. Liefer.). 2) *Ansicht der neu zu erbauenden Hauptkirche zur kasanischen Mutter Gottes in S. Petersburg*, von demselben (VIII.), gehört eigentlich zur neunten Lieferung. 3) Die *Krönungsmedaille*, von *Lebrecht* gezeichnet, von *Böhm* gestochen (XII. Lief.). 4) Drey Platten, *sechs verschiedene Hütten des Landmanns* vorstellend (XV. Lief.). 5) Das *neue Börsengebäude in S. Petersburg*, jene und diese von *Schumann* in Dresden (XVIII. Lief.). — Ausser diesen Kupfern sind sehr viele Tabellen zur Erleichterung der Uebersichten beygefügt.

SCHNEEBERG, in d. neuen Verlagsh.: *Gemeinnütziger erzgebirgischer Anzeiger zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung für alle Stände.* — *Erster* Jahrgang. 1803. 812 S. *Zweyter* Jahrg. 1804. 426 S. 4. (Beide Jahrg. 2 Rthlr. 4 gr.)

Unter einem *erzgebirgischen Anzeiger* dachte sich Rec. ein, ausschliessend auf das *Erzgebirge berechnetes*, *Blatt*, welches *von* dem Erzgebirge historische, topographische, statistische, merkantilische, metallurgische u. dgl. Nachrichten mittheilen, *für dasselbe* aber aus andern Schriften Aufsätze und Angaben entlehnen würde, die ganz besonders zur Aufklärung des Erzgebirgs beytragen, zu ökonomischen und andern Versuchen dort reizen, nützliche Vergleichungen mit ähnlichen Landstrichen (wie mit dem Harze, dem Riesengebirge u. s. w.) veranlassen könnten — um so mehr, da es in einer so merkwürdigen Provinz, wie das Erzgebirge, nicht an Stoff zu nützlichen Aufsätzen über dasselbe fehlen kann. Stimmt man indess jene Forderung etwas herab, beschränkt man sie nur, wie der Titel sagt, auf angenehme und nützliche Unterhaltung (gleichviel woher? und für wen? sie genommen sey): so lässt sich diesem erzgeb. Anzeiger wenigstens nicht mehr Böses als Gutes nachsagen. Aufsätze, wie über die Holzersparniss beym Kohlenbrennen, über die Aernten verschiedner Länder, über das Gevatter-Unwesen im Erzgebirge, über das Sinken der Baumwollenfabriken im Voigtlande (welches nicht sowohl fremder Concurrenz, als schlechter Waare und dem Luxus der Fabricanten zugeschrieben wird), über die (man kann sagen: *tolle*) Behandlung neugeborner Kinder im Erzgebirge, über den Gesundbrunnen zu Niederzwönitz, über Erziehung u. s. w. verdienen allen Dank. Die aus bekannten Büchern über bekannte Materien entlehnten Aufsätze mögen für ein gewisses Publicum, das der Redacteur besser kennen muss, als Rec., nicht ohne Nutzen seyn. Auch mag aus derselben Rücksicht ersterer wohl so manche Kleinigkeiten in Prosa und Versen aufgenommen haben. Denn der Redacteur eines solchen Blattes soll immer Allen Alles seyn. Aber meist ohne Nutzen und das gewöhnliche Grab solcher Zeitschriften sind die ewigen Zänkereyen und Neckereyen zwischen Privatpersonen, an welchen es auch hier, besonders im *zweyten* Jahrgange, nicht fehlt. Unausstehlich wird dergleichen Leserey jedem, der nicht gerade *für* oder *wider* eine Partey Theil nimmt, und sie doch mit bezahlen muss.

Zu diesen allgemeinen Bemerkungen fügen wir noch einige besondere: Ob es wohl gut gethan ist, Sagen von Gespenstern, wie hier z. B. vom Fräulein am Greifenstein u. s. w. mitunter vorkommen, öffentlich aufzustellen, lässt sich bezweifeln; — in Gegenden, wie das Erzgebirge, wo der Aberglaube unter den gemeinen (besonders Berg-) Leuten noch sehr zu Hause ist — dürften sie wohl die Gespensterfurcht unterhalten. Jahrg. I. S. 97. ist von *Kartoffeln* die Rede. Sollten sich denn zur Geschichte dieser *Brotfrucht* des Erzgebirges, wie *Engelhardt* (Erdbeschr. Kursachsens 3te Aufl. I, 143.) mit Recht sie nennt, nicht schätzbare Nachrichten im Erzgebirge finden? *Engelhardt* l. c. S. 143. 144. liefert Angaben davon, die der erzgeb. Anzeiger wohl leicht erweitern konnte. S. 218. wird die berüchtigte Geh. R. *Ursinus* in Berlin für die *Tochter* des *bekannten Sächs. Kanzellisten* ausgegeben, der Friedrich II. das, wider ihn geschlossene, Bündniss seiner Feinde verrieth. Allein dieser hiess nicht *Ursinus*, sondern *Menzel*, war nicht *Kanzellist*, sondern *Geh. Sekretär* (s. *Engelhardt* l. c. III, 216.). Den Aufsatz im *zweyten* Jahrg.: *Vorstellungen und Gedanken eines Erfrierenden*, von M. *Rosenfeld* in Zschorlau, der sich auf den unglücklichen Pastor *Schulze* aus Jöchstadt zu beziehen scheint, würden wir schon der Witwe wegen weggelassen haben. Die den Prinzenraub betreffende Frage S. 294. findet man beantwortet in *Schreiter's kritischer Geschichte des Prinzenraubs*. Annaberg, b. Freyer. 1802. — Die Sprache in diesem Anzeiger ist nicht immer richtig. I, 51. heisst es: *ihnen lehren*. — S. 64. *wilderisch* statt *wild romantisch*. — S. 201. Mittel *für* (statt *wider*) Läuse u. s. w.

NEUERE SPRACHKUNDE.

PARIS, b. Vf. u. b. Pelletier: *Abrégé raisonné de la Grammaire française*, où les Principes sont réduits à des Règles simples, courtes, sûres, invariables, et sur-tout dégagées de l'embarras des Exceptions. Par *J. B. Castille*, Professeur et Auteur de la Grammaire française simplifiée. An XI. 1803. IV u. 168 S. kl. 8. (Prix: cartonné, 1 franc. 25 centimes; 9 gr.)

Dieser sehr gut gerathene Auszug aus der *Grammaire française simplifiée* des Vfs. hat den doppelten Zweck,

Zweck, *erstlich*, eine hinlängliche Kenntnifs der französischen Sprache für den Hausbedarf mitzutheilen, und *zweytens* denjenigen, welchen eine so enge Gränze der Einficht in diese nicht genügen sollte, zum nützlichen Gebrauche anderer ähnlicher Schriften behülflich zu seyn, welche sich weitläuftiger über die Grammatik des französischen Sprachwissens verbreiten. Die Erreichung dieses doppelten Zwecks kann nicht fehlen, da der Vf. eben so kurz, wahr und deutlich, als schön schreibt, und die Regeln durch eine anziehende Einfachheit und Gemeinverständlichkeit sich auszeichnen, überhaupt nicht leicht eine Schrift ihrem Titel so genau und pünktlich in Form und Inhalt entsprechen kann, als eben diese. Neues enthält sie für uns Deutsche eben nicht, und was die wenigen Eigenthümlichkeiten betrifft, die sie darbietet, so will Rec. sogleich seine Leser damit bekannt machen: S. 22. wird *(le) fou* unter diejenigen Nennwörter gezählt, welche im Plural ein *x* bekommen. — In Hinsicht auf die so streitige Orthographie des Plurals der Nennwörter auf *nt* giebt der Vf. die, wie uns dünkt, annehmbare Regel, dafs das *t* beybehalten werden soll, sobald ein solches Nennwort ein abgeleitetes hat, also z. B. *(des) enfants*, wegen *enfantin*; dagegen z. B. *(des) commandemens*, *appartemens* u. dgl., weil diese keine Derivata haben. Uebrigens bedient sich Hr. *C.* der *Voltair*schen Orthographie *(avais, aurait)*; doch schreibt er inconsequent *j'aye* und *ils aient*. — In den Conjugations-Tabellen ist immer das *Parfait surcomposé*, z. B. *j'ai eu reçu*, mit aufgeführt.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Hamburg*, b. Schniebes: *Zwey Schulreden*, womit zu dem Maturitätsexamen, zu den Abschiedsreden, und zu den Prüfungen am 10. 15. und 22. 23. April ehrerbietig einladen der Director des Johanneums und dessen Collegen. 1806. 24 S. 4. — Die *erste* Rede wurde vom Hn. Director *J. Gurlitt* am 8. Oct. 1805. zur Einführung des Hn. Prof. *Hipp*, und die *zweyte* vom Hn. Prof. *Hipp* (S. 14. bis zu Ende) an demselben Tage als Antrittsrede gehalten. In Hn. *Gurlitts* Rede findet man dieselben Vorzüge wieder, welche man schon an den Geistesarbeiten dieses eben so vortrefflichen Gelehrten als Schulmannes und Aufsehers einer seit seiner Direction so sehr aufblühenden Anstalt kennt. Der Gedanke, dafs die wirksamste Lebenskraft einer Lehr- und Erziehungsanstalt in den Lehrern und Verwaltern derselben liege, *vorausgesetzt*, dafs die *Staatsbehörde* und das Publicum, wie in Hamburg wirklich so ruhmvoll geschieht, das Ihrige *auch* thun, führt den Vf. zur Beantwortung der Frage: *Welcher Geist muss den Schulmann beym Antritt seines Amtes beleben, und bey Führung desselben nie verlassen, wenn er seinen Pflichten ausnehmend genügen will?* Es ist 1) der Geist der Zufriedenheit mit seinem Stande, dessen Wichtigkeit nur recht gekannt zu werden braucht, um mit ihm zufrieden zu seyn. 2) Dazu gehört der Geist der Selbstvervollkommnung und der Vervollkommnung der Nachwelt, der jungen Menschheit. Den Schulmann und Erzieher mufs Enthusiasmus und Feuergeist für Menschenbildung beleben. Dann wird er sich als Mensch, als Gelehrter, als Schulmann eifrigst ausbilden, und der ihm anvertrauten Jugend auf alle Art nützlich zu werden suchen, sie gründlich unterrichten, und über die rechte Entwicklung und Anwendung ihrer Kräfte, besonders im Privatfleifse, wachen. Dann wird ihm Achtung und Ansehn bey der Jugend nicht fehlen: denn aufser der Gelehrsamkeit dienen dazu zwey Hauptmittel, redlicher Eifer im Unterrichten, und ein edles wohlwollendes Herz, dessen Güte vom Verstande geleitet und von der Schwäche entfernt ist. Dieser Geist wird ihn vor allem Schlendrian aufs sicherste bewahren. 3) Der Geist der Ruhe und Besonnenheit, der Geduld und Sanftmuth: welcher den Pädagogen im Unterrichte der Jugend sowohl als in der sittlichen Behandlung derselben leitet. 4) Der Geist der Eintracht und des Friedens mit seinen Obern, mit seinen Collegen, und selbst mit der ihm anvertrauten Jugend: wodurch er bewogen wird, sich manches gefallen zu lassen, was dem Egoismus und der Eigenliebe schwer zu ertragen ankommt, unschädlichen Vorurtheilen und Gewohnheiten behutsam zu begegnen, im zweifelhaften Falle das Alte bestehen zu lassen, gefällig und nachgiebig zu seyn in allen gleichgültigen Dingen, und nur da unerschüttert fest zu stehn, wo Grundsätze des Rechts, des Wahren und Guten, wo das Wohl der Anstalt und der Jugend, die in derselben gebildet werden soll, es erheischen u. s. w. Natürlich ist dann der Uebergang auf den einzuführenden Lehrer, Hn. Prof. *Karl Friedr. Hipp*, aus dem Würtembergischen, zu dessen Empfehlung unter andern sehr richtig gesagt wird: Ja er, ein Zögling der echten alten Schuldisciplin, ein Zögling der wirtembergischen Schulanstalten, kann uns noch in so manchem andern Fache der Schuldisciplinen Hülfe leisten, und wird sie uns leisten. Da dieser Gelehrte, welcher bisher in Hamburg einer Privatlehranstalt rühmlich vorgestanden hatte, zum Professor des mathematischen Faches, an des sel. Prof. *Brodhagens* Stelle am Johanneum angesetzt werden sollte, so war die Beantwortung der Frage: *Was ein Lehrer der Mathematik zu thun habe, um den Vortrag derselben nützlich und angenehm zu machen,* sehr zweckmäfsig. Der Vortrag soll gründlich seyn, und die Methode streng beobachtet werden: aber er ist mit Schwierigkeiten verbunden, welche jedem historischen, physicalischen und ähnlichen Vortrage fremd sind, da Mannichfaltigkeit, Neuheit und Unterhaltung den Schüler hier immer anziehen. Der mathem. Vortrag fordert Bestimmtheit und Kürze, klar erläuternde Beyspiele, schnelle Ueberschauung der gegebnen und gesuchten Wahrheiten, Gewandtheit und Fertigkeit der Construction und einfachsten Beweisart vom Lehrer. Eine andre Schwierigkeit liegt in der Natur der Wissenschaft und in der engsten Verknüpfung ihrer Lehren. Dafs sich der Lehrer herablasse und im Anfange sich auf einen sinnlichen, der Fassungskraft angemessenen Vortrag einschränke, und so allmählig den Verstand, nach *Plato's* Wunsche, in die höhere Sphäre abstracter Kenntnisse erhebe, leidet eben so wenig Tadel, als die Forderung, dafs der Schüler der Mathematik wenigstens die Anfangsgründe der gemeinen Arithmetik inne haben müsse. Dann mufs sich der Lehrer jedesmal recht *vorbereiten*, und oft *wiederholen* u. s. w. Zu der Erwerbung eines so einsichtsvoll über sein Fach sowohl als über die ganze Jugendbildung urtheilenden Lehrers mufs man dem Johanneum mit Recht Glück wünschen, und man wird zu der gegründeten Hoffnung berechtigt, dafs die Mathematik durch ihn unter der Hamburgischen Jugend viele Verehrer finden werde.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 18. October 1806.

GOTTESGELAHRTHEIT.

1) München, b. Lentner: *Theophils Briefe für Christenlehrer.* Neu bearbeitet. Von einem aus ihrem Mittel. 1805. 128 S. kl. 8. (10 gr.)

2) *Ebendaselbst*, b. demselben: *J. M. Sailers Grundlehren der Religion.* Ein Leitfaden zu seinen Religionsvorlesungen an die akademischen Jünglinge aus allen Facultäten. 1805. XVI u. 504 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Hr. *Johann Michael Sailer* ist ohne allen Zweifel auch Vf. von Nr. 1., ob er sich gleich nicht genannt hat. Diese Schrift erschien zuerst in einem *Magazine für katholische Religionslehrer*, das Rec. nicht kennt, und ward für einen besondern Druck neu bearbeitet. Sie verräth eine gute Bekanntschaft mit dem Geiste des Zeitalters, ist gedanken- und geistreich, und wird durch ihren moralisch guten Ton und durch die ungeheuchelte Ehrfurcht des Vfs. für Religion und Christenthum, so wie durch die in ihm sehr ausgebildete Gabe, seinen Belehrungen einen hohen Grad von Helligkeit zu geben, und sich in das Ansehen eines reifen, nüchternen, bedachtsamen und vielseitigen Beurtheilers zu setzen, ein grosses Publikum auch in der protestantischen Kirche finden. Sie hat auch ein Verdienst, das Rec. ihr mit Vergnügen zugesteht; sie arbeitet dem blinden, trägen Nachbeten des gerade beliebten philosophischen Systems, und dem allzuraschen und verkehrten Uebertragen ungeprüft angenommener neuer Philosopheme in den Volksunterricht mit vieler Weisheit entgegen; und wenn sie nur manche jüngere Religionslehrer etwas bescheidener und weniger voreilig macht; wenn sie ihnen nur in Ansehung der von Zeit zu Zeit in einer neuen Gestalt erscheinenden, und einige Jahre Aufsehen erregenden, philosophischen Lehrgebäude ein verständiges ἐπέχειν etwas tiefer einprägt: so hat Hr. *S.* diese Briefe nicht umsonst geschrieben. Einiges missfällt indessen dem Rec. doch an dieser gehaltvollen Schrift. Der Vf. spricht zuvörderst von ihr in einem viel zu hohen, viel zu imposanten Tone; wenn Gott selbst vom Himmel herab sie ihm geoffenbaret hätte, er könnte kaum grössere Erwartungen von ihr in der Vorrede erregen. „*Der Geist*, sagt er, *der diese Briefe belebet*, wird sie ohne andre Waffe, *als die der Wahrheit*, zu vertheidigen wissen, wenn sie einer Vertheidigung bedürfen. . . . Das Reich des Irrthums ist *zeitlich*, das Reich des Wahren ist *ewig*, und nur das *Ewige* ist ewig. . . . . . Die freundlichen und die unfreundlichen Gesichter, die man dem Vf. machen wird, *vergehen*, und die sich davon regieren lassen, *vergehen auch*. Aber die Wahrheit bleibt ewig, *und wer ihr allein vertraut, auch*." (Als *ens phaenomenon* wird indessen auch Hr. *S.* ohne allen Zweifel vergehen.) Man begreift wohl, dass der Vf. die Stärke seiner Ueberzeugungen, so wie er sie fühlte, ausdrücken wollte; aber *zu* grosse Ansprüche verräth diese Sprache des Vfs. immer. Hr. *S.* gefällt sich sodann etwas zu sehr in einem gesuchten Witze, den er von dem sel. *Pfenninger* geerbt zu haben scheint, mit dem er bis zu dessen Tode in genauen freundschaftlichen Verhältnissen stand, und dessen Geistesverwandter er auch in mehrern Rücksichten ist. „An dem *Versorgungsfieber* laboriren" (S. 41.) ist z. B. eine sehr verunglückte Redensart, die so viel sagen soll als: wünschen, versorgt zu werden, was Hr. *S.* keine Ursache hat, lächerlich zu machen, da er diesen natürlichen Wunsch, als er noch keine Versorgung hatte, auch gehegt haben wird. Durch welchen falschen Witz ist S. 59. die Unsterblichkeit der Seele mit *Ragouts*, *Kalbsbraten* und *Madera-Wein* in Verbindung gebracht; und S. 65. die Formel: „Zum sittlichen Betragen *sich selbst das Maß geben*," mit dem *Maßnehmen des Schuhmachers und Schreiners!* Indem ferner der Vf. dem Missbrauche der neuern z. B. der *Kantischen* Philosophie, steuern will, redet er nicht selten so, dass es das Ansehen hat, als wollte er ihr in gar nichts Recht geben und auch das Evidenteste bestreiten. Rec. frägt z. B. Hn. *S.* auf sein Gewissen, ob es nur eine „*unnüchterne Leichtgläubigkeit*" sey (S. 52.), die folgende Aehnlichkeiten zwischen der Moral der kritischen Schule und der Lehre des Evangeliums entdecken könne: „Die kritische Moral schliesst *allen Eigennutz* aus; das Evangelium auch. Sie postulirt Gott als den *Vollstrecker des Sittengesetzes;* das Evangelium verkündigt eine Vergeltung *nach eines jeden Werken.* Sie lehrt das Gute um seiner selbst willen *achten;* das Evangelium das Gute um seiner selbst willen *lieben.* Sie unterscheidet die *Legalität* des Handelns von der *Moralität* des Wollens; das Evangelium sondert das *Herz*, aus welchem Gutes und Böses kömmt, von den *Früchten* desselben. Sie flösst dem Menschen Achtung für die *Menschenwürde* ein; das Evangelium wendet sich an das sittliche *Gefühl des Menschen*, beruft sich auf des Menschen *innere Würde*." Da endlich der Vf. S. 126. selbst zugiebt, dass das *Philosophiren* dem christlichen Lehrer zur Privatergetzlichkeit wohl nachgesehen werden könne, wenn er nur als *Christenlehrer* auf *Buße und Glauben* dringe: so scheint es dem Rec., dass Hr. *S.* sich darauf hätte einschränken können, den angehenden Christenleh-

rern

rern zu zeigen, dass sie, *das Christenthum zu lehren*, berufen seyen, dieses aber ganz *praktischer* Art sey, mithin auch *praktisch* vorgetragen werden müsse, dass auch die Masse des Volks für *philosophische Theorien* wenig Sinn habe, und dagegen gleichgültig sey u. s. f. Aber der *Philosophie selbst* durfte ein so verständiger Mann, der so oft selbst zu philosophiren versucht, nicht einen übeln Namen machen, als verhielte sie sich zum Christenthum wie *Finsterniß* zum *Lichte*. Das *praktische Christenthum* kann alle *philosophischen Theorien* ruhig neben sich dulden; es hat ein Reich für sich, das durch *Kant*, *Fichte*, *Schelling* nicht beeinträchtigt werden kann; seiner *Selbstständigkeit* sich bewusst, kann es ohne Gefahr gegen *Kant* und gegen alle seine Nachfolger ganz gerecht seyn, und darf sie nicht, als bedrohten sie seine Existenz, *bekriegen*, oder was noch schlimmer ist, sie durch vielbedeutende und mehr vermuthen lassende als bestimmt anzeigende Winke verdächtig machen. Der Vf. weiss übrigens die geheimere Tendenz seiner Briefe gut zu verstecken, und es müssen schon sehr geübte Leser seyn, die den Geist derselben ganz fassen, und sehr fein muss ihr Gehör seyn, wenn sie jeden Tritt des *Leisetretenden* vernehmen wollen. Er gedenkt z. B., um desto mehr Zutrauen zu sich einzuflössen, S. 97—99. der vielen Blössen, welche die orthodoxe Partey gegeben habe, und ausser einer einzigen Linie S. 63. weiss Rec. keine Stelle in der ganzen Schrift zu finden, die einen katholischen Vf. vermuthen liesse; auch zeigt es sich auf jeder Seite, wie vertraut sich Hr. *S.* mit der Literatur der Protestanten gemacht hat, unter denen er die Schriften von Hr. *Heinr. Jacobi* am meisten zu schätzen scheint. — Den Sinn einiger vermuthlich provinciellen Wörter, wie: *Feinhändler*, *Uebermann*, kann Rec. nur aus dem Zusammenhange errathen.

Vorlesungen über die Religion an akademische Jünglinge aus allen Fakultäten zu halten, ist um so zweckmässiger, je mehr die Geringschätzung der Religion durch den Geist der Zeit in dem Gemüthe studirender Jünglinge genährt wird, und *Maximilian Joseph* verdient den Dank aller Wohldenkenden, dass er Hn. D. *S.* das Geschäft auftrug, „*die zu guten Thaten belebende Religion der gründlichen Werthschätzung und treuen Ausübung der Studirenden in allen Fächern der Wissenschaft durch gemeinnützige Vorlesungen zu empfehlen.*" Unser Vf. eignete sich auch in mancher Hinsicht dazu. Er hat schon auf viele Jünglinge sehr wohlthätig gewirkt; er ist, aus seinen Schriften zu schliessen, ein guter Docent; er ist ein denkender Kopf; die bessern Werke der Protestanten in dem Fache der Religionslehre sind ihm genau bekannt; auch hat er sich eine für den Zweck seiner Vorlesungen hinlängliche Kenntniss der neuern und neusten philosophischen Systeme erworben, um die der Religiosität verderblichen Denkarten der jüngern Welt in den gebildetern Ständen mit Einsicht zu bekämpfen. Gleichwohl erlaubt sich Rec. den Zweifel, ob ein nicht ganz unbeträchtlicher Theil dieser 35 Vorlesungen für *philosophische* Köpfe befriedigend seyn könne. Wo freylich Hr. *S.* auf das *Herz* seiner Zuhörer wirkte, da hat Rec. ihn oft vortrefflich gefunden, und er möchte den ganzen hierauf sich beziehenden Theil dieser Schrift gern selbst geschrieben haben. Wie preiswürdig ist z. B., um nur einiges als Probe anzuführen, was der Vf. in einer der letzten Vorlesungen von der *Liebe zu Gott* sagt! „Wo sie, heisst es S. 418. im Gemüthe zunimmt, da nimmt das *sittliche Gefühl* an *Zartheit*, *Schärfe* und *Energie* zu; der erklärte, *einsylbige* Abscheu vor allem, was als *böse* einleuchtet, wurzelt sich immer tiefer an, und geht in einen so lebendigen Widerwillen gegen die Sünde über, dass er dem Ekel des sinnlichen Menschen gegen die von Spinnen umkrochene Speise gleichkömmt. Wo sie zunimmt, da ist der *Geistesfriede*, der alle Begriffe übersteigt; der Gottliebende ist frey von den *Rügen* der verdammenden Vergangenheit, von den *Ahnungen* der strafenden Zukunft, von den *Betäubungen* der lastenden Gegenwart. Wo sie zunimmt, da ist *Ordnung und Maaß* in allen Bewegungen des Herzens, da ist *Ruhe*, *Modestie* und *Grazie* im Aeussern; der innere *Friede* prägt tiefe *Ruhe* dem Antlitze ein, die innere *Ordnung* schafft *Modestie* im Aeussern, und die *Liebe*, die durch den Schleyer des Körpers durchscheint, verbreitet den Zauber der *Grazie* über die Geberden, Mienen und Bewegungen des Körpers." Solcher schönen, geistreichen Stellen findet sich eine Menge in dieser Schrift, die das Gefühl der Hochachtung für die sittlich religiösen Gesinnungen des Vfs. in dem Gemüthe des Rec., der schon lange davon belebt war, noch verstärkte. Allein in so fern die vorliegenden Vorlesungen zugleich den *Verstand* überzeugen sollen, möchte man sie doch in einigen Beziehungen gründlicher wünschen. Hier eine kurze Uebersicht des Ganzen. In den zwey ersten Vorlesungen bemüht sich Hr. *S.*, den Begriff von *Religion*, der heut zu Tage so sehr ungleich gebildet wird, vollständig und fruchtbar zu bestimmen. *Was die geistige Natur des Menschen mit Gott in Verbindung bringt*, das ist ihm *Religion*. Ohne zu bemerken, dass diese vorgreifende Erklärung schon zu vieles voraussetzt, was in der Folge erst noch zu erweisen war, erinnert Rec. nur, dass, obgleich der Vf. den *Lactantius*, „der gewiss Latein verstand," anführt, um zu beweisen, dass *religio* nur von *religare* (*Deo religati sumus*) abzuleiten sey, doch die Unparteylichkeit erforderte, auch der andern Ableitung des Worts von *relegere*, oder *religere* zu gedenken, wofür er freylich keinen Kirchenvater, sondern nur den Heiden *Cicero* als Gewährleister anführen konnte. In der dritten Vorlesung theilt er das Ganze in *drey* Abschnitte; er will nämlich: 1) *die Grundlehre aller Religion*, *das Daseyn Gottes*, 2) *die Grundlehre aller christlichen Religion*, *den göttlichen Ursprung der Lehre Jesu*, 3) *die Grundlehre des katholischen Christenthums*, *daß alles*, *was sich durch den unwandelbaren Charakter der Allgemeinheit* (Katholicität) *als Lehre Christi ankündige*, *als solche anzunehmen sey*, darthun. Der erste Abschnitt dürfte bey verständigen Lesern verhältnissmässig bey weitem den meisten Beyfall finden, obgleich nicht alles von gleich viel Werthe ist, und der Vf. die Gründe oft mehr

zu *zählen* als zu *wägen* scheint. Der Vorzüglichste findet sich in der sechsten Vorlesung. „Selbst das tiefste Forschen der Speculation, wird bemerkt, kann *wider* das Daseyn Gottes keinen gültigen Beweis führen; es kann aber auch *dafür* keinen solchen allaufhellenden Grund aufbringen, *der alle Fragen lösete und alle Zweifel vernichtete.* Es giebt also für die speculirende Vernunft nur *Eine* Alternative. Entweder wird sie vor den unaufhellbaren Dunkelheiten, die das höchste Wesen umhüllen, mit ihren Forschungen ehrerbietig stille stehen, oder sich in diese Gegenden immer tiefer hineinwagen müssen; in jenem Falle wird sie mit der gemeinen Vernunft einstimmen, und was nicht aufzuhellen ist, *anbeten;* in diesem wird sie zuletzt an das Wahre unglaubig werden müssen, weil sie den Aufhellungsversuch nicht wird aufgeben *wollen* und ihn doch nicht wird realisiren *können.*" Hn. *H. Jacobi's* Schriften haben dem Vf. bey der Ausarbeitung dieses Abschnittes die bedeutendsten Dienste geleistet. Weit weniger befriedigt der *zweyte* Abschnitt, bey welchem er einige Schriften des sel. *Pfenningers* benutzte, und Rec. erstaunte während des Lesens nicht wenig darüber, dass so schwache Argumente, als in diesem Abschnitte vorkommen, einem so denkenden Manne, als Hr. *S.* gewiss ist, genügen können. So lange freylich Hr. *S.* die *innere Vortrefflichkeit der Lehre und die sittliche Größe der Person Jesu* ins Licht setzt, hört man ihn mit ungemischtem Vergnügen und mit wahrer Erbauung; aber über die Wunder und Weissagungen erinnert sich Rec. kürzlich nicht etwas so Seichtes gelesen zu haben. Ohne im Geringsten auf das, was im Fache der *Kritik*, der *Hermeneutik*, der *Exegese*, der *Geschichte* gegen die in den Evangelien vorkommenden Wundererzählungen als gegen wirklich übernatürliche Begebenheiten auf die Bahn gebracht worden ist, Rücksicht zu nehmen, nimmt er nicht nur alles als *übernatürlich* oder doch als schlechterdings *übermenschlich* an, was die Evangelisten *bona fide* als wunderbar vorstellen, sondern er glaubt sogar an der *Auferstehung Lazari* ein Beyspiel *instar omnium* geben zu können, dass es schlechterdings nicht angehe, diese Begebenheit ohne Zwang anders als durch die Annahme einer *übermenschlichen* und *übernatürlichen* Caussalität zu erklären. Da Hr. *S.* hierauf ein so grosses Gewicht legt: so sieht sich Rec. dadurch aufgefodert, dem Vf. in dieser Vorlesung Schritt für Schritt zu folgen. „Der Tod Lazari war physisch gewiss." Warum? Weil er schon vier Tage im Grabe gelegen hatte? Wenn man nur wüsste, was für eine Krankheit Lazarus gehabt hatte! Dass der Scheintod bey gewissen Krankheiten so lange anhalten kann, ist eben so bekannt, als dass die Juden noch denselben Tag, an welchem sie die ihrigen gestorben glaubten, den als entseelt angenommenen Körper in die Familiengruft legten. „Aber der Verwesungsgeruch, sagt Hr. *S.*, *schlug gewaltig heraus*, als man den Stein weghub?" Nichts als Einbildung! Martha *meint* nur, weil er schon τεταρταῖος sey, dass er riechen werde. „Jesus wusste, dass Lazarus todt war." Er theilte den Jüngern einen später erhaltenen Bericht mit, so wie er lautete. „Er ging nach Bethanien, um den todten Lazarus vom Tode zu erwecken." Nun ja; der Fall war nicht der erste, dass er Scheintodte aus dem Schlummer weckte (ἐξυπνησω αυτον). Aber warum *weinte* er, beym Hingange zum nahen Grabe, wenn er, des Erfolgs zum voraus schon vollkommen gewiss, im Begriffe stand, den schon verwesenden Leichnam wieder in das Leben zurückzurufen? Mit *Thränen* schickt man sich nicht zu einem Acte der beseligendsten Erfreuung an. „Jesus forderte von Martha den Glauben, dass *er* den Lazarus auferwecken könne." Diess legt der Vf. in den Text hinein. Jesus nennt sich die Auferstehung und das Leben, in so fern, wer ihm vertraut, durchaus nicht *eigentlich sterben kann*, und was er der Martha bey andrer Gelegenheit gesagt hatte, dass der πιστευων die δοξαν του Θεου sehen werde, sagt in der Wiederholung dieser Versicherung nicht ausdrücklich: Lazarus *werde* nun lebendig aus der Gruft hervorgehen. „Jesus unternahm die Erweckung Lazarus vor vielem Volk." Er *unternahm* eigentlich *nichts*; er liess sich nur zur Gruft führen und wollte den Leichnam noch sehen. „Er bekannte öffentlich, dass er den Lazarus durch des *Vaters* Kraft erwecke." Richtig! Jesus *sah* den Lazarus schon in der geöffneten Gruft, und sah das sich regende Leben; *da* dankte er laut, dass der Vater seine stillen Wünsche schon erhört hätte. Nicht *seiner* Wunderkraft, sondern der leitenden Vorsehung des *Vaters*, der ihn noch zu rechter Zeit zu Bethanien habe ankommen lassen, schrieb er den Erfolg zu. „Er rief ihn mit einem Machtspruche in das Leben." Nein, nicht in das Leben; Lazarus *lebte schon*, vielmehr begrüsste er ihn mit der dem Lazarus wohlbekannten Stimme lautrufend in das neue Leben. Komm heraus, du Geliebter, uns wieder gegebener: wollte er sagen. „Die Todtenerweckung war notorisch." Unstreitig war die Thatsache notorisch, dass Lazarus wieder lebendig aus der Gruft hervorging. „Der hohe Rath erkannte sie an." Wer bezweifelts? — Eben so schwach ist, was Hr. *S.* vom Tode und der Auferstehung Jesu, von dem Uebernatürlichen der Bekehrung Pauli, und von den frühern Wundergeschichten der Evangelien sagt; immer begeht er, der doch selbst eine Logik geschrieben hat, den Fehler einer *petitio principii*, und setzt schon voraus, dass bey allen diesen εργοις etwas Uebernatürliches oder Uebermenschliches mit gewirkt habe, obgleich die Erzählungen der Evangelisten selbst uns Data genug mittheilen, die uns den *natürlichen*, und darum doch von göttlicher Vorsehung geleiteten Zusammenhang der Begebenheiten andeuten. In den *Vorhersagungen* Jesu kann Rec. eben so wenig das Unbegreifliche und Wundervolle finden, das der Vf. in dieselben legt. Dass der jüdische Staat *in einem Menschenalter* zu Grunde gehen würde, liess sich eben so natürlich als die Theilung von Polen oder als die französische Revolution viele Jahre vorhersehen, wenn man in das Innere der Verhältnisse etwas tiefer als der grosse Haufe beschränkter Menschen hineinblickte; dass aber

aber nichts *Uebermenschliches* dabey obwaltete, erhellt schon daraus, dass Jesus sagte: *auf Jahr und Tag lasse sich dieß Ereigniß freylich nicht vorher bestimmen;* von *zufälligen* Ereignissen also, die vorher verkündigt worden wären, als z. B. wie lange die Belagerung dauern würde, und was der menschliche Vorwitz gerne zuvor wissen möchte, war bey Jesu keine Rede. Rec. hat nicht Raum genug in diesen Blättern, um auf die Schwäche der Argumentationen des Vfs. in Ansehung jedes dahin einschlagenden Punktes aufmerksam zu machen; aber er darf ohne Prahlerey versichern, dass es ihm nicht schwer fallen würde, sein Urtheil durch eine vollständige Induction zu rechtfertigen, statt dass es hier nur durch Aushebung einzelner Beyspiele geschehen kann. Was in Ansehung der Taufe und des heiligen Mahls gesagt wird, sey mit Stillschweigen übergangen; aber unschicklich hat hier der Vf. auch der fünf andern Sacramente der *katholischen* Kirche, als wären es Einsetzungen Jesu, gedacht. Diess gehörte in die dritte Abtheilung seiner Schrift, in welcher er die Grundlehren des *katholischen* Christenthums abhandelt. In diesem letzten Abschnitte hat er, wie er S. 387. selbst bekennt, auch Ideen von *Lessing* benutzt. Die Kirche Christi, sagt er, ist in ihren ersten Gemeinen nicht durch die *Schriften des N. T.*, welche viel später geschrieben und gesammelt wurden, sondern durch die *lebendige Tradition* der Apostel gegründet; der Inbegriff dieser lebendigen Tradition, die in den apostolischen Gemeinden aufbewahrt wurde, war die *Norma fidei catholicae*; die gesammte Kirche ward also als *custos* und *magistra fidei catholicae* angesehen; und ihre *Vorsteher* traten nach dem Tode der Apostel an deren Stelle; ihr *lebendiges Wort* ersetzte das *lebendige Wort* der Gründer der Kirche Jesu; später hin legte man freylich auch *die Schriften* des N. T. aus, weil man sie als den *Krystall* ansah, in welchem sich das fliessende Wort der Apostel fixirt hätte; man glaubte aber, dass es *durch das lebendige Wort der Kirche* wieder fliessend gemacht werden müsste, um die Herzen der Völker zu tränken. „Der *Buchstabe* der Schrift, heisst es S. 383. ist ja auch *Buchstabe*, und *stummer Buchstabe;* als *Buchstabe* ist er fähig, Zweifel und Streit zu erregen; als *stumm* ist er unfähig, Zweifel und Streit zu entscheiden." An diesen Canon der Wahrheit hielten sich nun, sagt der Vf., in den ersten Jahrhunderten die Lehrer der Kirche in ihren öffentlichen *Vorträgen*, *Schriftauslegungen*, *Synoden*, *Entscheidungen der Streitfälle* und *Bestimmung der Irrlehren*. Insbesondere stand aber die Kirche zu *Rom* schon von den frühesten Zeiten an in besonderem Ansehen; und die Uebereinstimmung der einzelnen apostolischen Gemeinen mit der apostolischen Kirche zu *Rom*, in der sich die Tradition der apostolischen Kirche in vorzüglicher Achtung erhalten hatte, galt schon dem *Irenäus* und *Cyprian* als ein Charakter der *Katholicität*. Alle Schriftstellen nun, wird hieraus gefolgert, die nicht offenbar evident sind, müssen ihr Licht von der *apostolischen Tradition* nehmen; und jede *Confession*, die ihr Glaubensprincip davon *unabhängig* macht, trägt den *Keim der Verwesung* in sich, und besteht, wenn sie auch *eine Weile* fortdauert, nicht durch ihr inneres Princip, sondern wird nur durch äussere Gründe zusammengehalten, wie sich durch zwey Begebenheiten der Weltgeschichte (wovon die bald ihr viertes Jahrhundert antretende *Reformation* ohne Zweifel die eine ist), darthun lässt. Die Protestanten mögen diess wohl beherzigen; auf der andern Seite aber auch erwägen, dass unser Vf. die im J. 1775. erschienene *demonstratio catholica* D. *Benedict Stattlers*, ungeachtet das Oberhaupt der katholischen Kirche zu Rom, *Pius* VI. am 11. Julius 1780. diese Schrift *als ketzerisch verdammt* und in das *Verzeichniß der verbotenen Bücher* gesetzt, auch diess *Verdammungsurtheil* am 11. Januar 1796. bestätigt hat, doch unter die *Schriften der bessern katholischen Theologen* zählt, mithin uns Protestanten, die wir leider keinen untrüglichen *lebendigen Ausleger* der heiligen Schrift wie Hr. *S.* haben, einen indirecten Wink giebt, dass der Mittelpunkt der Einheit der Kirche, der römische Stuhl, bey allem Ansehen, in welchem er als *das fortgesetzte lebendige Wort der Gründer der Kirche* bey rechtglaubigen katholischen Christen steht, uns doch auch nicht vor allem Irrthum schützen würde, weil er einem schätzbaren Buche eines gelehrten und redlichen katholischen Lehrers den Stempel der *Verwerflichkeit* aufgedrückt hat. — Beyläufig sey bemerkt, dass der Witz des Vfs., Gott S. 44. „*den Präsidenten der Natur*," ***Kant*** und andre berühmte Philosophen anders wo „*Riesen der Zeit*" nennt, und von den Freunden des griechischen Götterstaats (*Schiller* in seinem Gedichte: die *Götter Griechenlands*, u. a. m.) urtheilt, „*dass sie den Singularis der Geistersonne in den Pluralis der Sonnenstrahlen verwandeln;* auch dass Hr. *S.*, wenn er von dem gegenwärtigen Zeitalter redet, sie mehrere male *seine* Zeit (*meine* Zeit behauptet so; ich aber u. s. f.) nennt." Doch diess sind Kleinigkeiten. Das Moralischreligiöse in dieser Schrift verdient allen Beyfall, und auch der Verleger beider hier angezeigten *Sailerschen* Schriften ist wegen des schönen Drucks, der zum Lesen derselben angenehm einladet, zu loben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 20. October 1806.

RECHTSGELAHRTHEIT.

BERLIN, b. Mylius: *Lehrbuch der Geschichte des Römischen Rechts*, vom Professor *Hugo* in Göttingen. *Zweyter*, ganz von neuem ausgearbeiteter, *Versuch*.

Auch unter dem Titel:

Lehrbuch eines civilistischen Cursus, *dritter* Band *zweyte* Ausgabe. 1799. XII u. 412 S. 8.

Ebendas.: *Lehrbuch der Geschichte des Römischen Rechts*, vom Hofrath *Hugo*, in Göttingen. *Dritter*, gröfstentheils von neuem ausgearbeiteter, *Versuch*.

Auch unter dem Titel:

Lehrbuch eines civilistischen Cursus, *dritter* Band *dritte* Ausgabe. 1806. VIII u. 494 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Wer die Geschichte des römischen Rechts blofs aus den bisherigen Büchern darüber kennte, der möchte durch die lebendige, originelle Behandlung in diesem Buche verführt werden, dasselbe einem geistreichen Dilettanten zuzuschreiben. Nicht so der Kenner der Quellen, der über dieser Freyheit des Blickes und der Behandlung die gründlichste Gelehrsamkeit und die wichtigsten neuen Entdeckungen nicht übersehen kann. Aber eben diese Verbindung des freyen, unbeschränkten Ueberblickes mit durchdringender Kenntniss des Stoffs ist das Erfreulichste, was einer Wissenschaft begegnen kann, und das Seltenste, was ihr zu begegnen pflegt. Das römische Recht hat diese Seltenheit vorzüglich empfunden. In seinen blühendsten Zeiten haben viele glücklich, einige meisterhaft gearbeitet; aber alle in einer hergebrachten Manier, und ohne zu deutlichem Bewufstseyn zu kommen, was in diesem Fach zu leisten möglich sey. Darum kann man ohne Uebertreibung sagen, dass durch wenige Bücher unsere Wissenschaft in dem Grade geehrt und gefördert worden sey, wie durch dieses Werk.

Rechtsgeschichte und Rechtsalterthümer hatte man schon längst in einzelnen Theilen bearbeitet; allmählig wurden diese zu einem Ganzen verbunden; aber auch dieses Ganze wurde nur als eine Vorkenntnifs der eigentlichen Wissenschaft betrachtet, und nur um diese bequemer mittheilen und lernen zu können, hatte man es besonders bearbeitet. Bey dem vorliegenden Werke liegt eine höhere Idee zum Grunde, nach welcher die ganze Rechtswissenschaft selbst nichts anderes ist als Rechtsgeschichte, so dass eine abgesonderte Bearbeitung der Rechtsgeschichte von jeder andern Bearbeitung der Rechtswissenschaft nur durch die verschiedene Vertheilung von Licht und Schatten unterschieden seyn kann. Diese Ansicht, die würdigste, die für unsere Wissenschaft gefasst werden kann, liegt bey unserem Werke nicht blofs deutlich gedacht zum Grunde, sondern (was weit mehr werth ist) sie ist durch das ganze Werk in so lebendiger Ausführung verbreitet, dass das sorgfältige Studium desselben am besten dazu dienen kann, die wahre historische Methode zu erkennen und sich zu eigen zu machen. Durch das ganze Werk erscheint ein Geist, der sich in dem Studium der besten Historiker aller Nationen gebildet hat, und in dieser Schule allein kann man lernen, jedes Factum in seiner historischen Eigenthümlichkeit anzuschauen, frey von der handwerksmäfsigen Beschränktheit, die in den meisten Büchern über die Rechtsgeschichte herrschend ist.

Schon die erste Ausgabe (1790.) hatte alle diese Vorzüge, aber grofsentheils unentwickelt, und es gehörte nicht wenig Sinn und Kenntnifs dazu, um den ganzen Werth des Buchs schon damals zu erkennen. Dem würdigen Gelehrten, der die Recension desselben in diesen Blättern besorgte (Jahrg. 1794. Nr. 278.), entging er nicht. In der *zweyten* Ausgabe war alles völlig ausgebildet, was dort oft nur in der Anlage sichtbar war: der Vf. hatte sich jetzt seines Gegenstandes völlig bemächtigt, und durch die Klarheit, die daraus hervorgieng, war das Buch auch dem Schüler zugänglich geworden, während der gründlichste Kenner gerne zum Schüler dabey wurde. Auch darin, dass die civilistische Literargeschichte (Ausg. I. S. 211—258.) nun ganz wegfiel, zeigte es sich deutlich, dass der Vf. seine Aufgabe jetzt schärfer und bestimmter ins Auge gefasst hatte. Bey der *dritten* Ausgabe endlich ist nicht blofs sehr vieles im Detail geändert und berichtigt, sondern das Buch ist gröfstentheils (besonders in den zwey ersten Perioden) ganz umgeschrieben und hat auch dabey wieder beträchtlich gewonnen. Vieles ist klarer aus einander gesetzt, manches weggelassen, was auf eine unrichtige Vergleichung alter und neuer Zeiten führen konnte (wie z. B. Ausg. II. §. 49. Ausg. III. §. 46.) oder was eines weitläufigen Commentars bedurfte, um verständlich zu seyn (z. B. die Bedingungen der Freylassung durch Testament II. §. 51. III. §. 48.): nur selten ist der Vf. zum Nachtheil der Deutlichkeit hierin zu strenge gewesen, wie z. B. bey der Erklärung der *actio* (II. §. 101. III §. 100.). Unsere Beurtheilung wird die *zweyte* und *dritte* Ausgabe zugleich umfassen, wo

wo sie keine Abweichung besonders bemerkt: sie wird aber auf das Verhältniss zur ersten nur selten Rücksicht nehmen, da diese im Grunde als ein ganz verschiedenes Werk zu betrachten ist.

Der Plan des Werks ist sehr einfach: es zerfällt in *vier* Perioden, die zwölf Tafeln, Cicero, Alexander, Sever und Justinian sind die Gränzpunkte derselben. Jede Periode hat drey Abschnitte: Quellen, Studium, System. Die ganze innere Rechtsgeschichte also wird nach synchronistischer Methode durch die Darstellung der vier Rechtssysteme vorgetragen, welche am Ende der vier angegebenen Perioden gegolten haben. Schon der Rec. der ersten Ausgabe hat gegen diese Methode bedeutende Zweifel erregt. Eigentlich kann man weder der synchronistischen, noch der chronologischen Methode so den Vorzug geben, dass die andere dagegen ganz verworfen würde. Denn beide beruhen auf reellen, nothwendigen Ansichten der Geschichte, und es ist unmöglich, die Rechtsgeschichte ganz inne zu haben, so lange man sie nicht von beiden Gesichtspunkten aus gleich vollständig und geläufig übersieht. Es ist also eigentlich nur die Frage, welche von beiden vorherrschen, d. h. welche zur eigentlichen Mittheilung der historischen Thatsachen erwählt werden soll. Welcher man auch diesen Vorzug gebe, immer wird es sehr zweckmäsig seyn, kürzere, allgemeinere Uebersichten nach der andern Methode damit zu verbinden. Jener Vorzug aber gebührt nach unsrer Ueberzeugung der *chronologischen* Methode; und wenn die Sache im allgemeinen zweifelhaft seyn seyn mag: so scheint theils die ungleichartige Ausbildung der verschiedenen Seiten des Rechtssystems, theils die Lückenhaftigkeit unsrer Quellen für unsre Meinung zu entscheiden. Denn die synchronistische Methode setzt eine gewisse Symmetrie in der Entwicklung des Rechtssystems nothwendig voraus: wo also die Geschichte selbst, oder doch unsre Kenntniss der Geschichte dieser Voraussetzung nicht entspricht, da ist es unvermeidlich, entweder durch wesentliche Lücken den eigentlichen Vortheil der Methode aufzugeben, und den Leser durch nicht erreichte Vollständigkeit unbefriedigt zu lassen, oder jene Lücken durch Wiederhohlungen, Anticipationen oder gar durch blosse Hypothesen auszufüllen. Nicht so bey der chronologischen Methode, die auf keiner solchen willkürlichen Voraussetzung beruht, und also ganz dazu geeignet ist, sich völlig an die Geschichte, wie sie ist, und wie wir sie kennen, anzuschliessen, ohne wie jene einen Anspruch zu erregen, den sie nicht erfüllen könnte.

In der inneren Organisation des Rechtssystems, besonders des Privatrechts, hatte die erste Ausgabe einen Weg eingeschlagen, der eben so einfach, als dem inneren Wesen des römischen Rechts angemessen war. Das Personenrecht war da nichts anderes als Familienrecht; darauf folgte das *jus in rem*, dann das Obligationenrecht, das Erbrecht und der Prozess. Die beiden folgenden Ausgaben haben sich mehr an Justinians Institutionen angeschlossen, und jene Anordnung in zwey Hauptpunkten verlassen. Das Personenrecht nämlich ist hier nicht mehr Familienrecht, sondern die Lehre von den drey *Status*: Freyheit, Civität, Familie, so dass die Sklaverey zweymal vorkommt, bey der Freyheit und bey der Familie. Folglich wird das Personenrecht gedacht als die Theorie der Rechtssubjecte (§. 12. *J. de jure nat.*); folglich nicht als Theil des Privatrechts, sondern als Einleitung oder Vorbereitung dazu. Der *status familiae* also ist eigentlich nur die Lehre von der *Rechtsfähigkeit des pater-familias und des filius-familias*, und das wahre Familienrecht (väterliche Gewalt, Ehe, Vormundschaft) wird dabey mitgenommen, um jenes begreiflich zu machen. Das alles folgt nothwendig aus jenem Begriff, und steht fast wörtlich in den Institutionen. Nun ist es aber sehr unmethodisch, dem Familienrecht, einem Haupttheil des Privatrechts, gar keine eigene Stelle anzuweisen, sondern es nur bey einer Präliminarfrage gelegentlich mitzunehmen. Es kommt hinzu, dass diese ganze Einrichtung bloss von Justinians Juristen herzurühren scheint. Bey Cajus verhält sich die Sache anders. Auch er trägt als Einleitung die Lehre von Sklaven, Freyen und Freygelassenen vor (Tit. 1. 2.); erst der folgende, dritte Titel ist überschrieben: *de jure personarum*, und in diesem und den folgenden Titeln ist durchaus nichts als wahres Familienrecht enthalten. — Eine ähnliche Abweichung von der ersten Ausgabe findet sich bey dem Erbrecht, welches in der zweyten und dritten Ausgabe in die Lehre vom Eigenthum (als *adquisitio universalis*) eingeschaltet ist, da es doch zu dem ganzen Obligationenrecht in demselben Verhältniss steht wie zu dem Eigenthum. Dieselbe einseitige Stellung des Erbrechts findet sich zwar bey Cajus und Ulpian; aber weder bey Paulus, noch in den Pandekten, so dass man nicht behaupten kann, sie sey in den Systemen der Römer allgemein befolgt worden. — Dieses Anschliessen an Justinians Institutionen ist in der dritten Ausgabe noch sichtbarer als in der zweyten, so dass in jener Paragraphen vorkommen (z. B. §. 98.), welche eher in einen Institutionen-Commentar zu gehören scheinen.

So viel über die Anordnung im Allgemeinen. Wir fügen zu diesen Bemerkungen über den Plan des Werks noch eine andere, welche die Ausschliessung der Literatur betrifft. Unstreitig kann ein Lehrbuch über die Rechtsgeschichte, wie über jede andere Wissenschaft, in sich vollendet seyn, ohne eine einzige literarische Bemerkung zu enthalten, obgleich mit der eignen Darstellung jedes Gegenstandes die Angabe der besten, auserlesensten Bücher am zweckmäsigsten verbunden werden kann. Desswegen wäre es eben so unbescheiden, als undankbar, mit dem Vf. darüber rechten zu wollen, dass er die Literatur von seinem Plane ausgeschlossen hat, und Rec. will nur noch vor dem Missverständniss warnen, wozu eine Stelle der zweyten Ausgabe (Vorrede S. XI.) verführen könnte, als ob die Einmischung der Literatur in ein Lehrbuch der Rechtsgeschichte fehlerhaft wäre, und als ob derselbe Zweck durch ein Lehrbuch der Literaturgeschichte erreicht werden könnte. Die voll-

vollständigste Bearbeitung der Literaturgeschichte kann eine kritische Bibliothek der Rechtsgeschichte im geringsten nicht entbehrlich machen, und diese ist noch immer ein unbefriedigtes Bedürfniss. Für die äussere Rechtsgeschichte helfen zwar die neueren Ausgaben von Bach, aber mit viel zu wenig Auswahl und Kritik: für die innere Rechtsgeschichte giebt es gar keine Hülfsmittel.

Das ist es, was Rec. über den Plan des Werks zu bemerken nöthig fand. Folgende Bemerkungen über einzelne Stellen sind zunächst dazu bestimmt, den eigenthümlichen Charakter des Buchs deutlicher hervor zu heben, dann aber auch unsere, in manchen Punkten abweichende, Ansichten dem Vf. entgegen zu setzen.

Erste Periode. Bis auf die zwölf Tafeln. In diese Periode setzt der Vf. manches, was erst einer späteren Zeit anzugehören scheint, und es könnte diess wohl zum Theil aus den oben entwickelten Nachtheilen der synchronistischen Methode erklärt werden müssen. Dahin gehört (II. §. 49.) die Sklaverey des *libertus ingratus*, die der Vf. selbst (III. §. 46.) sehr richtig zurückgenommen hat. Dahin gehört ferner (II. §. 51.) III. §. 48.) die Freylassung durch Adoption. Nach der ganzen Analogie, und nach dem Stillschweigen Ulpians u. s. w. erhielt ein solcher Sklave nicht die Freyheit, sondern nur die Befreyung von sklavischen Diensten (das *esse in libertate*), wovon sich auch die Stelle der Institutionen recht gut verstehen lässt. Dann aber gehört die Sache in viel spätere Zeit. — Das Familienrecht hat in der dritten Ausgabe dadurch sehr gewonnen, dass dem Patronat ein eigner Paragraph (§. 54.) gewidmet worden ist. — Bey dem Eherecht (II. §. 58. 59. III. §. 55. 56.) hätte vielleicht etwas deutlicher bemerkt werden können, was doch ohne Zweifel auch die Meinung des Vfs. ist, dass *beide* Arten der Ehe, wovon der Vf. spricht, als eigenthümlich römische Ehen (*matrimonium justum, juris civilis*) betrachtet werden müssen, d. h. als Ehen, wodurch väterliche Gewalt über die Kinder entsteht. Beide sind demnach dem *matrimonium juris gentium* entgegen gesetzt, welches in dieser Zeit, wie das ganze *jus gentium*, noch gar keine juristische Existenz hat. Beide setzen also Civität voraus, und wo diese fehlt, da existirt im Sinn des römischen Rechts gar keine Ehe, so wenig wie zwischen Vater und Tochter. Wenn also der Vf. (III. §. 56.) als Bedingung der Ehe fodert „dass *wenn der eine Theil ein Römer ist*, der andere es auch sey," so lässt sich die Einschränkung, die er seinem Satze giebt, durchaus nicht vertheidigen. Eine ähnliche Stelle kommt in der zweyten Ausgabe (§. 58. Note *) vor. — Die Vermuthung, dass die *confarreatio* bloss eine Zugabe zur *coemptio* gewesen sey (III. §. 57.) ist neu, scharfsinnig und fruchtbar: *Pitheu*, den der Vf. dabey anführt, hat sie nicht, wohl aber hat er eine Menge Irrthümer, wie denn überhaupt das Eherecht unter die missverstandensten Theile des alten Rechts gehört. — Der Vf. läugnet, dass bey der *coemptio* auch die Frau den Mann gekauft habe, wie man aus der ersten Sylbe des Worts *coemptio* irrig habe beweisen wollen (II. §. 60. III. §. 57.). Den Mann kaufte sie freylich nicht, aber sie kaufte sich in die Familie des Mannes ein. Denn dass in dieser Ceremonie nicht bloss der Mann, sondern auch die Frau als kaufend vorgestellt wurde, ist nach dem klaren Zeugniss des Nonius (XII. 50.) nicht zu bezweifeln. — Bey der Scheidung (II. §. 61. III. §. 58.) hätte die *remancipatio* (*cf. Festus h. v.*) als eigenthümliche Form für die *coemptio* angeführt werden können. — Das natürliche Eigenthum (II. §. 73. 74. III. §. 66. 67.) scheint wieder zu frühe abgehandelt, und eben dadurch scheint der ganze Gesichtspunkt für diese Lehre nicht wenig verrückt zu seyn. Der Vf. setzt dieses Recht hier, wo noch keine Realklage gilt, darin, dass der Eigenthümer über die Sache disponiren dürfe, so lange er sie besitze, und dass er eine Klage habe gegen jeden der ihn darin störe. Aber das erste ist nicht so wohl ein Recht, als vielmehr die Negation jedes fremden Rechts. Die Foderung gegen den Verletzer aber (z. B. die *actio furti* gegen den Dieb) lässt sich für diese Zeit bey dem natürlichen Eigenthum durchaus nicht beweisen, und sie ist auch in dem neueren Recht so wenig Charakter des Eigenthums, dass selbst der Pachter, der Commodatar u. s. w. sie zuweilen hat. Ueberhaupt lässt sich das Daseyn irgend eines Rechts nur in so ferne behaupten, als auf der einen Seite eine Quelle dafür angegeben werden kann, und auf der andern Seite die Gesetzgebung einen Schutz desselben bestimmt hat. Allein in dieser Zeit ist durchaus keine Rechtsquelle denkbar, aus welcher jenes Institut abgeleitet werden könnte. Und aus der Foderung eines bestimmten Schutzes, wenn das Daseyn eines Rechts behauptet werden soll, folgt, dass es kein Eigenthum giebt ohne Realklage, also kein natürliches Eigenthum ohne *publiciana actio*. Demnach ist nach unserer Ansicht natürliches und prätorisches Eigenthum (*dominium fictum*) eins und dasselbe. Diese Ansicht wird dadurch wichtig, dass es nun zwey Hauptfälle des natürlichen Eigenthums giebt, welche von Anfang an ganz auf gleicher Linie stehen, folglich auch so dargestellt werden müssen: 1) Die Fälle, welche der Vf. dahin rechnet, und bey welchen die *Form* einer *adquisitio civilis* fehlt. 2) Die Tradition oder Mancipation oder Cession, welche ein Nichteigenthümer vorgenommen hat. Diesen zweyten Fall, durch welchen sogar mehrere natürliche Eigenthümer derselben Sache möglich sind, führt der Vf. zwar bey der Usucapion an, aber nicht auch, wie es seyn sollte, bey dem natürlichen Eigenthum: weder hier noch späterhin bey der Einführung der *publiciana actio*. — Auch dass *bona fides* und *justus titulus* schon Bedingungen der Usucapion waren (II. §. 77. III. §. 70.) ist sehr unwahrscheinlich. Die zwölf Tafeln selbst, an die man sich damals so strenge hielt, sagten schwerlich etwas davon, und der ganzen Analogie nach sind diese Einschränkungen erst später durch mildernde Sitte hinzugefügt worden. — Unter den römischen Erwerbungsarten (II. §. 80. III. §. 73.) finden sich einige, welche Varro erwähnt, Ulpian aber übergeht: die

emptio

emptio sub corona, die *auctio* und der *census*. Der Vf. rechnet sie unter Ulpian's allgemeinste Rubrik: *Lex*. Allein es ist sehr unwahrscheinlich, dass eine *Lex* über Dinge existirt habe, die derselben nicht bedurften. Sie haben dagegen die grösste Aehnlichkeit mit der *cessio in jure*, mit welcher sie auf einer und derselben Form (der *addictio* eines römischen *magistratus*) beruhten. So dass also Ulpian bloss den wichtigsten und häufigsten Fall anstatt der ganzen Gattung genannt haben mag. Auf diese Art lässt es sich zugleich erklären, warum Cicero in der Topik die *cessio* und *mancipatio* als die einzigen römischen Veräusserungsarten nennt. — Unter den Fällen, in welchen durchaus nur natürliches, nie römisches Eigenthum entstehen könne (II. §. 81. III. §. 74) nennt der Vf. auch die *accessio*, da es doch aus der ganzen Natur dieses Erwerbs höchst wahrscheinlich ist, dass er ganz dasselbe Recht gab, welches man an der Hauptsache schon vorher gehabt hatte, sey dieses nun römisches oder natürliches Eigenthum gewesen. Denn setzen wir, dass Einer das römische Eigenthum eines Ackers gehabt habe, so musste sich dieses Recht auch auf die Früchte erstrecken, so lange diese mit dem Boden verbunden, folglich als Theil in demselben enthalten waren. Wurden sie aber vom Boden getrennt, so ist nicht einzusehen, warum die Trennung dieses römische Eigenthum an den Früchten in natürliches Eigenthum hätte verwandeln sollen. — Ueber die Gentilität hat der Vf. (II. §. 90. III. §. 84.) eine ganz neue Theorie vorgetragen, gegründet auf Cicero *de or.* I. 38. „*cum Marcelli ab liberti filio stirpe, Claudii patricii ejusdem nominis hereditatem gente ad se rediisse dicerent.*" Das Eine, was der Vf. aus dieser Stelle schliesst, dass die Patricier ausschliessenden Anspruch auf Gentilität gemacht hätten, wird durch eine viel deutlichere Stelle des Livius (X. 8.) bestätigt: „*Semper audita sunt eadem, penes vos auspicia esse, vos solos gentem habere.*" Ausserdem leitet aber der Vf. aus jener Stelle einen neuen Begriff der Gentilität ab: Da nämlich der Sohn eines Freygelassenen nach Gentilität habe beerbt werden sollen, so müsse man active und passive Gentilität unterscheiden: jene (die Gentilität mit Erbrecht) sey das Verhältniss der Häupter einer *gens*, (d. h. ihrer freygebornen Glieder) zu ihren Mitgliedern (wozu denn auch Freygelassene und ihre Nachkommen gehörten). Allein in dem Rechtsfall bey Cicero behauptete ja eine andere Partey, ihr gebühre die Succession nach Agnation (*stirpe*). Folglich beweist dieser Fall für die Agnation genau so viel als für die Gentilität, und man muss also entweder auch active und passive Agnation annehmen (was nicht leicht jemand thun wird), oder diesen Unterschied auch bey der Gentilität aufgeben. Die Stelle des Cicero scheint so erklärt werden zu müssen. Bey Freygelassenen überhaupt trat der Patron und seine Verwandtschaft an die Stelle der nothwendig oder zufällig fehlenden Verwandten. In unserm Fall war der Patron, ein Marcellus, nicht mehr vorhanden, sonst würde er ohne Zweifel succedirt haben. Er hatte auch keine Nachkommen hinterlassen. Jetzt entstand die Frage, ob die patricischen Claudier *als Gentilen des Patrons*, oder die Marceller *als Agnaten des Patrons* an seiner Stelle succediren sollten. Die Entscheidung dieser Frage interessirt uns nicht, sondern nur der Umstand, dass kein Begriff der Gentilität daraus abgeleitet werden kann. Für diesen Begriff giebt es drey andere Quellen: 1) die Stelle in Cicero's Topik: „*Gentiles sunt, qui inter se eodem nomine sunt. Non est satis. Qui ab ingenuis oriundi sunt. Ne id quidem satis est. Quorum majorum nemo servitutem servivit. Abest etiam nunc. Qui capite non sunt deminuti.*" Der Vf. nimmt an, Cicero habe hier bloss die active Gentilität definiren wollen. Damit thut er der Stelle zwiefache Gewalt an. Erstens, weil Cicero bloss die Absicht hat, eine musterhafte Definition aufzustellen, so dass keine zufällige Beziehung auf einen wirklichen Fall denkbar ist, die ihn veranlasst haben könnte, den Begriff enger zu nehmen, als die Worte lauten. Zweytens, weil die Worte *inter se* offenbar eine Wechselbeziehung ausdrücken, was mit der Erklärung des Vfs. in geradem Widerspruch steht. 2) Die fast ganz gleichlautende Stelle bey *Festus* (*v. gentiles*), welche nach der Meinung des Vfs. eben so willkürlich beschränkt werden müsste, wie die des Cicero. 3) Die Stelle der zwölf Tafeln, worin die Gentilen den Agnaten *entgegen gesetzt* werden, und worin nur bey den Agnaten, nicht bey den Gentilen, der Nähe des Grades erwähnt wird. Diese drey Stellen (die einzigen, die hier entscheiden können) zusammen genommen, führen nothwendig auf die Erklärung von Chladni, nach welcher die Gentilen so entfernte Verwandte sind, dass ihre Verwandtschaft nicht mehr durch den Stammbaum, sondern nur durch den gleichen Geschlechtsnamen bewiesen werden kann, so dass von der Nähe des Grades dabey keine Rede seyn kann. Der Einwurf, dass zur Zeit der zwölf Tafeln der junge Staat noch keine Familien enthalten konnte, deren Abstammung in Vergessenheit gerathen wäre, hebt sich dadurch, dass ein grosser Theil der Patricier aus eingewanderten alten, zahlreichen Familien bestand. — Der Erwerb einer Erbschaft soll, wenigstens in späterer Zeit, auf dreyerley Art möglich gewesen seyn (II. §. 85. III. §. 91.): durch *cretio*, *aditio* und *pro herede gestio*. *Aditio* heisst dann, wie im Justinianischen Recht, eine ausdrückliche, aber unfeyerliche Erklärung. Allein Ulpian (XXII. 25. 34.), der die Sache vollständig abhandelt, kennt nur die *cretio* und *pro herede gestio*. *Aditio* bezeichnet gar keine bestimmte Form des Erwerbs, sondern Civilerwerb überhaupt (*Ulpian.* XXII. 12. 13. 29. XXVI. 5.), im Gegensatz der prätorischen *agnitio*, umfasst also beide Formen, die *cretio* und die *pro herede gestio*. Ulpian allein kann hierin unsrer sichrer Führer seyn, und wenn manche Stellen der Pandekten das Gegentheil zu sagen scheinen: so hat ohne Zweifel der alte Jurist selbst von *cretio* gesprochen, und die Compilatoren haben an die Stelle dieser Antiquität die praktische *aditio* gesetzt.

(*Der Beschluss folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 21. October 1806.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Berlin, b. Mylius: *Lehrbuch der Geschichte des Römischen Rechts*, vom Prof. *Hugo* u. s. w. *Zweyte* Aufl.

Auch unter dem Titel:

Lehrbuch eines civilistischen Cursus dritter Band *zweyte* Ausgabe.

Ebendas.: Lehrbuch der Geschichte des Römischen Rechts, vom Hofrath *Hugo* u. s. w. *Dritte* Aufl.

Auch unter dem Titel:

Lehrbuch eines civilistischen Cursus dritter Band *dritte* Ausgabe.

(*Beschluss der in Num. 251. abgebrochenen Recension.*)

Die Meinung, dass die Weiber in der ältesten Zeit ohne Erbrecht gewesen seyen, hat der Vf. in seiner bekannten Preisschrift und in der ersten Ausgabe unsres Werks (§. 34.) mit grossem Scharfsinn gegen überwiegende Gründe vertheidigt. In der zweyten Ausgabe (§. 92.) hat er die Sache als zweifelhaft dargestellt, und in der dritten ist diese Untersuchung ganz weggeblieben. — Das *nexum*, als uralte Form für Contracte überhaupt, die noch bey Cicero als gültig vorkommt, hat hier seine rechte Stelle erhalten (II. §. 95. III. §. 90.), während fast alle andern Schriftsteller es entweder ganz ignoriren, oder durch einen ungeheuern Anachronismus ein Pfandrecht darin finden, wozu dann freylich verwirrte Begriffe von der *fiducia* viel beygetragen haben mögen. Auch die Reduction dieser Form der Contracte auf einen Realcontract (III. §. 90. not. 4.) ist eben so neu als sinnreich. — Das *foenus unciarium* hält der Vf. für 100 Procente (II. §. 95. III. 95.), indem er mit *Stroth* die *uncia* für ein Zwölftel des Capitals erklärt, und damit die sehr richtige Bemerkung verbindet, dass die Zinsen monatlich bezahlt worden seyn, woraus dann jenes Resultat nothwendig folgt. Nach *Noodt*, oder vielmehr nach *Gronov*, lag wie bey uns, so auch bey den Römern, die Procentrechnung zum Grunde, so dass Ein Procent (*centesima*) die Einheit war, nach welcher alles Zinsquantum bestimmt wurde: nur dass bey den Römern diese *centesima* monatlich, bey uns jährlich zu verstehen ist. Nach dieser Meinung ist also *uncia usura* Ein zwölftel Procent monatlich; oder Ein Procent jährlich. Und diese Erklärung scheint uns ungezweifelt richtig. Zuerst kommt es nämlich auf die Bedeutung des Worts an. Der Sprachgebrauch zu Cicero's Zeit war unstreitig der, welchen *Gronov* voraussetzt, wie sich aus vielen Analogieen (z. B. von *bes usura* etc.) beweisen lässt. Dass aber in früheren Zeiten eine andere Zinsrechnung und ein anderer Sprachgebrauch gewöhnlich gewesen wäre, davon haben wir durchaus keine Spur. Ja noch mehr: Tacitus erzählt die Bestimmung der zwölf Tafeln, und zwar bloss ihrem Inhalt nach, *nicht* in ihren Worten. Wie fehlerhaft würde er sich also ausgedrückt haben, wenn er das Wort *uncia usura* in einer längst veralteten Bedeutung genommen hätte, ohne auch nur darauf aufmerksam zu machen, dass es nicht in dem gangbaren Sinn verstanden werden dürfe! Die Worterklärung also spricht für *Gronov*: die Wahrscheinlichkeit des historischen Zusammenhangs im Grunde nicht minder. Dass die Zinsen in Rom ausserordentlich hoch und drückend waren, ist nicht zu läugnen; aber nicht die Zinsen, die das Gesetz erlaubte, waren es, sondern die welche man wirklich gab. Bey keinem Gesetz in der Welt aber ist schnelle und starke Uebertretung so natürlich als bey diesem, da der geldbedürftige Schuldner wohl jede Bedingung eingehen muss, wenn die Reichen ihr Geld nicht unter einem gewissen Preise weggeben wollen. Die römische Geschichte bestätigt diese Uebertretung durch die häufige Wiederkehr des Drucks und die eben so häufige Erneurung des Gesetzes, welche sonst unbegreiflich wäre. Ferner sagt Tacitus, man habe erst das *unciarium foenus*, dann das *semiunciarium* erlaubt, darauf aber alle Zinsen verboten. Nimmt man die Meinung des Vfs. an, so lässt es sich kaum denken, wie man so unmittelbar von 50 Procenten auf gar nichts überspringen konnte. Endlich war das *unciarium foenus* nach dem ganzen Zusammenhang eine Erleichterung für die Armen, ja eine so grosse Erleichterung, dass sie sich unmässig darüber freuen konnten (Livius VII. 14). Folglich müsste man vorher mehrere hundert Procente gegeben haben, was sich doch selbst in einer so rohen Zeit nicht wohl denken lässt. Noch ist bey diesem Wuchergesetz zu bemerken, dass es der Vf. mit anderen für zweifelhaft hält, ob es nach Tacitus in die zwölf Tafeln, oder nach Livius in eine spätere Zeit gehöre. Nimmt man aber, wie hier geschehen ist, eine wiederholte Erneuerung des Gesetzes an: so ist zwischen beiden Schriftstellern gar kein Widerspruch.

Zweyte Periode. Von den zwölf Tafeln bis auf Cicero. Was vorher in rohen Anfängen sichtbar war, zeigt sich jetzt in herrlicher Entwickelung. Der Vf. hat die Grösse seines Gegenstandes gefühlt, und das zunehmende Interesse desselben seinem Werke mitzutheilen gewusst. In diesem ganzen Abschnitt bleibt man zweifelhaft, ob man die Tiefe oder die Neuheit seiner Ansichten mehr bewundern soll. Die Geschichte der *Quellen*, die fast überall durch beschränkte Ansicht so sehr entstellt war, ist hier mit echt historischem Sinn

Sinn behandelt. Zuerst die Volksschlüsse. Diejenigen, welche das Privatrecht betreffen, sind in gehaltvoller Kürze zusammengestellt (II. §. 130—131. III. §. 135—138.), und auch hier hat wieder die dritte Ausgabe ungemein gewonnen. — Dann die *Senatsschlüsse*. Der Vf. vertheidigt (II. §. 132. III. §. 139. 140.) die Meinung von Bach, dass schon jetzt der Senat gesetzgebende Gewalt ausgeübt habe, und erst nach dieser Vertheidigung kann man jene Meinung als ausgemacht richtig betrachten. Dennoch erlaubt sich Rec. zu ihrer Bestätigung noch die Bemerkung, dass über die gesetzliche Gültigkeit der Senatsschlüsse von der ältesten Zeit an viel weniger Streit seyn konnte als über die der Plebiscite. Denn die *plebs* war ursprünglich bloss eine einzelne Partey, ohne constitutionelle Existenz, der Senat wurde von jeher sogar dem *populus* gegenüber gestellt. Von dieser ursprünglichen *Gleichheit* in der Würde und den Rechten des Senats und des *populus* liegt selbst in der Formel *S. P. Q. R.* eine Spur. Noch deutlichere Beweise davon sind zwey sehr wichtige Rechte des Senats: 1) die *Bestätigung* der Volksschlüsse bis in das fünfte Jahrhundert (Livius I. 17. VIII. 12. Gronov. *obs.* I. 25.). 2) Die *Aufhebung* derselben (Cicer. *fragm. or. pro C. Corn.*). — Doch noch weit wichtiger ist der Abschnitt von den *Edicten* (II. §. 133. 134. III. §. 141—143.). Kein Punkt in der älteren Rechtsgeschichte ist so wichtig als dieser, keiner so schief und unwürdig behandelt worden, und bey keinem hat sich der historische Sinn des Vfs. in einem glänzendern Lichte gezeigt als bey diesem. — Auch in der inneren Rechtsgeschichte dieser Periode finden sich überall neue Ansichten des Vfs., und das wenige was auch hier vielleicht nicht ganz richtig vorgetragen seyn mag, ist dagegen sehr unbedeutend. Sehr merkwürdig ist die Darstellung der *res mancipi* und *nec mancipi* (II. §. 151. 152. III. §. 161—167.). Dabey kommt es auf zwey Punkte an. Bey weitem der wichtigste ist die juristische Bedeutung des Unterschieds, also auch seine Beziehung auf römisches und natürliches Eigenthum. Die Irrthümer, die eben hierüber fast allgemein herrschten, waren so bedeutend, dass die ganze Geschichte des Eigenthums völlig unverstanden bleiben musste, und die Leichtigkeit, womit man sich über diesen höchst wichtigen Gegenstand beruhigte, während sehr unbedeutende Dinge mit grosser Wichtigkeit behandelt wurden, ist in der Geschichte unsrer Wissenschaft eine wenig erfreuliche Erscheinung. Der Vf. hat hier und in einigen trefflichen Abhandlungen im civilistischen Magazin die Sache so behandelt, dass nun schwerlich mehr ein bedeutender Zweifel dagegen erregt werden wird. Das Resultat seiner Untersuchungen ist dieses. Wer das *römische Eigenthum* einer Sache veräussern wollte, musste dabey, wenn er es nicht vor der Obrigkeit thun wollte (*cessio*), die uralte Form der Mancipation beobachten. Diese Regel wurde nachher bey einigen Sachen beybehalten (*res mancipi*), bey anderen aber so abgeändert, dass bey diesen durch blosse Tradition das römische Eigenthum übergieng (*res nec mancipi*). Die ganze Eintheilung betrifft also nicht die Möglichkeit des römischen Eigenthums überhaupt, sondern nur die Art seines Erwerbs, und auch hierin ganz und gar nicht die *cessio*, *usucapio* etc. (die bey *res nec mancipi* galten, wie bey *res mancipi*), sondern lediglich den Fall der freywilligen Privatübergabe. Soviel von der juristischen Bedeutung des Unterschieds: weniger wichtig ist uns die Frage, *welche* Sachen *res mancipi* waren? Ulpian giebt ein Verzeichniss davon, und es kommt also darauf an, seine einzelnen Arten auf einen allgemeinen Begriff zu reduciren. Der Vf. hält für *res mancipi* alle die, welche kostbar, in den ältesten Zeiten bekannt, und erkennbar (d. h. nicht *res fungibiles*) waren. Allein dabey bleibt unerklärt, warum nur ein Theil der Hausthiere (*quadrupedes quae dorso collove domantur*), und nicht auch Schafe (die doch schon in einem sehr alten Gesetz über die *Mulcta* vorkommen), Schweine und Ziegen dahin gerechnet werden. Zwischen jenen Hausthieren und diesen ist kein anderer allgemeiner Unterschied, als dass jene *bey dem Ackerbau helfen*, diese aber nicht. So bestimmt diesen Unterschied auch Columella (*lib. 6. praefat.*), der selbst in den Worten so genau mit Ulpian zusammentrifft, dass man fast glauben könnte, dieser habe ihn vor Augen gehabt. Demnach läge der Charakter der *res mancipi* in der unmittelbaren Beziehung auf den Ackerbau. Diese Meinung, die *Meermann* sehr weitläufig ausgeführt hat, stimmt mit der Geschichte sehr gut zusammen. Denn Ackerbau war die eigentliche Nationalbeschäftigung der Römer, das einzige Gewerbe, welches eines freyen Bürgers würdig geachtet wurde. Es ist also nicht unwahrscheinlich, dass man die Sachen, welche dazu dienten, im allgemeinen für wichtiger hielt, obgleich im einzelnen der Geldeswerth anderer Sachen höher seyn konnte. An der Vollständigkeit des Katalogs bey Ulpian haben übrigens viele gezweifelt, weil Plinius erzählt, dass Perlen mancipirt worden seyen. Der Vf. begegnet diesem Einwurf dadurch (II. §. 151. III. §. 163.), dass er annimmt, die Mancipation sey auch bey einer *res nec mancipi* gültig gewesen, wegen der darin enthaltenen Tradition. Allein dieser Meinung widerspricht Cicero in *Top.* 10. „*Finge mancipio aliquem dedisse id, quod mancipio dari non potest: num idcirco id ejus factum est, qui accepit?*" (vergl. *Boethius* zu dieser Stelle.) Eine neue Prüfung dieser Sache scheint uns durch die bisherigen Untersuchungen noch gar nicht überflüssig gemacht zu seyn. — Noch weit wichtiger und fruchtbarer ist der Abschnitt von der *Bonorum Possessio* (II. §. 156. 163—169. III. §. 168. 176—183.). Dieser Abschnitt allein wiegt an wahrem Werth für die Wissenschaft die sämmtlichen Werke manches sehr berühmten Juristen auf. Zu dem Successionssystem des alten Civilrechts war die neue *Bonorum Possessio* hinzugekommen. Beide galten mit und neben einander. Wie war diese Vereinigung zweyer verschiedenen Gesetzgebungen über denselben Gegenstand möglich? ohne eine tüchtige Antwort auf diese Frage bleibt das ganze Erbrecht ohne Sinn und Zusammenhang. Unsere Juristen waren dabey ohne Argwohn, und einige Definitionen abgerechnet, schien ihnen

ihnen alles ganz im klaren zu seyn. Des Vfs. wissenschaftlicher Geist fühlte, worauf es ankam, und es gelang ihm, die Untersuchung, die er zuerst angestellt hatte, auch zu vollenden. Die Vergleichung seiner Inauguraldissertation (1788.) mit den parallelen Stellen in den drey Ausgaben unsres Werks ist sehr lehrreich, und die civilistische Literaturgeschichte möchte wohl wenig Beyspiele einer so lange und planmäsig fortgesetzten Forschung aufweisen können. Aber so klar auch die Darstellung dieser Lehre schon in der zweyten Ausgabe ist: so scheint sie doch noch gar nicht allgemein verstanden. Alles kommt darauf an, zwey Punkte richtig zu verstehen, die einen scheinbaren Widerspruch enthalten. Die Successionsordnung des Edicts nämlich ist allgemeine Regel für alle möglichen Fälle, indem sie die alte Ordnung des Civilrechts als einen Theil in sich aufnimmt, und jedem Civilerben die Stelle anweist, an welcher er erben kann. Trifft diesen nun aber die Reihe, so hat er die Wahl, ob er als *Bonorum Possessor*, oder als Civilerbe gelten will. Wählt er das letzte, so ist er zwar Erbe nach Civilrecht, aber an der Stelle, die ihm das Edict angewiesen hat: und dieses ist das erste, was leicht übersehen werden kann. Die *Bonorum Possessio* aber, die jener Civilerbe ausgeschlagen hat, fällt nun zwar dem nachfolgenden Erben zu, allein sie wird durch jenen Civilerben unwirksam gemacht, und diese *Bonorum Possessio sine re*, d. h. die man wirklich erworben hat (nicht blos zu haben glaubt oder vorgiebt), und die dennoch ohne Wirkung bleibt, ist das zweyte, was leicht misverstanden wird. — In Einer Wirkung der *Bonor. Poss.* kann Rec. mit dem Vf. nicht übereinstimmen. Dieser behauptet nämlich (II. §. 156. III. §. 168.), das römische Eigenthum des Verstorbenen sey eben so gut auf den *Bonorum Possessor*, als auf den Civilerben übergegangen, die *Bonorum Possessio* sey in so fern eine *adquisitio civilis* gewesen. Folgende Gründe widerlegen diesen Satz völlig: *erstens* konnte der Prätor überhaupt kein römisches Eigenthum geben, sondern nur natürliches oder prätorisches, wie sich in sehr vielen Anwendungen zeigen läst. *Zweytens* sagt Ulpian, der *Bonorum Possessor* habe alle *actiones* des Verstorbenen blos als *actiones utiles* oder *fictitias* gehabt. Aber eine *actio utilis* verhält sich zur *actio directa* gerade so, wie prätorisches Eigenthum zum Römischen, und es wäre durchaus unbegreiflich, wie der *Bonorum Possessor* zwar römisches Eigenthum, aber keine *actio directa* haben könnte. *Drittens* ist für unsere Meinung eine Stelle des Varro (*de re rust.* II. 10.) entscheidend. Varro untersucht, wodurch ein Käufer gewiss seyn könne, das römische Eigenthum der gekauften Sache zu erwerben? natürlicher weise nur dadurch, dass der Verkäufer dieses Recht hat. Woran kann man nun erkennen, dass es der Verkäufer hat? „*in emtionibus dominum legitimum sex fere res perficiunt: si hereditatem justam adiit (sc. venditor): si ... mancipio ... accepit* etc." dass hier die *hereditas justa* (d. h. *civilis*, worauf auch das *adiit* geht) als *adquisitio civilis* genannt, die *Bonorum Possessio* aber übergangen wird, läst keinen Zweifel übrig. Die Meinung des Vfs. ist offenbar aus einem früher aufgestellten Satze (II. §. 74. III. §. 67.) entstanden, nach welchem der ganze Unterschied von *adquisitio civilis* und *naturalis* blos auf die *adquisitiones singulares*, nicht auf die *universales* gehen soll. Diese Voraussetzung aber ist ganz willkürlich, und sie muss aufgegeben werden, weil jene Folgerung daraus falsch ist. — In dem Staatsrecht dieser Periode finden wir zwey kleine Bemerkungen nöthig. Nach Appian und Vellejus wurden am Ende des Socialkriegs 10 (oder 8) neue Tribus errichtet, die der Vf. in das Staatsrecht am Ende dieser Periode aufnimmt (II. §. 179. III. §. 193.). Allein diese Einrichtung kann nur augenblickliche Dauer gehabt haben, da bey Cicero (*in Rull.* I. 7. *in Verr.* I. 5.) und bey Livius (I. 43.) die 35 Tribus nicht blos als geltende Einrichtung, sondern auch so erwähnt werden, als ob diese zu allen Zeiten gegolten hätte. — Der Patriciat soll jetzt gar keinen rechtlichen Vorzug mehr gegeben haben (II. §. 180. III. §. 194.). Aber nach Cicero *pro domo* 14. musste wenigstens der *interrex* ein Patricier seyn. Wenn freylich diese Rede des Cicero untergeschoben ist, so kann kein Beweis aus ihr geführt werden.

Dritte Periode. Von Cicero bis auf Alexander Sever. Die Uebersicht der Quellen hat in der dritten Ausgabe dadurch sehr gewonnen, dass die einzelnen Volksschlüsse, Senatusconsulte und Constitutionen vermischt vorgetragen sind. — Bey weitem das wichtigste in dieser ganzen Periode ist der Abschnitt vom Edikt (II. §. 209. 210. III. §. 233 — 234.). Nach der herrschenden Meinung hat Hadrian unter dem Namen *edictum perpetuum* ein neues Gesetzbuch verfertigen lassen, bey welchem es denn sehr ungewiss wäre, wie viel Antheil der neue Gesetzgeber oder die alten Materialien hätten. Des Vfs. Kritik dieser Meinung ist ein Meisterstück von Scharfsinn und Gründlichkeit. Er hat bewiesen, dass Hadrians Edikt nichts anderes sey, als das alte Edikt der Prätoren, von jeher jährlich vermehrt und verbessert, das jetzt wohl die letzten, vielleicht sehr unbedeutenden Zusätze erhielt. Diese Ansicht ist von der grössten Wichtigkeit, vorzüglich für die Ehre unsers römischen Rechts. Denn *das* römische Recht, was wir kennen und brauchen, liegt in den Pandekten: das übrige sind doch nur einzelne Zusätze und Corruptionen. Die Pandekten aber sind grösstentheils Edikt oder Auslegung des Edikts. So ist durch jene Untersuchung der Kern unsres römischen Rechts der grossen, ehrwürdigen Zeit der freyen Republik vindicirt. — In der Geschichte des Studiums zeichnet sich vorzüglich aus, was hier über die Sprache der alten Juristen (II. §. 220. III. §. 238.) und über die zwey juristischen Schulen (II. §. 222. III. §. 240.) gesagt wird. — Die hypothekarische Klage soll nicht gegen den römischen Eigenthümer statt gefunden haben, also durch Usucapion unwirksam geworden seyn (II. §. 239. III. §. 257.). Aber L. 1. §. 2. *de pign.* und L. 44. §. 5. *de usurp.* sagen gerade das Gegentheil. Der Vf. scheint diese Stellen durch die alte *fiducia* erklären zu wollen. Aber dabey hatte der Gläubiger durch Mancipation römisches Eigenthum erhalten, seine Klage war die gewöhnliche *vindicatio*, und diese wurde doch unstreitig durch Usucapion ausgeschlossen. Von der

fiducia

fiducia also können jene Stellen nicht verstanden werden.

Vierte Periode. Von Alexander Sever bis Justinian. — Die erste Ausgabe enthielt in dieser Periode von der politischen Geschichte mehr als für die Rechtsgeschichte nöthig war: in den beiden folgenden Ausgaben ist diesem Ueberfluss abgeholfen worden. — Wenn der Vf. (II. §. 272. III. §. 288.) den Pandekten alle Zuverlässigkeit in historischer Rücksicht abspricht: so scheint er darin etwas zu weit zu gehen. Blosse Willkür nämlich, ohne allen Zweck, lässt sich bey den Compilatoren nicht annehmen, und Interpolationen können also nur da vorausgesetzt werden, wo sie durch die praktische Bestimmung der Pandekten nothwendig wurden. Ueber diese Nothwendigkeit aber läßt sich, wenn gleich nicht immer, doch sehr oft, mit grosser Wahrscheinlichkeit entscheiden. Jeder historische Beweis aus den Pandekten fodert demnach eine ganz eigene Kritik, und es wäre nicht unverdienstlich, die Regeln dieser Kritik darzustellen, und durch die Anwendung auf bedeutende Beyspiele zu erläutern. — Bey Gelegenheit der juristischen Schriften dieser Periode klagt der Vf. (II. §. 295. III. §. 313.), dass man dem abgedruckten Stück des sogenannten *Ulpianus de edendo* so wenig Aufmerksamkeit geschenkt habe. Befremden kann dieser Umstand eben nicht in einer Zeit, worin selbst das Studium der Hauptquellen so selten wird. Aber wenn der Vf. deshalb den Abdruck des Ganzen verschoben hat, so ist er offenbar zum Nachtheil der Wissenschaft gegen sein eignes Urtheil mistrauisch gewesen. Denn Bekanntmachung der Quellen ist in einer historischen Wissenschaft durchaus das erste Verdienst, und wer überhaupt Quellen zu nutzen weiss, wird dieses Verdienst gewiss nicht auf die Hauptquellen einschränken wollen. — In demselben Abschnitt ist noch eine Jahrzahl zu berichtigen. Die *Consultatio veteris JCti* nämlich ist von Cujaz nicht 1579. (II. §. 291. III. §. 309.), sondern 1577. (in der ersten Ausgabe seiner sämmtlichen Werke) zuerst herausgegeben worden.

Zum Schlusse mögen einige Bemerkungen über die Darstellung dazu dienen, den allgemeinen schriftstellerischen Charakter des Werks genauer zu bezeichnen. Das Werk ist zum Lehrbuche bestimmt, von dieser Seite muss es vorzüglich betrachtet werden, und Rec. hat es auch von dieser Seite genau kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, indem er selbst mehrmals Vorlesungen darüber gehalten hat. Es ist aber als Lehrbuch vortrefflich, nicht in dem gewöhnlichen Sinn des Worts, in welchem man ein Buch darunter begreift, welches durch meist negative Eigenschaften für gute und schlechte Vorträge gleich bequem und brauchbar ist. Es ist vielmehr selbst ein lebendiger, geistreicher Vortrag, überall Gedanken mittheilend, und eignes Denken erregend. Darum verdient es keinen Tadel, wenn sich hier manches nicht findet, was ohne Rücksicht auf jene Bestimmung als Eigenschaft eines klassischen Werks betrachtet werden muss. Dahin gehört, dass dieses Werk so viel offenbare und versteckte Polemik enthält, oft durch augenblickliche Irrthümer einer schlechten Methode veranlasst, welche im Verhältniss zu dem grossen Gegenstande und seiner meisterhaften Bearbeitung als zufällig und unbedeutend erscheinen. Aber der oben bezeichnete Charakter des Werks machte es nothwendig, auf Irrthümer, welche die Zeitgenossen irre leiten konnten, selbst dann Rücksicht zu nehmen, wenn es zu erwarten war, dass diese Irrthümer in kurzer Zeit vergessen seyn würden. Mit demselben Charakter steht ein Vortheil der Darstellung in Verbindung, welcher hier besonders herausgehoben zu werden verdient. Dieser Vortheil beruht darauf, dass durch die Sprache noch auf ganz andere Weise gewirkt werden kann, als indem etwas gerade hingesagt wird. Denn sehr häufig würde ein Gedanke, der durch blosse Stellung und Wendung der Rede trefflich bezeichnet ist, durch directen Ausdruck alle Kraft und Wirkung verlieren. Dieses Vortheils hat sich der Vf. mit vorzüglichem Talent zu bedienen gewusst. Indessen scheint uns auch dabey eine Einschränkung sehr nöthig. Jene Art der Darstellung nämlich, die auf indirectem Ausdruck beruht, ist ganz an ihrer Stelle, wo eine Ansicht, wo ein Urtheil bezeichnet werden soll. Denn nun wird durch blosse Andeutung die urtheilende Kraft des Lesers erregt, seine eigene Thätigkeit in Anspruch genommen, und eben dieses ist die würdigste Art, wie ein Schriftsteller sein Publikum behandeln kann. Ganz anders verhält es sich, wo ein Factum mitgetheilt werden soll. Denn hier kommt es bloss darauf an, dieses so klar, so einfach und so vollständig als möglich darzustellen, und die blosse Andeutung kann hier keine andere Wirkung haben, als dem Leser ein Bedürfniss fühlbar zu machen, das er selbst nicht zu befriedigen vermag. Diese Gränze scheint uns der Vf. zum Nachtheil der Klarheit zuweilen überschritten zu haben. Ein Beyspiel findet sich gleich in der Einleitung (II. §. 19. III. §. 4.), wo die neu entdeckten Volksschlüsse auf eine Art namhaft gemacht werden, als ob bloss an eine bekannte Sache erinnert werden sollte, da doch hier gerade von weniger bekannten Dingen die Rede ist. Ein zweytes bedeutenderes Beyspiel finden wir in den Bedingungen der Usucapion. Diese an sich gar nicht schwere Lehre ist durch jene Art der Darstellung in der zweyten Ausgabe (§. 77.) so schwer geworden, dass man sie hier nicht leicht verstehen wird, wenn man sie nicht ohnehin kennt: in der dritten Ausgabe (§. 70.) ist alles ganz klar, wie denn überhaupt auch in dieser Rücksicht die dritte Ausgabe grosse Vorzüge vor der zweyten hat. Es giebt ein Merkmal, wodurch das genialische Werk von dem bloss gelehrten und nützlichen am sichersten und allgemeinsten unterschieden werden kann. Das bloss nützliche Werk beantwortet Fragen, die sich jeder gründliche Gelehrte schon aufgeworfen hatte. Ist es in seiner Art vollendet, so gewährt es uns volle Befriedigung, und wir sehen uns auf dieser Seite am Ziel. Das genialische Werk lehrt uns Foderungen und Aufgaben kennen, wovon wir nichts ahndeten. Indem es so unsern Begriff von der Wissenschaft erhöht und erweitert, führt es den freyen Blick über sich selbst hinaus in unbestimmte Ferne. Und das ist der Eindruck, welchen jeder sinnvolle Leser von unsrem Werk mit hinweg nehmen wird.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 22. October 1806.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

WIEN, b. Doll: *Neue Versuche und Erfahrungen über die Ploucquet'sche und hydrostatische Lungenprobe.* Von D. *Wilhelm Joseph Schmitt*, Kais. Königl. Rathe und Stabsfeldarzte, Professor der Geburtshülfe, der gerichtl. Heilkunde, und der Medicinal-Kriegs-Polizey an der K. auch K. K. med. chirurg. Josephs-Academie zu Wien u. s. w. 1806. XVI u. 253 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Wer die Wichtigkeit des Zwecks der Lungenprobe und die über ihren Werth oder Unwerth noch bis jetzt nicht völlig beygelegten Streitigkeiten kennt, der wird gewiss zugestehen, dass Hr. *S.* eine äusserst verdienstliche Arbeit übernommen hat: sollten auch seine durch fast dreyjährige Bemühungen gesammelte Erfahrungen nur, wie er selbst sagt, *neue* Beweise für alte Wahrheiten enthalten, gegen deren Annahme man sich vergebens sträubte.

Der Vf. wollte Anfangs seine Untersuchungen bloss auf die *Ploucquet'sche* Lungenprobe einschränken; es bot sich ihm aber in der Folge so manches Bemerkenswerthe dar, dass er sich entschloss alles in Anspruch zu nehmen, was irgend nur eine Anwendung auf die Lehre von der Lungenprobe in medicinisch-gerichtlichem Sinn zu gestatten schien. Da es bisher noch an einer hinreichenden Menge richtiger Versuche fehlte, um den Streit über die *Ploucquet'sche* Lungenprobe zu beendigen, der nur durch zuverlässige Versuche entschieden werden kann: so liess der Vf. 101 Versuche unter seinen Augen und seiner Leitung vor mehrern sachkundigen Zeugen mit der gewissenhaftesten Genauigkeit anstellen. Er glaubt daher mit Recht von jeder Partey verlangen zu können, dass sie die *Wahrheit* und *Normalität* dieser Versuche, anerkenne, was auch die Versuche aussagen, und zu welchen Resultaten sie führen mögen. Der Vf. versichert feyerlichst zu keiner Partey zu gehören, und bey seinen Versuchen nichts anders zu beabsichtigen, als die Natur zu fragen und ihre Antwort zu vernehmen. Er hat übrigens seine Versuche ganz nach dem Wunsche und der Vorschrift des Hn. Prof. *Ploucquet* angestellt, so dass er nicht nur auf das eigentliche Gewichtsverhältniss des Körpers und der Lungen, sondern auch auf die anderweitigen Beschaffenheiten der Lungen, auf die Länge des Kindes, auf das Geschlecht und auf die Dauer des Lebens Rücksicht genommen hat. Die zu den Versuchen genommenen Subjecte ordnet er in zwey Reihen, wovon die eine die notorisch todtgebornen Kinder und diejenigen in sich begreift, welche lebensschwach oder asphyktisch geboren, bald nach der Geburt starben, ohne einen Athemzug gethan zu haben; die andere aber solche enthält, welche nach der Geburt gelebt, und notorisch geathmet haben. Er fügt endlich mehrere Bemerkungen über die gewöhnliche Lungen- und Athemprobe bey, wovon einige sich ihm bey Anstellung der Versuche gleichsam von selbst aufdrangen, andere aber gewisse noch nicht hinreichend erörterte Punkte betreffen, zu deren genauern Untersuchung er diese Gelegenheit benutzte. Er führt seine Versuche erst geschichtlich an, und beurtheilt sie nachher praktisch. Die ganze Schrift zerfällt daher in den historischen und kritischen Theil.

Historischer Theil. Mehrere Resultate der angestellten Versuche sind äusserst wichtig und belehrend, so wie auch einige Nebenbemerkungen Aufmerksamkeit verdienen. Wenn aber der Vf. S. 33. sagt: „Um zu sehen, ob eine schon durchs Athmen mit Luft erfüllte Lunge, bey nicht unterbundenen grossen Lungengefässen, einen auf das absolute Gewicht derselben influenzirenden Blutabgang erleiden könne, habe ich zuerst die Lunge bey sorgfältiger Unterbindung ihrer grossen Gefässe, hierauf nach abgenommenen Ligaturen und dann vorgenommenen Auswaschen, und mässigem Ausdrücken der Lungen (um so viel Blut als möglich ausfliessen zu machen) abwägen lassen, und bey diesem zweymaligen Abwägen gar keinen bemerkbaren Gewichtsunterschied gefunden:" so scheint dieser Versuch wohl nicht ganz richtig zu seyn; denn wenn wirklich Blut aus den Lungen durch Ausfliessen oder Ausdrücken fortgeschafft ist: so hat doch diess, wenn es auch noch so wenig gewesen seyn sollte, eben so gut als die Lungen selbst sein absolutes Gewicht, wodurch das Gewicht der Lungen, worin es vorher aufgenommen war, nothwendig verhältnissmässig eben so vermehrt werden musste, als es jetzt bey seiner Entfernung aus denselben um so viel als diess betrug, verringert werden muss. Vorausgesetzt dass bey Wage und Gewicht kein Irrthum vorgefallen ist, so kann vielleicht die unterlassene Abtrocknung der ausgewaschenen Lungen dazu Gelegenheit gegeben, und das ihnen anklebende Wasser so viel als das ausgedruckte und ausgewaschene Blut am Gewicht betragen haben; wenn nicht etwa die Lungen vor der Unterbindung schon auf eine unbemerkte Art vom Blute entleert waren. Sehr merkwürdig ist in anderer Hinsicht, was von dem zum 32sten Versuch gebrauchten reifen Mädchen S. 41. gesagt wird, welches zwar lebensschwach geboren, doch wieder erweckt noch 24 Stunden nach der

der Geburt gelebt hatte. Es hatte einen beträchtlichen Eindruck am Schädeltheile des rechten Stirnbeins, der die Folge eines fünf Wochen vor der Niederkunft erlittenen Stoßes auf den Bauch der Mutter war. Da der Beweis des Daseyns des Blutes in den Gefäßen der Lungensubstanz selbst, bey jeder angestellten Lungenprobe von großer Bedeutung ist: so wäre es sehr zu wünschen gewesen, daß die Lungensubstanz in Hinsicht des Blutgehalts bey den hier angeführten Versuchen genauer als durch bloßes Zerschneiden und Zusammendrücken, untersucht worden wäre.

Kritischer Theil. Erster Abschnitt. Damit die Resultate der im *ersten* Theil bloss historisch angeführten Versuche dem Blick des Lesers gleichsam entgegen kommen möchten, hat der Vf. diese Versuche hier zuerst tabellarisch geordnet, und sie nach verschiedenen Ansichten in vier Tabellen aufgestellt. Dieß gewährt allerdings eine leichtere Uebersicht und bequemere Benutzung derselben. Aus dem Ganzen ergiebt sich, daß bey den frühreifen lebend gebornen Kindern 1 Loth 15 Gran, und 4 Loth 2 Quentchen; bey den frühreifen todtgebornen 1 Loth 22 Gran, und 4 Loth 1 Quentchen 15 Gran; bey den reifen lebendgebornen 2 Loth 15 Gran, und 6 Loth 1 Quentchen; bey den reifen todtgebornen 2 Loth 6 Gran, und 4 Loth 3 Quentchen 30 Gran die gegenseitigen Extreme des absoluten Gewichtes der Lungen sind. Die Versuche des Vfs. begünstigen die *Ploucquetsche* Lungenprobe keinesweges; die Gewichtsverhältnisse sind äußerst unbeständig, und die ausgehobenen Mittelverhältnisse weichen von der *Ploucquetschen* Angabe sehr ab und nähern sich der *Haartmannschen*. Bey mehrern einzelnen Versuchen entspricht zwar das relative Gewicht der Lungen dem von dem Erfinder angenommenen Calcul; allein bey vielen verhält sichs ganz anders, und einige geben ganz entgegen gesetzte Resultate. Sieht man aber bey den Versuchen bloß auf das absolute Gewicht der Lungen, ohne Rücksicht auf sein Verhältniß zum Gewicht des Körpers, und berücksichtigt zugleich auch den Grad der Reife: so gehet der Satz hervor: *Daß ein reifes Kind geathmet habe, wenn das Gewicht der Lungen mehr als vier Loth drey und ein halbes Quentchen beträgt.* Indessen bleibt doch auch manches nach diesem Maßstabe unentschieden. Außer mehrern längst bekannten Einwürfen gegen die *Ploucquetsche* Lungenprobe verdient auch der Umstand bemerkt zu werden, daß die Herstellung des neuen Kreislaufs durch die Lungen keinesweges bey allen neugebornen Kindern augenblicklich, oder in wenigen Minuten, geschieht, sondern daß er von der Respiration abhängig ist, und daher mit dieser gleichen Schritt hält, folglich bey fortdauernden Respirationshindernissen oft mehrere Stunden, ja Tage verlaufen können, ehe der neue Kreislauf durch die Lungen vollkommen hergestellt wird, indem ein verhältnißmäßiger Theil des Bluts, bis dahin, immer noch die alten offenstehenden Wege passiret. Hieraus ist nun leicht abzusehen, daß bey Kindern, die gleich oder bald nach der Geburt sterben, die Gewichtszunahme der Lungen nicht sehr auffallend, und überhaupt gar sehr verschieden seyn könne. Was sich schon *a priori* einsehen läßt, daß bey allen Todesarten, die mit einer Anhäufung des Bluts in den Lungen begleitet sind, solche Lungen nothwendig verhältnißmäßig schwerer wiegen müssen, als im entgegengesetzten Falle; das wird durch die Versuche des Vfs. ebenfalls bestätigt. Im *zweyten* Abschnitt beleuchtet der Vf. seine Versuche nach ihren Beziehungen zu der hydrostatischen Lungenprobe; spricht aber vorher *über das Athmen unter der Geburt.* Ob ein Kind während der Geburt athmen könne? ist zwar eine für die Lungenprobe äußerst wichtige Frage; bis jetzt aber ist sie bekanntermaßen weder durch ältere noch neuere Streitigkeiten *befriedigend* entschieden. Hr. *S.* gesteht zwar, daß er diese Frage, so allgemein genommen, aus eigener Erfahrung weder bejahen noch verneinen könne; ist aber mit Recht der Meinung, daß man über das, was glaubwürdige und als öffentliche Lehrer angestellte Gelehrte unserer Tage hierüber berichten, nicht so schnöde absprechen sollte. Er gehet dann zur nähern Erörterung der Frage über, in wie fern sich solche auf das Athmen eines Kindes bezieht, welches mit dem bloßen Kopfe geboren ist, und mit dem ganzen Rumpfe noch in den Geschlechtstheilen der Mutter steckt. Nachdem er mit einer lobenswürdigen Unparteylichkeit die gegenseitigen Gründe des berühmtesten Streits erwogen hat: so beweiset er durch acht eigene Beobachtungen die Möglichkeit des Athmens eines nur erst mit dem Kopfe gebornen Kindes. Bejahend entscheidet er auch hierauf durch die Resultate seines sechsten und drey und zwanzigsten Versuchs die Frage: ob ein mit dem Rumpfe gebornes Kind, dessen Kopf allein noch in der Scheide zurück gehalten wird, athmen könne, wenn unter den Bemühungen einer fremden Person, durch Einführung der Hand, um den Kopf auszuziehen, Luft in die Scheide dringt, und zu dem Munde des Kindes gelangt? Hierauf kommt nun der Vf. zu den Beziehungen seiner Versuche auf die hydrostatische Lungenprobe zurück, und zuerst auf *das künstliche Aufblasen der Lungen.* Sollte nicht die Lungenprobe ganz ihren Werth verlieren, so war es durchaus nöthig, zuverläßige Kriterien aufzusuchen, durch welche man den Zustand der eingeblasenen und der respirirten Lungen gehörig zu unterscheiden vermochte. Unvollkommene Ausdehnung der Lungen, flache Brust des Kindes, Mangel des Geräusches beym Durchschneiden der Lungen, und vorzüglich der blutlose Zustand der Lungen ohne vorhergegangene Verblutung, wurden bisher für sichere Kriterien aufgeblasener Lungen gehalten; ob mit Recht oder Unrecht, sucht der Vf. durch seine eigenen Erfahrungen und Versuche zu entscheiden. Als Resultat der letztern setzt er fest: 1) daß das Aufblasen der Lungen todt oder scheintodt geborner Kinder bey Abwesenheit mechanischer Hindernisse leicht und vollkommen unter zweckmäßiger Anstellung des Versuchs gelinge, bey Verstopfung der Luftwege aber durch Schleim und dergleichen, oder bey fehlerhafter Anstellung des

des Verfuchs fchwer, unvollkommen oder gar nicht von statten gehe. 2) Die Ausdehnung, Lockerheit, hellrothe Farbe und Schwimmfähigkeit der aufgeblafenen Lungen, fteht im geraden Verhältnisse mit dem Erfolg des mehr oder weniger gelungenen Experiments. 3) Der knifternde Laut beym Durchfchneiden, und der beym Zufammendrücken aus den Schnitten hervorquellende bald mehr bald weniger bluthaltige weifse Schaum, wird in keinen, nur mit einigem Erfolg aufgeblafenen Lungen vermifst. 4) Auch durch künftliches Einblafen entfteht Erhebung und bleibende Erweiterung des Thorax. 5) Lungen todtgeborner Kinder erhalten auch durch das ftärkfte Aufblafen keine bemerkbare Gewichtszunahme. 6) Aufgeblafene Lungen haben meiftens ein folches Gewichtsverhältnifs zum Körper, wie man es bey Lungen todtgeborner Kinder findet. Da mehrere diefer Sätze mit *Metzgers* und *Loders* Behauptungen im Widerfpruch ftehen: fo fucht der Vf. feine Gegner durch umftändlichere Erörterung und durch Zufammenftellung mehrerer nicht zu bezweifelnder Beobachtungen gründlich zu widerlegen; er ift aber doch mit *Metzger*, *Büttner* und andern darin einerley Meinung, dafs der blutleere Zuftand der Lungen ohne vorhergegangene Verblutung unter allen Merkmalen die meifte Rückficht verdiene. Da fich aber der Mafsftab nicht beftimmen läfst, nach welchem die Blutmenge einer Lunge richtig beurtheilt werden kann: fo räth er, nach *Ploucquets* Vorfchlag die Lungen zu wiegen; bemerkt aber auch zugleich fehr richtig, dafs die Blutmenge einer Lunge nicht immer im geraden Verhältniffe zur Refpiration ftehe. Eine ins Zinnoberroth fpielende Röthe ift den künftlich aufgeblafenen Lungen vorzugsweife eigen. Sogern übrigens Rec. alles bisher gefagte aus eigener Erfahrung beftätigt, fo findet er doch die Behauptung S. 187.*) und S. 211.: dafs fich die Luft nach dem Einblafen eben fo wenig als nach gefchehenem Athem durchs Zufammendrücken der Lungen wieder auspreffen laffe, nur mit Einfchränkungewahr. Schwer ifts, wo nicht unmöglich, die ganzen Lungen fo zufammen zu drücken, dafs die Luft völlig wieder ausgeprefst wird; fehr leicht aber laffen fich einzelne Stücke, nicht nur von aufgeblafenen oder durchs Athmen mit Luft ausgedehnten Kinderlungen, fondern auch von gefunden Lungen erwachfener Menfchen, fo zufammendrücken, dafs fie, völlig von Luft und Blut entleert, augenblicklich im Waffer zu Boden finken. Es kommt nur darauf an, dafs das Zufammendrücken vollkommen und zweckmäfsig verrichtet wird. *Ueber das Schwimmen fauler Lungen.* Nicht zufrieden mit den ihm bekannten Beobachtungen, ftellte der Vf. auch felbft hierüber vier Verfuche an, aus deren Refultate er mit Recht fchliefsen zu können glaubt: „dafs Luftblafen an faulenden Lungen überhaupt eine feltene Erfcheinung feyen; dafs diefes felbft von folchen Lungen, die im Zuftande der höchften Fäulung fich befinden, gelte; dafs faule Lungen in der Regel zu Boden finken, und nur in den ungewöhnlichen Fällen fchwimmen, wenn fie mit Luftblafen ftark befetzt find; dafs dennoch in höchft feltenen Fällen faule Lungen auch ohne folche bemerkbare Luftblafen fchwimmen können, wenn ihr *Parenchyma* durch die Fäulnifs emphyfematifch ausgedehnt ift." *Mayer's* lefenswerthe Verfuche, die der Vf. nicht zu kennen fcheint, wurden auf andere Art angeftellt, und zur gehörigen Zeit genauer beobachtet, gaben daher auch andere Refultate, und beweifen, dafs alle Lungen unter den erforderlichen Umftänden durch Fäulnifs auf einige Zeit fchwimmfähig werden. *Ueber das Unterfinken der Lungen bey ftatt gefundener Refpiration.* Durch drey feiner Verfuche beftätigt der Vf. ebenfalls die von angefehenen Aerzten beftrittene Möglichkeit des Unterfinkens der Lungen folcher Kinder, welche erwiefen gefchrieen und geathmet haben, und erklärt übrigens diefe auffallenden Erfcheinungen nach *Ploucquetfcher* Art. *Ueber die Verftopfung der Luftwege durch Schleim und Fruchtwaffer.* Auch des Vfs. Unterfuchungen beftätigen es, dafs die Luftwege neugeborner Kinder nicht felten durch Schleim und Fruchtwaffer fo verftopft find, dafs das Athmen dadurch erfchwert oder wohl gar unmöglich gemacht wird. Diefe Erfahrung giebt dem gerichtlichen Arzte einen bedeutenden Wink, dafs er bey Obducirung neugeborner Kinder vorzüglich auf die Unterfuchung des Zuftandes der Luftwege fein Augenmerk richten, und diefe Feuchtigkeiten von andern fremdartigen wohl zu unterfcheiden verftehen müffe. *In wie fern bey Neugebornen der Herzbeutel von den Lungen bedeckt werde.* Gewöhnlich wird gefagt, dafs durch das Athmen die Lungen fo ausgedehnt werden, dafs fie nun den vorher unbedeckten Herzbeutel bedecken; dafs diefs bey Kindern, die eine geraume Zeit nach der Geburt gelebt und vollkommen refpiriret haben, feine Richtigkeit habe, giebt der Vf. zwar zu, beweifet aber durch feine Verfuche, dafs diefs nicht der Fall bey folchen Kindern fey, die bald nach der Geburt fterben, auch wenn fie frey athmen. Er fand bey feinen Unterfuchungen, dafs der Herzbeutel bey todtgebornen nie *ganz* blofs, und bey lebend gebornen athmenden Kindern nie *ganz* bedeckt lag. Der ganze Unterfchied beruhe nur auf ein *Mehr* oder *Weniger* des Bedecktfeyns. Wie wenig man fich indeffen auf diefes Zeichen allein verlaffen könne, beweifen mehrere feiner Verfuche, wo ungeachtet der Abwefenheit aller Refpiration, der Herzbeutel von den Lungen dennoch gröfstentheils, wie bey Kindern die refpiriret haben, bedeckt gefunden wurde, und fo umgekehrt. *Ueber die gradweife Schwimmfähigkeit der Lungen.* Des Vfs. Verfuche beftätigen ebenfalls den längft bekannten Satz, dafs in der Regel die rechte Lunge früher als die linke athmet, folglich auch eher und öfter als die linke, fchwimmt. Bey den mehrften feiner Verfuche zeigten fich aber die Erfcheinungen des Athmens, gegen die gewöhnliche Meinung, deutlicher in den obern als untern Lappen. Lungen die nicht auf der Oberfläche, fondern in der Mitte des Waffers fchwimmen, haben gerade fo viel Luft bekommen, als dazu gehört, um ihre fpecififche Schwere mit der Schwere des Waffers ins Gleichgewicht zu fetzen; und fo fteht jedes unvollkommene

Schwim-

Schwimmen der Lungen eben so mit dem Athmen im Verhältniss als das vollkommene. *Ueber die Farbe der Lungen in Neugebornen.* Nach des Vfs. Erfahrungen ist unter allen angegebenen Kennzeichen des stattgefundenen Athmens oder Nichtathmens keines so schwankend und trügerisch als die Farbe der Lungen. Die durch mancherley Ursachen möglichen verschiedenen Nüancirungen der Lungenfarbe machen es fast unmöglich aus der blossen Farbe der Lungen zu entscheiden, ob das Kind geathmet habe oder nicht; wenn gleich in der Regel die Farbe der Lungen mit den übrigen Erscheinungen die unser Urtheil leiten, genau parallel geht. In den *kurzen Bemerkungen*, die der Vf. noch beyfügt, versichert er, dass auch nach dem Resultate seiner Versuche, in allen Fällen wo Kinder unter den Symptomen des Erstickens starben, und alle Erscheinungen der Leiche für diese Todesart sprachen, die Lungen schwammen. Er macht darauf aufmerksam dass man beym Zusammendrücken zerschnittener Lungen leicht Bronchialschleim für Schaum ansehen könne; bemerkt dass bey einem acht Tage nach der Geburt gestorbenen Kinde eine Entzündung der untern Lappen beider Lungen statt fand; und zeigt endlich aus seinen Versuchen, welche er mit solchen Kindern anstellte, die bey vorliegender Nabelschnur während der Geburt starben, wie wenig in neugebornen Kindern die äussern Zeichen des Erstickens lehren, und dass hier überhaupt durch Erstickung nicht jene Todesart gemeint seyn könne, welche man gewöhnlich durch das Wort *Erstickung* zu bezeichnen pflegt. Der Vf. schliesst nun das Ganze mit einigen *Folgerungen*, über deren Prämissen diese Schrift den Beweis geführt hat, und die sich daraus von selbst ergeben.

GESCHICHTE.

STRAUBING, b. Heigl und C.: *Biographien der Patrioten Baierns.* Zur Belebung der Vaterlandsliebe. Herausgegeben von *Caspar Friedrich Hessinger*, prakt. Erzieher. *Erstes* Bändchen. *Erste* Hälfte. 1805. 92 S. 8. (10 gr.)

Zur Erreichung des auf dem Titel angegebnen Zwecks liefert der Vf. in der vorliegenden *ersten* Hälfte des *ersten* Bändchens eine sogenannte Biographie *Reders*, eines Arztes im Würzburgischen; und die *zweyte* Hälfte soll uns mit den Lebensumständen des wegen seines vortrefflichen Charakters allgemein geschätzten bayerschen Cavaliers, Freyherrn *von Meggenhofen*, bekannt machen. Zum Glück erschien bisher nur diese erste Hälfte. Der Vf. scheint weder von einer Biographie überhaupt, noch von einer Biographie in pädagogischer Hinsicht insbesondere einen Begriff zu haben. Er liefert nur Rhapsodien, und diese sind so mager an eigentlichen biographischen Nachrichten, und das Wenige, was man davon in dieser Schrift findet, ist so kurz und dunkel darin angedeutet, dass er selbst nöthig fand, am Ende durch einen kleinen Commentar nachzuhelfen. Ohne denselben würde man nicht einmal wissen, wo, und wann *Reder* geboren wurde, wo er studirte, mit welchen Gelehrten er in Verbindung stand. Aber selbst der Commentar lässt uns über verschiedene wichtige Umstände gänzlich unbelehrt. Eine genaue Beschreibung der Erziehung und des Unterrichts, die er in seiner Jugend genossen, eine Entwickelung der übrigen Umstände, der auf seine Bildung vorzüglich gewirkt, und die Schwierigkeiten, die er auf seiner Laufbahn zu überwinden hatte; eine ausführlichere Darstellung der mannichfaltigen Lagen und Verhältnisse, in die ihn sein Schicksal in verschiedenen Perioden seines Leben mit Hohen und Niedern, mit Gelehrten und Nichtgelehrten, mit Freunden und Feinden von Zeit zu Zeit brachte, eine umständlichere Schilderung seiner Handlungsweise als Gatte, als Vater, als Freund, u. dergl. m. sucht man vergebens in dieser Schrift. In der Anmerkung zu S. 37. heisst es zwar: „Ausser vielen äusserst unbefangenen Kritiken schrieb er verschiedene kleine Werke in deutscher Sprache;" aber wie viele, und welche es waren, ist nirgend angemerkt, eine einzige Schrift ausgenommen. Nicht einmal mit dem Beynamen seines Helden macht uns der Vf. bekannt u. s. w. Eigentlich kann daher diese Schrift nur als ein dürftiges Exempelbuch betrachtet werden, worin anstatt einer zusammenhängenden Erzählung des ganzen Lebenslaufes nur einige allgemeine Charakterzüge, und einzelne Umstände aus dem Leben Reders unter eben so vielen Aufschriften kurz angegeben sind; das übrige aber mit langen moralischen Sentenzen und Declamationen angefüllt ist. Aber selbst von den hier aufgenommenen Charakterzügen und Handlungen sind nicht alle von der Art, dass sie als Muster zur Nachahmung unbedingt aufgestellt werden könnten. Sollten wohl alle Väter, wie Reder, ihre Töchter fleissig im Lateinsprechen üben? Oder verdient es als eine nachahmungswürdige Tugend gepriesen zu werden, dass Reder jeden ehrenvollen Ruf ins Ausland (wohin?) ausschlug, obwohl ihm sein Vaterland nach S. 37. *weder Gelegenheit zu einer angemessenen Beschäftigung*, noch Aufmunterung dazu darbot? Dass er im Dienst für andere sein Vermögen zusetzte, und für seine Familie gar nicht sorgte? Wir hoffen, dass das Publikum mit der *zweyten* Hälfte dieses Bändchens verschont bleiben werde.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 23. October 1806.

BIBLISCHE LITERATUR.

Halle, b. Curts Erben: *Novum Testamentum Graece.* Textum ad fidem codicum, versionum et Patrum recensuit et lectionis varietatem adiecit D. *Jo. Jac. Griesbach.* — *Volumen II. Acta et epistolas Apostolorum cum Apocalypsi* complectens. Editio *secunda emendatior multoque locupletior.* 1806. 684 S., ausser der Vorrede und dem Verzeichniss der gebrauchten Handschriften auf 40 und einem Anhange von eben so vielen Seiten. gr. 8. (3 Rthlr.)

So ist denn endlich jene wahrhaftig klassische Ausgabe vollendet, die in der Kritik des Neuen Testamentes Epoche macht, und deren Text wohl künftig als der gemeine wird angenommen werden. Dass uns Hr. *G.* zehn Jahre hat auf diesen *zweyten* Band warten lassen, gereicht diesem zum grossen Vortheil, da man nun kein einziges bekannt gewordnes Hülfsmittel bey ihrem Gebrauch vermissen wird, ausser dem *zweyten* Theil von *White's* Ausgabe der Syrischen Philoxenianischen Uebersetzung, der noch nicht erschienen ist, und dessen Abdruck Hr. *G.* nicht abwarten wollte, um nicht, bey seiner ohnehin geschwächten Gesundheit und vielen anderweitigen Beschäftigungen, die Ausgabe seines Neuen Testamentes unvollendet zu lassen, die dabey gewiss an Correctheit und Genauigkeit würde gelitten haben, da unmöglich jemand dasjenige ganz leisten konnte, was Hn. *Gs.* bey dieser Arbeit so geübtes Auge, die innigste und ihm immer vorschwebende Bekanntschaft mit allen Hülfsmitteln und dem was diese geben konnten, und seine selbst ins Kleinste gehende Sorgfalt und kritischer Fleiss zu leisten vermochte. Es ist ganz buchstäblich wahr, was er in der Vorrede sagt, „dass es keine Ausgabe des N. Testamentes oder irgend eines alten Schriftstellers giebt, die auch zugleich so wohlfeil und in so enge Gränzen zweyer mässigen Bände zusammengedrängt wäre, einen solchen Reichthum von verschiedenen Lesearten enthielte, eine solche Menge von Zeugen für dieselben aufstellte, und gleichwohl durch Ueberhäufung so wenig denen, die diese Ausgabe brauchen wollen, lästig würde, als diese."

Es bleibt uns indessen — da wir bey der Anzeige des *ersten* Theils derselben umständlich von der Einrichtung und der Trefflichkeit dieser Ausgabe geredet haben — beynahe nichts weiter von diesem *zweyten* Theil zu sagen übrig, als eine kurze Erwähnung der Vorzüge die derselbe ihr vor allen andern giebt. Hr. *G.* hat also alle Hülfsmittel dabey gebraucht, welche, seit der wirklich kritischen Bearbeitung des Neuen Testaments oder vielmehr Sammlung der verschiednen Lesearten durch *Mill* bis auf die neuesten Zeiten, im Grossen oder Kleinen, bekannt worden sind, auch hat er, was davon noch während des Abdrucks seines N. Test. ihm aufstiess, wenn schon ein Theil dieses *zweyten* Bandes abgedruckt war, namentlich über die Apostelgeschichte und einiges von Pauli Briefen, in einem besondern Anhange am Ende des Bandes nachgeholt. Vornehmlich hat ihm ausserdem Hr. Rector und Prediger *Bredenkamp* zu Bremen, eine genaue Vergleichung der armenischen Uebersetzung, Hr. *Dobrowski* Auszüge aus 11 Handschriften und Ausgaben der slavonischen Uebersetzung mitgetheilt, so wie Hr. D. *Paulus* einige dergleichen aus Handschriften, die er in England verglichen hatte; neben welchen Hülfsmitteln auch eine Handschrift der Apostelgeschichte und Briefe des N. T. gebraucht worden ist, die Hr. Hofr. und Bibliothekar *Langer* zu Wolfenbüttel besitzt. (Zwar hätten auch wohl einige bey der Kritik des N. T. weniger gebrauchte Kirchenschriftsteller und die Conciliensammlungen noch manche nicht unbeträchtliche Ausbeute gegeben, aber schwerlich würde diese mehr als bloss bestätigende *Zeugnisse* für schon bekannte Lesearten betroffen haben.) Wie beträchtliche Zusätze und Verbesserungen die kritischen Anmerkungen in diesem *zweyten* Bande der neuen Ausgabe dadurch erhalten, lässt sich hier unmöglich angeben, der Augenschein wird es jeden beweisen. Ein vorzügliches Beyspiel geben die über die berufene Stelle, die ohngefähr den 7ten Vers im 5ten Kapitel des ersten Briefes Johannis einnimmt. Denn ausser dem was etwa unter dem Text selbst darüber gesagt ist, hat Hr. *G.* in dem Anfang zu diesem Bande eine besondere Diatribe eingerückt, welche durch ihre Vollständigkeit und Bündigkeit die Sache völlig erschöpft, und es höchst wahrscheinlich macht, dass Vigilius von Tapsus am Ende des 5ten Jahrhunderts der erste sey, der deutlich die drey Zeugen *im Himmel* in dieser Stelle erwähne.

Noch wird man vielleicht zu wissen verlangen: *theils* ob in dieser neuen Ausgabe manches im Text d. i. in Hn. *G.* bisheriger Recension desselben verändert worden sey? *theils* wie weit etwa der noch so sehr der Kritik bedürftige Text der Offenbarung Johannis durch die neugebrauchten Hülfsmittel gewonnen habe? Bey der *erstern* Frage wird man keinem Recensenten eine masorethische Durchsicht zumuthen, die ohnehin um so unnützer seyn würde, da Hn. *Gs.* so richtige Grundsätze in Beurtheilung der Le-

Lesearten, und seine so genaue Prüfung danach, höchstens nur sehr wenige Abänderungen der von ihm ehedem gebilligten Leseart erwarten lassen. Indessen ist uns bey dem Durchblättern, oder vielmehr bey dem Nachschlagen mancher wegen der Leseart streitigen Stellen, doch einiges vorgekommen. Da, wo bisher zwey verschiedne Lesearten in den Text gesetzt waren, zwischen welchen, weil sie beide gute Gründe für sich zu haben schienen, er den Lesern selbst die Wahl überliess, steht jetzt *nur eine*, die er für die richtigste hält, im Text, die andere aber ist, wie gewöhnlich, unter den Text verwiesen, daher jetzt z. B. Röm. 12, 11. καιρῳ, Ephes. 4, 16. μερους, 1 Tim. 3, 16. ὁς, Joh. 2, 18. χωρις, und 1 Petr. 3, 7. συγκληρονόμοι, *allein* aufgenommen ist. Aber auch in den Text selbst haben wir bisweilen eine ganz andere Leseart aufgenommen gefunden, und die gemeine, welche bey der ersten Ausgabe im Text geblieben war, ist nun bloss auf den Rand gesetzt, z. B. Röm. 8. 38. folgen im Texte selbst die Worte so: ουτε ἐνεστωτα ουτε μελλοντα, ουτε δυναμις, und 1. Kor. 9, 1. ist ουκ ειμι ελευθερος vor ουκ ειμι ἀποστολος gestellt. Eben so finden wir, wenigstens bey Apostelg. 28, 3. dass Lesearten, welche vorhin bloss als unbedeutend in den Noten berührt waren, (als in gedachter Stelle: ἀπο τ. θερμης, διεξελθουσα καθηψατο τ. χειρος αὐτου) jetzt ihren Platz auf dem Rande als solche bekommen haben, die geprüft und mit der Leseart im Text verglichen zu werden verdienten. Auf Veränderungen in der Interpunction sind wir nicht gestossen; man müsste denn dahin rechnen, dass Koloss. 2, 22. die Worte ἁ ἐστι παντα εἰς φθοραν τη ἀποχρησει in eine Parenthese gesetzt worden sind; oder das was Hr. *G.* bey der Stelle Gal. 2, 4. als blosse Conjectur beybringt. Da setzen nämlich *F.* und *G.* zwischen ἱνα und ἡμας noch μη hinzu, daher Er, wahrscheinlich, vermuthet: es möchten ehedem einige gelesen haben: ἱνα μη ἡμας καταδουλωσωνται, προς ὡραν εἰξαμεν. Deutlicher wird wenigstens nun, welche Interpunction Er für richtiger halte, da sie bestimmt im Text bezeichnet wird, in welchem diess vorhin unbestimmt gelassen war, wovon wir das Beyspiel aus Apostelg. 1, 2. nehmen können, wo vor und hinter den Worten δια πνευματος ἁγιου οὑς ἐξελεξατο Commata gesetzt sind.

Betreffend die *zweyte* Frage wegen des apokalyptischen Textes, bemerkt Hr. *G.* sehr richtig: dass die Ursache, warum man in den *katholischen* Briefen und der *Offenbarung* Johannes so wenig aufs Reine kommen könne, darin liege, dass wir hier nicht, wie wohl bey den übrigen Büchern des N. T. griechisch-lateinische Handschriften haben, vornehmlich aber die meisten jener Bücher in vielen christlichen Gemeinden der vier ersten Jahrhunderte nicht geachtet oder gar verworfen wurden; daher denn auch, weil sie seltner abgeschrieben wurden, nicht so verschiedne Familien der Handschriften gleichsam entstehen konnten, wie in den übrigen Büchern. Doch zeige sich bey einigen *Codicibus* der Apokalypsis (7. 12. 36. 38.) eine ganz andere Klasse als bey andern z. B. *B.* 6. 8. 9. u. s. w. und bey dem Complutensischen Texte. Wirklich sind bey der jetzigen Ausgabe die Excerpten von 18, vorhin nicht bekannten, Handschriften gebraucht, ausser fünfen, deren Lesearten, so wie die aus dreyen Leipziger Handschriften der Vulgate Hr. *Matthäi* excerpirt, und zwey andern von des Erzb. *Andreas* zu Cäsarea in Kappadocien, Commentar, aus welchen *Bengel* in seinem *Apparatu critico* dergleichen geliefert hat. Aber neue oder sicherere Ausbeute hat diese Vergleichung nicht gegeben, daher auch, so viel wir bemerkt haben, die Recension in dieser neuen Ausgabe ganz dieselbe geblieben ist, wie in der erstern: denn dass jetzt hie und da einige ungewöhnlichere Formen der griechischen Wörter, die vorher unter dem Auswurf auf dem Rande standen, in den Text aufgenommen worden sind, z. B. Kap. 2, 24. βαθεα statt βαθη, Kap. 3, 2. στηρισον statt στηριξον u. d. gl., ist von keiner Bedeutung. Bey allem bis ins kleinste gehendem Fleisse des Herausgebers konnte gewiss ein mehreres jetzt nicht geleistet werden. Denn einige Handschriften, mit welchen er sich behelfen musste, sind nicht einmal vollständig von denen, welche sie verglichen, excerpirt; an einer auch nur muthmasslichen Geschichte dieses apokalyptischen Textes fehlt es uns noch ganz; wir wissen nicht einmal, wenn die beiden Cäsareensischen Bischöfe, Andreas und sein Epitomator Arethes gelebt, noch viel weniger, woher sie ihren Text genommen und mit welcher Treue sie ihn behandelt haben; ja, wie Hr. *G.* bemerkt, der elende Commentar des Andreas, dem die meisten Handschriften folgen, hat selbst zu vielen Interpolationen erst Gelegenheit gegeben, und selbst die Handschriften dieses Commentars weichen sehr von einander ab. Und sollte denn die höhere Kritik nicht auch hier ihre Rechte noch üben dürfen, da Spuren von Interpolationen sich schon in Abschriften der frühern Zeit zu zeigen scheinen? (Man sehe nur *Wetsteins* Anmerkung zu Kap. 13, 18.) Rec. kann z. B. sich schwer überzeugen, dass die Verwünschungsformel Kap. 22, 18. 19. vom Johannes oder ein Stück des ältesten Textes sey. Ists nicht zu verwundern, dass bey dem uralten Streite über den Vf. und die Echtheit dieser Apokalypsis, gar niemand sich sollte auf diesen Bücherfluch berufen haben, um diesem Buche Respect zu verschaffen? Ueber diess fehlt der ganze Fluch in der Handschrift 12, die Hr. *G.* als eine der besten und unverfälschteren aufstellt. Am unschicklichsten steht jener Fluch an dem Orte wo er steht, weil er da den ganzen Zusammenhang zerreisst, und auf eine unnatürliche Art das sehnsuchtsvolle Verlangen nach Christi Erscheinung unterbricht. Man lasse nur einmal diesen auffallenden Fluch weg, und verbinde den 20sten v. mit dem 17ten, um sich davon zu überzeugen: v. 17. „Der Geist und die Braut sprachen: Komm! und wer es hört, der spreche: Komm! und wem dürstet, der komme; wer will, nehme das Wasser des Lebens umsonst! v. 20.: Der diess versichert, spricht (antwortet): Ja ich komme bald! Amen! Ja komm Herr Jesu!" (wie die Replik des Geistes und der Braut lautet).

Leip-

Leipzig, in Göschens Verlag: Η ΚΑΙΝΗ ΔΙΑΘΗΚΗ, *Nov. Testamentum*, *Graece*, ex recensione *J. J. Griesbachii*, cum *selecta* lectionum varietate, *Tomus I. T. II.*, 615 S. (ausser der Vorrede und dem hier aus der grössern Ausgabe wieder abgedruckten *Conspectu potiorum obss. criticarum et regularum*, wonach sich die Wahl und das Urtheil über die verschiedenen Lesearten in der *Griesbachischen* Ausgabe gerichtet hat, auf 30 S.) 8. (1 Rthlr. 5 gr.)

Diese *Handausgabe* des N. T. nach der *Griesbachischen* Recension, wird allerdings vielen willkommen seyn, die entweder jene kritische Ausgabe ungeachtet ihres wirklich höchst billigen Preises sich doch nicht anzuschaffen vermögen, oder einen Abdruck wünschen, den sie in Einem Bande und ganz bequem bey sich tragen können. Sie ist sehr niedlich abgedruckt mit ganz neuen eigens dazu gemachten Lettern, die dem Auge noch besser thun würden, wenn sie weniger fein und etwas schwärzer wären; wenigstens konnten Recensentens sonst sehr gute Augen diese Schrift nicht in die Länge aushalten. Vorzüglich empfiehlt sich aber diese Handausgabe durch die grosse Correctheit, die ohnehin den *Griesbachischen* Ausgaben eigen ist. Nun kam es nur noch auf die Auswahl der Lesearten an, die in diese sollten aufgenommen werden, damit sie wirklich wohlfeil und Handausgabe würde, und doch sowohl diejenigen, die das neue Testament erklären und die Verschiedenheit der Leseart erwähnt hören, derselben nicht unkundig blieben, als auch denen, welchen in grössern kritischen Ausgaben die Durchsicht der vielen grösstentheils ganz unerheblichen Lesearten zu mühsam ist, oder die bey jeder Stelle gleich an die erheblichern erinnert zu werden wünschen, gerathen werden möchte. Hr. *G.* hat daher in den Noten unter dem Texte, der hier völlig nach oben beschriebner neuesten kritischen Ausgabe abgedruckt ist, zwar die Zeugen für eine Leseart übergehen müssen, auch alle diejenigen Eigenheiten seiner Recension übergangen, die keinen Einfluss auf den Sinn haben, sondern blos den Worten eine andere Stellung geben oder eine andere Orthographie darstellen; sonst aber überall, wo sein Text eine andere Leseart hat als die sogenannte gemeine, die Lesearten des gewöhnlichen Textes, wenn sie auch unbeträchtlich waren, aufs genaueste aufgeführt; und eben so die erheblichern Varianten, die von seiner Recension, wie von der gewöhnlichern abweichen; selbst merkwürdige Conjecturen, und die Verschiedenheit der Interpunction sind nicht unangezeigt geblieben. Ueberhaupt ist der Vorrath der hier ausgewählten Lesearten fast eben derselbe, wie in der *Griesbachischen* Prachtausgabe des Neuen Testamentes. Doch haben wir gefunden, dass in Absicht der ausgewählten Lesearten die gegenwärtige kleine Handausgabe manche Vorzüge, wenigstens zu mehrerer Bequemlichkeit derer, die sich ihrer bedienen wollen, habe, wiewohl selbst auch in Absicht auf mehrere Vollständigkeit. So ist z. B. bey Phil. 3, 16. unter den Varianten bemerkt, dass το αυτο φρονειν in einigen Handschriften fehle oder umgesetzt sey (d. i. vor το αυτο στοιχειν stehe) und bey v. 18. hinter περιπατουσιν noch κατα σαρκα stehe, welches in der Prachtausgabe nicht bemerkt ist. Noch mehr aber dient es zur Bequemlichkeit, dass, da im Texte der Prachtausgabe alle Zeichen einer Parenthese und alle Zeichen, die das Urtheil der Leser bey Wahl einer Leseart leiten sollen, weggelassen sind, ohne Zweifel um die schöne fortlaufende Gleichheit der Schrift im Texte nicht durch fremde Einschiebsel zu verunstalten, in der Handausgabe hingegen beyderley Zeichen bemerkt sind z. B. Röm. 11, 8. 1 Kor. 6, 16. u. s. w. und eben so 1 Kor. 5, 13.

Von der Prachtausgabe ist nun auch der *dritte* Band erschienen:

Leipzig, b. Göschen: Η ΚΑΙΝΗ ΔΙΑΘΗΚΗ. *Novum Testamentum* graece. Ex recensione *Jo. Jac. Griesbachii*, cum selecta lectionum varietate. *Tomus Tertius. Pauli Epistolae.* 1806. 317 S. fol. (Pränum. Preis 2 Frd'or.)

Diesen Band, der übrigens an Pracht und Schönheit des Papiers und Drucks den vorigen völlig gleich ist, ziert als Titelkupfer ein Bild des Apostel Paulus von *Böhm* nach *Sereda* meisterhaft gestochen.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Martini: *Medicinisch praktische Beobachtungen*, herausgegeben von *C. G. Ortel*, Arzt zu Freiburg an der Unstrut. *Ersten* Bandes *erstes* Heft. 1804. 92 S. 8. (10 gr.)

Der Vf. liefert hier folgende Aufsätze: 1) Von den Wirkungen der Infusion. Ein Mann blieb nach einem Falle 12 Tage lang, trotz aller Mittel, sinn- und bewusstlos; der Vf. öffnete die rechte *vena mediana cephalica*, und spritzte, nach Ausleerung einer geringen Menge Bluts, ⅓ eines Skrupels in zwey Quentchen dünnen arabischen Gummischleim aufgelössten Kamphers ein. Alle andere Arzneyen wurden ausgesetzt. Kaum war eine Stunde verflossen, so kehrte das Bewusstseyn zurück, der Kranke sah und erkannte die Umstehenden mit dem rechten Auge und konnte etwas sprechen. Der Puls der rechten Seite hob sich und wurde um ein Drittheil schneller, als der der linken Seite. Abends wurde die Infusion wiederholt und die Wirkungen waren ungefähr die nämlichen. Bey der dritten Infusion entstand aber ein ungeheurer schüttelnder Frost mit Zähnklappen, der sich in heftigen kalten Schweiss endigte. Nun gab der Vf. auch innerlich Arzneyen, und nach den schreckendsten Symptomen (S. 16.) und ganz unterlassener Infusion, welcher doch der Vf. die Wiederherstellung der Receptivität für andere Mittel beymisst, (S. 17.) wurde der Kranke, bis auf eine Kleinigkeit, wieder hergestellt. Auch bey einem zweyten Infusionsversuche folgte (S. 19.) ein den ganzen Körper durchschüttelnder Frost mit Zähnklappen, convulsivischen Verziehungen des Gesichts, Verdrehen der Augen

Augen und Schaum vor dem Munde. Das Athmen war erschwert, ängstlich, keichend; das Herz bewegte sich zitternd, die Kranke fiel bald in *Delirium*, bald kam sie wieder zu sich, wo sie allemal über erstickenden Schwefeldampf klagte. Nach einer halben Stunde kam Schweiss u. s. w. Bey einem wiederholten Versuche kam dieser letzte, ohne jene übleren vorhergehenden Symptome. Mit dem Pulse hatte es gleiche Bewandniss wie oben. (Der Rec. dachte dabey an das *Tanti poenitere non emo!* Um einer Ausdünstung willen, möchte er dem Kranken nicht die schreckenden Symptome alle zuziehen. Im ersten Falle musste überdem die, wenn auch geringe, Menge gelassenen Blutes genauer bestimmt und in Anschlag gebracht werden. Konnte nicht auch sie jene Receptivität herstellen? War der Puls im gesunden Zustande an beiden Armen gleich? War der Effect nach allen eingespritzten Mitteln der nämliche? Die Infusion bleibt auch nach diesen Versuchen ein heroisches und unsicheres Mittel.) 2) Ignoranz in der Geburtshülfe, ein Fall, wie es leider mehrere giebt. 3) Eine bis ins achte Jahr ganz im *Utero* befindliche Nachgeburt. Die Masse war unter heftigen Schmerzen und Blutungen abgegangen, und bestand aus einem (so schien es dem Vf.) ziemlich aufgelössten und zerstörten Stück Mutterkuchen, (einem polypösen Concremente?) an welchem noch die Reste der Hüllen und Häute, so wie ein kleines Stück Nabelschnur (ein filamentöses Gebilde?) deutlich unterschieden werden konnten. Bey genauerer Zergliederung ergab sich die (wenn sich der Vf. nicht getäuscht hat?) allerdings sehr merkwürdige Erscheinung, dass die *pars uterina* noch völlig frisch und unverdorben und mit rothem Blute angefüllt, die *pars fetalis* aber missfarbig, stinkend und faul war. (Rec. erinnert sich mehrerer ähnlichen Zufälle und Erscheinungen; aber eine ähnliche Aetiologie hat er sich nie erlauben können. Er hält die abgedruckte nicht für wahre Nachgeburt.) 4) Neue Experimente mit dem Phosphor. S. 55. ist wahrscheinlich durch einen Druckfehler Landwein statt *Laudanum* gesetzt. S. 56. kommt ein Recept vor, welches der Vf. räthlicher hätte unterdrücken sollen, 10½ Quentchen holzichter Substanzen, namentlich China, Ingwer, Kalmus, Zimmt, Pomeranzen, Baldrian und Schlangenwurzel werden mit Wein infundirt und der Kolatur von vier Unzen folgendes zugesetzt: *Essent. chinae et aurant. Aether. vitrioli, Spirit. C. c. aa. dr. II. Extr. chinae semiunc. Extr. nucis vom. scr. II. Decoct. jaleb unc. sesqui.* Das ist doch gewiss ein wunderliches Gemengsel. Es resultiret aus diesen Versuchen nicht viel, da sie nicht rein sind. 5) Ueber *Galvanismus*. Dieser Aufsatz ist besser! Dauerhafte Gehörkuren bewirkte auch der Vf. nicht; mehr leistete er bey Augenübeln; dennoch sey man mit den Lobpreisungen dieses Mittels zu weit gegangen. Wir ermuntern den Vf. zur Fortsetzung seiner Bemerkungen, wünschen ihm aber dazu zuvörderst eine reichhaltige Praxis.

Leipzig, b. Breitkopf u. Härtel: *Einleitung in die Akologie oder Wundarzneymittellehre*, von D. J. F. *Küster*. 1801. 124 S. 8. (12 gr.)

Vorliegende Schrift ist Uebersetzung der Inauguraldissertion des Vfs., welche sich, als solche, allerdings vor vielen andern, welche durch den Zwang akademischer Gesetze *invita Minerva* zu Tage gefördert werden, auszeichnet. Nachdem der Vf. die verschiedenen schwankenden Begriffe, welche man über die Chirurgie aufgestellt hat, in der Kürze durchgegangen ist: scheint ihm die Chirurgie als Kunst, Krankheiten durch Mittel zu heilen, die bloss physisch auf den Körper wirken, am richtigsten definirt werden zu können; weil die Bestandtheile eines chirurgischen Heilmittels, wenigstens zunächst, nichts zur Wirkung desselben beytragen. Nach dieser Definition würden die sonst unter die chirurgischen Heilmittel aufgenommenen Ueberschläge, Salben und Pflaster aus der Wundarzneymittellehre verbannt werden müssen, wogegen Rec. nichts zu erinnern hat. Was der Vf. über die Literaturgeschichte der Wundarzneymittellehre anführt, ist sehr unvollständig, die Klassification der chirurgischen Heilmittel in allgemeine und besondere nicht neu, und die Unterabtheilungen sind nicht durchaus fehlerfrey; so kann man z. B. die Instrumente zum Präpariren an Leichen, die Skarificationsinstrumente, Kugelzieher u. s. w. nicht unter diejenigen Werkzeuge zählen, welche an den Extremitäten angewendet werden, wie in dieser Schrift geschehen ist.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erdbeschreibung. *Freyberg*, b. Craz u. Gerlach: *Aussichten aus Hempelsbaude nach Schlesien und der Lausitz*, von *Adolph Traugott von Gersdorf* auf Meffersdorf. 1804. 31 S. 4. (9 gr.)

Ebendas.: *Aussichten von der Riesenkoppe* u. s. w. von *Ebendemselben*. 80 S. 4. (8 gr.)

Beide Piecen enthalten eine genaue Angabe aller der Orte, welche man wie in einem Panorama rings um den angegebenen Standpunkt siehet, nebst Anfragen, ob dieser oder jener erblickte Gegenstand wirklich dieser oder jener Ort ist. Welch einen Dienst dem Reisenden, der die Hempelsbaude und Riesenkoppe besucht, sowohl als auch dem Geographen ein solches Verzeichniss gewährt, leuchtet in die Augen. Die Richtigkeit, an der Rec. nicht zweifelt, zu beurtheilen oder etwas zuzusetzen, ist aber nur derjenige im Stande, welcher eben so, wie der Vf., diese Gegenden unzählige mal absichtlich deshalb bereiset, oder in Verbindung mit andern Sachkundigen durch Blickfeuer die zweifelhaften Gegenstände verificiren kann.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 24. October 1806.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Rostock, b. Stiller: *Commentatio de Orphei Argonauticis.* Scripsit *Immanuel G. Huschke*, Literarum graecarum in Academia Rostochiensi Professor. 1806. 56 S. 4.

Diese Abhandlung, welche Hr. *Huschke* bey Gelegenheit des Antritts seines Lehramts der griechischen Literatur schrieb, bestätigt aufs neue das Prädicat eines eben so gelehrten als geschmackvollen Humanisten, worauf er sich schon seit mehrern Jahren gerechte Ansprüche erworben hat. Die Hoffnung, die er bereits als er in Jena studirte, von sich erweckte, hat er nachher bey weitem übertroffen. Sein langer Aufenthalt in Holland hat seinen Fleiss im Studium sowohl der griechischen als römischen Literatur auf mancherley Weise gelenkt und unterstützt, und er würde der philologischen Professur in Leiden, zu welcher er bereits ernannt war, gewiss alle Ehre gemacht haben, wenn ihn nicht die damals ausgebrochnen politischen Stürme bewogen hätten, dieser Stelle zu entsagen und nach Deutschland zurückzukehren. Er fuhr indessen zu Göttingen fort, die Musse des Privatlebens seinen Lieblingsstudien zu widmen; bis ihn die Patronen der Universität Rostock (der man deshalb Glück wünschen muss) zu dem öffentlichen Lehramte der griech. Lit. beriefen.

Hr. *H.* geht in dieser Schrift über das Alter der *Argonauticorum*, die den Namen *Orpheus* führen, von der Bemerkung aus, dass die Römer unter den Griechen nur diejenigen Schriftsteller *veteres* nannten, die vor Alexander dem Grofsen lebten: so wie die Römer zur Zeit des Seneca diejenigen Autoren unter ihren Landsleuten *veteres* nannten, welche vor dem Augustus schrieben. *Ruhnkenius* nannte den Vf. der Orphischen *Argonautica vetustissimum scriptorem*, indem er ihn noch vor dem Zeitalter der Ptolemäer ansetzte. Hr. Prof. *Schneider* in Frankfurt an der Oder hingegen setzte ihn schon 1777. in seinen *Analectis criticis* sehr tief herab; und nannte ihn *barbarum et semilatinum versificatorem*. *Ruhnken* widerlegte diesen *Orpheomastix* in der Folge; und *Schneider* nahm in seiner Ausgabe erst vor kurzem die Sache wieder vor, um zu beweisen, dass eine Menge Verse auf ein jüngeres Zeitalter deuteten. Bald darauf trat Hr. Prof. *Hermann* mit seiner Ausgabe hervor, und ob er gleich Hn. *Schneider* in einzelnen Punkten berichtigte, so trat er ihm doch in der Hauptsache bey, indem er dem Vf. der Orphischen Argonautik das Zeitalter zwischen Quintus Smyrnaeus und Nonnus anwies. Gegen beide Gelehrte nahm sich Hr. Hofr. *Voss* in der Jenaischen Lit. Zeitung 1805. Nr. 138 ff. der Ruhnkenischen Meinung an. Ueber diese Ausgaben, so wie die kürzlich erschienene Vossische Uebersetzung, wird ein anderer Recensent in diesen Blättern hoffentlich nächstens Bericht erstatten. Hn. *Huschke* zweifelt, ob, wie *Voss* behauptet, die Formen εἰδε und ἔπεσα altgriechisch seyn könnten, und bringt dagegen eine Bemerkung des *Heraclides* beym *Eustathius ad Odyss.* Ξ. p. 1759. 10. bey. Er widerlegt nun verschiedene von *Schneider* vorgebrachte Gründe, die das sehr junge Alter des Dichters erweisen sollen. Seine eigne Meinung behält er sich vor, künftig auszuführen, und vornehmlich aus Stellen älterer Dichter, welche dieser Pseudo-Orpheus nachgeahmt, zu zeigen, in welchen Zeitperioden er noch nicht gelebt haben könne, dermalen führt er nur ein paar zur Probe an, welche beweisen, dass er nicht vor Alcman, oder vor Pindarus gelebt haben könne. Gegen *Schneider* bemerkt er, dass ἐστάξαντο für ἔσταξαν gesetzt, die ältere Analogie für sich habe; dass v. 116. ἀσπασίως ἠγερέθεν keine müssige Wiederholung des ἠγερέθοντο v. 113. sey, und dieses nicht durch *convenire debebant* übersetzt werden müsse; dass v. 133. ἔτικτε kein *ineptum tempus* sey; dass in v. 341. τηλεσίφαντα, wie auch *Voss* bemerkte, die Analogie für sich habe, und der Vers nicht geändert werden müsse; dass es keine, wie sich Hr. *Schneider* ausdrückte, *balbuties* sey, wenn vom Chiron gesagt wird, dass er die Leyer oder Cither spiele, und zugleich περικτιόνεσσι δικασπολίας ἀναφαίνει; dass das Beywort ἀστροχίτων der Luna gar wohl beygelegt werden könne. Bey dieser Gelegenheit erläutert der Vf. seine ehemals vorgeschlagene Lesart in *Theocr. Idyll.* XVIII, 24. Ἀ ὡς ἀντέλλοισα καλὸν διέφαινε πρόσωπον Πότνια Νύξ, welche er durch eine bekannte Versetzung des Artikels für ὡς ἁ ἀντέλλοισα — Νύξ genommen wissen wollte. Er sucht zu beweisen, dass Helena ihrer Schönheit wegen mit der (sternhellen) Nacht füglich verglichen werden, noch bequemer aber unter πότνια Νύξ der Mond verstanden werden könne. Wir können uns gleichwohl dem Zusammenhange nach der Vermuthung nicht erwehren, dass *Theocritus* habe sagen wollen, Helena verhielt sich zu andern Schönen wie die Morgenröthe gegen die Nacht, wie der Frühling zum Winter, so dass man entweder lesen möchte

Ἀὼς ἀντέλλοισ' ἅτε σοὶ διέφαινε πρόσωπον
Πότνια Νύξ

oder annehmen, dass zwischen dem Vers Ἀὼς — πρόσωπον und Πότνια Νύξ ein ganzer Vers herausgefallen sey;

sey; so dass der ganze Sinn etwa dieser gewesen wäre: Wie die aufgehende Morgenröthe ihr schönes Antlitz zeigt, wenn nun die dunkle hehre Nacht mit ihren Sternen sich verbirgt, wie der heitre Frühling, wenn der Winter scheidet, also u. s. f. — Aus den übrigen Bemerkungen des Vfs. können wir nichts mehr ausziehen, wünschen aber bald von ihm seine eignen Untersuchungen über das Alter der Orphischen *Argonauticorum* zu erhalten, worauf dieses lesenswürdige Programm uns sehr begierig gemacht hat.

Wir ergreifen diese Gelegenheit, ein Werk desselbigen Vfs. in Erinnerung zu bringen, dessen Anzeige bisher durch Zufall in unsern Blättern noch unterblieben war:

Jena u. Leipzig, b. Frommann: *Analecta Critica in Anthologiam Graecam*, cum supplemento *Epigrammatum maximam partem ineditorum.* Collegit *Imman. G. Huschke.* 1800. XIV u. 310 S. 8.

Der Vf. hat diese Analekten seinem Freunde, dem Hn. Prof. *Jacobs*, dem trefflichen Herausgeber und Commentator der griechischen Anthologie zugeeignet. Sie bestehn aus *zwey* Theilen, deren *erster* Erläuterungen und Verbesserungen schon gedruckter Epigrammen der griechischen Anthologie, der *zweyte* eine beträchtliche Anzahl gröfstentheils ungedruckter mit dazu gehörigen Erläuterungen enthält.

Des *ersten* Theils *erstes* Kapitel enthält sehr feine Bemerkungen über das Grab des Sophocles, dem einige der Alten Sirenen, andre eine Schwalbe als Verzierung beylegen. Hr. *H.* zeigt vortrefflich, dass die Schwalbe (χελιδων) durch verderbte Schreibart dem Grabmal des Sophocles angedichtet worden, und dass man κηληδων dafür lesen müsse, unter welchem Namen schon Pindarus eine Art von Sirenen besungen hatte. Diess wird durch eine schöne Vase bestätigt, die unter den Ruinen von Locri gefunden, und von *Mich. Ardito* in der Schrift: *Illustrazione di un Antico Vaso trovato nelle Ruine di Locri* — (Neapel 1791.) beschrieben worden. Hier erscheint die Figur eines Mädchens, das eine Leyer spielt, mit der Beyschrift: ΚΑΛΕΔΟΝΕΣ. Diese Kaledonen sind nach und nach in Vergessenheit gerathen, und die Abschreiber haben sie hie und da verdrängt; daher auch Hr. *H.* in Lucians Nigrinus T. I. p. 41. für καὶ τὰς Ἀηδόνας mit Grunde καὶ τὰς Κηληδόνας verbessert. Diess giebt dem Vf. Gelegenheit zu einer schönen Erläuterung und Berichtigung einer Stelle des Athenäus im XIII. Buche, wo nach dem Ion aus Chios eine Anekdote vom Sophocles, der auf Chios vom Hermesilaus bewirthet wurde, erzählt wird. In der Erläuterung eines Epigramms des Erycius wird die schöne Stelle Horazens Od. I, 4. 5.: *dum graves Cyclopum Vulcanus ardens urit officinas*, mit der Stelle des Aeschylus Agam. 1445., wo Clytämnestra sagt, sie fürchte sich nicht, so lange Aegisthus auf ihrem Herde das Feuer zünde, und, wie sonst, ihr gewogen bliebe, mit einander als parallel verglichen. Uns scheinen beide Stellen ganz verschiedene Beziehung zu haben. Im zweyten Kapitel findet sich unter vielen andern interessanten Bemerkungen eine treffliche Verbesserung in einem Epigramm des Meleager: ἀλλ᾽ ὡς οὐδ᾽ ἀμφῆκες ἔχεις γέρας, für das unverständliche ἀλλ᾽ ᾧ δ᾽ ἀμφῆκες ἔχεις γέρας. Die folgenden Kapitel erläutern verschiedene Epigramme von Meleager, Antipater von Sidon, Leonidas v. Tarent, Archias, Julius Diocles v. Carystus, Zosimus v. Thasus, Philodemus, Archimelus, Marcus Argentarius, Strato, Dionysius Sophista, Lucillius, Agathias Scholasticus und einigen Ungenannten. Unter der grossen Menge feiner kritischer Erörterungen finden sich auch sehr schätzbare über lateinische Autoren, besonders den Propertius. Dass *domus exilis Plutonia* beym Horaz nichts anders, als das Grab bedeute, ist sehr gut und befriedigend erwiesen. Vor allem gefiel uns aber die Erklärung und Berichtigung eines Epigramms von Philodemus, welches der Vorredner zu Philodemus Werk *de Musica* lächerlich genug von einer Biene erklärte, da es sich doch auf ein Mädchen bezieht. Auch in der zweyten Abtheilung, welche 77 gröfstentheils ungedruckte Sinngedichte liefert und erläutert, begegnen dem Leser auf allen Seiten Beweise von des Vfs. grosser Sprachkunde, glücklichem Scharfsinne, feinem Geschmacke, und ausgebreiteter Belesenheit in den Alten.

Halle, in d. Renger. Buchh.: *De Cyropaediae Epilogo Xenophonti abjudicando.* Scripsit *Davides Schulz*, Philos. D. et AA. LL. Mag. 1806. 70 S. 8. (8 gr.)

Schon der grosse Kritiker *Valckenaer* hatte in einer Anmerkung zu Xenophons Denkwürdigkeiten des Socrates die Vermuthung geäussert, dass das letzte Kapitel der Cyropädie nicht vom Xenophon herrühre, sondern demselben Vf. zuzuschreiben sey, der ihm die sogenannte Apologie des Socrates, und noch manches andere untergeschoben habe. Hr. *Schulz* fand sich durch einen Wink in den Vorlesungen seines Lehrers Hn. geh. R. *Wolf* ermuntert, die Gründe der Unechtheit, die *Valckenaer* zu jenem Urtheile bewogen haben konnten, die er aber nirgends ausgeführt hat, aufzusuchen. Seit jener Aeusserung des grossen Kritikers war bloss *Fischer* in seinem Commentar, den Hr. *Kuinöl* herausgegeben, seiner Meinung beygetreten, hatte auch einige Gründe seines Beyfalls angegeben. Andere hielten diesen Anhang zur Cyropädie noch immer für echt. Auch Hr. *Schneider* bekannte, zur Zeit keine Gründe gefunden zu haben, mit *Valcken.* ihm den Xenophon abzusprechen.

Hr. *Schulz* zeigt nun zuförderst, dass der ganze Inhalt des letzten Kapitels dem Plan und der Absicht der Cyropädie widerspreche. Dort wird den Persern vorgeworfen, dass sie von den guten Einrichtungen des Cyrus abgewichen; und doch werden sie in der Cyropädie selbst über das Gegentheil gelobt; man sehe §. 12. des Anhangs das letzte Kapitel, und vergleiche damit Buch VIII. Kap. 1. §. 34 u. f. Dergleichen Stellen hat Hr. *Schulz* mehrere aufgefunden. Auch mit einigen Stellen anderer Schriften des Xenophon

phon stimmt der Inhalt des letzten Kapitels der Cyropädie nicht überein, wie mit Oecon. IV. §. 5. u. f. Der Verdacht der Unechtheit wird noch bestätigt durch Nachweisungen solcher Stellen des Xenophon, welche der Vf. des letzten Kapitels in Absicht der Redensarten ängstlich copirte, durch den schlechten Zusammenhang der einzelnen Sätze, die elenden Wiederholungen, endlich durch manche Worte, die sich sonst beym Xenophon nicht finden, wie χαινοποιητής, δακτυλήθραι, θρύψις u. a. Dass übrigens der schöne Schluss der Cyropädie, oder die Erzählung von Cyrus letzten Reden und Hinscheiden durch dieses Anhängsel sehr verunstaltet werde, muss jedem Leser von zartem Gefühl und richtigem Geschmacke auffallen. Zuletzt giebt Hr. *S.* noch den Zeitpunkt an, wo dieser Zusatz dem Xenophon zuerst aufgedrungen seyn möge. Es ist wahrscheinlich zwischen Olymp. 107, 3. und Ol. 112, 7. geschrieben; daher denn auch kein Wunder ist, dass dieser Zusatz in allen Handschriften steht, und nicht nur von Suidas und Stobäus, sondern auch vom Athenäus als echt anerkannt worden.

Die ganze Abhandlung, wodurch sich Hr. *Schulz* die philosophische Doctorwürde und die Erlaubniss, Vorlesungen zu halten, erworben, zeugt von fleissigem Studium der Xenophontischen Schriften, und von einem glücklichen Talent zu kritischen Combinationen; daher wir ihm nach diesem schönen Probestücke zutrauen, dass er sich, wenn ihn, wie wir wünschen, das Glück bald in günstige Lagen setzt, bald zu einem trefflichen Lehrer im Fache der alten Literatur ausbilden werde.

KLEINE SCHRIFTEN.

Römische Literatur. Zwickau: *M. Görenz Animadversiones ad Cic. lib. I. de divinatione.* 1805. 24 S. 8. — Der scharfsinnige Vf., welcher gegenwärtig mit einer neuen Bearbeitung der philosophischen Werke Cicero's beschäftigt ist, erregt durch diese kritischen und erklärenden Anmerkungen nicht gemeine Erwartungen. Sie betreffen unter andern das schwere poëtische Stück aus Cicero's Consulat I, II. 12., und klären manche Dunkelheiten desselben auf. Zu Anfang von C. II. ist er geneigt, der gemeinen Lesart: „*versus, quos in secundo consulatu* (f. *consulatus*) *Urania Musa pronuntiat*" den Vorzug zu geben, welche in der That die ausgesuchtere ist, da man so zu citiren pflegte: *in secunda Iliade, Aeneide* etc. Die richtigere Erklärung der erstern Verse nach den Lehren der Astrologie, wie sie im *Cicero de divin.* 2, 42 ff. vorgetragen werden (vgl. *Reimer* in *Mitscherlich's* Horaz T. 2. p. 696 ff.), wird vom Vf. angedeutet. Sollte nicht die Wortstellung und der Wohllaut des ersten Verses gewinnen, wenn man läse: „*Principio aetherius flammato* (f. *aetherio flammatus*) *Jupiter igni vertitur?*" Jupiter ist hier nicht der Planet, sondern wohl der feurige, göttliche Aether. v. 4. steht „*sensus hominum-vitasque*" wohl synonymisch, und wir sehen nicht, warum der Vf. *sensus* durch *fata* erklärt, obgleich der von ihm angegebne Sinn des Ganzen richtig seyn mag: Jupiter umfasst die Schicksale der Menschen. Die folgenden Verse nimmt er für weitere Ausführung dieses Satzes: „*nam, si Astrologiam edidiceris, videbis, omnia eorum fata omnemque vitae sortem in Zodiaco accurate notatam esse et descriptam.*" v. 8. 9. wird als Parenthese genommen. Als Cicero, bald nach dem Antritt seines Consulats, noch im Winter (v. 13. *tumulos Albano in monte nivales Lustrasti*) die lateinischen Ferien hielt, sah er allerhand Zeichen am Himmel, v. 12. „*concursus graves stellarum,*" woraus die Stoiker die Kometen und alle feurigen Erscheinungen, die sie unter diesem Namen begriffen, entstehen liessen. „*Claro tremulos ardore cometas*" v. 15. versteht der Vf. mit Recht nicht von Kometen im eigentlichen Sinne, sondern denkt nur, vielleicht für den unbestimmten Ausdruck zu bestimmt, an das Nordlicht, welches freylich bey den Alten auch unter der Kategorie der Kometen steht und zu der hier geschilderten Winternacht wohl passt. Auf die beym Nordschein gegen einander schiessenden, schwert- oder lanzenförmigen Strahlen und Streifen bezieht er denn auch v. 16. „*Multaque misceri nocturna strage.*" Die Erscheinung v. 20 ff. „*Phoebi fax, tristis nuntia belli, Quae magnum ad columen flammato ardore volabat, Praecipitis coeli partes obitusque petissens*" ist der Vf. geneigt, auf die *Bolis* des Plinius 2. 26. zu deuten, „*quae perpetuo ardens longiorem trahit limitem.*" So viel lehrt die Beschreibung des Cicero deutlich, dass von einem Meteor aus der Klasse der διάττοντες, dergleichen schon in der Ilias 4. 75 ff. als furchtbare *Prodigia* erwähnt werden, die Rede ist. Die Vergleichung mit einer Säule: „*magnum ad columen,*" führt auf die Benennungen verschiedner feuriger Erscheinungen: δοκίδες, κίονες, λαμπάδες. Der Ausdruck „*Phoebi fax*" scheint uns auf kein nächtliches, sondern auf ein Phänomen am Tage hinzuweisen, auf Dünste, die sich durch die Sonnenhitze entzündet haben, dergleichen Metrodorus beym *Stobäus Ecl. phys.* L. I. c. 29. p. 580. *Heeren* erwähnt. Gegründet ist die Erinnerung, dass *Hottinger* zu viel in die Worte v. 30. gelegt habe: „*quae lapsu tandem cecidere vetusto.*" Aber möchte diess nicht auch einigermassen mit des Vfs. Erklärung: „*diu labantia tandem ruinam dederunt, i. e. eruptionem diu minitantia tandem eruperunt*" der Fall seyn? Wir finden den ganz einfachen Sinn in den Worten: „Was endlich im Laufe der Zeiten in Erfüllung gegangen ist." *Lapsu vetusto* ungefähr wie in den Versen aus dem Aeschylus Cic. T. 2. 2, 10. „*haec vetusta, saeclis glomerata horridis, Luctifica clades.*" v. 39. wird die Lesart der Handschriften: „*species ex aere vetus generataque* (f. *generosaque*) *Nattae*" in Schutz genommen, und mit Recht. Denn wie es vom Künstler heisst: λίθον ἐψύχωσε, *marmor animavit* (f. z. B. *Valck. Adoniaz.* p. 376 f.): so konnte auch Cicero als Dichter den Begriff des Erzeugens von Naturerzeugnissen auf Kunstwerke übertragen. Die Copula kann man entweder so verstehen, dass man mit dem Vf. construirt: „*Tum species Nattae vetus et ex aere generata,*" oder man kann auch das doppelte *que* in beiden Versen so fassen: Theils wurde Natta's Bildsäule umgeworfen, theils wurden die Gesetztafeln vom Blitze getroffen. v. 40. wird, wie billig, die Lesart vertheidigt: *vetusto numine leges*" in Beziehung auf die Ehrwürdigkeit oder Göttlichkeit der Gesetze. v. 49. gewinnt durch eine leichte Aenderung des Vfs.: „*Omnes civilem,* (f. *civili*) *generosa ab stirpe profectam*" etc. Gut ist die hier gemachte Bemerkung, dass *a* in *ab* verwandelt wird, wenn ein *a* oder eine andre Sylbe, die elidirt wird, vorhergeht. Wir erwähnen nur noch einer einzigen Stelle aus C. 19. §. 36., wo der Vf. *Davies* Veränderung der Vulgata bestreitet, die so lautet: „*numeris et motibus stellarum cursus persequamur.*" Da der Ausdruck: „*motibus stellarum cursus persequamur,*" Schwierigkeit macht und eine Handschrift des Vfs. *cursusque* hat: so glaubt er die wahre Lesart durch eine kleine Abänderung

rung herzustellen: „*numeris et motus stellarum cursusque persequamur.*" In der That wird „*motus cursusque stellarum*" gewöhnlich zusammengesetzt, wie C. II. v. 6. 11 f., und, welche Stelle der Vf. besonders für seine Conjectur hätte anführen sollen, B. 2. C. 6. „*siderum cursus et motus numeris persequuntur.*" Gleichwohl sind wir überzeugt, dass man mehr auf eine richtige Erklärung der schwerern gemeinen Lesart, als auf Abänderung bedacht seyn müsse. Schon die gleiche Zusammenstellung in Cic. T. Q. 5, 4, 10. *numeri motusque* (*siderum*) *tractabantur*" spricht für die Vulgata. „*Numeris stellarum cursus persequi*" erklärt *Hottinger* richtig von der Berechnung des Laufs der Sterne, welches Horaz *Od.* I, 11, 2. „*Babylonios tentare numeros*" ausdrückt. *Motibus* ist fast das nämliche, und das Ganze heisst: „der Sterne Lauf verfolgen durch Berechnung und Angabe ihrer Bewegungen." Diesen Redegebrauch von *movere*, da es nicht das Bewegen der Sterne selbst, sondern das Bemerken der Bewegungen bezeichnet, erläutert *Ruhnkenius* in der Vorrede zu *Schellers* lat. Wörterbuch (f. Ergänz. Bl. z. A. L. Z. V. Jahrg. II. Bd. S. 135.) durch sehr passende Stellen, unter welchen der Ausgang des Hexameters beym Lucan I, 641. ganz hieher gehört: „*numerisque moventibus astra,*" wofür sein Nachahmer Statius, ihn deutlicher erklärend, ähnlich dem Cicero, Theb. 4, 411. sagt: *numerisque sequentibus astra.*"

Das Programm desselben Gelehrten zum Oster-Examen 1806. ist überschrieben: *Tentamen criticum in loca quaedam carminum Tibullianorum.* 10 S. 4. — Der Vf., verwundert darüber, dass sich im verflossnen Jahrhundert nur drey Gelehrte, *Broekhuys*, *Volpi* und *Heyne* mit Herausgebung des *Tibull* beschäftigt haben, bereitet sich zu einer neuen Ueberarbeitung desselben vor. In dem Programm bestreitet er unter andern diejenigen, welche an mehrern Stellen dieses Dichters Lacunen annehmen, glaubt, dass von den zehn Lacunen, die man angebe, kaum drey bey genauerer Prüfung übrig bleiben, und erklärt die scheinbaren Lücken aus der freyern und losern Art, seine Sätze an einander zu reihen. S. 5.: „*Omnino praemonendum est, Tibullum sic scribere, ut tenuissimo quasi filo seriem orationis laxius consuat nexusque consequentiam lectoris potius acumini conjiciendam relinquat, quam ut medios illos terminos, quos in schola vocant, claris verbis indicet. Hinc toties transitus illi improvisi et paullo abruptiores, qui si omnes lacunae nota signarentur, mera habituri essemus fragmenta, partim longiora, partim quae vel singulis distichis constarent.*" Dieses soll am meisten aus Beyspielen der ersten Elegie dargethan werden, in welcher der innre Zusammenhang aller einzelnen Distichen nicht leicht ohne Zwang ausgemittelt werden zu können scheint. Der Vf. erinnert beym fünften Verse dieser Elegie: „*Me mea paupertas vitae traducat inerti,*" dass er gegen den Sprachgebrauch und gegen die Absicht des Dichters, der nicht vom Uebergehen zu einem ruhigen Leben, sondern vom Beharren in demselben spreche, erklärt werde. Er nimmt daher die Lesart: *vita* auf: „Mich begleite immerdar (*traducat sc. per aevum*) meine Armuth bey einem ruhigen Leben" d. h. ich will meine Tage in Armuth bey einem stillen, sorgenfreyen Leben zubringen. Da Rec. nicht einsieht, warum nicht vom Uebergehen zu einem geschäftlosen Leben die Rede seyn könne: so gereut ihn seine ehemalige Ansicht der Stelle noch nicht, dass der Dichter sagen wolle: Ich scheue die Armuth nicht, wenn sie mich nur zu einem ruhigen, behaglichen Leben leitet. *Paupertas traducit me vitae inerti* sehen wir für eine durch Neuheit sich empfehlende verkürzte Redensart an, für: sie führt mich vom unruhigen Kriegsdienst oder aus dem Lager zu dem ruhigen Landleben über. Vollständig wird ein ähnlicher Gegensatz vom Cicero *de inv.* 2, 8. n. 25. ausgedrückt: „*res ipsa a facto crudeli et turbulento ad quoddam mitius et tranquillius traducatur.*" Den vermissten Zusammenhang zwischen den beiden Distichen v. 7—10. giebt der Vf. durch folgende Darlegung des Inhalts der ersten Verse an: „*Pauper esse poëta mavult, ut vitam commode degat, quam difficili via periculisque plena quaerere sibi divitias. Quam in rem leviora quaedam agriculturae romanae negotia lubens in se recipit: sed in eo sibi cavet, ut vitae necessaria largiter ipsi succrescant.*" v. 10. gewinnt durch die in Tibulls Sprachgebrauch gegründete Veränderung: „*Neu* (*i. e. modo ne*, f. *Nec*) *Spes destituat.*" In v. 25 f. bringt der Vf. eine ganz neue Ansicht. Tibull hätte vorher seine Frömmigkeit als Grund seiner Erwartung reicher Aernten an Wein und Getreide angegeben. Diese erwartet er, trotz seiner Vorliebe für ein auf die Befriedigung mässiger Bedürfnisse beschränktes Leben, und, setzt er v. 25 f. hinzu, so wenig er sich zu weiten Reisen und Feldzügen, sich zu bereichern, entschliessen könne, so verstehe er doch auch nicht bey einem kärglichen und dürftigen (*parvo*) Auskommen glücklich zu seyn. Der Vf. knüpft den letzten Satz an die vorigen fester durch Aenderung des Bindeworts: „*Nam* (f. *jam*) *modo non possum contentus vivere parvo, Nec semper longae deditus esse viae,*" d. h. *Nam tantummodo non parcus, et qui vix suppetat, victus, neque etiam longa semper spes persequenda, placet: placet potius gelida, solis in aestu, umbra frui* etc. Die verkannte Verbindung der Distichen v. 33—6. hebt der Vf. dadurch hervor, dass er zeigt, Tibull erwähnte gewöhnlich bey Gelegenheit der Opfer der ländlichen Gottheiten der Feinde und Räuber der Heerden, vorzüglich der Wölfe, und er macht dabey überhaupt, als ein Mittel des Dichters Ideenverbindungen einzusehen, darauf aufmerksam, welche Gedanken und auf welche Art er, der sich einförmig in einem sehr beschränkten Ideenkreise bewegt, sie zu gatten liebe. Aus den Anmerkungen zu andern Elegieen nur Eins und das Andere. I, 2, 88. liest er: „*non uni is* (f. *unus*) *saeviet usque deus.*" I, 3, 14. scheint uns die Veränderung: *Quin fleret nostras respueretque* (f. *respiceretque*) *vias,*" unnöthig, da nichts uns nöthigt, mit dem Vf. anzunehmen, die Rede sey: „*non, de iter ingresso, sed de ingressuro.*" *Memini* v. 26. hat schon vor dem Vf. *Döring* in *Ecl. poëtt. lat.* bey dieser Stelle gut vertheidigt. Wir wissen nicht, was v. 71. durch die Aenderung gewonnen wird: „*niger a porta serpentum Cerberus ore.*" „*A porta*" soll vermuthlich heissen: vor dem Thore. Allein dieselbe Bedeutung kann auch der gemeinen Lesart zukommen. Sehr gut wird I, 5, 33. interpunktirt: „*Et,* (*tantum venerata virum*) *hunc sedula curet*" etc. I, 6, 5. wird die Verbindung besser herausgehoben: „*Nam mihi tenduntur, nam Delia.*" Gewöhnlich steht beidemal *jam.* v. 23 f. liest der Vf.: „*At mihi si credas, illam sequar unus ad aras. Tunc tibi* (f. *mihi*) *non oculis sit timuisse meis,*" und erklärt es: „*tunc non est, quod timeas, cum oculis modo domina frui liceat.*" Wir können uns nicht recht in diese Erklärung finden, glauben vielmehr, dass *Heyne* einzig richtig die Anspielung auf die Gefahr der Augen von den im vorhergehenden Distichon erwähnten Festen der Bona Dea, die von Männern nicht ohne Gefahr der Erblindung erblickt wurden, verstehe. Tibull warnt den Gatten der Delia, auf alle junge Leute, die seine Gattin umflattern, selbst ihn nicht ausgenommen, ein wachsames Auge zu haben, die Delia nicht einmal ohne Vorsichtsmassregeln zu den Opfern der Bona Dea zu schicken, und da er, der Gatte, sie dorthin nicht begleiten dürfe, sie ihm, dem Tibull, doch lieber als andern jungen Leuten, anzuvertrauen; er wolle ihr als ihr Diener, dahin folgen, unbesorgt für seine Augen! I, 7, 15 f. „*Quantus — Taurus arat Cilicas.*" Der triftigste Grund, den der Vf. gegen diese vielbesprochne Lesart hat, ist der, dass der ganze Zusammenhang den Conjunctiv fordert. Daher er der Lesart *alat* den Vorzug giebt. Mehr Bemerkungen aus dieser kleinen Schrift auszuheben, würde hier zu weit führen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 25. October 1806.

CHEMIE.

Erfurt, in d. Henningsschen Buchh.: *Allgemeines pharmaceutisch-chemisches Wörterbuch:* oder, *Entwickelung aller in der Pharmacie und Chemie vorkommenden Lehren, Begriffe, Beschreibung der Geräthschaften* u. s. w., für Aerzte, Apotheker und Chemiker: von *J. B. Tromsdorf*, d. Arzn. u. W.W. Doctor, wie auch Prof. der Chemie zu Erfurt, und Apotheker das.; der K. Akad. der Naturf. u. s. w. Mitglied.

Auch unter dem Titel:

Die Apothekerkunst in ihrem ganzen Umfange; nach alphabetischer Ordnung, von *J. B. Tromsdorf* u. s. w. *Ersten* Bandes *erste* Abtheilung. *A—B.* 1805. 520 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Nach beiden Titeln ist es klar, dass die Hauptrücksicht bey diesem Buche auf den Apotheker gerichtet seyn, dass es folglich von den anderen Wissenschaften, vorzüglich der Chemie, nur so viel enthalten soll, als dem Apotheker, als solchem, zu seiner Kunst nöthig ist. Eben diess bestätigt auch die Vorrede: „es soll im Detail dem Apotheker das Neueste in seiner Kunst, so wie das Aeltere, gewiss machen. Alle Hauptlehren der Chemie findet man hier aufgestellt; ausführlicher zwar, wie sie in specieller Verbindung mit der Pharmacie stehen; doch immer auch erschöpfend genug, um dieses Wörterbuch zugleich auch ein chemisches nennen zu können." In der Ausarbeitung scheint aber der Vf. über diesen letzten Zweck, den ersten, dem Apotheker zum Besten diess Werk verfassen zu wollen, aus dem Gesichte verloren zu haben: denn es sind sehr viele chemische Artikel, welche der Apotheker, als solcher, auf keine Weise bedarf: z. B. die Verbindung aller Säuren mit allen Metallen und Erden, wovon viele selbst dem erfahrenen Chemiker, wo auch nicht ganz unbekannt, doch noch nicht hinlänglich erprobt sind: hier z. B. die amniotische, Ameisen-, Aepfel-, und Blasenstein-Säure: alle Verbindungen der Arseniksäure mit allen Metallen und Erden: die Benzoësäuren, Bernsteinsäuren, Boraxsäuren und die Blausäuren, erdigten und metallischen Salze. Sollte aber etwa hier ein, den Scheidekünstler befriedigendes, Wörterbuch, ausserdem noch das enthalten, was dem Apotheker zu wissen nöthig, jenem entbehrlich ist: so würde auf der einen Seite das Werk ungemein weitläuftig, auf der andern beiden nicht gehörig angemessen, sondern vielmehr entweder eine Trennung beider Theile, oder eine zweckmässige Kürze des dem Hauptzwecke untergeordneten Theils zu wünschen seyn. Was also z. B. die für den Apotheker nur geeigneten Artikel betrifft; so hätte hier mehrere Kürze wohl beobachtet seyn können. Denn das kann doch wohl nicht die Absicht seyn, dass bey dem Apotheker, der diess Wörterbuch hat, gar keine schriftliche Anleitung zu seiner Kunst weiter erforderlich seyn solle: keiner möchte sie wohl aus demselben allein gehörig erlernen können. Diess vorausgesetzt, konnten die einfachen Heilmittel, und unter diesen ihr Haupttheil, die Pflanzen, weit kürzer und doch befriedigend, behandelt werden, wenn bey dem deutschen Namen (unter welchem die Pflanze eigentlich abgehandelt wird) oder dem lateinischen Apotheker-, oder Trivial-Namen, *Linné's* systematische Benennung hinzugefügt, und wenn es noch mehr seyn sollte, die Klasse und Ordnung, etwa das Vaterland, und auch *ausgezeichnete* Merkmale der Güte und Echtheit des Mittels, angeführt wurden. Jetzt wird, ausser *Linné's* Benennung, häufig die Klasse und Ordnung angegeben (oft aber auch nicht); nicht selten die ganze Pflanzenform, Blätter, Kelch, Blumen, Samen beschrieben, oft aber nur der eine oder andre solcher Theile, mit Auslassung der übrigen: kurz es ist nichts weniger, als Gleichförmigkeit in der technischen Charakterisirung der Pflanze; und keine ist doch wohl ganz zulänglich, um denjenigen, der die Pflanze vorher noch nicht kunstmässig kennt, sie dadurch kennen zu lehren. Wird aber botanische Kenntniss vorausgesetzt, so ist es unnöthig, und zweckwidrig, mit solchen botanischen Beschreibungen so viel Raum anzufüllen. Statt dessen würde es Rec. immer noch zweckmässiger geschienen haben, die wirklichen oder angeblichen Hauptkräfte der Mittel anzuführen, welche aber, „aus Furcht, *dadurch zu Pfuschereyen Gelegenheit zu geben*," ausgelassen sind. Aber der mögliche Missbrauch hebt ja nie den Gebrauch auf, und ausserdem scheint es fast unmöglich, wenn man dem Apotheker auch vorsetzlich nichts über den Nutzen lehren wollte, dass ihm doch aus den häufig vorkommenden Gebrauchsfällen, der Nutzen nicht gleichsam empirisch bekannt werden sollte. Aber gesetzt auch, man könnte den Zweck ganz erreichen, dass dem Apotheker die Kräfte unbekannt blieben; wäre es wohl für ihn, der von Berufswegen dem Gelehrten so nahe stehen muss, anständig, bekennen zu müssen: dass er von seinem ganzen Arzneyschatze nichts wisse, als dass er ihn haben müsste: wozu aber irgend eines dieser Mittel diene, sey ihm durchaus unbekannt! — — Die deutschen

schen Pflanzen-Namen sind, nach *Succow* und *Hahnemann* zusammen gesetzt; ob der Uebelstand, dass sie auf diese Art oft sehr „lang und schleppend werden," dadurch überwogen werde, dass man eine feste Nomenclatur erhalte, lässt Rec. dahin gestellt: bedarf es dieser deutschen Nomenclatur, da die lateinische festgesetzt ist, und doch bleiben muss? — Bey den einzelnen Artikeln hat sich der Vf. bemüht, „sie leicht und fasslich darzustellen, das Nothwendige leicht zu übergehen, und eher zu erschöpfen, als zurück zu lassen:" (Rec. muss hier bedeutende Druckfehler vermuthen; ohne diese voraus zu setzen, gesteht er, den Sinn nicht fassen zu können, welcher ihm jedoch der zu seyn scheint: dass das Nothwendige fasslich und eher zu ausführlich vorgetragen, als dass etwas ausgelassen werden solle) „obgleich übrigens die Darstellung kurz und bestimmt, und auf einem möglichst kurzen Raume gehaltreich seyn solle." Ueber die botanischen Artikel hat Rec. schon seine Meinung gesagt: die chemischen findet er im Ganzen richtig und fasslich, ob er gleich öfters die gehaltreiche Kürze vermisst, die sich hier wünschen liesse. Nur über etliche Artikel will Rec. noch etwas bemerken. Bey dem *Abdampfen* wäre noch anzuzeigen, dass es ohne Gefahr, bis zur Trockniss, mittelst der Wasserdämpfe getrieben werden könne. Die bisherigen Theorieen des *Aethers* seyen blosse Hypothesen: sie könnten auch nicht passend seyn, da jene nicht alle auf einerley Art entständen: (diess ist sehr wahr, und vorzüglich bey dem Salpeter-Aether, besonders nach *Black's* Verfahren, sehr in die Augen fallend.) Die *Aetzbarkeit* möge vielleicht vom gebundnen Wärmestoffe entspringen. Die *Aetzlauge* sey in gläsernen Gefässen aufzubewahren: (Diese wird aber bald auf das Glas wirken, und Kieselfeuchtigkeit bilden; dergleichen sind daher zu chemischen Versuchen, so wie auch das käufliche Aetzsalz, selten anwendbar.) Zu den *Alcalien* gehören noch Baryt, Kalk und Strontian (freylich haben sie im künstlichen kaustischen Zustande damit Aehnlichkeit: aber nicht im natürlichen (kohlensauren) und dem Rec. scheint die Auflöslichkeit des kohlensauren Kali's, Natron's, und Ammoniaks im Wasser, diese von jenen, durch Kohlsäure unauflöslichen Stoffen auffallend genug zu unterscheiden). Die *Ameisensäure* sey nicht eigenthümlich: (doch fand sie *Lowitz* deutlich so, als er sie durch den Frost concentrirte.) Untersuchung der echten und unechten *Angustura*-Rinde (die schädliche Wirkung erregte), und Merkmale derselben. — Nützliche Vergleichung des *Apothekergewichts* mit dem Cölnischen, vorzüglich aber dem neuen Französischen. — Das *Baysalz* stehe dem gesottenen an Reinigkeit sehr nach, (im Durchschnitte und bey gehöriger Vorkehrung, findet vielmehr das Gegentheil statt.) Zur Ausscheidung der *Bernsteinsäure* bedient sich der Vf. mit Vortheil des Natrons. — Genau aus einander gesetzte Kennzeichen des echten und verfälschten *Biesams*. — Das braune *Bleyoxyd* wird durch Ammoniak zu salpetersaurem Bleye. Vorzüglichkeit der Bereitung des *Brechweinsteins*, nach *Bucholz*, durch Digestion der *Weinsteincrystalle* und des verglasten Spiesglanzes mit Wasser. — Das Brunnenwasser werde durch Kochen vom kohlensauren Kalke, und einem Theile Gyps befreyt (das gekochte Wasser hat noch im Verhältnisse eben so viel Gyps, als das rohe, da nur der Gyps niederfiel, welcher sein Auflösungs-Wasser durch Kochen verlor).

Noch ist eines starken Artikels besonders zu erwähnen, der 90 Seiten (über ein Sechstel des ganzen Bandes) einnimmt, die *Affinitätslehre* betrifft, und von des Vfs. Freunde, Hn. D. *Drechsler* in Zellerfeld abgefasst ist. Diese Umständlichkeit hat *Berthollets* neue Lehre veranlasst, welche mit der ältern, besonders der *Bergmannischen*, stets verglichen wird. Dem Vf. ist es nicht unwahrscheinlich, dass keines der beiden Systeme (welche man jedoch kennen müsse), richtig sey; da diess noch durch mehrere Versuche entschieden werden müsse. Es gebe drey chemische Kräfte, *Mischungs-*, *Scheidungs-*, und *Verwandtschafts-Kraft*. (Diesen Unterschied hält Rec. nur für scheinbar; dieselben Kräfte bekommen nur verschiedene Namen unter abgeänderten Verhältnissen. Das mit Schwefelsäure gekochte *Silber* verbindet sich durch die *Mischungskraft;* wird jene zu salpetersaurem Silber gesetzt: so erfolgt der Niederschlag durch die *Scheidungskraft*, und zugleich indem die Mischungskraft der Salpetersäure durch die Schwefelsäure beschränkt wird, die *Verwandtschaftskraft*. Allein erfolgt denn hier nicht der Niederschlag durch die höhere Stufe der Mischungskraft der Schwefelsäure mit dem Silber? und kann denn eine solche Scheidung, ohne Mischung der ausscheidenden Theile erfolgen? Dass die Verwandtschaft keine Kraft, sondern Wirkung einer Kraft sey, ist metaphysisch wahr: aber in der Sinnen- [und also auch in der chemischen] Welt kennen wir keine Kraft, als durch die Wirkung.) *Berthollet* nehme die Verwandtschaft schlechthin, als Wirkung der Mischungskraft an: und er nenne das Product der Eigenverwandschaft in das Gewicht, die chemische Masse. Sein Satz, dass alle Stoffe Verwandtschaft zu einander haben, und nur Kräfte andrer Art manche Mischung hindern, scheint in der That ganz unhaltbar. Dass es keine *nähere* und *entferntere Verwandtschaft* zwischen Stoffen, aber wohl *grössere* und *geringere* gebe, hält Rec. für einen Wortstreit, so wie, dass alle Abscheidung von Kräften abhing, welche der Verwandtschaft entgegen wirken. Im Ganzen ist der Vf. mehr für *Bergmann*, als *Berthollet:* und hierin stimmt Rec. nicht nur bey; sondern ist noch weit mehr auf jenes Seite. Das vorzüglichste, wo nicht das einzige, Verdienst *Berthollets* in dieser Lehre, ist die vollständige Auseinandersetzung des (schon bekannten) Satzes, dass bey ungemein grossen Mengen eines Stoffes, Zersetzungen erfolgen, die bey geringeren oder gleichen Mengen eben desselben mit dem zu zersetzenden Stoffen, nicht erfolgt seyn würden, (wie z. B. schwefelsaures Kali durch Salpetersäure, oder Salpeter durch Salzsäure) und ferner, dass immer ein Theil des Gegenstandes der Zerlegung, unzerlegt bleibt. — Indessen, wenn 1000 Schwefelsäure mit

mit salpetersaurem Baryte sogleich Schwerspath erzeugt; dagegen 1000 Theile Salpetersäure, einen Theil schwefelsauren Baryt schwerlich auflösen, noch weit weniger zersetzen; wenn $\frac{1}{1000}$ Phosphorsäure aus salpetersaurem Kalke sogleich phosphorsauren Kalk bildet, wogegen die Salpetersäure wohl den letzten auflösen, aber die Phosphorsäure vom Kalke nicht trennen kann: so muss doch wohl dieser Unterschied in der Verbindung beider Säuren mit den Erden, einem eigenthümlichen verschiedenen Verhältnisse dieser zu jenen zuzuschreiben seyn; und man nenne diess Verhältniss wie man wolle: so wird der Begriff davon immer demjenigen gleichkommen, welchen man mit dem der Verwandtschaft bisher zu verbinden pflegte, und dieser wird bleiben, wenn man auch den Schwerspath und die Knochenerde unter gewissen ungewöhnlichen Verhältnissen durch schwächere Säuren zu zerlegen vermöchte. Es giebt uns diess nur, wie in der übrigen Natur, die Lehre, dass, so gross der Unterschied unter den Dingen ist, nirgends doch grosse Sprünge und rein abgeschnittene Gränzen, dagegen aller Orten Uebergänge anzutreffen sind. Man sollte daher z. B. nicht sagen, die Schwefelsäure hat unbedingt die grösste Verwandtschaft zur Baryt-, die Kleesäure zur Kalk-Erde; sondern man sollte statt des allgemeinen Satzes, die einzelnen Fälle bestimmt, oder den allgemeinen Satz mit den etwanigen Ausnahmen angeben. *Berthollet* verdient grossen Dank, dass er diess so überzeugend dargethan, und dadurch manchen falschen Schluss aus dergleichen allgemeinen Sätzen verhütet hat: allein die Verwandtschaftstabellen bleiben doch noch die Grundlage der Scheidekunst, ob es gleich nun nicht mehr so gemächlich ist, sie anwenden zu können. Dass bey gesäuerten Salzen sich, auf Zusatz eines fällenden Mittels, die Säure zwischen demselben und dem niederzuschlagenden Stoffe theile, ist ein Satz, der auch eine ganz andre Erklärung zulässt, als die von *Berthollet* aufgestellte. — Was er Sättigung nennt, ist nichts andres, als gleichmässige Vertheilung des aufzulösenden Körpers *A* im Lösungsmittel *B*; aber der Zustand, wenn *B* unter gleichen Umständen noch mehr von *A* aufnimmt, um einen bestimmten gleichförmigen Stoff zu bilden, oder von *A* nichts mehr aufnehmen kann. Dieser letzte Zustand der *Bertholletischen* Sättigung verdient doch einen unterscheidenden Namen: und da ist es doch am besten, bey den alten Benennungen zu bleiben, den ersten Zustand gleichförmige Mischung der Stoffe, den letzten Sättigung zu nennen. — Dass kein hinreichendes Gesetz der Verwandtschaftsstufen bis jetzt bekannt sey, ist auch Rec. Meinung. — — Die hier angegebenen, die Verwandtschaftskraft beschränkenden Ursachen sind: 1) Zusammenhalt, 2) Starrheit (wenn Crystallisationen aus einer Auflösung sich erzeugen: so geschehen sie bloss, weil die zur Auflösung des neu entstandenen Gemisches nöthige Flüssigkeit mangelt. So zeigt sich bey salpetersaurem Kalke und Schwefelsäure, Selenit bey wenigem, und kein Niederschlag bey recht vielem Wasser), 3) Ausdehnungskraft, 4) Wärmestoff in Rücksicht der Affinität u. s. w. Uebrigens hat *Bergmann*, bey seiner Beziehung auf *Verwandtschaft*, eben so wenig eine physische Erklärung der Erscheinung geben wollen, als *Newton* durch die Anziehung: er bezeichnete die Thatsache durch ein ausdrucksvolles Wort. *Berthollets* Sätze können nicht für ursachliche Erklärungen gelten; und wenn sie es seyn sollen, sind es nur sehr hypothetische, die an sich, auch als Schlüsse, noch weitere Prüfung erfordern. — — Uebrigens scheint diese so umständliche Beleuchtung der Verwandtschaftslehre in einem Apotheker-Wörterbuche wohl nicht ganz an ihrem Platze; und selbst in einem chemischen, möchte sie wohl kürzer, und dabey doch nicht weniger vollständig, interessant und lichtvoll vorgetragen werden können.

Bey dem Werthe dieses Werkes im Ganzen ist es sehr zu bedauern, dass es durch so sehr viele Druckfehler verunstaltet ist, und diese nicht einmal angegeben sind: nicht etwa nur Druckfehler, die als solche leicht zu erkennen und unschädlich sind, sondern auch solche, welche den Sinn ganz verstellen, und ihn nur vom Kunstverständigen errathen lassen. Man findet nicht bloss *decartare*, statt *decantare*, *Latyrus* statt *Lath.*, *Ana(ga)gallis*, *Ceraſi(c)um*, *adringens* statt *adstringens*, *Aeruego*, statt *Aerugo*, *chyrurg.*, *Kartragerve*, statt *Kontrag.*, *Pheleandr.*, statt *Phell.*, *Murdragora*, statt *Mandr.*, unten statt unter, *gottolo*, *gt.* statt *ct.*, △ statt ▽, *fortes* statt *fortis*, *phagadenica* *phagaedonisch* statt *phagedaen.*, Yemea, statt Yemen, Schreinsbrod, statt Schweinsbrod, *Crystallus montanus*, statt *montana*, Boldrian, Girgendi, statt Grigenti, *Carium*, statt *Cerium*, *Borussiates*, statt *Prussiates*, Massikal, statt *Massikot*, *Harsöker*, statt *Hartsöcker*, *Lamery*, statt *Lemery*, *Menghiem*, statt *Minghini*, *Permentier*, *Tommelline*, *M. tommelleuse*, statt *Tremouline*, *Cobith*, statt *Cowitch*, *Clematis crect.*, statt *erect.*, Augustusrinde, statt Angustura-Rinde, u. d. m., deren Anzahl sich leicht vergrössern liess. Andere Fehler sind dem Sinne der Sache mehr oder minder hinderlich. Z. B. S. 73. soll ein Salz, dessen Grundlage Baryt ist, durch Schwererde (statt Schwefelsäure) zersetzt werden. S. 142. „Ich habe die Baryt-, Kalk-, und Strontianerde unter die Alkalien aufgenommen, und *wenn* sie Baryt. Kalk und Strontian:" statt, nenne sie S. 166. Die Salze aus der Salzsäure und den Erden und Metallen bey der Amalgamation, sind nicht *unauflöslich*, sondern schwerauflöslich S. 225. *Arcanum duplicatum*, *Doppelholz*, statt *Doppelsalz* S. 275. die Lösung soll nicht in solchen Gefässen geschehen, die vom Lösungsmittel *nicht* angegriffen werden; wo das *nicht* den Sinn ganz umkehrt. S. 278. Um die Austerschaalen zu verkalken, soll man sie in ganzen Rücken (statt Stücken) glühen lassen. S. 317. Die grosse Flüssigkeit, (statt Flüchtigkeit) der Benzoësäure erschwere ihre Zerlegung. S. 336. Nach beendigter Destillation des Bernsteins bleibe eine brüchige Kohle zurück, die dem *Alkohol* ähnlich sey. S. 338. Man solle die mit Oehltheilchen durchdringende (statt durchdrungene) Bernsteinsäure mit Kohlen kochen. S. 346. Da der Weingeist nur das im Bernsteine befindliche, wenige

Harz

Harz auflöse, so müsste man *nun eine concentrirte Tinctur erhalten*, die abgegossene Flüssigkeit mehrmals über frischen Bernstein giessen (statt: um eine concentrirte Tinctur zu erhalten u. s. w.) S. 355. Die blaue Bezette sey nichts anders, als mit dem Safte des Färberkratons (statt Färbekrotons) getränkte Läppchen. S. 403. Die blausauren Salze sind gewöhnliche Drippelverbindungen (statt Tripel-, besser dreyfache, Verbindungen. S. 416. Nach *Bindheim* könne man ein alaunsaures (statt blausaures) *Magnesium* darstellen. S. 424. Die Mennige sey oft mit Ziegelmehl, Oker, Kalkäther (statt Kolcothar) verfälscht. S. 441. Lässt sich, in der Masse der Bleypflaster, von dem Bleyoxide nichts mehr verbrennen (statt verspüren). S. 443. Durch Zufall (statt Zusatz) von Kalk giebt der Bleyspiritus einen Ammoniakgeruch. S. 446. Athen-Lauge, statt Aschenlauge: durch das Einweichen wird die Leinwand zur Einwirkung der Blutlauge (statt Bucklauge) geschickter gemacht. Man leitet das bleichende Glas (statt Gas) in Fässer u. s. w. S. 455. Das Blut wird braun oder violet, wenn man es *mit* in Berührung bringt (ausgelassen ist *Wasserstoffgas*). S. 481. Der ätzende Kalk zerlegt das boraxsaure Kali, wenn er damit zerlegt (statt versetzt) wird. Die Boraxsäure macht mit dem Magnesiumoxyd ein amethystfarbenes oder braunes Glas nachdem mehr, oder weniger davon gewonnen (statt genommen) wird.

MATHEMATIK.

GÖTTINGEN, b. Dietrich: *Recherches théoriques et expérimentales sur l'effet des Machines et Outils, dont on se sert pour produire des mouvemens instantanés; principalement sur l'effet du Mouton pour l'enfoncement des pieux.* Par *R. Woltmann*, Directeur des constructions hydrauliques à Cuxhaven au service de la republique de Hambourg. Avec une traduction allemande et 5 Figures. 1804. 198 S. gr. 8. (16 gr.)

Auch unter dem deutschen Titel:

Theoretische und praktische Untersuchungen über die Wirkung der Maschinen und Werkzeuge, deren man sich bedient, um augenblickliche Bewegungen hervorzubringen; hauptsächlich über den Effect des Ramms zum Eintreiben der Pfähle. Nach vorstehendem Französischen übersetzt auch mit einigen theils eingeschlossenen, theils angehängten Bemerkungen noch mehr erläutert und mit einer Zugabe vermehrt.

Schon der Name des berühmten Vfs. bürgt für die Güte dieser Schrift über einen der wichtigsten Gegenstände in der praktischen Mechanik und in demjenigen Theile der Baukunst, welcher von der Gründung der Gebäude handelt. Ungeachtet der Verdienste, die sich *Belidor*, *Perronet*, *Prony*, *Manger*, insbesondere *Büsch*, und andere um die gründliche Kenntniss dieser Materie erworben haben, blieb doch noch mancherley zu berichtigen übrig, wodurch wahrscheinlich der Vf. zur Abfassung dieser lichtvollen und fasslichen Schrift veranlasset wurde. Unter allen Rammen sind die Zug-Ramme und die Haken-Ramme die gebräuchlichsten. Bey letzterer ist die Bewegung gleichförmiger und nicht so veränderlich als bey der erstern. Der Effect einer Ramme ist der Raum, um welchen der Pfahl nach erhaltenem Stoss tiefer eindringt; der Widerstand des Bodens hiebey wird theils durch die Friction des eindringenden Pfahls in der Erde, theils durch die Verdrängung und Verdichtung der Erde mittelst des eingetriebnen Pfahles bewirkt. Ein Gebäude steht auf Pfählen fest mittelst der Compression und Friction der Erde an der Oberfläche der Pfähle. Nach diesen richtigen Principien handelt nun der Vf. seine Materie mathematisch ab, und giebt dadurch dem Baumeister Gelegenheit, die Wirkung seiner Ramm-Anstalten gründlich beurtheilen zu können. Sinnreich gewählte Versuche dienen dem Vf. zur Bestätigung der durch Rechnung gefundenen Resultate. Der Bauinspector *Mehne* in Hamburg, ist ihm dabey behülflich gewesen. Nicht immer stimmt das Resultat des Versuchs zu dem Resultat der Rechnung. Der Vf. theilt seine Bemerkungen über die Ursache davon mit.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Salzburg*, in d. Mayerschen Buchh.: *Beobachtung über den Fothergillschen Gesichtsschmerz*, von *Jos. Karl Kunder*, Wundarzt zu Michau. 1803. 32 S. 8. (4 gr.) — Der Vf. kämpfte lange mit diesem Uebel, ohne es genau zu kennen, als er von Sr. Gnaden (!) dem Hn. Prof. *Wimmer* zu Grätz mit der Salzburgschen medicinisch-chirurgischen Zeitung und in derselben mit jenem Uebel näher bekannt ward. Da ihm in seiner nun dreyjährigen (!) Praxis mehrere Fälle davon vorkamen; so wollte er dem Publikum das Resultat davon mittheilen. Es sind der Beobachtungen fünf. Die erste war für den Vf. selbst ein Räthsel und seine Behandlung grobe Empirie (wie er S. 9. sagt); beym zweyten Fall war die Diagnosis und Behandlungsart (S. 10.) sehr verworren; den dritten behandelte er mit China, wozu er ein klein wenig Polychrestsalz setzte, und in der Zwischenzeit gab er bald Huxhamschen Spiesglaswein, bald den Goldschwefel mit *Aconitum* und *Guajac*. Der vierte ist interessanter. Die Kranke konnte wegen der hohen Erregbarkeit ihres Magens viele Arzneyen gar nicht vertragen, und der Vf. zeigt sich wirklich dabey als einen aufmerksamen und geduldigen Arzt. Die Leute in der Gegend hielten den Vf. gar für einen Schwarzkünstler, (S. 17.) weil er die Electricität mit Erfolg anwandte. Dieses Mittel zeigte sich in dem vierten und fünften Falle sehr wirksam, und war wohl unter denen vom Vf. angewandten Heilmitteln das vornehmste.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 27. October 1806.

ERDBESCHREIBUNG.

WEIMAR, im L. Induſtrie-Compt.: *Bibliothek der neueſten und wichtigſten Reiſebeſchreibungen* — herausgegeben von *M. C. Sprengel*, fortgeſetzt von *T. F. Ehrmann*. — *Ein und zwanzigſter* und *zwey und zwanzigſter* Band. Mit Kupfern und Karten. 1805. 754 S. 8.

Der *ein und zwanzigſte* Band enthält den *zweyten* Theil von *G. A. Olivier's Reiſe durch das türkiſche Reich, Aegypten und Perſien während der erſten ſechs Jahre der franzöſiſchen Republik oder von 1792 bis 1798*. Aus dem Franzöſiſchen. Zwey Jahre verſtrichen ſeit der Erſcheinung des *erſten* Theils, und man wird dieſe Zeit nicht zu lang finden, wenn man wahrnimmt, daſs das Tagebuch ſelbſt in eine geſchmackvolle Form umgearbeitet und vieles aus der Geſchichte und den Alterthümern der durchreiſten Länder beygebracht worden iſt. Die Länder, die der Vf. durchreiſt hat, ſind die oft beſuchten und beſchriebenen, Aegypten und Syrien, und die Sehnſucht nach der letzten Lieferung oder der Beſchreibung Perſiens, das in den neuern Zeiten die Neugier der Reiſenden weniger angezogen hat, iſt bey der Leſung jeder der vorhergehenden in uns geſtiegen. Unſtreitig gehört der Vf. zu den am meiſten unterrichteten und gelehrteſten Reiſenden, welche die Türkey beſucht haben, und der franzöſiſche Convent, der ihn auf die Reiſe ſchickte, war in ſeiner Wahl ſehr glücklich. Der gegenwärtige Band enthält den *dritten* und *vierten* Theil des Originals. Der Vf. hielt ſich zwar nur ein Jahr, nämlich 1794 bis 1795. in Aegypten auf, und ſah auſser Alexandrien und Cairo keine Städte von Bedeutung. Allein die Schärfe ſeines Blicks erſetzte den Mangel an Zeit. Es würde zu weitläufig ſeyn, den Inhalt der vierzehn Abſchnitte, in welche der *dritte* Theil, der von Aegypten handelt, abgetheilt iſt, anzuzeigen, oder aus einem jeden nur etwas merkwürdiges auszuheben. Wir begnügen uns, den Leſer nur auf einige Gegenſtände aufmerkſam zu machen. Von den mancherley Bedrückungen und Beleidigungen, welchen franzöſiſche Kaufleute und Agenten von den Beys Murad und Ibrahim ausgeſetzt waren, und wodurch die franzöſiſche Expedition veranlaſst wurde, handelt der *zehnte* Abſchnitt (S. 190—224.). Damit verbinde man den *vierzehnten*, worin die vortheilhafte Lage Aegyptens zu einer allgemeinen Niederlage des Handels aller civiliſirten Nationen beſchrieben wird. Denn, daſs die Betrachtung dieſer Vortheile, wobey auch die Fruchtbarkeit des Bodens, und die Erzielung der Producte, die im *dreyzehnten* Abſchnitt verzeichnet ſind, berückſichtigt wurde, einen groſsen Einfluſs auf die Expedition gehabt habe, und auch bey der jetzigen Lage der Dinge nicht aufgegeben werde, leidet keinen Zweifel, und wird von dem Vf. ſelbſt eingeſtanden (S. 216 ff.). Auf den Monopoliengeiſt, den Ehrgeiz und die Habſucht der Engländer wird geſchimpft, und der Mäſsigung und Treue der franzöſiſchen Regierung eine Lobrede gehalten. Der Vf. iſt von dem Wege über Aegypten nach Indien als dem kürzeren und wohlfeileren ſo feſt überzeugt, daſs er glaubt, man werde ihm unſtreitig einſtens den Vorzug geben (S. 301.), und am Schluſſe ſeines Werks, wo er die Vortheile des Handels nach Indien über den perſiſchen Meerbuſen ſchildert (S. 735.), doch ſeine vorhin geäuſserte Meinung über die Vorzüge, welche jener Weg hat, aufs neue bekräftigt, wobey er indeſs bemerkt, daſs der Weg über das Vorgebirge der guten Hoffnung deswegen nicht aufgegeben werden müſſe. Es muſs aber, ehe der neue Weg eröffnet werden kann, die jetzt lebende Menſchenraſſe aus Aegypten vertrieben werden, und ſich ein neues, unabhängiges, aufgeklärtes Volk daſelbſt anſiedeln, welches ſich mit den Landeseinwohnern vermiſcht, ſeine Häfen öffnet, allen Kaufmannsgütern freyen Zutritt geſtattet u. ſ. w. (S. 300.). Würde, kann man hier fragen, und die Antwort wird einem jeden unbefangenen Beobachter der Zeitbegebenheiten leicht werden, dieſe für Aegypten glückliche Epoche angegangen ſeyn, wenn die Franzoſen im Beſitze von Aegypten geblieben wären? — In den Katakomben von Sakhara fand der Vf. Mumien von verſchiedenen Ibis-Arten, und von einer Spitzmausart, die den Naturforſchern noch unbekannt iſt (S. 157.). — Der Unterſchied des Khramſi-Windes und des Samiel, der aber nur ſelten in Arabien, Meſopotamien und dem Süden von Perſien weht, wird beſſer gezeigt S. 244 ff., als es von andern Reiſenden geſchehen iſt. — Die Waſſerfläche des mittelländiſchen Meeres iſt nicht niedriger geworden, daſs dadurch Land zum Vorſchein gekommen wäre, welches ehemals unter dem Waſſer verborgen lag. Der Schlamm des Nilwaſſers hat das Land vergröſsert, aber ſeit der Ankunft der Griechen nicht beträchtlich (S. 256.). — Von Cairo, welches ſo oft beſchrieben iſt, wird nicht ins beſondere gehandelt. Der Vf. wundert ſich, daſs man nicht die Hauptſtadt an der Spitze des Delta, wo ſich der Nil in zwey Arme theilt, angelegt hat (S. 108.).

Auf der Fahrt von Alexandrien nach Conſtantinopel landete der Vf. in Rhodus und Lero, und würde

würde (hier geht der *vierte* Theil des Originals an) gleich nach feiner Ankunft in Conftantinopel über Klein-Afien nach Perfien abgereift feyn, wenn er nicht vorher auf Zureden des franzöfifchen Minifters eine Reife nach dem Archipelagus gemacht hätte, um der hohen Pforte einige Säcke mit der von ihm auf der Infel Santorin entdeckten Puzzolane zu fchicken. Die Pforte benutzte die Entdeckung nicht, liefs auch nachher in Italien die Puzzolane kaufen, und zahlte dem Vf. zur Belohnung nur 2000 Piafter, die er, ob fie gleich weder der Wichtigkeit des Fundes, noch den gethanen Verfprechungen angemeffen waren, annahm. Bey Barut ftieg er in Syrien ans Land. Die Sarkophagen an dem Ausflufs des Tamyras, welche von jeher unter freyem Himmel geftanden zu haben fcheinen, und die Katakomben unweit derfelben find fo wichtige Alterthümer, dafs eine weitere Nachforfchung und Nachgrabung zu wünfchen wäre (S. 360.). — Viel wird von dem alten und neuen Tyrus beygebracht, und am Ende den Alterthumsforfchern überlaffen, die abweichenden Nachrichten in Uebereinftimmung zu bringen. Die Purpurfarbe erhielten die Tyrier von mehrern Conchylien-Arten, von denen *Helix Janthina*, die auf den Rheden von Tyrus, Alexandrien und Abukir fehr häufig ift, die meifte Farbe giebt. Tyrus, das die Natur zu dem beften Hafen in Syrien gemacht hat, der zu gleicher Zeit viele Kauffarthey- und Kriegsfchiffe faffen kann, würde es auch durch die Kunft geworden feyn, wenn die franzöfifche Expedition unter Bonaparte gegen Akre glücklich gewefen wäre. Es wird daher die Gefchichte des Pafcha Achmet-Dgezar, durch welchen die wohlwollenden Abfichten der Franzofen den Handel von feinen Feffeln zu befreyen und die Fahne der Freyheit auf den Gipfeln des Libanons und über ganz Afien aufzuftecken, vereitelt find, erzählt (S. 412—420.). Die von diefem Tyrannen verübten Graufamkeiten müffen felbft in denen Graufen und Entfetzen erregen, deren Gefühl durch die Lefung der fchaudervollen Scenen in der franzöfifchen Revolution abgeftumpft ift. — Von Barut ging der Vf. zu Schiffe nach Latakie. Zu bedauern ift es, dafs er die lange griechifche Infchrift (S. 451.) nicht copiren durfte. Denn *Pococke* und *Shaw* erwähnen ihrer nicht. Er empfiehlt diefe Stadt nicht allein den Alterthumsforfchern, fondern auch den Botanikern und Zoologen zur Unterfuchung. Da der Oelbaum fehr langfam wächft, die Türken aber, ein zum Wandern, Plündern und in den Krieg zu ziehen geneigtes Volk keine Verbefferungen auf eine ferne Zeit hinaus vornehmen: fo wird der Anbau des Oelbaums von ihnen vernachläffigt. Er ift nur in den Gegenden häufig zu fehen, wo ehemals Genuefer und Venetianer regiert haben. Der Weg ging über Abdama, Geffer Churt und Saarmin nach Aleppo, wo fich der Vf. drey Monate aufhielt. Als die franzöfifche Revolution anfing, hatten fich die franzöfifchen Handlungshäufer von 12 auf 9 verringert, und die englifchen ganz wegbegeben. Sollten letztere nicht nachher wieder hergeftellt feyn? Die übermüthigen Sherifs, ungefähr 3 bis 4000 Familien, die für Nachkommen Mohammeds gehalten werden, wurden von einem türkifchen Pafcha vor etwa 20 Jahren zu Paaren getrieben. Seitdem verüben die Janitfchaaren diefelben Exceffe, die an den Sherifs auf eine graufame Art beftraft wurden, und die Einkünfte des Pafchaliks find auf die Hälfte des ehemaligen Ertrags herabgefunken. Das kleine vierfüfsige Thier Afpalax, das man oft mit dem Maulwurf verwechfelt, wird befchrieben und die davon gegebene Befchreibung des Ariftoteles für wahr befunden. Orfa, Merdin, Mofful, Bagdad und die dazwifchen liegenden Oerter und Gegenden haben ein jeder einen befondern Abfchnitt. Zu Orfa hielt fich der Vf. 14, zu Merdin 5, zu Mofful 9 Tage auf, und wenn er gleich mehrmalen durch die Furcht feiner Führer, die, fo oft ihnen das Gerücht von feindfeligen Horden, die im Anmarfch wären, zu Ohren kam, die Reife nicht fortfetzen wollten, ftille zu liegen genöthigt war: fo zögerte er doch auch nicht, um Erkundigungen, die feinen Obern nützlich feyn könnten, einzuziehen. Die Art, wie Waaren und Perfonen auf aufgeblafenen Schläuchen und Ziegenfellen über Flüffe und Canäle gefetzt werden, fcheint dem Vf. auch in Europa da, wo es auf Schnelligkeit ankommt, z. B. bey einem Kriegsheer, anwendbar zu feyn. Zu Mofful erfchallte das Lob des regierenden Pafcha aus aller Munde, und der Ueberflufs an Lebensmitteln auf dem Markte, die Volksmenge und Lebhaftigkeit des Handels, bewiefen die Klugheit und Mäfsigkeit der Regierung, die bey einer aus Mofful gebürtigen begüterten Familie, nach dem Wunfche der Einwohner und auf die Beftätigung des Grofs-Sultans, eine Zeitlang geblieben ift. Sein eigenes und feiner Familie Anfehen macht eine zahlreiche Wache entbehrlich. Als der Vf. in Bagdad war, wurde der Kiaya des Pafcha auf Befehl des letztern, den jener unter der Maske eines Freundes in Conftantinopel verläumdet hatte, um feine Stelle zu erhalten, plötzlich und heimlicherweife ermordet. Der Vf. hatte als Arzt mit dem Pafcha Umgang, und fand ihn, bald nachdem er die Treulofigkeit des Kiaya entdeckt, und den falfchen Freund aus dem Wege geräumt hatte, ganz ruhig und fehr gefund. In Bagdad felbft ift das Volk viel fanfter, die Grofsen beffer unterrichtet und gebildet, die Kaufleute thätiger und betriebfamer, als in andern Städten des Reichs. Die Einkünfte des Pafchaliks belaufen fich auf 4 Millionen Franken, wovon kaum der achte Theil nach Conftantinopel kommt. Die Zölle find, feitdem die Waaren aus Indien mehr durch Baffora und Bagdad als durch Perfien gehen, um ein beträchtliches ergiebiger geworden. Der Vf. thut hier einen Rückblick auf Mefopotamien, und befchreibt im *vierzehnten* Abfchnitt in einer allgemeinen Ueberficht, feine Temperatur, Producte und Naturgefchichte, fo wie er auch vorher an der Gränze von Syrien im *fünften* Abfchnitt einige allgemeine Bemerkungen über den Boden und das Klima Syriens gegeben hatte. Von dem Heufchreckenzuge und den grofsen Verwüftungen, welche fie anrich-

anrichten, war der Vf. zweymal Augenzeuge. Eigentlich sind es nicht Heuschrecken, sondern Grillen, die sich von allen andern wandernden Arten unterscheiden. Der sie begleitende Vogel Samarmar ist mehr da, um sie zu vernichten, als sich von ihnen zu nähren. Aus der Gegend des alten Babylons hat der Vf. einen kleinen Ziegelstein mitgebracht, auf welchem unbekannte Charaktere gezeichnet sind, und zwar, wie es dem Vf. scheint, mit mehrerer Sorgfalt als auf den gröfsern Ziegelsteinen (S. 716). — Sollten diese Charaktere einst von Hn. *Millin* herausgegeben werden, so ist zu hoffen, dafs der Hr. Abt *Lichtenstein* in Helmstädt sie vermittelst des von ihm entdeckten Alphabets erkläre, und dadurch die Wahrheit seiner Entdeckung ausser Zweifel setze. Ein raisonnirendes Verzeichnifs der Waaren, welche über Bagdad und Bassora nach Persien, Indien u. f. ausgehen, oder von daher nach jenen Städten transportirt werden, macht den Beschlufs dieses lehrreichen und unterhaltend geschriebenen Buchs, das zwar nicht mit Anmerkungen eines gelehrten Ueberfetzers versehen, jedoch ohne den Sinn entstellende Fehler in unsre Sprache übertragen ist. Die Namen der Monate nach dem nunmehr abgeschafften französischen Kalender hätten mit den in dem christlichen gewöhnlichen vertauscht oder wenigstens diese neben jenen angeführt werden sollen. So sehr wir es auch billigen, dafs die Eigennamen nach der im Original beliebten Rechtschreibung ausgedrückt werden: so wären doch Ausnahmen in Ansehung solcher, die schon lange und allgemein anders geschrieben werden, sehr zu rathen gewesen. Man schreibt z. B. nicht Iraque wie S. 170., oder Irakus wie S. 626., sondern *Irak*, nicht Harum-Errafchid wie S. 631., oder al Raschid Harun wie S. 633., sondern *Harun Arraschid*, nicht Maltha, sondern *Malta*, nicht Nembrod, sondern *Nimrod*, u. dgl. m. Die Karte von Syrien, Mesopotamien und Persien, worauf die Reise des Vfs. gezeichnet ist, ist nach seinen eigenen, *Beauchamp's* und *Niebuhr's* Beobachtungen entworfen, und eine wahre Bereicherung der Geographie.

(*Der Beschlufs folgt.*)

GESCHICHTE.

POSEN u. LEIPZIG, b. Kühn: *Handbuch der Geschichte der wichtigsten Völker des Alterthums*, zum Schulgebrauch entworfen von *Karl Friedr. Aug. Brohm*, Professor der alten Literatur am Gymnasium zu Posen. *Erste* Abtheil., enthaltend die Geschichte der wichtigsten alten Völker bis zum Tode Alexanders des Grofsen. 1805. VIII u. 106 S. 4. (18 gr.)

Man erkennt in dem Vf. dieses Handbuchs einen fleifsigen und wohlgesinnten Schulmann, der es mit dem Wunsche, ein brauchbares Schulbuch zu liefern, gewifs ehrlich meint, und der die Arbeit nur unternahm, weil ihm ein der Methode nach zweckmäfsiger Leitfaden zum Erlernen der Geschichte zu fehlen schien. Sehr richtig hat er die Schwierigkeiten beym Unterricht in der Geschichte gefühlt: entweder der Schüler schreibt nach, und begnügt sich dann nur zu gewöhnlich, nachgeschrieben zu haben; oder er hört blofs, und da vermag auch der bessere Kopf nicht, die ununterbrochene Spannung der Aufmerksamkeit zu erhalten, er verliert sich in fremde Gedanken. Die Kunst des Lehrers wird also darin bestehen, zugleich auch den Schüler in Thätigkeit zu setzen; und dazu, meint Hr. *Br.*, sey am zweckmäfsigsten, dafs beym Geschichtsunterricht nicht der Lehrer erzähle, sondern dafs der Schüler über das bestimmte Pensum eines historischen Buches einen eigenen Vortrag halte, den der Lehrer berichtige und erweitere. Und zur Präparation auf diesen Vortrag soll dem Schüler das vorliegende Handbuch dienen. — Bey Schülern erster Klassen wird sich diese Methode mitunter gewifs sehr nützlich anwenden lassen; ihr aber einzig zu folgen, scheint uns nicht angemessen. Ein Handbuch kann die Begebenheiten nur kurz enthalten, und oft nur andeuten; was soll daraus der Lehrling erzählen? Er kennt noch nicht den Umfang, den Zusammenhang, die Wichtigkeit der Begebenheiten; er weifs also nicht zu ordnen, zu verbinden, auszuheben, zu übergehen: dazu giebt ihm erst entweder des Lehrers belebender mündlicher Vortrag, oder ein die Begebenheiten entwickelndes, auch durch Stil ausgezeichnetes Lehrbuch die nothwendige Anweisung; ein skizzirendes Handbuch taugt dazu auf keine Weise. — Wenn Hr. *Br.* dagegen Tabellen für den Schulunterricht verwirft: so scheint er zu übersehen, wie nothwendig der historische Unterricht auf Schulen damit anfangen müsse (auch in ersten Klassen), Perioden, folgenreiche Begebenheiten, merkwürdige Personen, nach Zeit und Ort in ihren wesentlichen Zügen dem Gedächtnifs der Lehrlinge einzuprägen; wie passend es zu diesem Zwecke sey, auf *einem* Blatte die Hauptbegebenheiten eines Volkes, mit genauer Zeitrechnung, in den bestimmtesten, eigenthümlichsten Worten zu überlesen; wie lebhaft es den Schüler beschäftigt, wie fest es seine Geschichtskenntnifs begründet, diese Hauptbegebenheiten vielfach unter Leitung des Lehrers durchzuüben; und wie dann erst die umständlichere Erzählung, gelesen oder gehört, wahr und leicht behalten werde. — Rec. wählte, nachdem er jene wichtigsten Facta seinen Schülern nach Tabellen geläufig gemacht hatte, gewöhnlich ein gut geschriebenes historisches Werk, von dem er mehrere Exemplare in der Klasse zu verbreiten suchte, las daraus vor, oder liefs vorlesen, und indem er das Gelesene erweiterte, Einiges besonders aushob, wiederholte, wiederholen liefs, waren mit ihm zugleich alle Schüler beschäftigt, und auch derjenige, dem Geschichte nicht gerade Lieblingswissenschaft war, hatte einen festen Grund zum weitern Geschichtsstudium gelegt, und nahm Interesse für die Wissenschaft mit auf die Universität.

Möchte man indessen auch die Methode des Hn. *Br.* vorziehen: so würde doch zu der von ihm gewünschten Vorbereitung des Schülers sein Handbuch nicht zu empfehlen seyn; der Vortrag nähert sich dem

Ta-

Tabellarischen, legt kurz und trocken die Begebenheiten dar, ohne ein bezeichnendes, belebendes Wort; ja es fehlt sehr oft sowohl an Bestimmtheit in den einzelnen Ausdrücken, als auch an Klarheit in den Verbindungen, und gewisse Wörter, als *jetzt*, *nun*, *nunmehr*, *jedoch*, kehren auf mancher Seite vier bis fünfmal bald nach einander wieder, und fehlen vielleicht auf keiner. Hier sind einige Beyspiele seines Vortrags. S. 12.: „Ninus baut die Stadt Ninive aus, und verschönert sie. Ihm folgt seine Gemalin Semiramis, die ihrem Sohne Ninyas die Succession raubte. Sie verschönerte Babylon ausserordentlich. Den Staat erweiterte sie durch bedeutende Eroberungen." (Was lernt der Schüler aus solchen allgemeinen Andeutungen?) S. 29.: „Nach einer zehnjährigen Regierung musste Amphiktyon die Herrschaft dem Erichthonius überlassen, welcher ein Sohn des Vulkan genannt wird, und dem man die Erfindung der *Kutschen* (?) und der Münzen beylegt. Sein Nachfolger war Pandion, bekannt in der Fabelgeschichte durch das Unglück seines Hauses. *In dieser Hinsicht* werden seine Töchter, Philomele und Progne, genannt." S. 41.: „Die Gesetze des Drako trugen *sogar selbst* zur Beförderung der Wildheit bey. Es entstanden *endlich* zwey Parteyen im Staate, welche *diesem* das grösste Verderben drohten. Athen ward *jetzt* durch den Solon gerettet, welcher 593. (594.) Archon wurde. Er hatte sich *seit geraumer Zeit* durch Patriotismus und gereifte Einsichten so ausgezeichnet, dass man *jetzt* von ihm allein Schutz und Rettung für den Staat erwartete", u. s. w. — „In Rom befanden sich *jetzt* 47000 streitbare Männer. Romulus ward 713. (717.) ermordet." — Ein Buch, das Schülern zur Vorbereitung in die Hände gegeben werden soll, um darnach zu erzählen, muss wenigstens bestimmten und klaren Ausdruck, und man verlangt nicht zu viel, einen lebhaften Vortrag haben. — Richtig sind die Begebenheiten meist erzählt, und kleinere Versehen verbessert der Vf. bey seiner guten Geschichtskenntniss gewiss leicht selbst.

HAMBURG u. MAINZ, b. Vollmer: *Brunehilde und Fredegunde*, oder die Gefahren der Schönheit. Eine interessante Geschichte aus dem siebenten Jahrh. 1804. 374 S. 8. mit 1 Kpfr. (1 Rthlr. 8 gr.)

Für die Damen vornehmlich schrieb der Vf., laut der Vorrede, dieses Buch, in der löblichen Absicht, bey denselben dadurch die Lectüre fader Romane zu verdrängen, und sie zu historischer Lectüre zu gewöhnen. — Allerdings war es weise, dass der Vf. die romantische Dichtung verschmähte; denn selbst die Idee der Poesie fehlt ihm. In einem Fragmente, welches überschrieben ist: „Fragment einer Predigt. Das einzige Stück des Buchs, in dem alles nur halb wahr ist. Sehr gut zu überschlagen, da es *ex officio* das heisst im Kanzley*stiel* (!): ganz erbärmlich abgefasst und geschrieben ist" bringt er unter vielen Plattheiten auch diese (S. 17 f.) über die Poesie vor: „Auch ist im Grunde die (historische, will er sagen) Wahrheit allein belehrend. Jede Lehre, die uns die gefälligste Dichtung geben kann, ist von der Wahrheit, von der Erfahrung entlehnt, und schon durch die Phantasie geformt, abgeändert, nicht mehr in ihrer Ursprünglichkeit. Auch die reizendste, lieblichste Dichtung scheint im Grunde nur für die gröbere Organisation (?): nur für das matte Auge, das alle Lichtstrahlen auf einen Punkt concentrirt haben muss, wenn es ihn gewahren soll: nur für das halbverschlossene Ohr, das die Stimme der Natur nicht vernimmt, nicht achtet, stärker erschüttert seyn will, um gerührt zu werden. Es ist ein vielleicht nicht genug betrachteter Schaden der Dichtungen, dass sie den Geist für Belehrung durch wirkliche Erfahrung und gegen den natürlichen Lauf der Dinge gleichgültig machen" u. s. w. Aber leider! auch die historische Kunst ist dem Vf. eben so fremd, als das poetische Talent. Wäre er mit der Historie vertraut, nimmermehr würde er für *seinen* Zweck ein Thema gewählt haben, das recht eigentlich ein illustres Beyspiel in der Geschichte ist, wie scheusslich ein Volk entarte, das, noch mit eigener Barbarey ringend, mit einem längst gesunkenen verdorbenen Volke in genaue Verbindung kommt. Auch werden die vielen Fehden der Frankenkönige, die der Vf. aufzählt, seinen Schönen eben keine sonderliche Unterhaltung gewähren. Für seinen Zweck musste er hauptsächlich Brunehildens und Fredegundens Bild hervorheben; statt dessen erzählte er beynahe die ganze fränkische Geschichte, die mit Brunehildens Lebenszeit zusammenfällt. Diese Geschichte selbst ist indessen aus den Quellen, vornehmlich aus Gregor von Tours, geschöpft, oder vielmehr übersetzt und zusammengestellt. Diess ist aber auch das einzige Lob, welches wir dem Buche ertheilen können. Spuren historischer Kunst findet man nirgends in demselben. Ein tieferes Eindringen in die Charaktere, eine scharfe begränzende Zeichnung der Individualitäten, einen geübten Blick, der die Falten des menschlichen Herzens durchschaute, kurz, alles was man von einer guten Biographie fordert, sucht man vergebens in dieser Schrift. Auch der Stil ist, wie schon die oben angeführte Stelle beweist, nichts weniger als lobenswerth, meist nachlässig und schleppend; selbst die Interpunction ist oft fehlerhaft, und sogar der Schreib- oder doch Druckfehler findet man eine grosse Zahl. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist überdiess diese Schrift, obwohl der Vf. nichts davon erwähnt, eine Uebersetzung aus dem Französischen; eine Vermuthung, die indessen Rec., da ihm die Schriften zur Vergleichung hierüber fehlen, nicht genauer beurkunden kann. Angehängt ist eine kurze Erzählung: „*Leontares und Helena bey der Einnahme von Constantinopel durch die osmanischen Türken*", welche nicht uninteressant ist, und daher als eine kleine Belohnung für die Damen angesehen werden kann, die sich mit Heldenmuth durch Brunehildens und Fredegundens Geschichte hindurchgearbeitet haben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 4. November 1806.

ERDBESCHREIBUNG.

WEIMAR, im L. Industrie-Compt.: *Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen*, — herausgegeben von *M. C. Sprengel*, fortgesetzt von *T. F. Ehrmann* u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 257. abgebrochenen Recension.*)

Der *zwey und zwanzigste* Band enthält zwey Reisen, von denen sich die eine auf die wichtigste, die andere auf die am wenigsten bekannten Niederlassungen der Britten in Westindien bezieht. I. *R. C. Dallas*, Esq., *Geschichte der Maronen-Negern auf Jamaika* (Jamaica), *nebst einer Schilderung des vormaligen und jetzigen Zustandes dieser Insel.* Aus dem Englischen. (356 S.) Die besten statistischen Nachrichten von dem jetzigen Zustande der Insel, Tabellen über die Einfuhr und Ausfuhr von 1793 bis 1802., die Schifffahrt, das Militair u. s. sind in den beiden letzten Kapiteln zu lesen. Wir wollen einiges daraus ausheben. Der Kaffeebau hat sehr zugenommen. Denn statt 3,983,576 Pfunde, die 1793. exportirt wurden, sind 1802. 17,961,923 Pfunde exportirt. Die Ausfuhr des Zuckers und Rums hat auch, nur nicht in dem Verhältnisse, zugenommen, die des Ingwers und Pfeffers hingegen abgenommen. Das Militair bestand 1797. aus dienstthuender Cavallerie 965 und Infanterie 5323 Mann, unter welcher 1331 farbige Menschen und 469 Neger waren. Wie stark die Bevölkerung dermalen sey, wird nicht ausdrücklich gesagt. Dass sie sich aber seit 1788., da sie auf 291400 Köpfe angegeben wurde (S. 101.), vermehrt habe, ist nicht allein aus dem grössern Anbau und der erweiterten Schifffahrt, welche 1799. über 60,000 Tonnen mehr betrug als 1793. (S. 293.), wahrscheinlich, sondern aus der Angabe, dass in Kingston, der Hauptstadt, 1801. die Zahl der Einwohner so sehr zugenommen hatte, dass eine bessere Einrichtung und Verwaltung der Polizey nöthig wurde (S. 293.), und aus der Zahl der Sklaven, welche sich 1801. auf 307,094 belief (S. 297.), da man 1788. nur 250,000 zählte (S. 101.) gewiss. In einem botanischen Garten werden seit 1794. Zimmt-, Nelken-, Sago-, Brotfruchtbäume, und viele andere, die aus dem östlichen Asien dahin gebracht sind, gezogen, und über die Insel vertheilt. Die Gewürznelken sind denen aus Ostindien an Güte gleich, Brotfruchtbäume nur von einem Colonisten in der Absicht angepflanzt, um einem etwa entstandenen Mangel an Lebensmitteln abzuhelfen. Der Sklavenhandel scheint dem Vf. für den Zustand und die Verfassung Jamaica's unentbehrlich zu seyn. Ein freyer Neger habe sich noch nie zu einer Arbeit vermiethet; die Colonisten haben ein altes Recht, Arbeiter aus Afrika zu holen, auf dieses Recht hätten sie sich auch berufen, als 1797. im brittischen Parlamente von Abschaffung des Sklavenhandels die Rede war, für die Wohlfahrt der Neger sey auch in verschiedenen Verordnungen auf eine sehr humane Art gesorgt worden; jedoch sey selbst nach dem Geständnisse der Pflanzer noch lange nicht alles geschehen, was geschehen müsste. So viel aus den beiden letzten Kapiteln, die für den Statistiker die wichtigsten sind. Der Vf. beginnt sein Buch mit Erzählung der Schicksale, die die Insel seit der ersten Entdeckung gehabt hat, und beschreibt sie in Hinsicht der physikalischen Beschaffenheit, Producte, Einwohner, Regierungsform und Handlung vor Ausbruch der französischen Revolution (S. 41 — 106.). (Was für ein Amt mag das des *Generalprofesses* seyn? Es wird mit dem eines *High Sheriff* in England verglichen (S. 48.), scheint aber deutsch sehr unschicklich ausgedrückt zu seyn.) Die eigentliche Geschichte der Maronen-Neger wird erzählt von S. 107 — 283. Maronen, d. i. Schweins-Jäger, hiessen ursprünglich die Neger, die von den Spaniern bey der Räumung der Insel 1655. flüchtig geworden waren. Nachher trennten sich bald ganze Haufen von Negern, bald einzelne Unzufriedene von ihren Herren, begaben sich in die Schluchten und mit Bäumen dick bewachsenen Gebirge im Innern der Insel, und nährten sich vom Rauben und Plündern. Sie wurden unter dem Anführer Cudjoe 1730. so furchtbar, dass Truppen gegen sie geschickt wurden. Sie hatten sich in eine grosse Schlucht im nordwestlichen Theile der Insel zurückgezogen, und da die Britten wegen der Unzugänglichkeit dieser Schlupfwinkel die Hoffnung aufgeben mussten, sie zu besiegen: so wurden ihnen 1500 Morgen Landes nordwestlich von Trelawney Town als ihr Eigenthum auf ewige Zeiten eingeräumt; jedoch unter der Bedingung, dass alle Beleidigungen aufhören, und keine entlaufene Sklaven von ihnen angenommen, sondern zurückgeschickt werden sollen. Ein ähnlicher Friede wurde 1739. mit den Maronen in dem östlichen Theile der Insel geschlossen. Den Maronen waren fünf Städte zu ihrer Wohnung von dem östlichen Ende der Insel bis zum westlichen angewiesen, und die Benutzung der dazu gehörenden Ländereyen, auch der Verkauf der darauf erzielten Producte nach vorgängiger Erlaubniss in andern Städten verstattet. Obgleich sie keineswegs eine civilisirte Völkerschaft zu nennen waren: so widerspricht doch der Vf. der Behauptung des Hn.

Edwards, dass sie ihre Kinder an Felsen zerschmettert und auf diese Weise getödtet haben (S. 165.), dem er auch S. 253. vorwirft, dass er ihnen verschiedene Gräuelthaten angedichtet habe. Er zielt auf die von dem Hn. *Edwards*, dem man eine vortreffliche Geschichte von Westindien zu verdanken hat, 1796. herausgegebene Schrift *The Proceedings of the Governor and Assembly of Jamaica in regard to the Maroon Negroes published by order of the Assembly* etc., welche auch eine Schilderung des Charakters und der Lebensweise der Maronen und eine Geschichte des von ihnen mit den Weissen geführten Kriegs enthält. Es wäre zu wünschen gewesen, dass der Uebersetzer diese Schrift benutzt, mit der gegenwärtigen verglichen und sie daraus gelegentlich ergänzt hätte. Was den Ausbruch des letzten Kriegs mit den Maronen 1795. veranlasste, wird z. B. von *Edwards* ausführlicher erzählt, als es S. 175. berichtet ist. Zwey Maronen, die Schweine gestohlen hatten, wurden ertappt, nach Montego Bay geschickt, und wegen dieses Verbrechens vor Gericht gezogen. Sie wurden schuldig befunden, und die Obrigkeit verordnete, dass ein jeder 30 Peitschenhiebe auf den blossen Rücken erhalten sollte, welche Strafe auch durch den schwarzen Auffeher der Neger im Arbeitshause vollzogen wurde. Als sie in Trelawney Town angekommen waren, versammelten sich die Maronen, zwangen den Auffeher Craskell, die Stadt zu verlassen u. s. w. Der Krieg kostete zweyen wackern brittischen Obersten Sandford und Fitch das Leben, die sich zu tief in die Schlupfwinkel der Maronen gewagt hatten, und daselbst mit ihren Kriegern getödtet wurden. Man war schon im Begriff, einen schimpflichen Frieden mit den Maronen zu schliessen, als der General Walpole mit Bewilligung der Regierung den Obersten Quarrel nach Cuba schickte, um daselbst Hunde einzukaufen, die unter der Leitung der Jäger den Spaniern zur Vertreibung der Indianer von dem Muskito-Ufer sehr nützliche Dienste geleistet hatten. Nach vielen Bemühungen erhielt man von dem spanischen Gouverneur Erlaubniss, 40 Jäger und über 100 Hunde nach Jamaica zu transportiren, die nicht dazu bestimmt waren, die Maronen anzugreifen und in Stücken zu zerreissen, sondern sie nur durch unaufhörliches Bellen zum Stillestehen zu nöthigen, damit sie von den nachfolgenden Truppen gefangen genommen werden könnten. (Der zu dieser Sendung nach Cuba Abgeordnete wird S. 215. 228 ff. ein *General* genannt. Es war aber dieser kein anderer als der unter dem General Walpole commandirende *Oberste* Quarrel.) Die interessanten Nachrichten von Cuba, den Jägern und ihren Hunden empfehlen wir zum Nachlesen. Die Maronen wurden aber durch die blosse Nachricht von der Ankunft der Jäger und der Hunde, ohne dass es nöthig war, sie in Thätigkeit zu setzen, sogleich zu friedfertigen Gesinnungen gestimmt, und sie ergaben sich den 21. Dec. 1795. Es war zwar den Maronen versprochen worden, sie nicht von der Insel zu entfernen. Da sie aber die Bedingung, unter welcher ihnen das Versprechen gegeben war, nicht erfüllet hatten, sie auch mit dem Beschlusse der Versammlung, sie wegzuschaffen, sehr wohl zufrieden waren, überdem ihre Lage auf der Insel, wenn sie da geblieben wären, für sie sehr traurig und unangenehm gewesen seyn würde: so wurden Anstalten getroffen, sie nach Ober-Canada zu verpflanzen, und die Regierung in Jamaica bewilligte 25000 Pfd. Sterl. zu ihrer Versetzung. Wie stark sie an der Zahl waren, als sie im Junius 1796. absegelten, sagt der Vf. nicht, wenigstens nicht an der Stelle, wo die Erwähnung derselben am schicklichsten gewesen wäre (S. 259.). *Edwards* sagt, es seyen ihrer 600 gewesen. Sie hatten also seit 1788., da man 1400 zählte (S. 169.), sehr abgenommen. Zunächst segelte der General-Commissarius mit ihnen nach Hallifax in Neu-Schottland, wo er Befehle wegen ihrer fernern Bestimmung erwarten sollte. Hier nahm man sie anfangs mit Freuden auf. Da sie aber in der Folge sich sehr unzufrieden und mürrisch bezeugten, und den Colonisten keine Dienste leisteten, überdem die Regierung in Jamaica sich von aller Verbindlichkeit ausser der einmal bewilligten Summe von 25000 Pfd. Sterl. noch mehr zu ihrer Unterstützung herzugeben, lossagte: so wurden sie 1800 nach Sierra Leona geschickt, wo sie bald nach ihrer Ankunft sich mit den Weissen vereinigten, um einen Aufstand, den die acht Jahr vorher aus Neu-Schottland dahin geschickten Neger erregt hatten, zu stillen. Noch das Jahr vorher, ehe der Vf. schrieb, waren in England günstige Nachrichten von dem Betragen der Maronen in Afrika angekommen. Die Karte stellt Jamaica vor, in Kirchspiele eingetheilt und mit den Poststrassen. Dass letzteres hat geschehen können, lernt man aus dem *zweyten* Stück dieses Bandes:

II. *Daniel Mac Kinnen's*, Esq., *Reise nach dem brittischen Westindien, und besonders nach den Bahama-Inseln.* In den Jahren 1802 u. 1803. Aus dem Englischen. Mit einer Zugabe herausgegeben von *T. F. Ehrmann.* (187 S.): denn dieser Vf. bemerkt von Jamaica, dass die dasigen Landstrassen alle andern in Westindien an Vortrefflichkeit übertreffen. Es wäre also sehr Unrecht gewesen, sie auf einer Specialkarte, wenn sie auch gleich nach einem verjüngten Massstab entworfen ist, wegzulassen. Jamaica ist die letzte der Inseln, deren der Vf. vor den Bahama-Inseln gedenkt. Mit Recht verwundert er sich, dass die wichtigste und reichste Stadt in Westindien nicht gepflastert ist, und die Strassen voll von zerbrochenen Glasbouteillen liegen. In der Angabe der Exporten vom J. 1802. kommt der Vf. mit *Dallas* S. 294. überein. Wenn dieser 15405 Tierces vom Zucker zählt, jener 45405: so möchten wir bey der letzten Zahl einen Druckfehler vermuthen. Ehe der Vf. nach Jamaica kam, hatte er vorher Barbados, St. Vincent, St. Lucia, Dominica, Antigua besucht. Er giebt keine vollständige Beschreibung, sondern nur Bemerkungen und Ansichten, die ihm besonders auffielen und aufzeichnungswerth zu seyn schienen. Sie dienen dazu, um den gegenwärtigen Zustand dieser für den brittischen Handel so wichtigen Inseln genauer ken-

kennen zu lernen. Ueber die Urfachen des Schmutzes und ärmlichen Anfehens der meiften Städte in Weft-indien, namentlich von Bridgetown und Barbados, wird (S. 11.) fehr vernünftig geurtheilt. Der Vf. läugnet die Behauptung des bekannten *H. Edwards*, dafs die Baumwolle das Haupterzeugnifs auf den karaibifchen Infeln fey; das Zuckerrohr fey in vielen Gegenden das vornehmfte Product, und die Aernte 1802. viel ergiebiger ausgefallen, als diefer Pflanzer berechnet hatte. — In Dominica follen fich noch einige der wandernden rothen Karaiben aufhalten, aber er konnte keinen davon zu fehen bekommen. — Auf der einft blühenden Küfte von Guadeloupe, welche der Vf. beynahe ganz umfegelte, fah er nur hin und wieder das Feuer eines Negers und wenig angebaute Felder. Defto angenehmer überrafchte ihn der Anblick von Antigua, einer der blühendften Infeln, die in den letztern Jahren von der Trockenheit, ihrem natürlichen Uebel, befreyet geblieben ift. Der Kolonie gereicht es zur Ehre, dafs, obgleich fie ihre Freyheit und Rechte gegen die Anmafsungen ihres Statthalters eifrig vertheidigte, fie doch die erfte war, die das Schickfal der Sklaven durch Gefetze milderte. Am längften verweilt der Vf. bey den Bahama-Infeln S. 67—166., auf deren mehreren er landete, und von den übrigen, welche er nicht befuchte, auf jenen Erkundigungen einzog. Er zählet der dazu gehörenden Hauptinfeln oder Gruppen 14. Die Haupterzeugnifse beftehen in Baumwolle, Salz, Schildkröten, verfchiedenen Früchten und Holzarten. Seit dem amerikanifchen Kriege find die Infeln durch die dahin geflüchteten königlich Gefinnten in beftändiger Aufnahme gewefen. Der Statthalter der Infeln refidirt in Neu-Providence. Seine Herrfchaft wird aber wegen der weiten Entfernung und der Befchwerlichkeiten der Rückreife, von den Turks-Infeln nicht anerkannt, die lieber mit den Bermudifchen Infeln vereinigt feyn wollen. Der Baumwollenbau, der durch die Royaliften eingeführt ift, hat durch die Rothwanze und ihre Raupe neulich fo fehr gelitten, dafs man Grund zu befürchten hat, fie werden dereinft zum Theil wieder ganz entvölkert werden, und in ihren ehemaligen Zuftand zurückfinken, da fie nur von Seefahrern bewohnt wurden, die faft kein anderes Gefchäft, als das des Bergens der geftrandeten Güter trieben. Der Vf. hörte aus dem Munde eines folchen Seefahrers, dafs die in dem Floridaftrom auf den Schiffbruch lauernden Schiffer ihn nicht durch Feuerbecken und Tonnen zu verhüten fuchen, fondern vielmehr ihre eigenen Feuer auslöfchen, damit ihnen die Gelegenheit zum Erwerbe nicht entgehe. Auf der Infel St. Salvador ftehet auf der Stelle, wo Columbus zuerft in einen Hafen einlief, ein Landhaus, zu Ehren diefes grofsen Mannes *Columbia* genannt. Jahrhunderte lang blieb fie unbewohnt, bis fich 1783. Royaliften hier niederliefsen. Da feit einigen Jahren die Baumwollenärnten gänzlich fehlgefchlagen find: fo hat man durch Anpflanzung einiger Producte aus Georgien die Entvölkerung verhütet. Die Ueberfetzung ift, fo weit wir fie mit dem Original verglichen haben, getreu. Da S. 148. *Blackbeard* unüberfetzt geblieben: fo hätte auch der originelle Namen der Fregatten Pearl und Lime beybehalten werden können. Die *Perl- und Kalkfregatten* laffen nicht vermuthen, dafs hierin der Name verfteckt liege, fondern dafs die Beftimmung der Fregatten gewefen fey, Perlen und Kalk zu holen. — S. 149. Z. 18. *und lange einen freyen Rückzug hatte*, erfchöpft nicht das englifche *to maintain a running fight*. Die Abkürzung in den gleichfolgenden Zeilen ift fo gefchickt vorgenommen, dafs nichts Wefentliches von dem Inhalt des Originals verloren gegangen ift. Weniger gefällt es uns, dafs S. 161. Z. 5. v. u. nach *veranlafste* ausgelaffen ift: *die fich wahrfcheinlich großentheils von Fifchen ernährten;* und S. 163. nach *bezahlt worden* am Ende des Abfchnitts: *Sie lebten indeffen nur wenige Jahre unter der Herrfchaft ihrer Tyrannen.* Die Zugabe, die der Ueberfetzer aus den *Memoires de Jean Ker de Kersland.* Rotterdam 1728. genommen hat, beziehet fich auf den frühern Zuftand der Bahama-Infeln. Die angehängte Generalkarte von Weftindien ift nach einem viel zu kleinen Mafsftabe, als dafs fie alle in der Reife vorkommenden Namen faffen könnte, und daher wenig brauchbar.

1) Quedlinburg, b. Ernft, *Fafslicher Unterricht in der Geographie*, für Anfänger und mittlere Klaffen. Nach der neueften Ländervertheilung zweckmäfsig eingerichtet, von *Wilhelm Julius Wiedemann*, Rector der Stadtfchule zu Neuhaldensleben. *Erfter* Theil. Europa. 244 S. *Zweyter* Th. Afien, Afrika, Amerika und Auftralien. 1804. 106 S. 8. (18 gr.)

2) *Ebendaf.; Berichtigungen und Zufätze zum fafslichen Unterrichte in der Geographie* für Anfänger und mittlere Klaffen. Von *W. J. Wiedemann.* 1806. 8. (6 gr.)

Es war voraus zu fehen, dafs bey der neuen Ländervertheilung in Europa eine Menge neuer Geographieen erfcheinen würden. Der Vf. der gegenwärtigen verfichert vor allem andern in der Vorrede: „er fey mit dem Verleger übereingekommen, der Jugend einen den jetzigen Länderveränderungen angemeffenen Entwurf der Geographie in die Hände zu liefern; und glaubt diefem Werke den beften Zufchnitt gegeben zu haben, wenn er einen beftimmten Gang wählte, und diefe vielleicht an fich trockne Wiffenfchaft der Geographie durch hin und wieder angebrachte Erzählungen und Anreden an die Jugend einigermafsen angenehm zu machen fuchte." — Er will Lehrern einen Wink geben, wie diefes oder jenes vorgetragen werden könne, vorzüglich aber zeigen, wie er felbft Geographie lehre. Da der Vf. übrigens für Anfänger und mittlere Klaffen fchrieb: fo glaubt Rec., an ihn folgende Forderungen thun zu können: dafs er das vorzüglichfte, nothwendigfte, intereffantefte aus der gefammten Geographie auf eine angenehme und nützliche Art, im Zufammenhange, gedrängt darftelle; alles entbehrliche übergehe, das Man-

Mangelhafte anderer Geographieen verbessere, zum Nachschlagen ein gutes Register beyfüge, und so viel möglich für einen billigen Preis Sorge trage. Mit diesen Forderungen durchging Rec. das Buch des Vfs., und giebt hier Einiges von dem, was er fand. Gleich zu Anfange erklärt der Vf. das Wort Geographie, und meldet, dass es von γη und γραφω herkomme u. s. w. Dann werden Landkarten, geographische Länge und Breite durch eine Parenthese von vier Zeilen, S. 7. aber auf einer ganzen Seite die Worte Josua, den Stillstand der Sonne betreffend, erklärt. Ferner Weltgegenden, Erdgürtel, Jahreszeiten, Bestandtheile der Erde, Erklärungen verschiedener geographischen Benennungen, Naturgeschichte (was hiervon in die Geographie gehört, sollte bey jedem Lande vorkommen), Menschen, ihre Verschiedenheiten und Verfassungen — alles dieses kömmt auf den ersten 31 Seiten dieses weitläufig gedruckten Buchs vor. Rec. fand hier keine seiner Forderungen befriedigt.

Nach dieser Einleitung folgt S. 32. Europa. Gränzen, Grösse, Gebirge, Gewässer, Klima, Producte, Einwohner (ihre Erfindungen, Reisen, Herrschaft), Eintheilung. Alles dieses auf 5 Seiten. Erfindungen der Europäer (bloss das Schiesspulver, die Buchdruckerkunst und der Compass). Deutschland (S. 37 — 86.) im allgemeinen nach allen genannten Rubriken, die aber grösstentheils nicht abgesondert sind. Im österreichischen Kreise werden Wien, Triest, Inspruck, Grätz, Laibach, Klagenfurt und Linz mit schwankenden Angaben der Einwohnerzahl, die hier wohl nicht am rechten Orte sind, aufgezählt. — Im niedersächsischen Kreise kommt (S. 63.) Neuhaldensleben, der Wohnort des Vfs., mit vier Zeilen vor. S. 70. sind Mühlhausen und Nordhausen genannt, das Eichsfeld aber nicht. S. 146. kömmt in der Nähe von Worms auch eine *Stadt* Leiningen vor. In Italien bey Pompeji und Herculanum ein vier Seiten langes mythologisches Gedicht. Sichtbar hat der Vf. in diesem *ersten* Theile das Unterhaltende dem Brauchbaren und das Fassliche dem Zweckmässigen zu sehr vorgezogen; Fasslichkeit aber hauptsächlich in der Verschiedenheit der Anekdoten gesucht, die zwar beym mündlichen Vortrage dienlich sind, aber in einem Lehrbuche nur äusserst sparsam angebracht werden dürfen.

Im *zweyten* Theile kömmt der Vf. seinem Zwecke näher; auf 106 Seiten hat er von Asien, Afrika, Amerika und Südindien das Hauptsächlichste angeführt, was für Kinder und Bürgerschulen zu wissen nützlich und unterhaltend ist.

Am Ende des *ersten* Theils folgen vier Seiten, am Ende des *zweyten* Theils zwey Seiten Druckfehler. Das Register zum Nachschlagen fehlt aber.

Nr. 2. *im Anhange* sucht der Vf. der Eilfertigkeit, womit der Unterricht selbst abgefasst ist, etwas nachzuhelfen. Er theilt S. 2. die Geographie in die mathematische, physikalische und politische ein; trägt noch manches, was in diese drey Abtheilungen gehört, nach, wie es ihm eben einfällt. Hiebey ist die Eilfertigkeit wieder nicht zu verkennen. S. 19. hat der Flächenraum des österreichischen Kreises allein 2400 Q. Meilen, und S. 18. hat doch ganz Deutschland 1180 Q. M., die Erblande, Böhmen, Schlesien u. s. w. mitgerechnet. Da sich der Vf. in der Vorrede seine Methode zu einigem Verdienste anrechnet: so will Rec. zur Probe und zum Belege seines geäusserten Urtheils eine Stelle hersetzen: S. 22. „Aus einem der vorzüglichsten Compendien der Geographie sagte ich euch vor einigen Jahren, dass Triest 32676 Einwohner zähle, und jetzt lese ich, dass es nach der neuesten genauesten Angabe nur 21000 haben soll; Inspruk in Tyrol hingegen ist S. 43. mit 10223 Einwohnern angeführt, und soll doch nach der neuesten Angabe 12000 haben. Sucht ferner: Hall am Inn auf, mit einem berühmten Salzwerke. Meran, Botzen, wo jährlich vier grosse Messen gehalten werden, Roveredo, Trient, Brixen mit 4000 Einwohnern, ferner Bregenz, Feldkirch und Pludenz, Günzburg, Stockach, Altdorf ein Marktflecken; die fünf Donaustädte: Wunderkingen, Waldsee, Sulgau, Mengen und Riedlingen, ferner Kostanz oder Kostniz am Bodensee, Ehingen an der Donau, Salzburg zählt 16000 Einwohner" u. s. w.

Am Ende folgt eine alphabetische Inhaltsanzeige des *ersten* und des *zweyten* Theils, die aber diesen Anhang und die nachgeholten Gegenstände nicht mit einschliesst.

NEUERE SPRACHKUNDE.

KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: *Handwörterbuch der polnischen Sprache*, herausgegeben von *Christoph Coelestin Mrongovius*. *Zweyte* verbesserte Auflage. 1803. 13 Bog. 8. (12 gr.)

Diess seiner *ersten* Auflage nach uns unbekannt gebliebene kleine Vocabularium wäre gar nicht unzweckmässig, wenn nicht manche falsche Erklärungen es verunstalteten, z. B. S. 13. *Chrap na kogo mieć*, besser *chrapkę*. S. 108. *popasać*, bischen füttern; heisst eigentlich auf dem Wege einmal füttern, abfüttern. *dobrze popaślismy* heisst nicht, wir haben recht gut ein bischen gefüttert; sondern wir haben recht reichlich Futter gegeben. So hat auch der Vf. sehr oft nicht die primitive Bedeutung zuerst, sondern die derivativen vorangesetzt; S. 4.: *Bałwan*, der Götze, Abgott, 2) die Welle, Woge (ein Klotz im Russischen). Rec. bemerkt: *bałwan soli*, ein Klumpen Salz, ein Salzblock; *bałwan marmoris*, ein Marmorblock, sind offenbar primitive Bedeutungen, und davon 1) die Woge, 2) der Götze. Man sehe auch die Wörter *Kray*, *wytoczyć*; offenbar ist *kray* von *kraiać* also wohl das Ende, wo man abschneidet, daher *na samym krain*, die primitive Bedeutung; so auch *łoczyć* wälzen, zapfen; daher: herauswälzen, herauszapfen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 5. November 1806.

GESCHICHTE.

Münster, in Comm. b. Aschendorf: *Beyträge zur Geschichte Westphalens*, zugleich *Versuch einer Provinzialgeschichte der merkwürdigen Grafschaft Bentheim.* Aus Urkunden und *gleichartigen* (?) Nachrichten von *F. F. von Raet von Bögelskamp.* 1805. *Erster* Theil. 286 S. *Zweyter* Theil. 253 S. 8. (2 Rthlr. 4 gr.)

Nach der Einleitung, welche eine allgemeine Uebersicht von den vorzüglichsten Veränderungen in der Verfassung der Grafschaft Bentheim enthält, hofften wir, dass der Vf., wie *Möser* und *Kindlinger*, sein vorzüglichstes Augenmerk auf diesen Hauptgegenstand jeder deutschen Specialgeschichte richten würde; allein diese Erwartung wurde nicht befriedigt. Zwar werden dem Geschichtsforscher die vielen, bey dieser Arbeit benutzten, Urkunden reichhaltigen Stoff zu interessanten Bemerkungen auch in der eben erwähnten Rücksicht darbieten; allein der Vf. beschäftigt sich gröfstentheils nur mit der schon von *Jung* bearbeiteten Geschichte des gräflich Bentheimischen Hauses, und andrer mit diesem in Verbindung stehenden Geschlechter, die er mehr chronologisch, als pragmatisch, und häufig mit den Worten der Documente selbst erzählt, wobey sogar die Zeugen und andre Nebenumstände mit groser Umständlichkeit angeführt sind.

Ueber die ältere Geschichte der Grafschaft Bentheim ist kein neues Licht verbreitet; und schwerlich wird ihm ein Kenner der ältern Verfassung beystimmen, wenn er S. 15. mit *Jung* behauptet: dass sich der erste Keim derselben als ein Pagus oder Gau unter den Franken, und vielleicht schon früher als eine Gutsherrschaft zwischen den Flüssen Vechte und Dinkel angeben lasse, indem ein eigentlicher Gau, der viele Haupthöfe in sich fasste, schwerlich aus einer geschlossenen Gutsherrschaft oder Dynastie entstehen konnte. Erst mit der Gräfin Gertrude aus dem uralten Guelfischen Hause, welcher Bentheim als Erbgut gehörte, und die sich in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts mit Otton von Rheineck vermählte, verschwindet die Dunkelheit aus der Bentheimischen Geschichte. Ihr Sohn Otto II. kommt schon unter dem Namen eines Grafen von Bentheim vor; doch wird er bisweilen auch Burggraf genannt. (Worüber urkundliche Zeugnisse hätten angeführt werden sollen.) Da er 1148. in Gefangenschaft ohne männliche Erben starb, so fiel Bentheim an seine Schwester, die mit dem Grafen Dietrich VI. von Holland vermählt war. Aus der Geschichte der holländischen Grafen zeichnen wir folgende merkwürdige Umstände aus. Von Balduin (der wegen der Burggrafschaft und des Thürhüteramts zu Utrecht Vasall des dasigen Bischofs war) findet man die älteste Urkunde in dem Bentheimischen Archiv. Sie ist 1240. ausgestellt und enthält einen Vergleich mit den Bischöfen von Münster und Osnabrück und andere Edeln über die Freygrafschaft Vlothore, die Schutzgerechtigkeit über das Rhedaische Gotteshaus und einige andre Gegenstände. Da als Zeuge Nicolaus *Truchsess von Bentheim* erwähnt wird: so ist dieses ein neuer Beweis von dem Ungrund des gewöhnlichen Vorgebens, dass die höhern Hofbeamten ein ausschliessendes Vorrecht des Fürstenstandes gewesen. Eben so merkwürdig ist eine Theilungsurkunde Otto IV. oder V. mit seinem Bruder Egbert vom 25. Jul. 1267., woraus sich ergiebt, dass erstrer die Ansprüche seiner Gemahlin Heilwig auf die Grafschaft Tecklenburg wirklich behauptete. (Wie übrigens Tecklenburg von Bentheim wieder getrennt wurde, wird nicht angegeben, obgleich solches mit gleichem Recht wie die Erwerbung dieses Landes in die Bentheimische Geschichte gehört.) Derselbe Otto liess sich zuletzt ins deutsche Ordenshaus zu Utrecht aufnehmen, und machte diesem (wie in einer Urkunde vom 5. Jun. 1277. erwähnt wird) eine Schenkung, mit Einwilligung seines Sohnes Egbert, der sich dabey aller seiner Ansprüche *nach Canonischen und Civilrechten* begab. Dass übrigens die einheimischen Rechte durch das fremde Recht noch gar nicht verdrängt waren, zeigt ein Privilegium der Stadt Schüttort von 1295. In demselben wurden unter andern zwey Drittel der Gerichtseinkünfte den Einwohnern zugeeignet; ein Drittel dagegen sollte der Graf erhalten, so wie alles, was solche Sachen einbrächten, *die mit dem Schwerte entschieden würden.* Eine andre Urkunde von 1307., worin der Graf von Bentheim Johann die Burggrafschaft Utrecht dem Bischof Guido von Awesnes unter der Bedingung zurückgab, dass sie der Bischof dem Dynasten Gysbrecht von Goye wieder verleihen möchte, ist sowohl deswegen merkwürdig, weil sie den Umfang derselben bestimmt, als auch wegen der plattdeutschen Sprache, in der sie zuerst statt der bisher in den Bentheimischen Urkunden üblichen lateinischen abgefasst ist. — An einem westphälischen Landfrieden von 1386. nahm der Graf Bernard von Bentheim Antheil. Mit dem in der Reichsgeschichte so berühmten schwäbischen Bund möchten wir diesen Friedensverein nicht vergleichen; denn er enthielt bloss sehr gewöhnliche Beschränkungen des Faustrechts. Es sollten nämlich vermöge desselben

selben im Frieden seyn: Kirchhöfe, stille Einwohner mit ihren Gütern, Kaufleute, Reisende, weidende Pferde, Pflüge und Pflüger, Wagen und Karren mit ihren Pferden und sonstigen Zugthieren, Holz-, Wein-, Korn und Hopfenleser; Leute des Hofes, Bürger, Bauern, Frauen, geistliche und weltliche Jungfrauen, *wann sie in ihren Heimathen blieben und nicht raubten*, (Sonderbar genug ist es, dass diese Bedingung der Befriedung von Frauen und Jungfrauen beygefügt ist), Jäger, Leute die zu Pferde oder zu Fuss zur Kirche wollten, *alle Hausväter, die über ihre Eigenbehörigen nach Willkür schalten könnten.* (Dieser letzte Zusatz ist unverständlich und beynahe möchten wir glauben, dass es vielmehr heissen sollte: *Eigenbehörige über die der Hausvater nach Willkür schalten kann.*) Unter den übrigen Urkunden dieses Zeitraums zeichnen wir noch eine Lehnsverordnung des Grafen Bernard von Bentheim aus vom 9. Januar 1414. Sie zeigt von dem grossen Ansehn und den Rechten der Burgmänner, die allerdings in einigen Graf- und Herrschaften einen ähnlichen Einfluss auf die Angelegenheiten ihres Landesherrn hatten, wie die Domkapitel in geistlichen Ländern.

Mit dem Grafen Bernhard endigte sich 1421. der Mannsstamm der Grafen von Bentheim aus dem Holländischen Hause. Ihm folgte sein Neffe Everwin I. aus dem Hause Güterswyk, welcher der Stammvater der nachherigen Grafen von Bentheim und Steinfurt und hernach auch von Teoklenburg-Rheda wurde. Dessen Ursprung giebt Anlass zu einigen Nachrichten über die Herrschaft Gyterswyk, deren Besitzer *edle Herren* genannt wurden, welches (wie wir gegen den Vf. erinnern) eine Folge ihres Dynastenstandes war, nicht aber ihrer Reichsunmittelbarkeit. Uebrigens nimmt mit diesem Everwin die neue Geschichte ihren Anfang. Unter dessen Nachkommen wurde die von ihm durch Heirath erworbene Herrschaft Steinfurt (auf deren Geschichte der Vf. schon in dem Vorhergehenden beständige Rücksicht nahm) von Bentheim wieder abgesondert. Aber der Familienvertrag von 1487. legte den Grund zu einer neuen Vereinigung. In diesem wurde festgesetzt: „dass in beiden Ländern und Häusern der Mannsstamm, und zwar der Erbsohn oder die Söhne in jedem Lande ungetheilt succediren sollten; stürbe in einem dieser Länder und Häuser der Mannsstamm aus, so sollten der Erbsohn oder die Söhne des andern Hauses beide Länder ungetheilt beerben. Von den Töchtern in beiden Häusern und Ländern sollte die älteste mit 3000 goldnen rheinischen Gulden, die zweyte mit 2000, die dritte mit 1000 an Standespersonen vermählt werden; aber dabey auf die Erbfolge in Land und Leuten Verzicht leisten. Wäre in einem der beiden Häuser eine einzige Tochter, so sollte sie mit 8000 Fl. abgefunden werden." — Die Reformation nahm seit 1544. in der Grafschaft überhand, als sich die Grafen zur lutherischen Lehre bekannten, und die meisten Unterthanen, mit Ausnahme der nur noch in geringer Zahl übrigen adligen Landstände, welche zum Theil im benachbarten Hochstift Münster ansässig waren, diesem Beyspiele folgten. Von den Ursachen und Wirkungen dieser Religionsveränderung, so wie von dem spätern Uebergang der Grafen zur reformirten Religion, wird viel zu wenig gesagt, da es doch wohl an glaubwürdigen Nachrichten hierüber nicht fehlen konnte.

Eben so wenig wird von dem Ursprung der neuern landschaftlichen Verfassung erwähnt, der wahrscheinlich auch in das 16te Jahrhundert zu setzen ist, obgleich die ältesten Landesrecesse (deren Inhalt umständlich angeführt wird) erst seit 1627. vorkommen. — Eine ganze Reihe interessanter Begebenheiten nimmt durch die Vermählung des Grafen Ernst Wilhelm von Bentheim mit einem geldrischen Fräulein Gertrud von Zelst ihren Anfang. Denn über die Nachfolge der in dieser Ehe erzeugten Söhne entstanden grosse Successionsstreitigkeiten, an welchen auch mehrere fremde Staaten Antheil nahmen. Eine Hauptrolle dabey spielte der kriegerische Bischof von Münster, Christoph Bernard von Galen, der sogar gedachten Grafen auf der Landstrase aufheben liess, und zur Annahme der katholischen Religion nöthigte. Alle diese Irrungen aber und die darauf folgenden Verträge leiden keinen Auszug. Dieselbe Bewandniss hat es auch mit der ausführlichen und actenmässigen Geschichte von der den 22. May 1753. erfolgten Verpfändung der Grafschaft Bentheim an den König von England als Kurfürsten von Hannover, welche die grosse Schuldenlast veranlasste, die sowohl eine Folge der bisherigen Streitigkeiten, als des Spanisch-Niederländischen und dreyssigjährigen Kriegs war. Wir wollen daher hiervon nur soviel bemerken, dass obgleich die Verpfändung nur 30 Jahr dauern sollte, dessen ungeachtet die Wiedereinlösung erst von dem Grafen Ludwig von Bentheim Steinfurt zu der Zeit geschah, als Hannover von den Franzosen besetzt war. Da sich aber diese Begebenheit erst während des Abdrucks des Werks ereignete, so sind die nähern Umstände hierüber nicht angegeben, doch wird man sich derselben aus den öffentlichen Blättern erinnern.

Leipzig (Linz), b. Eurich: *Beyträge zur Geschichte des Landes Oesterreich ob der Ens*, von *Franz Kurz*, reg. Chorherrn und Cooperator zu S. Florian. *Erster* Theil. 1805. 607 S. 8.

Auch unter dem Titel:

Versuch einer Geschichte des Bauernkriegs in Ober-Oesterreich (O. ob der Ens) unter der Anführung des Stephan Fadinger und Achaz Wiellinger.

Unstreitig eines der vorzüglichsten historischen Werke, die in neuern Zeiten von östreichischen Gelehrten geschrieben worden. Der Vf. hat vollkommen Recht, wenn er es in unsern Zeiten, wo „die fortschreitende Cultur des Geistes die verschiedenen Religionsparteyen ausgesöhnt und sie zu guten, willigen und gehorsamen Unterthanen gemacht hat (S. 122.) für unbedenklich hält, an die ehemaligen Religionskriege zu erinnern, durch welche die östreichische Monarchie

chie in Böhmen, Ungern, Kärnthen und Oestreich ob der Ens so sehr geschwächt worden. Würdige Prediger, sagt er (S. 123.), erinnern die protestantischen Oestreicher, dem Monarchen für ihre freye Religionsübung dankbar zu seyn, und diese zeigen im Werke, dass sie von ihren Vorältern sehr verschieden sind, welche sich so einer Wohlthat unwürdig machen. Da auch alles das aufgehört hat, was unsere katholischen Vorältern gegen die Protestanten *zu viel* thaten: so sind wir nur ein Haus, Eine Familie geworden, und unser Landesfürst ist von Allen Vater und Herr. Nie werden so barbarische Zeiten wieder kommen, wie sie die folgende Geschichte darstellen wird." — Solche Winke dienen allerdings dazu, die Vortheile der jetzt bestehenden Toleranz in den östreichischen Staaten nur noch mehr einzusehen und zu beherzigen.

Bey so liebreichen und billigen Gesinnungen und Aeusserungen des Vfs. wird man ihm im voraus gewogen, und wenn gleich ein cosmopolitischer Darsteller eben dieser Begebenheiten manches in anderm Lichte zu sehen, manches Urtheil des Vf. berichtigen zu müssen glaubte, so wird er doch im Durchlesen den Stand und die Verhältnisse des Vfs. vor Augen haben, und sich immer an das: *Audiatur et altera pars* erinnern. — Ohne sich daher auf politische Discussionen einzulassen, wird Rec. sich bloss an das Reinhistorische des Buches halten. Hier muss man dem Vf. volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Mit aller Sorgfalt eines echten Historikers und mit gehöriger literarischer Umsicht hat er gedruckte und ungedruckte Materialien gesammelt, verglichen und verarbeitet; das Local mancher Begebenheiten durch Augenschein an Ort und Stelle bestimmt, die Geschichte der Zeit und der benachbarten Länder nach den besten und neuesten Quellen zu Rathe gezogen. Der Stil ist richtig und fliessend, und die Darstellung zeugt durchaus vom pragmatischen Geiste des Vfs.

Mit Vergnügen liest man (S. 15—124.) die vorläufige Entwickelung der Ursachen, welche diesen Bauernkrieg veranlasst haben. Sehr richtig bemerkt der Vf., dass Empörungen selten plötzlich entstehen, und dass diese Plagen der Menschheit meistens das Resultat vieler vorhergegangenen Ereignisse sind. Rudolphs II. Regierung nach jener von Maximilian II. dem Duldsamen — Rudolphs Händel mit Matthias — Matthias Benehmen — des Erasmus Tschernembl kühner, oft verwegener Eifer für die Freyheit der evangelischen Religionsübung — Auswärtige Verbindungen der evangelischen Stände in Oestreich waren eben so viel vorbereitende Umstände. Wahr ist es, sagt der Vf., dass auch unter Matthias den Protestanten weniger gehalten wurde, als ihnen in der Resolution vom 19. März 1609. versprochen war, woraus viele gegenseitige Neckereyen zwischen Protestanten und Katholiken entstanden (S. 33.) Ferdinands II. erste Regierungsjahre waren schon voll Unruhen: die evangelischen Stände, die ihm nicht trauten, liessen sich mit den Böhmen und mit Gabriel Bethlen in Verbindung ein: Maximilian von Bayern besetzte dagegen Oestreich ob der Ens Pfandweise: es traten Landesverweisungen, Strafcommissionen, Confiscationen ein; endlich ward eine förmliche katholische Reformationscommission unter dem Statthalter Herberstorf niedergesetzt 1625. Nach unserm Vf. musste Ferdinand II. reformiren, um sich Ruhe vor seinen protestantischen Ständen zu verschaffen: er bekräftigt diess mit Mumelters und Schmidts Urtheilen und mit ähnlichen Vorgängen bey der Reformation der Protestanten. — Rec. bezieht sich diessfalls auf seine obigen Erklärungen, und auf Mumelters eignes Urtheil: dass es hart sey, Gewissen zu zwingen. Herberstorf verfuhr noch über seine Instruction hinaus zu scharf, und der Landmann ward durch ein monatliches Garnisongeld für die bayrischen Soldaten gedrückt.

Nun folgt die *Geschichte des Bauernkriegs selbst* in acht Hauptstücken. Durch Ermordung acht bayrischer Soldaten am 17. May 1626 ward nach einigen zu Lambach, nach andern unweit Heybach, vielleicht an beiden Orten zugleich das Signal zum Aufstand gegeben. Am 21. May ward Herberstorf von den Bauern bey Peurbach geschlagen. Sie wählten dann zum Anführer den *Stephan Fadinger*, aus Parz unweit Agatha; die Fahnen bekamen die Aufschrift:

Weils gilt die Seel und auch das Blut
So geb uns Gott ein Heldenmuth
Es muss seyn.

Eine kaiserliche Commission zu Linz hielt die Bauern durch Negociationen auf; die Bauern baten um freye Religionsübung und Abzug der bayrischen Truppen. Der Kaiser zögerte mit der erstern, und der Kurfürst Maximilian mit der letztern. So ward denn Linz am 25. Jun. 1526. aufgefordert, die kaiserlichen Commissare wurden in Steyr gefangen gehalten, aber am 28. Jun. ward Fadinger vor Linz verwundet und starb am 5. Jul. Nun traten neue Traktaten ein, und die kaiserlichen Commissare wurden entlassen. Achatz Wiellinger, ein Adliger, ward Fadingers Nachfolger, hatte aber weniger Gewalt und taktische Geschicklichkeit als sein Vorgänger, ein persönlicher Feind des Statthalters Adam v. Herberstorf. Während er Linz fruchtlos belagerte, entsetzte Löbl die Stadt Ens am 23. Jul. Eine neue kaiserliche Commission erschien zu Melk am 28. Jul. 1626. aber noch am 29. Jul. ward Linz vergeblich bestürmt. Während in Melk unterhandelt ward, schlug Löbl den 16. Aug. den Wiellinger bey Gschwendt, und Pruner das Lager der Bauern bey Neuhauss. Ein Waffenstillstand war schon am 7. September geschlossen, als bayrische Truppen ohne Wissen des Kaisers einrückten. Sie wurden bey Lichtruk, ein zweytes Corps unter dem General Lendlo bey Geyersberg von den Bauern geschlagen. Diess ermunterte die Bauern des Hausrukviertels, noch unter den Waffen zu bleiben, und auch einen Theil des obern Mühlviertels wieder unter die Waffen zu bringen. Es floss noch Blut bey Wels, Lambach und Gmunden. Endlich kam Pappenheim mit 8000 Bayern, und siegte bey Eferding, Gmunden, Vöklabruk (19. Nov.) und Wolfseck 30. Nov. Achaz Wiellinger ward

ward am 26. März 1627 mit acht andern hingerichtet; am 30. April zehn Bauernhauptleute. Der Vf. hat seine Geschichte mit XXXVI. interessanten gedruckten und ungedruckten Beylagen versehen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

WARSCHAU, aus der Druckerey auf Nowolipie: *Rady przyiacielskie młodemu czcicielowi nauk i filozofii, pragnącemu znaleść pewnieyszą drogę do prawdziwego i wyższego oświecenia*, przez *J. K. Szaniawskiego* etc. (Freundschaftliche Rathschläge für einen jungen Verehrer der Wissenschaften und der Philosophie, welcher einen sicheren Weg zur wahren und höheren Aufklärung zu finden verlangt, von *J. K. Szaniawski*, Mitglied der Warschauer Gesellschaft d. Fr. d. Wiss.) 1805. XX u. 278 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Statt einer Logik, zu deren Ausarbeitung Hr. *Szaniawski* von der Warschauer Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften aufgefordert wurde, liefert er hier eine gedrängte Uebersicht der sämmtlichen Wissenschaften, oder vielmehr eine Anleitung zum Selbststudium für einen Humanisten. Dadurch hat der Vf. eine fühlbare Lücke in der polnischen Literatur ausgefüllt, weil gerade in Polen (Rec. bezeichnet mit diesem Ausdrucke alle Provinzen wo polnisch gesprochen wird) die Anzahl der Belletristen und der Dilettanten verhältnismäsig vielleicht ansehnlicher ist als in irgend einem andern Lande. Der Vf. nahm sich daher vor, diesem Dilettantismus eine bessere Richtung zu geben, und er wird seinen Zweck erreichen, wenn seine Schrift den jungen Polen bekannt wird, und die darin enthaltenen Vorschriften nicht unbefolgt bleiben. Das Werk, welches in Briefform abgefasst ist und in *neun* Abschnitte zerfällt, liefert zwar grösstentheils schon bekannte Sachen, aber in *dieser* Form muss es aus mehr als einer Rücksicht als etwas Neues angesehen werden. Denn nicht nur hat der Vf. die Materialien mit vieler Sachkenntnis und beständiger Hinweisung auf die Quellen, besonders aus der deutschen Literatur, zusammengestellt; — (doch darf man sich wundern, die Naturwissenschaft nur mit wenig Worten berührt zu sehen,) — sondern auch diese Methodologie in einer reinen und kraftvollen Sprache abgefasst, die jetzt in der polnischen Literatur um so höher angerechnet werden muss, da die polnische Sprache, eben so wie jede andere, welche aufhört Staatssprache zu seyn, von ihrer Reinheit verliert. Hiezu kommt der wichtige Umstand, dass der Vf. bey dieser encyklopädischen Darstellung mehrere, besonders aber in die Philosophie einschlagenden Ausdrücke und Wendungen selbst bilden musste, welches ihm auch grösstentheils gelungen ist. Den ersten Anfang dazu machte Hr. *S.* vor ein paar Jahren in den kleinen aber gehaltvollen Schriften über die Geschichte der Philosophie. Allein die gewagten Sprachneuerungen, die doch wegen der neuen Sache nothwendig waren, wurden von einigen gemissbilligt, und darüber entschuldigt sich der Vf. in der Vorrede, die wegen ihrer durchdachten Gedanken, besonders aber *über die Neuerungen im Polnischen*, gelesen zu werden verdient. — Unangenehm für die Augen ist aber die Rechtschreibung des Vfs., besonders der aus dem Griechischen entlehnten Ausdrücke, die weder etymologisch noch nach der Aussprache, welches letztere im Polnischen immer befolgt wird, geschrieben sind, wie z. B. *psichologiczny*, *simmetryiny*, *etimologiczny*, *ciwilizacya*, *original* u. a. m. — Druck und Papier ist sehr schön, wie man es in allen Werken findet, die in der Druckerey des Grafen Mostowski gedruckt sind.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Halle*, b. Hendel: *De moralitate, generis humani fine*, exponit *J. F. Wiesener*, Doctor philosophiae. 1806. 23 S. 4. — Der Zweck dieser Schrift ist, zu zeigen, dass Sittlichkeit der höchste Zweck und die Endbestimmung des Menschen sey. Der Vf. beweist daher zuerst, dass weder Glückseligkeit überhaupt, noch die moralische insbesondere, für die Endbestimmung gehalten werden könne, und gründet sich hierbey, wie es seyn muss, auf eine Analyse der menschlichen Natur. „*Accipe naturam ut est et staminum vincula scrutare*" heisst es S. 21. sehr richtig: denn, was höchster Zweck der Menschheit sey, kann nur aus der Erörterung der menschlichen Natur und aus der Einsicht in die Unterordnung seiner Vermögen und Kräfte entnommen werden. Die hier in Betrachtung zu ziehenden Begriffe von Freyheit, vom Gesetze der Freyheit, von ihrem Verhältnisse zur Sinnlichkeit u. s. w. werden mit vieler Bestimmtheit erörtert. Ein Urtheil reifer Ueberlegung ist es, wenn es S. 14. heisst: *Si ex me quaero, quomodo et quibus de causis, supremis quidem et absolutis officia peragenda sint? non habeo, quod respondeam, nisi: mentem ita velle, postulare, jubere. Solem video splendentem, lucis stamina unde accipiat, non video. Rationem intelligo imperatricem, unde imperium imperiive dictamina accipiat, non video. Imo video, hoc ne quaeri quidem posse, cum, quod dictitat, se suprema auctoritate dictare dictitet* etc. Die ganze Schrift athmet den Geist einer reinen Moralität und wir setzen nur noch das Resultat derselben her: *Cum igitur finis bonorum duobus naturae humanae staminibus inferatur, altero sensuum altero mentis; quorum ille naturae machina prorumpit, haec libertatis dictamine intercedit, in propatulo est, neque honesti quidem innasci et natura fautrice provenire, convenientiam vero factorum studio esse acquirendam. Ad virtutem igitur homo educandus est. Cujus quantum habet, tantum sibi apparavit ipse; quantum sibi ipse non paravit, tanto caret.* Sehr wahr und für die Erziehung sehr wichtig.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 6. November 1806.

SCHÖNE KÜNSTE.

London, b. Longman u. a.: *Specimens of Early English Metrical Romances*, chiefly written during the early Part of the fourteenth Century; to which is prefixed an Historical Introduction, intended to illustrate the Rise and Progress of Romantic Composition in France and England. By *George Ellis*, Esq. In *three* Volumes. *Vol. I.* 387 S. *Vol. II.* 404 S. *Vol. III.* 419 S. 1805. 8.

Die von eben diesem Herausg. gelieferten *Specimens of the Early English Poets*, in *drey* Bänden, sind in unsrer A. L. Z. vom J. 1801. Nr. 203. angezeigt. Vorliegende Arbeit ist als Fortsetzung, oder vielmehr als Ergänzung jener frühern anzusehen, um noch vollständiger die Fortschritte der englischen Dichtkunst und Sprache von der letzten Hälfte des dreyzehnten bis zur Mitte des vierzehnten Jahrhunderts zu bezeichnen, und von den grössern Ritterromanen der Engländer, in ihrer ersten und einfachsten Gestalt, eine allgemeine Uebersicht zu geben. In der vorausgeschickten *Einleitung* werden zuvörderst die Veränderungen bemerkt, welche die mit dem Namen *Romance* bezeichnete Sprache oder Mundart in England erfuhr, wohin sie aus Frankreich durch die normännische Eroberung kam. Auch hier hatte jenes Wort anfänglich eine allgemeinere Bedeutung; gar bald aber wurde es von den in dieser Mundart geschriebenen Werken gebraucht, und endlich ward es ausschliessend die Benennung der Rittergeschichten. Die Zeitbestimmung dieser Veränderungen des Sprachgebrauchs hat man bisher nicht genug beachtet; und daher vornehmlich rührt die Verschiedenheit der Meinungen von dem Ursprunge der romantischen Dichtung überhaupt. Als Umgangssprache trat das Romance in Frankreich zu Anfange des neunten Jahrhunderts in die Stelle des verderbten Lateins, welches früher schon und allmälig mit fremden Mundarten war vermischt worden, und wovon auch jetzt noch viele Ueberreste in der neuen Mundart zurück blieben. Aus diesem ersten Zeitalter ist uns nur Ein schriftliches Denkmal übrig, der bekannte Bundeseid Ludwigs des Deutschen vom J. 842., den *Nithart* aufbehalten hat, und den *Leibnitz* in seinen *Coll. Etymol.*, *Michaeler*, *Lacombe* u. a. wieder mitgetheilt haben. Bald darauf veranlasste der Einbruch der Dänen oder Normänner in Frankreich eine Abänderung und Vervielfältigung jener Mundart, welche durch Hemmung des Verkehrs unter den Einwohnern des Landes und dessen verschiednen und getheilten Völkerschaften entstand. Im zehnten Jahrh. wurde diess noch mehr der Fall; und die Einführung des Erbadels und Lehnsystems wurde vornehmlich Veranlassung der Ritterromane. Von der Mitte des eilften bis gegen die zweyte Hälfte des zwölften Jahrh. waren die meisten Schriften in der normannisch-französischen Mundart, oder im nördlichen Romance, bloss geistlichen, moralischen und scientifischen Inhalts, oder Heiligen-Legenden und Chroniken. Es gab aber auch kleinere Gedichte, besonders Lieder, wozu das berühmte Rolands-Lied gehörte; und die zum Theil auch satirisch waren. Die Minstrels hält unser Vf. mit Dr. *Percy* für eine Dichterklasse dänischen und angelsächsischen Ursprungs, und leitet sie von den Skalden her. Auch nimmt er an, dass die Geistlichen durch die Kreuzzüge veranlasst wurden, sich der Volkssprache zu bedienen. Fast alle Rittergedichte jener Zeit waren blosse Chroniken oder wahre Geschichten, und wurden aus dem Latein sehr frey übersetzt oder nachgeahmt. Den Ursprung fabelhafter Dichtung in diesen Werken, wodurch sie einen mehr epischen Charakter erhielten, hat man bald von den nördlichen Völkern, bald von den Arabern, bald von den celtischen Stämmen in Armorica, Wales u. s. f., hergeleitet. Unser Vf. geht diese verschiednen Meinungen durch, und sucht sie mit einander verträglich zu machen. Man kann nämlich annehmen, dass die Scenen und Charaktere der altenglischen Ritterromane sehr oft, wenn gleich nicht ausschliesslich, von den Bretonnen oder von den Welschen hergenommen sind; dass ein grosser Theil des Kolorits, und vielleicht einige einzelne Abenteuer skandinavischen Ursprungs seyn mögen; und dass gelegentliche Episoden und manches von der Maschinerie von den Arabern erborgt seyn mag. Uebrigens glaubt der Vf., dass die romantischen Gedichte früher an den Höfen der normannischen Könige von England, als am französischen Hofe, der weit weniger mächtig und ansehnlich war, veranlasst und entstanden seyn. Schon die Geschichte der Eroberung Englands durch die Angelsachsen erhielt in ihren eignen Erzählungen einen starken Anstrich des Wundervollen. Die normannischen Geschichtschreiber schöpften aus dem *Beda*, *Gildas* und *Nennius;* hielten sich aber auch sehr an mündliche Ueberlieferungen, die William von Malmesbury zwar des Unglaublichen wegen verwarf, die aber von andern desto williger aufgefasst wurden, deren Erzählungen mit der Entstehungsgeschichte der Ritterromane in sehr naher Verbindung stehen. Dahin gehört vornehmlich die brittische Chronik des *Gottfried von Monmouth*, deren

Hauptinhalt man hier ausgezogen findet. Am merkwürdigsten ist das *siebente* Buch derselben, welches *Arthur's* Regierungsgeschichte enthält. Nicht minder wichtig ist in dieser Hinsicht seine *Vita Merlini*. Man hat *Gottfried's* Angabe, dass er seine Chronik aus einer brittischen Handschrift übersetzt habe, oft bezweifelt und ihn für einen Selbsterfinder seiner Erzählungen erklärt; unser Vf. macht es indess aus guten Gründen wahrscheinlich, dass jene Angabe kein blosses Vorgeben sey. Das Original war vermuthlich eine zwischen dem neunten und zwölften Jahrhundert gemachte Compilation von Sagen und Mährchen, die damals für Geschichte galten. In Ansehung der immer noch nicht hinlänglich aufgeklärten Geschichte des angeblichen Königs *Arthur* findet der Vf. die Erläuterung *Owen's* in seiner *Cambrian Biography* am statthaftesten, dass es zwey Arthure gegeben habe, wovon der Eine eine bloss mythologische und vielleicht allegorische Person (*Arcturus*, das Gestirn des grossen Bärs), und der Andre ein berühmter brittischer Krieger und Heerführer wider die Sachsen in der ersten Hälfte des sechsten Jahrh. gewesen sey. Beide Personen wurden hernach zu Einer verschmolzen, und in die Geschichte derselben alles Fabelhafte der erstern verwebt. Manche andre Charaktere und Gegenstände der ältern Rittergedichte kommen zwar nicht in jener Chronik vor; sie wurden aber höchst wahrscheinlich aus der nämlichen Quelle geschöpft. Die Namen und Sitten der Helden und die Scenen ihrer Abenteuer waren immer noch brittisch; und da der Geschmack an diesen seltsamen Mährchen sich beynahe zwey Jahrhunderte lang erhielt: so verbreiteten sich diese welschen und armorischen Sagen fast eben so sehr durch ganz Europa, als es ehedem mit der griechischen und ägyptischen Fabelgeschichte der Fall gewesen war. Hiezu trug vornehmlich die frühe Verbindung der Normänner mit den Einwohnern von Bretagne bey, unter denen sie zuerst ihre Sprache bildeten, und von denen sie wahrscheinlich die Grundzüge jener Sagen erhielten, und mit sich nach England hinüber brachten, welche sie in der Folge mehr ausgebildet unter den Welschen oder Walisern dieser Insel fanden. Man pflegt sich die brittische Nation während des zwölften Jahrhunderts weit isolirter und unbedeutender vorzustellen, als sie nach aller Vermuthung, und aus hier angegebenen Gründen, wirklich war. Und so wurden die mündlich erhaltenen und mit manchen Abänderungen wiederholten Sagen den normannischen Minstrels von den walisischen mitgetheilt. Jenen hat man die meisten noch vorhandenen romantischen Erzählungen zu danken, die späterhin offenbar von den englischen Reimern übertragen wurden, obgleich diess nur grösstentheils, nicht aber durchgängig der Fall war. Auch ist es wahrscheinlich, dass einige originale und viele übersetzte Ritterromane von schottischen Dichtern herrührten, weil überhaupt die nördliche englische Mundart früher, als die südliche, ausgebildet ward, und die schottischen Minstrels schon früh aller der Vorrechte und Auszeichnungen genossen, die den normannischen Trouveurs gewährt wurden, mit denen sie in der Kunst zu erzählen beynahe wetteiferten, und vor denen sie einen offenbaren Vorzug durch die vertrautere Bekanntschaft mit den gewöhnlichen Ritterscenen behaupteten.

In dem *ersten* Anhange zu dieser Einleitung giebt der Vf. eine ihm von Hn. *Douce* mitgetheilte Nachricht von dem Werke des *Alphonsus de Clericali Disciplina*, aus einer im Brittischen Museum befindlichen Handschrift. Der Vf. desselben war ein jüdischer Proselyt im eilften Jahrhunderte. Es enthält eine Reihe von Mährchen, die hier dem Inhalte und anderweitigen Bearbeitungen nach angeführt werden, und von den arabischen Fabulisten entlehnt sind. Man kennt ausserdem die Sammlung mancher andrer Erzählungen dieses *Alphonsus*, die mehrern ältern Ausgaben und Uebersetzungen der äsopischen Fabeln angehängt ist. — Ein *zweyter* Anhang liefert Auszüge aus zwölf alten Erzählungen, *Marie's Lays* überschrieben, wovon bisher nur die einzige in der Harleyschen Sammlung befindliche Handschrift bekannt ist. Auch diese sind meistens in der Folge zum öftern wieder benutzt und anders eingekleidet worden.

Bey den Proben und Inhaltsauszügen, die nun in diesen *drey* Bänden von mehrern alten Ritterromanen gegeben werden, hat Hr. *E.* fast ganz die Manier befolgt, nach welcher *le Grand* in seinen *Fabliaux et Contes* verfuhr. Er giebt nämlich in schlichter Prose nicht bloss einen allgemeinen Umriss, sondern auch eine Erwähnung der kleinsten Umstände jeder Geschichte; zuweilen werden indess einzelne Stellen des Originals eingeschaltet, die sich entweder durch poetisches Verdienst auszeichnen, oder ein lebendiges Sittengemälde enthalten, und das Gefühl des Dichters oder der Nation treffend charakterisiren. Die ausgezogenen Rittergedichte selbst sind in folgende sechs Klassen getheilt: 1) Romane, die sich auf den König *Arthur* beziehen; 2) angelsächsische; 3) anglonormannische; 4) Romane in Beziehung auf *Karl* den Grossen; 5) morgenländischen Ursprungs; 6) vermischte Ritterromane.

Die *erste* dieser sechs Klassen war ehedem die zahlreichste; jetzt giebt es aber wenig dazu gehörende grössere Rittergedichte in altenglischer Sprache. Die Ursachen, welche Hr. *E.* davon angiebt, sind sehr glaublich. Als man anfing, alle metrische Einkleidung als Vehikel fabelhafter Dichtung anzusehen, war es vermuthlich die Lieblingsgeschichte *Arthur's*, die man zuerst in Prose übertrug, um ihr dadurch ein mehr historisches Ansehen zu geben. Und da das Lesen unter dem grossen Haufen sehr langsam in Gang kam: so war es natürlich, dass einzelne Theile der metrischen Erzählung ausgehoben und in Liederform mündlich in Umlauf gebracht worden. Daher mehrere altenglische Balladen, die auf die Geschichte *Arthur's* und seiner Ritter Bezug haben. Man hat nur noch ein ziemlich starkes Bruchstück aus einem Gedichte vom *Graal*, woraus *Warton* Auszüge gegeben hat, und eine noch unbenutzte Handschrift vom *Percival*. Unser Vf. giebt unter die-

ser ersten Rubrik nur einen Auszug von zwey grössern Rittergedichten. Das eine enthält, in *zwey* Theilen, die Erzählung von dem Zauberer *Merlin*, die, dem Grundstoffe nach, ein Bestandtheil des ältesten aller altenglischen Ritterbücher, des *Brut d'Angleterre* von *Gaimar* oder *Wace* war. — Das zweyte hier in Auszug gebrachte Rittergedicht, *Morte Arthur*, ist bisher nie gedruckt, ob man gleich einen alten Roman in Prose von *Malery* mit der nämlichen Ueberschrift hat. Jenes Gedicht enthält bloss die letzten Begebenheiten aus *Arthur's* Leben, und *Sir Lancelot* spielt darin die Hauptrolle. Es ist eine Uebersetzung aus einem alten französischen Roman, oder vielmehr von dem fünften und letzten Theile des *Lancelot du Lac*.

Der *zweyte* Band beginnt mit Auszügen *angelsächsischer* Ritterromane, wovon der erste, *Guy of Warwick*, eins der ältesten und gangbarsten, aber auch wohl das abgeschmackteste und langweiligste von allen Gedichten dieser Gattung ist. Es scheint eine Zusammenstückelung aus mehrern alten Mährchen zu seyn, die kein Ganzes ausmacht, im 13. Jahrh. französisch geschrieben, und zu Anfange des 14ten ins Englische übersetzt. Das Beste darin ist die hier umständlicher ausgezogene Erzählung von *Guy* und *Colbrand*, in zwölfzeiligen Stanzen, die wirklich durch manche dichterische und gefühlvolle Züge belebt ist. — *Sir Bevis of Hamptoun* gehört gleichfalls in diese Klasse, und war ehedem ein sehr berühmter Ritterroman, so unhistorisch und apokryphisch auch sein Inhalt seyn mag. Es giebt davon mehrere Handschriften und alte Drucke in England. — Auch *Richard Coeur de Lion*, ein *anglonormannisches* Rittergedicht, ist gedruckt; Hr. *E.* aber bediente sich auch bey diesem Auszuge einer Handschrift, und nahm nur zur Ausfüllung ihrer Lücken den etwas modernisirten Abdruck zu Hülfe. Die englische Erzählung ist aus dem Französischen übersetzt, und nicht ohne poetischen Werth. Vorzüglich interessant sind die darin häufig vorkommenden Sitten- und Zeitgemälde, um so mehr, da sie grossentheils historisch und nach der nahen Gegenwart entworfen sind; doch fehlt es nicht an offenbar fabelhaften, vermuthlich spätern, Zusätzen. Die öftere Erwähnung der Tempelherrn scheint zu beweisen, dass dieser Roman um die Zeit geschrieben sey, als dieser Orden in seinem höchsten Flor war. — Von den Ritterbüchern, welche sich auf die fabelhafte Geschichte *Karls des Großen* und seiner Ritter beziehen, ist, wie bekannt, die Chronik des Erzbischofs *Turpin* die Hauptquelle, die wohl vornehmlich durch die gereimten französischen Umschreibungen und Nachbildungen in so starken Umlauf kam, wovon einige wahrscheinlich mit dem Originale gleichzeitig waren. Zusätze wurden gleichfalls sehr früh gemacht, und zum Theil bestanden diese aus Begebenheiten früherer Zeit und ganz anderer Helden und Länder. Einige Erzählungen scheinen offenbar brittischen Ursprungs, und z. B. der furchtbare *Ferragus* ein Riese celtischer Abkunft zu seyn. Die erste, hier ausgezogene Geschichte, *Roland und Ferragus*, ist nie gedruckt, und bisher nur aus Einer, von Hn. *E.* benutzten, Handschrift bekannt. Alles ist ziemlich treu aus *Turpin's* vorgeblicher Chronik ins Kurze gezogen, aber sehr unpoetisch. Das Gedicht beginnt mit dem sehr argen Zeitverstosse, dass Karl d. Gr. 103 Jahre n. Chr. Tode regiert, und fast alle Länder, selbst Dänemark und England nicht ausgenommen, beherrscht habe. — Die Fabel des folgenden Romans, *Sir Ontuel*, hängt mit der des vorhergehenden zusammen, und ist zwar nicht aus der Chronik *Turpins* genommen, scheint aber doch sehr bald mit ihr verwebt worden zu seyn. Die benutzte Handschrift enthält nur ein Bruchstück, nicht ohne Lebendigkeit und Interesse der Darstellung; sie konnte aber durch eine andere, deren innerer Werth jedoch geringer ist, ergänzt werden. — *Sir Ferumbras*, gleichfalls noch ungedruckt, ist ein ziemlich langes, aus dem Französischen (*Fierabras*) übertragenes Gedicht, späterer Entstehung als die vorhergehenden, ob es gleich die frühern Begebenheiten Rolands und seiner ritterlichen Gefährten erzählt.

Als Probe *morgenländischer* Romane liefert der Herausg. zu Anfange des *dritten* Bandes einen umständlichen Auszug aus der Geschichte *von den sieben weisen Meistern*, die so oft bearbeitet und in der prosaischen Einkleidung auch in Deutschland als Volksmährchen von jeher sehr gangbar gewesen ist. Die in ihrer Art merkwürdige Literatur dieser Dichtung, die *Panzer*, *Koch*, *v. Blanckenburg* u. a. schon fleissig untersucht hatten, enthält durch die hier vorausgeschickte Einleitung noch manche neue und vollständigere Aufklärung; und es verlohnte sich wohl der Mühe, auch die noch in der Handschrift liegende *deutsche* metrische Bearbeitung dieses Romans wenigstens auszugsweise bekannter zu machen.

Unter die Rubrik *vermischter Romane* hat der Herausg. noch einige andre gebracht, die sich nicht wohl zu einer der vorigen Klassen ausschliessend zählen liessen. *Floris and Blauncheflour* ist darunter der erste und bekannteste. Aus der *Müllerschen* Sammlung altdeutscher Gedichte und den vom Hofr. *Bruns* herausgegebenen Romantischen und andern Gedichten in plattdeutscher Sprache kennt man die beiden deutschen metrischen Bearbeitungen dieser Geschichte; und vollständiger noch, als die hier davon gegebene literarische Notiz, ist die in *Eschenburg's* Denkmälern altdeutscher Dichtkunst S. 211 f. Die englische Uebersetzung aus dem Französischen ist aus der ersten Hälfte des 14ten Jahrh.; die Handschrift derselben ist aber sehr unvollständig; und Hr. *E.* hielt sich daher in seinem Auszuge grossentheils an den, welchen der Graf *Tressan* von dieser Erzählung gegeben hat. — Das handschriftliche Rittergedicht, *Robert of Cysille*, hat schon *Warton* in seiner Geschichte der englischen Dichtkunst, B. I. S. 184, beschrieben, und es ist daher nur summarisch ausgezogen. Eine Geschichte vom Kaiser *Jovinian* in den *Gestis Romanorum* stimmt fast ganz damit überein. — Ein kürzeres, aus 130 sechszeiligen Strophen bestehendes Gedicht ist *Sir Isumbras*, ein Ritter, dessen Uebermuth im Glücke durch

durch eine fortwährende Reihe von Unglücksfällen bestraft, der aber dadurch zur Erkenntniss gebracht, und am Ende wieder glücklich wird. — Der Auszug aus dem Rittergedichte, *Sir Triamour* ist aus einem im brittischen Museum unter der Garrickschen Sammlung befindlichen alten Drucke genommen. Es hat sechszeilige Stanzen. — *The Life of Ipomydon*, hier aus einer Harleyischen Handschrift im brittischen Museum entlehnt, ist gleichfalls schon gedruckt worden. Der Roman ist in zwey *Fyttes* oder Gesänge abgetheilt. — Vom *Sir Eglamour of Artoys* giebt es auch schon einen alten Abdruck und drey bisher bekannte Abschriften: die Erzählung ist nur kurz, aber wohl gewiss aus dem Französischen übertragen, obgleich die Urschrift noch nicht entdeckt ist. Die Geschichte hat viel Ungereimtes und Widersinniges. — *Lay le Fraine* ist ein kleines, aber in seiner Art merkwürdiges altes Gedicht aus dem Französischen von Marie. Sprache und Versbau haben in der Uebersetzung ein in der damaligen Zeit seltnes Verdienst. — *Sir Eger, Sir Grahame, and Sir Gray-Steel*, aus einem erst im J. 1711. gemachten Abdrucke, der aber nach einer sehr mangelhaften Abschrift gemacht und sehr frey abgeändert ist; ein ehedem sehr gangbarer Roman. — Sehr alten Ursprungs ist *Sir Degort*, gleichfalls schon gedruckt. In der Handschrift, die bey dem Auszuge zum Grunde liegt, ist der Name richtiger Degare, so viel als *L'égaré*, der Verirrte oder fast Verlorne, geschrieben. — *Roswall and Lillian*, ein selbst noch in neuern Zeiten in Schottland sehr beliebtes Volksmährchen, im Druck vielleicht modernisirt und abgekürzt, und wahrscheinlich erst aus der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts. — *Amys and Amylion*, zwey Ritter, die man als den Orest und Pylades aus der Zeit der Lehnsverfassung ansehen kann; vermuthlich aus dem Französischen. Das Gedicht besteht aus 399 sechszeiligen Stanzen.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Erfurt*, b. Beyer u. Maring: *Versuch einer Vertheidigung der alten Eintheilung der Functionen und einer Classification der organisirten Körper nach denselben*, von D. *Joh. Jac. Bernhardi*. 1804. 48 S. 8. (8 gr.) — Auch Rec. gehört zu denjenigen Physiologen, welchen die alte Eintheilung der Verrichtungen des menschlichen Organismus in lebensnatürliche, thierische und Geschlechtsverrichtungen nicht Genüge leistete. Hr. *B.* meynt dagegen, sie wäre nicht schlechthin verwerflich, sondern unter gewissen Einschränkungen allerdings beyzubehalten. Man könne zweyerley Arten von Verrichtungen annehmen: eine, die sich auf Erhaltung des Individuums, die andere, die sich auf Erhaltung der Art bezöge. Dann könnte man aber diejenigen, welche auf die denkende Natur im nächsten Bezug stehn, von denjenigen trennen, welche sich auf die raumerfüllende (eigentlich körperliche) gründen. Ueber den Einwurf, dass beide zusammen die Einheit des Organismus ausmachen, geht der Vf. dadurch weg, dass man sie doch in der Idee trennen könne. Damit wären die animalischen Functionen, wie der Vf. glaubt, gerettet. Die Veränderungen nützlicher und die Ausführung unnützer Stoffe begründet die fernere Eintheilung. Sie können theils auf wirkliche Theile des organischen Körpers, theils auf solche Materien bezogen werden, die sich bloss in einer Hölung desselben befinden. Was die Aufnahme, Veränderung und Austreibung unorganischer Stoffe, d. i. in Bezug auf den Körper, der sie aufnimmt, bezweckt, sind natürliche; was die Einnahme, Veränderung und Ausscheidung organischer Stoffe bezweckt, sind Lebensverrichtungen. Auf diese, wohl nicht Jedem genügende, Weise sucht Hr. *B.* die alten Functionen zu vertheidigen. Dass die Alten ihre Gründe gehabt haben mussten, um eine solche Eintheilung zu entwerfen, liess sich freylich wohl denken. Sie schien nur den Neuern nicht genug logisch begründet zu seyn. Und hier müssen wir bekennen, dass Hr. *B.* nichts dazu beygetragen hat, sie uns annehmlicher zu machen. Er entschuldigt nur, wo er nicht ganz vertheidigen kann; sie hätten auf der einen Seite, meynt er, zu viel, auf der andern zu wenig zu dieser oder jener Klasse gezählt. Aber wo ist wohl der thierische Körper, — denn vom thierischen Körper ist ja doch die Rede, — welcher ohne thierische, natürliche und Geschlechtsverrichtungen eine gesunde, oder naturgemässe Existenz führen könnte (S. 17.)? In der That scheint uns die Eintheilung des Hn. D. *Schmid* zu Jena um einen guten Theil vorzüglicher zu seyn, obgleich ein Theil dieser kleinen Schrift auch einige Mängel und Unvollkommenheiten an ihr zu zeigen sucht. S. 28. macht der Vf. den Versuch, die organisirten Körper nach der Menge ihrer Functionen und dem Grade ihres Zusammenwirkens zum gemeinschaftlichen Zwecke, oder, mit andern Worten, nach der extensiven Grösse des innern Lebens, der Qualität der Theile und der Intension (Intensität) desselben einzutheilen. Das Leben eines Körpers ist relativ und dadurch verschiedener Grössen fähig, die theils negativ, theils positiv bestimmt werden können. Die letzte richtet sich nach der Grösse der Wechselwirkung der Theile mit den Aussendingen, äusseres Leben, und der Theile unter einander, inneres Leben. Die erste, negative, richtet sich nach der Grösse der Unabhängigkeit eines lebenden Körpers von Aussendingen, welche theils nach der Grösse seines Bedürfnisses derselben, theils des zerstörenden Einflusses, den die Aussendinge auf ihn haben, geschätzt wird. In diesen vier Hinsichten des Lebens wird die Grösse des Lebens auf viererley Weise bestimmt: extensiv, intensiv, protensiv und celerativ u. s. f. Diese Eintheilung und die Classification der organischen Körper auf dieselbe entfernt sich zu sehr von dem ursprünglichen Vorwurfe dieser kleinen Schrift, als dass wir ihr folgen könnten. Sie zeigt aber deutlich, dass der Vf. das grosse Reich der Natur genau überblickt und über seine Beobachtung nachgedacht hat.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 7. November 1806.

GRIECHISCHE LITERATUR.

PARIS, b. Everart: ʽΗΛΙΟΔΩΡΟΥ Αἰθιοπικῶν βιβλία δέκα, ἃ χάριν ʽΕλλήνων ἐξέδωκε μετὰ σημειώσεων, προσθεὶς καὶ τὰς ὑπὸ τοῦ ʼΑμιότου συλλεγείσας, τέως δὲ ἀνεκδότους, διαφόρους γραφάς, προτροπῇ καὶ δαπάνῃ ʼΑλεξάνδρου Βασιλείου, Ο. Δ. Κοραῆς. — Μέρος Α. περιέχον τὸ τοῦ ʽΗλιοδώρου κείμενον. LXXXVIII u. 448 S. — Μέρος Β. περιέχον τὰς εἰς τὸν ʽΗλιόδωρον σημειώσεις. 1804. 418 S. 8.

Als wir bey der Anzeige der Zweybrücker Ausgabe des *Heliodorus* in den Ergänzungsblättern dieser Zeitung (im J. 1804. Nr. 34. S. 265.) über die Vernachläſsigung des besten unter allen griechischen Romanen klagten, und ihm eine sorgfältigere Bearbeitung wünschten, die er eben so sehr bedürfe als verdiene, wuſsten wir nicht, daſs gerade damals dieser Wunsch seiner Erfüllung nah war, und daſs eine neue Ausgabe von der Hand eines mit Recht hochgeachteten Hellenisten die Pressen beschäftigte. Hr. *Koray*, durch mehrere philologische Arbeiten als ein gründlicher Kenner der Sprache seines Vaterlandes und als ein scharfsinniger Kritiker bekannt, unterzog sich diesem Geschäft auf das Anliegen seines Freundes, *Alexander Basilius*, eines gelehrten Kaufmanns (Tom. II. p. 161.), der, von einem rühmlichen Patriotismus für die Fortbildung seiner Nation erfüllt, die Kosten des Unternehmens bestritt. Nie hatte Hr. *K.* vorher an eine Ausgabe des *Heliodoros* gedacht, und alles, was er sich von ihm aus früher Lectüre erinnerte, war, daſs der Text an vielen Stellen verdorben sey. Gleichwohl erlaubte ihm seine Liebe für die griechische Literatur, und sein gleichgestimmter Eifer für den Ruhm seines Volkes nicht, diesen Antrag abzulehnen. Wie er sich desselben entledigt, wie er in Zeit von wenigen Monaten ein Werk vollendet habe, das nur wenig zu wünschen übrig läſst, wird zum Theil aus dieser Anzeige hervorgehen. Mit edler Bescheidenheit entschuldigt der Herausg. die Mängel seiner Arbeit; es habe ihm an Zeit gefehlt; er sey kein Philolog von Profession. Dennoch glauben wir mit Zuverläſsigkeit behaupten zu können, daſs es wenige alte Schriftsteller gebe, die auf Einen Schritt so weit vorwärts gebracht, und *an so vielen Stellen* mit so vollkommener Sicherheit und einem so glücklichen Scharfsinn verbessert worden.

Und nicht etwa, daſs ihm vorzügliche Hülfsmittel zu Gebote gestanden hätten. Die meisten lagen seit *Commelinus* zum gemeinen Gebrauche bereit, so daſs aus dem kritischen Apparat dieses Gelehrten allein mehr als hundert Stellen verbessert worden sind. Auch die bisher allzu sorglos benutzten Varianten der Turiner Handschriften, welche *Dorville* zum *Chariton* häufig anführt, boten manches Nützliche dar; und die in mancherley *libris criticis* zerstreuten Conjecturen, von denen die Zweybrücker Ausg. nur einen kleinen Theil erwähnt. Eigenthümlich war dem Herausg. nur ein von *Clavier* erhaltenes Exemplar der ersten Ausgabe mit Varianten einiger Vaticanischen Handschriften, die *Amyot* während seines Aufenthalts in Rom verglichen hatte. Aber es ist zu beklagen, daſs die Beschränkung der Zeit Hn. *K.* nicht erlaubte, die Handschriften der Pariser Bibliothek zu Rathe zu ziehn. Wahrscheinlich würden sie mehrere seiner glücklichen Conjecturen bestätigt, auch wohl noch hier und da eine Wunde entdeckt haben, die sich jetzt seinem Scharfsinn entzog. Von einer Stelle wissen wir dieses gewiſs. L. VIII, 9. S. 328. *ed. Cor.* heiſst es: κἀπειδὴ τὴν πυρκαϊὰν ὡς ὅτι μεγίστην ἐνῆψαν οἱ δήμιοι, καὶ τὴν φλόγα ὑποβαλλόντων λαμπρῶς ἐξῆπτον. — Der Herausg. hat hier den Mangel an richtiger Folge der Handlungen nicht bemerkt, der sogleich verschwindet, wenn man mit einer von *Bast* verglichenen Handschrift πυρκαϊὰν . . ἔνησαν lieſt (s. *Lettre à Mr. Boissonade* S. 182.), gerade wie wir in der oben angeführten Beurtheilung der Zweybrücker Ausg. zu lesen vorgeschlagen haben.

Hr. *K.* hat seiner Ausg. den Text von *Commelinus* zum Grunde gelegt, und die Abweichungen von demselben am Rande bemerkt. Diese sind oft zahlreich, und nur wenige Seiten entbehren ihrer ganz. Beurtheilt werden sie in den Anmerkungen des *zweyten* Bandes, der auch noch ausserdem viel Treffliches enthält, wovon wir weiter unten Rechenschaft geben wollen.

Die erste Aufmerksamkeit des Herausg. war, wie es sich von selbst erwarten lieſs, auf die grammatische Richtigkeit des Textes gewendet, um so mehr, da seine Vorgänger die schlimmsten Solöcismen aller Art ohne Rüge fortgepflanzt hatten. So war I, 1. ἀλεεινὰ λείψανα ein Druckfehler der Commel. Ausg., den *Bourdelot* ganz ausdrücklich gegen die richtige Lesart der *Edit. pr.* ἐλεεινὰ in Schutz nimmt: *Heliodorus voluit* ἀλεεινά, *respiciens infelix illud, sed adhuc calidum convivium, cujus vix cineres deferbuerant;* wogegen Hr. *K.* richtig bemerkt, ἀλεεινὸς sey kein Synonymum von θερμὸς überhaupt, sondern bezeichne nur das, *was Wärme mittheilt*, wie ἀλεεινὴ ὥρα, ἀλεεινὸν ἱμάτιον u. dgl. — Gleich darauf lesen alle Ausgaben: ὁ δὲ κάχληκι βεβλη-

βεβλημένος, αὐτόθεν ἀπὸ τῆς ῥαχίας πεπορισμένος, wofür Hr. *K.* πεπαρισμένα ſchrieb; in den Anmerkungen aber vermuthet er, daſs es κάχληξι πεποριςμένοις geheiſsen haben könne. — I, 8. lieſt Hr. *K.* ἀπὸ τῆς ἑσπέρας ſt. ὑπό. I, 10. ὅσα περ σέ τε κἀμὲ περιύβρισεν ſt. ὅσα περί σε ... wofür *Xylander* εἰς verbeſſerte; in *Amyot's* Codd. fehlte περὶ ganz. Die Richtigkeit der Verbeſſerung ὅσα περ kann keinem Zweifel unterworfen ſeyn. I, 11. εἰ γὰρ οὕτω βουληθείης ſtatt des ſolöken βουληθῇς. I, 12. ὡς ἐπιβουλεύσει ſt. ἐπιβουλεύσειε, welches dieſer Wortfügung, wo ὡς nicht *ut*, ſondern *quod* ausdrückt, ganz unpaſſend iſt. I, 14. εἰ τὴν κακίστην ἀτιμώρητον ἐάσεις ſt. ἐάσῃς. I, 15. ἐπὶ δὲ τῷ στερηθῆναι ſt. ἐπὶ δὲ τό, und σωτηρίαν ἑαυτῇ περιποιοῦσα ſt. ἑαυτῆς, und weiter unten εἰ δὲ τύχοις ſt. τύχῃς. I, 24. ηὐτρεπισμένους ſt. εὐτρεπισμένους, ein Fehler, der häufig wiederkehrte, und gleich darauf τὴν ὁρμὴν ὡς ἐπὶ τὴν Μέμφιν ποιησομένους ſt. ποιησαμένους. Auch die fehlerhafte Verwechslung dieſer beiden Zeiten, ſo wie des Imperfecti und Aoriſti ſec., iſt an ſehr vielen Stellen von dem Herausg. gehoben worden. I, 26. δέχομαί σου τοὺς ἐπ' ἐμοὶ τούτους φόβους ſt. τούτους τοὺς φόβους. Dieſe Art von Verbeſſerungen, deren wir aus dem *erſten* Buche nur einige ausgehoben haben, iſt durch das ganze Werk ſehr zahlreich.

Nicht minder zahlreich aber ſind diejenigen, welche dem Sinne durch leichte, meiſtentheils evidente Veränderungen zu Hülfe kommen. Wir wollen auch von dieſen einige Beyſpiele anführen, und dazu vorzüglich ſolche Stellen wählen, die dem Scharfſinne des Herausg. allein, ohne Beyhülfe der Handſchriften, ihre Rettung verdanken. I, 25. τὸν .. ἐνώμοτον ἐπὶ παισὶ γάμον ἔνθεσμον ſtatt ἐπὶ πᾶσι, woran kein Herausg. bisher Anſtoſs genommen hatte; γάμος ἐπὶ παισὶν iſt die geſetzmäſsige Ehe, bey welcher die Erhaltung des Geſchlechts beabſichtigt wird; welches auch durch den Ausdruck ἐπ' ἀρότῳ παίδων γνησίων bezeichnet zu werden pflegt. II, 7. ſtatt τὰ ἐκείνου (ἔρωτος) σωφρόνως ἔγνωκεν ἀπαραίτητα πτώματα, wo ſich das Verbum ſchlecht zu ſeinen Umgebungen reimt, lieſt er: πέπτωκεν, wodurch alles in die vollkommenſte Uebereinſtimmung tritt. Doch möchten wir nicht behaupten, daſs der Herausg. bey dieſer Stelle die bekannten Verſe des *Euripides*, *Hecuba* 569. 570. in Gedanken gehabt habe. Gleich darauf iſt *Canteri* Verbeſſerung ὑπερησχυνόμην (ſt. ἅπερ ᾔσχ.) τε ὁρῶν ὡς ἀληθῶς in den Text aufgenommen. II, 9. εἴ πῃ κατὰ τὴν Ναυκρατίαν εὕροιμι τὴν Θίσβην. Der bekannte Name der Stadt iſt Ναύκρατις, und es iſt nur eine unverbürgte Vermuthung des *Stephanus Byz.*, daſs ſie vormals vielleicht auch Ναυκράτιον oder Ναυκρατία geheiſsen haben könne. Hr. *K.* hat daher ohne Bedenken τὴν Ναύκρατιν ἀνεύροιμι geſchrieben, und dadurch zugleich dem Schriftſteller das eigentliche Zeitwort wieder hergeſtellt: εὑρίσκει μὲν γάρ τις τύχῃ καὶ τὸ ὅλως ἀγνοούμενον ἢ γοῦν ἀμελούμενον· ἀνευρίσκει δὲ τὸ ζητούμενον. II, 17. δέος δὲ διαφθαρῆναι μὲν καταμείναντας λιμῷ, διαφθαρῆναι δὲ ἐφόδῳ τινῶν, ἤτοι τῶν ἐναντίων πάλιν ἐλθόντων, ἢ καὶ διὰ τῶν σὺν ἡμῖν γεγονότων. Da die letzten Worte den vorhergehenden *Genitivis abſolutis* entgegenſtehn, und alſo ebenfalls von διαφθαρῆναι ἐφόδῳ τινῶν abhängen: ſo iſt διὰ offenbar falſch geſchrieben. Der Herausg. verbeſſert ἢ καὶ νὴ Δία τῶν σὺν ἡμ. γ., wie es die ſteigende Rede forderte. II, 22. νῦν δὲ ὥρα καὶ τὴν γαστέρα θεραπεύειν. ἐς τάδε ἀποσκοπῶν Ὅμηρος ... οὐλομένην ὠνόμασεν. Hr. *K.* hilft der ſchlecht verbundenen und undeutlichen Rede mit einer geringfügigen Veränderung auf: θεραπεύειν, ἥνπερ ἐς τάδε ἀποσκ. II, 30. καί τι βούλεσθαι διαφράζειν ἔλεγεν. Der Herausg. ἰδίᾳ φράζειν. Trefflich! II, 34. ἑαυτὸν ἐγγράφει τοῖς Αἰακίδαις, Μενέσθιον ἑαυτοῦ προπάτορα καταφέρων. Hr. *K.* εἰς Μενέσθιον ... ἀναφέρων, wie *Heliodorus* und alle Griechen zu ſprechen pflegen. Solche Verbeſſerungen bieten ſich hier überall dar, aber alle anzuführen, fehlt uns der Raum. Wir heben daher nur noch einige aus den letzten Büchern aus. Die ganz unverſtändliche und verſtümmelt ſcheinende Stelle VI, 4. ἀλλ' ὀψέ ποτε ὁ Ναυσικλῆς ἀνελάμβανεν, ὡς οὐ δέοι τὴν ἐπ' ὀλίγον καὶ πρὸς καιρὸν ἀποτυχίαν τέλεον ἀπεγνωκέναι, ἢ τῶν ἐν χερσὶν ὑποτιθέμενος, wird hier mit eben ſo vieler Leichtigkeit als Evidenz hergeſtellt: ὡς οὐ δέοι διὰ τὴν ἐ. ὀ. καὶ π. κ. ἀ., τέλεον ἀπεγνωκέναι τῶν ἐν χερσίν, ὑποτιθέμενος, und gleich darauf τῶν δὲ πρακτέων ἐν ἐπισκέψει γινομένους ſtatt des alle Syntax zerſtörenden ἐχομένους. — VI, 8. ἀλλ' ἃ πάλαι δι' εὐχῆς τε καὶ ἐπιθυμίας ἔχων οὐκ ἤλπιζε, ταῦτα .. ſt. ἀλλὰ πάλαι ... ἔχων ἃ οὐκ ἤ. — VII, 11. καταγώγιον εὐτρεπισθῆναι πλησίον ſt. πλεῖστον. VII, 14. ἀναλειψάμενος τὼ ὀφθαλμὼ ſt. τῷ ὀφθαλμῷ. VII, 19. οὐδὲν οὐδὲ αὐτὴν ἀνιεῖσαν, ἀλλὰ παντοίως ἐκπεριϊοῦσαν τὸν Θεαγένην (ſt. ἐκπεριιοῦσαν), ein von dem Gebrauche der Jäger, das Wild nicht gerade anzugreifen, ſondern zu umgehn, entlehnter Ausdruck. VII, 27. εἰ δὲ ἐπιμένοι βλακευόμενος, οὐ χαιρήσει ſt. χαρείη. — VIII, 7. καὶ πρόσεστι καὶ τὸ ἄδηλον ſt. καὶ προσέτι. VIII, 9. εἴτε καὶ συγχεθεῖσαν ὑπὸ τῆς Κυβέλης ſt. συσχεθεῖσαν. VIII, 12. καί, τίς, οὗτος, εἶ; βοῶντα, trefflich ſtatt τίς οὑτοσί, β., und gleich darauf μετέστη, τί τοῦτο; ſt. μετέστη τοῦτο. X, 9. καὶ τὸ ὥριον τῆς ἀκμῆς ἄδικτον ἐτήρει ſt. ἐγείρει (wie auch *Jacobs Anim. ad Anthol.* III. P. 2. p. 236. verbeſſert hatte), und etwas weiter hin ὡς ἀθλία καὶ δυστυχὴς ἡ κόρη, σὺν πολλῷ τῷ κακῷ, οὐδὲ εἰς καιρόν, τῇ σωφροσύνῃ σεμνυνομένη, ſtatt des unverſtändlichen σὺν πολλῷ οὐκ εἰς καιρόν. X, 24. erröthet ein Aethiopier, und die Röthe dringt durch die Schwärze ſeiner Haut: οἱονεὶ πυρὸς αἰθάλην τοῦ ἐρυθήματος ἐπιδραμόντος ſtatt des abgeſchmackten οἱονεὶ πρὸς αἰθ. X, 32. ἐῤῥίπισέ τε τὸν ἀντίπαλον, ἅμα τε καὶ τῇ καταφορᾷ etc. ſt. ἅμματι, und weiterhin καὶ εἴ τι γιγνώσκεις ἔτι σε ζῶντα ὀνῆσαι δυνάμενον ſt. ζῶντα ἦσαι δ.

Nach dieſen zahlreichen Beyſpielen trefflicher, und, wie es uns wenigſtens ſcheint, unwiderſprechlich richtiger Verbeſſerungen, glauben wir unſre Freude an dem wohlgerathenen Werke nicht beſſer an den Tag legen zu können, als wenn wir ihnen unſre Bedenklichkeiten und Zweifel über einige Stellen, die uns bey einer ſorgfältigen Lectüre aufgeſtoſsen ſind, hier mittheilen; wozu uns die Wahrnehmung der zufälligen Uebereinſtimmung von Hn. *K's* Urtheil mit den meiſten unſrer Kritiken in der oben angeführten Recenſion Muth macht. I, 2. τοῦτο γοῦν

γεῦν ὀρᾷς (δεῖξασα ἐπὶ τῶν γονάτων ξίφος) εἰς δεῦρο ἤργησεν. Ganz richtig schiebt hier der Herausg. aus *Amyot's* Handschriften τὸ vor ἐπὶ ein; damit aber die der Parenthese folgenden Worte nicht ohne Verbindungen nachschleppen, muss wohl ὁρᾷς zwischen zwey Commata gesetzt werden. I, 9. καὶ ἁπλῶς τὰ καλὰ τῶν ὀνομάτων τοῖς ἐπαγωγοῖς παραμιγνῦσα, καὶ οἷς τισι μᾶλλον προστρέχω περισκοποῦσα. Der Herausg. möchte lieber προσέχω, worin wir nicht seiner Meinung sind. Der Ausdruck ist von der Fischerey hergenommen, und wird, wie Hr. *K.* selbst bemerkt, von *Heliodor* öfter gebraucht. Demselben Bilde entspricht auch vorher der Ausdruck τὰς πείρας ἃς καθῆκε. I, 17. θάρσει, τὴν ἀλιτήριον καὶ ἣν μάλιστα ἐβουλόμην ἔχω. Der Herausg. verwirft καὶ als ein müssiges Einschiebsel. Uns scheint es, nicht ohne Nachdruck, die Rede zu steigern. „Mag immer der Buhler entflohn seyn; hab' ich sie doch, die Schändliche, *sie*, *sage ich*, an der mir das meiste lag." S. *Herm. ad Eurip. Hecub.* p. 162. und *ad Viger.* S. 797. Noch an vielen andern Stellen ist diese Copula von dem Verbannungsurtheile getroffen worden, bald mit Beystimmung der Handschriften, bald ohne dieselbe; meistentheils gewiss mit Recht, aber doch an einigen Stellen, wie uns dünkt, mit mehr Strenge als Recht. So L. IV, 8. in dem Briefe der Königin Persine ἄλλοις τέ σε κοσμήσασα, καὶ ταινίᾳ τῇδε, καὶ ἐλεεινῷ διηγήματι τῶν σῶν κἀμαυτῆς ἐνειλήσασα, wo der Herausg. das zweyte καὶ wegschneidet. Nun ist zwar allerdings Persinens traurige Geschichte auf dieser Binde enthalten, so dass also die Worte ἐλεεινῷ διηγήματι als erklärender Zusatz zu ταινίᾳ gedacht werden könnte; aber es ist, dieses so wenig nothwendig, dass es vielmehr weit unzierlicher seyn würde. Eben so muss auch V, 19. in den Worten: τὴν μὲν γὰρ προῖκα ἀπέχειν ἡγήσομαι καὶ πολλὰ τάλαντα, die Copula erhalten werden, die hier in emphatischem Sinne statt καὶ ταύτην gesetzt ist, wie L. I, 2. οἱ μὲν γὰρ θεόν τινα ἔλεγον καὶ θεὸν Ἄρτεμιν. S. *Abresch. Lectt. Aristaen.* p. 74. *Schäfer ad Longum.* p. 351. — An einigen Stellen aber möchte καὶ vielleicht verschrieben seyn. So L. VII, 15., wo es statt ὡς δὲ καὶ τῆς αὐτοῦ μητρὸς εἶναι τὸ ἔργον ἔμαθε, wohl ὡς δὲ δὴ geheissen haben möchte; und vielleicht auch VII, 21. ἐν οἷς πλέον ἐστὶ δὴ τὸ κακῶς πράττειν statt ἐστὶ καί. — I, 21. εἰ δὲ γάμος, τὸ γινόμενον τὸ παρ' ἀμφοτέρων βούλημα, συννεύειν ἀναγκαῖον. So interpungirt, wie die frühern Ausgaben thun, ist diese Stelle unverständlich. Hr. *K.* setzt ein Comma nach γιγνόμενον und βούλημα. Das letztere muss, unserm Bedünken nach, gestrichen werden. Der Sinn ist, wie ihn die lat. Uebers. ausdrückt: *utriusque voluntatem congruere necesse est.* — I, 22. τὸ δὲ θεοῖς ἀνακειμένην προφήτου παιδὶ μετ' ὀλίγον, θεοῦ γεύοντος, καὶ προφήτῃ συνοικεῖν... Auch diese Stelle bedarf einer kleinen Nachhülfe der Interpunction und Lesart: προφ. παιδί, μετ' ὀλίγον δὲ, θεοῦ γεύοντος, καὶ προφ. — II, 1. ἥ τε φλὸξ ἀπρόσμαχον τὴν αὐγὴν ἀπολαβοῦσα. Der Herausg. möchte ἐπιβαλοῦσα lesen. Uns scheint die gewöhnliche Lesart bedeutungsvoller. Der Glanz der Flamme war bisher durch den Sonnenschein des Tages geschwächt worden; jetzt, in der Nacht, *erhielt* sie ihren eigenthümlichen Glanz *zurück*. ἀπρόσμαχος steht auf eine etwas ungewöhnliche Weise für: *nicht mehr im Streit begriffen*, *unbestritten*. — II, 6. ὑπὸ θυμοῦ καὶ σπουδῆς. Der Herausg. hat bey diesen Worten nichts bemerkt. Da aber der Zorn hier nicht an seiner Stelle ist: so nehmen wir unsern ehemaligen Vorschlag ὑπὸ θορύβου nicht zurück. — II, 17. ἄλλως τε γὰρ ἄπιστον τὸ βουκόλων γένος. Die Treue oder Treulosigkeit des Hirtenstammes kömmt hier in keinen Betracht, und wir vermuthen, dass ἄπιστον verschrieben sey. — II, 23. ἐπάγη πρὸς τὴν ἀκοήν. Mit Recht nimmt der Herausg. diese ohne Grund angefochtene Lesart in Schutz. Ausser den von ihm angeführten Stellen *Heliodors* vergleiche man *Theocr.* II, 110. ἀλλ' ἐπάγην δαγῦδι καλὸν χρόα παντόθεν ἴσα, und *Wernsd. ad Himer.* S. 309. — II, 24. ὡς οὖν ἐπὶ μεγάλων καὶ πολλῶν... χρημάτων ἐστερημένας. Hr. *K.* lässt nach *Amyot's* Handschr. das fehlerhafte ἐπὶ aus, vermuthet aber doch in den Anmerkungen, dass es ἔτι möge geheissen haben. Wir meynten ὡς οὖν, εἶπε, μεγ. Da er also, *setzte er hinzu*, u. s. w. Nichts ist häufiger, als ein solches eingeschobnes εἶπε nach ἔφη, ἔφασκε u. dgl. — Gleich darauf scheint es uns richtiger, zu lesen: εἴ πῃ ἄρα καὶ τοὺς παῖδάς μοι περισώσει, als περισώσειεν. — II, 26. Der erste Vers des dem *Kalasiris* ertheilten Orakels: ἴχνος ἀειράμενος ἀπ' εὐστάχυος παρὰ Νείλου, welcher mancherley Conjecturen veranlasst hat, heisst in *Amyot's* Handschr. ἴχν. ἀειράμενός τε ἀπ' εὐστ., woraus man muthmassen könnte:

ἴχνος ἀειράμενος τεὸν εὐστάχυος ἀπὸ Νείλου.

II, 33. καὶ ἔστι νῦν ἡ παῖς ἐνταῦθα σὺν ἐμοί· παῖς μὲν οὖσα ἐμὴ καὶ ὄνομα τοὐμὸν ὀνομαζομένη. Hr. *K.* schreibt μόνη οὖσα. Vielleicht richtig. Wir glaubten παῖς δοκοῦσα ἐμή; was dem Zusammenhange vielleicht noch angemessner ist: das Mädchen ist jetzt hier bey mir; sie gilt für meine Tochter und führt meinen Namen: denn an ihr hängt die Freude meines Lebens. Allerdings aber wurde Chariklea zu Delphi für Charikles Tochter gehalten. s. IV, 10. — II, 35. καὶ λόγων ἱερῶν, εἴ τί ποτε, ἐπύθετο. Der Herausg. vermuthet eine Verstümmelung des Textes, etwa εἴ τί ποτε διαπορήσειεν. Könnte man nicht auf eine leichtere Weise ἔστιν ὅτε ἐπύθετο lesen? — III, 11. τὸν Χαρικλέα καθεωρακότα ἀλλ' ἢ τὸ ἀνώμαλον. Hr. *K.* verbessert καθεωρ. δὴ τὸ ἀν. Mit geringerer Veränderung lese man: καθ. πάλαι τὸ ἀνώμ. Dass πάλαι auch von Handlungen gebraucht werde, die sich in einem kurz vorhergegangenen Moment zugetragen haben, ist eine bekannte Bemerkung (*Valk. ad Hippol.* p. 281.); und so sagt *Heliodor* selbst L. V, 1. ἀλλά με πάλαι θροῦς.. περιηχεῖ. Etwas weiterhin: καὶ φιλίαν ἤδε ἡμῖν ἡ τράπεζα σπενδέσθω. ἐσπείσθω, ἔφην, καλὲ Θεάγενες, ἐμοὶ καὶ πάλαι οὖσα πρὸς σέ, wo, wie es uns scheint, die Verbindung der Rede zierlicher werden wird, wenn man liest: ἡ μοὶ καὶ πάλαι οὖσα πρ. σέ, i. e. ἐσπείσθω ἡ φιλία, ὡς λέγεις, ἡ καὶ πάλαι ο. πρ. σ. — III, 19. ἐσιώπα μέν, ἐπένευσε δ' οὖν ἡ Χαρίκλεια. Aus *Commelin's* Varianten liest der Herausg. ἐπένευε, welches wir der alten Lesart nicht vor-

vorziehen würden. Das *Schweigen* (ἐσιώπα) ist der dauernde Zustand; das *Zuwinken* aber (ἐπένευσε) eine einzelne vergangene Handlung. — IV, 4. ἀντέχεις ἐγρηγορώς, καὶ τὴν διήγησιν μηκυνομένην οὐκ ἀποκνχίεις. Dass diese Lesart unstatthaft sey, hat Hr. *K.* sehr gut gezeigt. Er schlägt vor: καὶ πρὸς τὴν διήγησιν μηκυνομένην οὐκ ἀποκναίῃ. Leichter möchte es wohl seyn, ohne alle weitere Veränderung οὐκ ἀποκάμνεις zu lesen. Etwas weiter hin muss εἰ δέ τις .. μνημονεύοι in μνημονεύει verändert werden. Bey den nächst folgenden Worten: τίς οὕτως ἀδαμάντινος ἢ σιδηροῦς τὴν καρδίαν, erinnerte sich Hr. *K.* nicht, dass sie dem *Pindar* entlehnt sind. S. *Fragm. Pindari de Therone.* IV, 6. Dass die letzten Worte des Kapitels, ἀπῄει κατηφής, ohne alle Verbindung stehn, erregt Verdacht, zumal das folgende mit ὁ δὲ Χαρικλῆς anfängt. Sollte man nicht καὶ ὁ μὲν ἀπῄει κατηφὴς lesen müssen? — IV, 7. Mit Recht verweilt der Herausg. bey den Worten καὶ ταῦτα μηδενὸς (so lesen die Codd. statt μηδενὶ) τῶν μειζόνων ὀχλήσαντος, aber der Erklärung καίπερ μηδενὸς τῶν μειζόνων θεῶν ἢ δαιμόνων ὀχλήσαντος τὴν Χαρίκλειαν καὶ προτρεψαμένου αὐτὴν εἰς ἔρωτα können wir nicht beypflichten. Das vorhergehende ἐμοῦ macht es nur allzu wahrscheinlich, dass der Genitiv des Participii ebenfalls auf den *Kalasiris* bezogen werden müsse, welcher absichtlich prahlt und seine geheimen Kenntnisse rühmt: εὔδηλον ἦν ὡς οὐδὲ πρὸς τὴν πρώτην ἀνθέξει προσβολὴν ἐμοῦ. Alle Schwierigkeiten würden verschwinden, wenn man läse: καὶ ταῦτα μηδὲν τῶν μειζόνων μοχλεύσαντος, i. e. κινήσαντος: *licet nondum efficacius aliquod remedium adhibuerim.* Die metaphorische Bedeutung dieses Zeitwortes erhellt aus *Stephan. Thes. Gr. L.* T. II. p. 1578. F. — IV, 18. πᾶσαν εἰς σὲ προςδοκίαν σωτηρίας ἀνῃρρίψαντας. Obgleich Hr. *K.* diese Stelle ohne Anmerkung gelassen hat; so können wir uns doch von der Richtigkeit des Ausdrucks nicht überzeugen. Dagegen würde ἀνάψαντας, wie wir schon ehedem vorgeschlagen haben, dem Sprachgebrauche vollkommen angemessen seyn. — V, 13. καὶ τὰ ἱερὰ τάχιστά τε οὕτω καὶ πρὸς βραχὺ ... Hr. *K.* liest und interpungirt: καὶ τὰ ἱερὰ τάχιστα, τούτων πρὸς βρ. Wir tragen kein Bedenken, hier unsrer Vermuthung καὶ τὰ ἱερὰ τάχιστα ἐτέθυτο, πρ. den Vorzug zu geben. — V, 22. Der Steuermann bemerkt, dass seinem Schiffe ein andres in allen Richtungen folgt, ἕπεται κατ' ἴχνος, καὶ ἀπαράλλακτον μεταθέει τὸν ἡμέτερον πλοῦν, ὥσπερ τῆς αὐτῆς ὁρμῆς ἐξηρτημένον. Wir zweifeln an der Echtheit der Redensart ἐξαρτᾶσθαι τῆς αὐτῆς ὁρμῆς. Man könnte an ὁρμιᾶς denken, wenn das Bild von zwey mit einander verbundenen Schiffen, und das einer *Angelschnur* schicklich genug zusammenstimmten. Als sprichwörtlicher Ausdruck *(als ob sie an einer Schnur gezogen würden)* möchte es vielleicht gerechtfertigt werden. — V, 31. θαλάττῃ προσεικάσας ἂν τοὺς ἄνδρας αἰφνιδίῳ σπιλάδι κατασεισθέντας· οὕτως ...

Von mehrern Verbesserungsversuchen scheint αἰφνιδίως das richtigste; aber ausserdem möchte auch προσεικάσαις ἂν zu lesen seyn. Sehr hart ist es endlich auch, κατασεισθέντας, welches dem Sinne nach zu θαλάττῃ gehören soll, mit ἄνδρας verbunden zu sehn. Wir halten diese Stelle für verstümmelt. — VI, 2. ὁ δὲ γεννάδας ἡμῖν Ναυσικλῆς, καὶ πολλῷ γέλωτι τῶν ἄλλων κατατωθάζων ἐτύγχανε .... Da die Rede nicht geendigt ist: so nimmt Hr. *K.* an, dass der Redende unterbrochen werde. Diess aber ist nicht in *Heliodors* Manier, und würde nur dann Statt finden, wenn der Satz sich durch sich selbst ergänzte; welches hier nicht ist. Wir glauben also richtig gelesen zu haben ἐστύγναζε, wodurch ein richtiger und vollständiger Gegensatz hervorgebracht wird; und schwerlich dürfte es dieser Conjectur, die wir anderwärts mit Beyspielen unterstützt haben, zum Vorwurfe gereichen, dass στυγνάζειν als Ausdruck einer *finstern, niedergeschlagenen Miene* von Kirchenschriftstellern gebraucht zu werden pflegt. — VI, 3. ἀλλά μοι ζημία καὶ μόχθος ὃ ἂν μὴ ἐπιτάττῃ μέγα ἢ μικρὸν Ἰσιάς. Die Lesart des lateinischen Uebers., ὃ ἄν μοι ἐπιτ., missfällt dem Herausg. nicht. Wir zweifeln, dass er den Sinn des zärtlichen Verliebten richtig gedeutet habe, dem nicht die Befehle seiner Geliebten, sondern ihre Gleichgültigkeit zur Last war. Wir lesen also: ἐὰν μὴ ἐπιτάττῃ τι μέγα ἢ μ. Aber richtig hat er gleich darauf ἐκείνη von dem ersten Satze getrennt, und, in ἐκείνῃ verändert, mit dem Folgenden verbunden: ἐκείνῃ καὶ νυνὶ δὴ θέω. So lesen wir statt δὲ θέω, wo Hr. *K.* δὲ verwirft. Etwas weiter hin thut sich Hr. *K.* in der Verbesserung der Worte, ταῦτα μὲν ἐκείνη, ἔφη, χλευὴν ἐμὲ συνήθως, καὶ τὰ ἐμὰ πεποίηται, kein Genüge; aber alle Schwierigkeiten verschwinden, wenn man ταῦτα μὲν κἀκείνη liest: *Eben so* hat *auch sie* mich zum Besten. — VI, 8. Χαρίκλεια δὲ καὶ μόνη καὶ ἔρημος. Wahrscheinlich κεῖται μόνη, wie der Gegensatz von ὁμόκοιτος fordert.

(Der Beschluss folgt.)

NEUERE SPRACHKUNDE.

Breslau, b. Korn: *Deutsches Lesebuch für die polnische Jugend*, zur Uebung in der *deutschen Sprache*, von *Ferdinand Haberkant.* 1806. 11½ Bog. 8.

Grösstentheils ist diess kleine Buch eine blosse, hier und da wohl noch einiger Verbesserung fähige, Uebersetzung des bekannten kleinen lateinischen Lesebuchs von *Gedike*, welche der Vf. noch mit einigen mythologischen Pensis vermehrt hat. Ein zweckmässiges Wortregister und gute (vielleicht etwas zu sparsame) Angaben der Formen machen es brauchbar.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 8. November 1806.

GRIECHISCHE LITERATUR.

PARIS, b. Everart: ἩΛΙΟΔΩΡΟΥ Αἰθιοπικῶν βιβλία δέκα, — — Ο. Δ. Κοραῆς etc.

(*Beschluss der in Num. 261. abgebrochenen Recension.*)

VII, 10. Καὶ τῶν ἀπ' οἰκήματος ἐπὶ μακρῷ καὶ τῶν πολλῶν καὶ ἐπιτετηδευμένῳ κάλλει μέγα μὲν φανταζομένη. Hr. *K.* verbessert mit *Commelinus* ἐπὶ μικρῷ, lässt aber das Uebrige unverändert, ob er schon an der Richtigkeit der Lesart zweifelt. Ganz gewiss bedarf ἐπιτετηδευμένῳ der Unterstützung eines Adverbii, daher wir lesen: ἐπὶ μικρῷ καὶ καπηλικῶς ἐπιτ. κάλλει. Die Schicklichkeit des Ausdrucks für eine Hetäre ἀπ' οἰκήματος (*e lupanari*) erhellt aus *Aelian V. H.* XII, 1. ἑταιρικὰ εὖ μάλα μαθήματα . . . γυναικῶν καπηλικῶς τῷ κάλλει χρωμένων ἔργα, und weiter hin, wo der sittsamen Aspasia das Wesen verbuhlter Mädchen entgegengesetzt wird: αἱ δὲ λοιπαὶ καπηλικῶς ἔχουσι. — VII, 23. εἰ μή τί με πάλιν ἀπατᾷν μέλλοις. Der Sinn fordert μέλλεις, *nisi me iterum deceptura es.* — VII, 24. πεπαύσθω . . . Θεαγένης, δοῦλος ὢν καὶ θρυπτόμενος κατὰ δεσποίνης ἰδίας. Der Sinn soll seyn: *Theagenes desinat, cum servus sit, dominam suam spernere,* woraus erhellt, dass die Participien ὢν und θρυπτόμενος nicht zusammen verbunden werden können. Vermuthlich schrieb Heliodor: πεπαύσθω Θ. δοῦλος ὤν, διαθρυπτόμενος, oder καὶ muss geradezu verworfen werden. Weiterhin muss in den Worten ὡς αὐτὸς . . ἀπολίσειν wahrscheinlich ὡς οὕτος . . ἀπ. gelesen werden; αὐτὸς würde auf den erzählenden Achämenes gehen, wie einige Zeilen weiter hinab: ὡς μόλις αὐτὸς διαδράσειε. — VII, 25. καὶ οὐδὲ μετ' ὀνόματος γοῦν ἐλευθέρου δυστυχοῦμεν, ἀλλὰ δοῦλοι γεγόναμεν αὖθις. Das letzte Wort ist uns in dieser Verbindung anstössig. Bisher waren die Liebenden unglücklich gewesen; aber sie hatten doch den tröstlichen Namen der Freyheit behauptet; nun entriss ihnen das Schicksal auch diesen. Wie kann hier Theagenes sagen: nun werden wir *wiederum* Sklaven? Sollte Heliodor vielleicht ἀντικρὺς geschrieben haben? Gefangene waren sie wohl gewesen, aber keine Sklaven; jetzt waren sie diess *ohne Widerrede.* So L. X, 12. ἡ γὰρ οὐκ ἀντικρὺς μανίαν ἡ κόρη νοσεῖ. — VII, 28. ὥσπερ οὐ συνιέντων ἐπὶ διακρούσει μόνῃ τῇ ἐμῇ ταῦτα πράττεσθαι. Es ist hier nicht von einer *Handlung,* sondern von einer *Erdichtung* die Rede, daher wir nicht zweifeln, dass Heliodor ταῦτα πλάττεσθαι geschrieben habe. — VIII, 15. ταῦτα ἔλεγεν ὁ Βαγώας παραστησάμενος, ἀλλὰ καὶ ψελλιζόμενος τὴν Ἑλλάδα φωνήν. Schwerlich wird diese Lesart richtig seyn. Wir vermutheten καὶ ἄλλα ψελλ. i. e. ταῦτα καὶ ἄλλα τινά. — Weiter tilgt der Herausg. in den Worten καὶ πᾶσαν τὴν ἄλλην τοῦ σατράπου διακονίαν das unnütze καὶ, in welchem wir aber eine dem folgenden Worte angehörige Silbe zu bemerken glauben ἅπασαν τὴν ἄλλην τ. σ. δ. Oft wird in den Handschriften α so geschrieben, dass es für αι gelesen werden kann. In den nächsten Zeilen bemerken wir einen ähnlichen Fehler, αὐτὼς ἀρχ ἡδύ τισι καὶ τὸ ἀσέλλυσθαι; der Turiner Cod. bey *Dorville* hat ἡδύ τι καὶ, welches Hr. *K.* aufgenommen hat. Wir glaubten hier ἡδύ τί ἐστι zu erkennen. — IX, 21. καὶ ὅσην ἄν, ἔφη, βασιλεὺς . . . Der Herausg. liest καὶ ὅς, ὅσην ἄν. — — Noch aber gereut uns unser ehemaliger Vorschlag nicht: καὶ ὅς, ἣν ἄν, ἔφη, — wo gar nichts zugesetzt wird. — X, 7. ἀλλ' ὅρα . . μὴ οὐκ εὐπρεπὲς ᾖ, τὴν τοιάνδε εἰς τὸν οἶκον εἰσδέξασθαι. Die Amyotischen Handschriften bieten ἀπρεπὲς an, welches uns richtig scheint. — X, 11. μεγίστη δὲ οἱ καὶ τῷ λέγοντι πίστις. Wir schlugen ehedem δέ, οἶμαι, τῷ λ. vor; Hr. *K.* μ. δ' ἔοικε τῷ λ. vielleicht richtiger. — X, 14. τί δὲ οὐχὶ σοὶ μᾶλλον ἢ τῇ κόρῃ συνηγορῶν φανήσομαι. Man muss, wie uns dünkt, mit veränderter Interpunktion lesen τί δέ; οὐχὶ σοὶ μ., und wiederum X, 22. πῶς γάρ; τόν γε μηδ' ὄντα . . .

Ausser der Verbesserung des Textes hat Hr. *K.* einen besondern Fleiss auf die Bemerkung der Quellen gewendet, aus denen Heliodor, ein fleissiger und nicht unglücklicher Nachahmer der alten Classicität, seine Sprache geschöpft hat. Die zahlreichen Anspielungen auf Stellen Homers und Euripides sind auch den frühern Herausgebern nicht unbemerkt geblieben; hier aber werden sie in weit grösserer Anzahl aufgeführt, und auch aus andern Schriftstellern mannichfaltige Nachahmungen bemerklich gemacht. Doch hier mit einem Male alles zu erschöpfen, war nicht möglich, und es wird künftigen Bearbeitern immer noch eine Nachlese übrig bleiben. So scheint I, 8. der Ausdruck καλὸν ἐντάφιον τὴν σωφροσύνην ἀπενεγκαμένη eine Anspielung auf das bekannte καλὸν ἐντάφιον ἡ τυραννίς. s. *Aelian V. H.* IV, 8., oder L. XII, 55. λέγει γὰρ καὶ τὸ ἐνδόξως ἀποθανεῖν ἐντάφιον εἶναι τῷ θαπτομένῳ. Bey I, 11. οὐκ εἶπεν, οὐκ ἠρώτησεν, οὐκ ἀπολογίαν προσῆκεν, vergleicht *Valckenaer ad Hippol.* S. 306. die Klagen des Hippolytus v. 1055. οὐδ' ὅρκον, οὐδὲ πίστιν, οὐδὲ μάντεων φήμας ἐλέγξας, ἄκριτον ἐκβαλεῖς με γῆς. — In der Schilderung der Enthaltsamkeit des Thyamis I, 24. αὐτὴν δὲ τὴν Χαρίκλειαν u. s. w. diente der Xenophontische Cyrus (*Cyrop.* V, 1.) zum Vorbilde. — Die Worte I, 25. καὶ τί γένοιτ' ἂν καινότερον, ἢ τί ἀθεμιστότερον u. s. w. erinnern an eine bekannte Stelle des Demosthenes *Or. Philipp.* I. p. 43. 7. ed.

ed. Reisk. — II, 4. ὦ πάθους ἀτλήτου, ὦ συμφορᾶς θεηλάτου, glauben wir die Nachahmung eines tragischen Dichters zu erkennen:

> πάθους ἀτλήτου, συμφορᾶς θεηλάτου.

Des letztern Ausdrucks bedient sich Euripides *Oreſt.* 2. *Androm.* 852. Auch in den folgenden Worten οἴμοι σιωπᾶς καὶ τὸ μαντικὸν ἐκεῖνο καὶ θεηγόρον στόμα σιγῇ κατέχει, verrathen sich Spuren eines poetischen Ursprungs:

> οἴμοι, σιωπᾶς, καὶ τὸ μαντικὸν στόμα
> σιγῇ κατίσχει.

und L. VII, 9. τί ταῦτα, ὦ δέσποινα; τί σε νέον ἢ καινὸν ἀλγύνει πάθος — wo sich der Senarius ebenfalls von selbst bildet:

> τί γάρ σε νέον ἢ καινὸν ἀλγύνει πάθος;

Dagegen möchte VIII, 5. bey den Worten des Arsake μίαν θεραπείαν καὶ δάκρυον Ἀρσάκειον οὐχ ὑποστήσεται ein komischer Dichter zum Vorbilde gedient haben; und zwar derselbe, von dem Terenz die bekannten Worte entlehnte: *Haec verba una, mehercle, falsa lacrymula -- Restinguet et de ultra accusabit.* (*Eunuch.* I, 1. 22.) Auch in den nächsten Zeilen herrscht der Anstrich der komischen Sprache fort, und die Worte μεγάλην εἰς πειθὼ κέκτηται πρὸς ἄνδρας ἴυγγα τὰ γυναικεῖα καὶ σύνοικα βλέμματα bilden sich ebenfalls leicht zu Senarien um;

> τὰ γὰρ σύνοικα τῆς γυναικὸς βλέμματα
> μεγάλην ἔχει πρὸς ἄνδρας ἴυγγα πειστικήν.

Die Worte VIII, 11. φιλεῖ γὰρ ἄνθρωπος πρὸς τὰ συμπίπτοντα τρέπειν τὴν γνώμην, scheinen Anspielung auf den Ausdruck des *Thucydides* II, 53. zu seyn: οἱ γὰρ ἄνθρωποι πρὸς ἃ ἔπασχον τὴν μνήμην ἐποιοῦντο. In der Schilderung der Schlacht aber IX, 17. ὡς τάχους εἶχον ὥρμησαν, μανίας ἔμφασιν τοῖς ὁρῶσι παριστάντες, ist ganz gewiss Herodotos nachgebildet VI, 112. οἱ δὲ Πέρσαι ὁρέοντες δρόμῳ ἐπιόντας, παρεσκευάζοντο ὡς δεξόμενοι· μανίην δὲ τοῖσι Ἀθηναίοισι ἐπέφερον... ὁρέοντες αὐτοὺς ὀλίγους καὶ τούτους δρόμῳ ἐπειγομένους.

Die Anmerkungen des Herausgebers, die in altgriechischer Sprache geschrieben, den *zweyten* Theil dieses Werks füllen, enthalten noch ausserdem einen Schatz von philologischen Bemerkungen mancherley Art, antiquarische Erläuterungen und gelegentliche Verbesserungen andrer Schriftsteller. Häufig wird auch die Vergleichung der neuern hellenischen Sprache zu Hülfe genommen, und durch zahlreiche Beyspiele die, auch von deutschen Gelehrten hin und wieder gemachte Bemerkung bestätigt, dass die Kenntniss des neu-griechischen Idioms eine fruchtbare Anwendung auf die Erläuterung der alten Sprache verstatte. Von S. 375. an folgen kritische Anmerkungen und Lesarten von Salmasius, die der Herausg. an dem Rande der Commelinianischen Ausgabe von ihm beygeschrieben fand.

Es bleibt uns noch übrig, einige Worte über eine ausführliche Epistel des Herausgebers beyzufügen, welche den *ersten* Theil eröffnet, und an *Alexander Basilius* gerichtet ist. Sie ist in neugriechischer Sprache geschrieben, und enthält die erforderlichen Notizen über Heliodor, seinen Roman, und die Romanenschreiber der Griechen überhaupt, nebst einer gelegentlichen Abschweifung über die Entartung der alten hellenischen Sprache. Die griechischen Romanisten werden hier nach Verdienst gewürdigt, bis auf *Theodorus Prodromus* und *Nicetas Eugenianus* hinab, aus dessen ungedruckter Geschichte einige Stellen mitgetheilt werden, die den Wunsch nach Bekanntmachung des Ganzen nicht erregen. Die Frage über die Identität des Bischofs von Trikka mit dem Vf. der Geschichte des Theagenes und der Chariklea weist Hr. *K.* als unstatthaft zurück, so wie den Zweifel über die Religion des Vfs., dessen Gesinnungen und Sprache den Christen deutlich kund thun. Der Roman der Chariklea war ohne Zweifel eine Jugendarbeit des wohlunterrichteten Heliodoros, der in der Folge zu hohen Würden in der Kirche emporstieg, ohne dass man ihm sein keusches Werk zum Verbrechen machte. Denn die Erzählung des Nicephorus, dass ihm die thessalische Synode befohlen habe, entweder seinen Roman zu vernichten, oder seine Würde niederzulegen, worauf er das letztere vorgezogen, hält der Vf. aus Gründen für unwahrscheinlich. Von einem ganz andern ist das Gedicht über die Chemie, das in der handschriftlichen Sammlung der Schriftsteller περὶ χρυσοποιίας (s. *Fabr. Bibl. Gr.* T. VIII. p. 119.) einem *Heliodor* beygelegt wird. Wahrscheinlich ist dieser Name, so wie der des Kaisers *Theodosius*, von abergläubischen Alchymisten seiner bedeutungsvollen Kraft wegen gewählt worden.

Ein grosser Theil dieser Epistel geht vornehmlich die Landsleute des Vfs. an. Mit dem ihm eigenthümlichen patriotischen Eifer dringt er auf das Studium der alten Sprache und die Benutzung derselben zur Vervollkommnung der neuern, indem er mit Recht behauptet, dass die Bildung eines Volks mit seiner Sprache Hand in Hand gehe. Denn was von dem einzelnen Menschen behauptet wird, dass sein Charakter sich in seinen Reden spiegle, kann mit demselben Rechte auch von ganzen Nationen behauptet werden.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Frankfurt a. M., b. Jäger: *Praktische Anleitung zu (zur) Einrichtung der Archive und Registraturen*, von *Jos. Franz Xav. v. Eppien*, Fürstl. Thurn- und Taxischem geh. Hofrath und Regierungsdirektor. 1805. 3 Bog. 8. (5 gr.)

2) Marburg, in d. n. acad. Buchh.: *Versuch einer Anleitung zur zweckmäßigen Anordnung und Erhaltung der Amts-, Renterey-, Stadt-, Familien-, Gerichts- und Kirchenreposituren*, von *E. J. Kulenkamp*, Kur-

Kurfürstl. Hessischem Amts-Assistenten. 1805. 15½ Bog. u. 2¼ Bog. Beyl. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Vf. von Nr. 1. liefert eine blosse trockene Skizze einer etwa einem angehenden Archivbedienten in einem eingeschränkten Staate zu ertheilenden Instruction über die Behandlung und Einrichtung eines neu zu ordnenden Archives. Er hat, laut der Vorrede, zunächst sein Vaterland, und besonders die jüngern Archiv-Arbeiter darin berücksichtigt, und für diese mag denn das Werklein genügen. Das übrige deutsche diplomatische Publicum dürfte daraus wenig Gewinn erhalten, und deshalb trägt Rec. Bedenken, sich bey dieser Anzeige länger zu verweilen, und mehr davon zu sagen, als dass der Archiv-Plan, im Ganzen genommen, mit der *Oegg'schen* Theorie, welche dem Vf. nicht unbekannt war, übereinstimmt.

Von einem weit grössern praktischen Nutzen dürfte Nr. 2. seyn, welche Rec. als eine sehr durchdachte Anleitung allen denjenigen empfiehlt, die nicht mit eigentlichen Archiven, sondern mit den auf dem Titel genannten und ähnlichen Registraturen sich zu beschäftigen haben. Es wird dadurch eine Lücke in der Literatur ausgefüllt, indem die bisherigen Schriften über Archiv- und Registratur-Wesen, so weit sie wenigstens Rec. bekannt geworden, mehr eigentliche Archive und wichtige Staatsregistraturen, als diejenigen kleineren berücksichtigten, mit welchen sich diese Schrift beschäftigt, und bey deren Ordnung und zweckmässiger Einrichtung, wenn auch nicht das Wohl des Staates, doch ganze Bezirke oder Individuen interessirt seyn können. Je weniger es zu erwarten ist, dass die bey solchen Reposituren angestellten Subjecte sich mit der Theorie der Archiv- und Registratur-Wissenschaft vertraut gemacht haben, die gänzlich ausser dem Bezirke ihres übrigen Geschäftskreises liegt, um so viel mehr war es zu wünschen, dass aus eigener Erfahrung eines diese Wissenschaft theoretisch und praktisch übersehenden Mannes ihnen diejenigen Regeln an die Hand gegeben würden, durch deren Beobachtung sie zu dem Zwecke einer guten Anordnung und Erhaltung der ihnen anvertraueten Schriften-Niederlagen gelangen könnten. Dieses hat der Vf. im Ganzen auf eine befriedigende Weise geleistet. — Nach einer Einleitung, in welcher neben manchen für den Zweck des Buchs zu weitläuftig gerathenen vorzüglich historischen Ausführungen, die, so rühmlich sie die Belesenheit des Vfs. beurkunden, hier schwerlich gesucht werden, die nöthigen Vorbegriffe gegeben sind, handelt der Vf. im *ersten* Abschnitte die allgemeinen auf jede Art der Reposituren anwendbaren Grundsätze ab, und giebt darauf im *zweyten* die Regeln, wie in Hinsicht auf jede der auf dem Titel genannten besondern Registraturen jene allgemeinen Grundsätze anzuwenden sind. Der *erste* Abschnitt zerfällt in *zwey* Hauptstücke, von der Einrichtung und Anordnung, und dann von der Erhaltung der Reposituren. Im *ersten* Hauptstücke wird wieder in *drey* Unterabtheilungen alles dargestellt, was zur Behandlung und Anordnung der Actenstücke selbst, dann zur zweckmässigen Einrichtung des Locals, und endlich in Absicht auf die anzufertigenden Repertorien nothwendig ist; das *zweyte* giebt Regeln für die Beförderung der Fortdauer der geordneten Reposituren, durch Erhaltung sowohl der Acten und Documente selbst, als der ununterbrochenen Vollständigkeit durch zweckmässiges Anreihen der hinzukommenden Stücke. — Die allgemeinen Regeln über das Zusammentragen aller dienlichen Nachrichten, Acten und Urkunden, deren Absondern und Verbinden, Rubriciren, und Behandlen zum Behuf des bequemen Gebrauches sowohl, als auch der bestmöglichen Aufbewahrung sind zwar nicht neu, aber hier lichtvoll und zu dem Hauptzwecke des Buches mit hinreichender Vollständigkeit zusammen gestellt, so dass derjenige Aufseher einer Registratur, der sie zur gehörigen Anwendung brächte, sich vor seinen Amtsgenossen gewiss bedeutend auszeichnen würde. Nur auf einiges, was ihm nicht völlig zweckmässig scheint, glaubt Rec. hier aufmerksam machen zu müssen. — Der Rath S. 71 u. 73., die Urkunden zwischen zwey Pappdeckel zu legen, und für die hangenden Siegel Löcher durch diese zu schneiden, ist nicht zu billigen, da gerade der Umstand, dass die Siegel sodann ausserhalb der Pappe frey, also jedem Anstosse ausgesetzt blieben, deren Untergang leicht befördert. Werden einmal die Kosten der Pappdeckel angewandt: so gewährt das Anfertigen von Pappkästchen, welche die Urkunde mit den Siegeln aufzunehmen geschickt sind, bey einer sehr geringen Vermehrung der Kosten ein weit vorzüglicheres Verwahrungsmittel des ganzen Documents. — S. 73 u. 101. ist nicht bemerklich gemacht, dass Risse u. s. w., ehe sie verwahrlich niedergelegt werden, erst sorgfältig auf Leinen zu ziehen sind; auch würde Rec. deren Aufbewahrung in blechenen Kapseln nicht rathen. Die hierin eingeschlossene Luft dürfte durch die Länge der Zeit sowohl Blech, als Riss angreifen. Vorzüglicher scheint es, wenn der Riss an einer hölzernen, auf beiden Enden mit Knöpfen versehenen, Walze befestigt, und am andern Ende mit einem pappenen oder hölzernen in zwey mit einander verbundene Hälften zerfallenden Cylinder versehen wird, der so ausgeschnitten ist, dass er den über die Walze aufgerollten Riss genau in sich aufnehmen, und dann mittelst Bänder oder Haken geschlossen werden kann. Neben dem Vortheile der Unzertrennlichkeit des Risses von der Kapsel wird hiedurch noch der Zweck erreicht, dass man nicht, wie in eigentlichen Kapseln, eine eingeschlossene Luft zu fürchten hat. — So richtig grösstentheils dasjenige ist, was über das Säubern der Reposituren von allem unnützen Papiere gesagt worden: so scheint doch der Vf. dabey seine eigene Regel der grösstmöglichen Vorsicht aus den Augen gesetzt zu haben, wenn er S. 86. Nr. 2. das Cassiren der Concepte, wenn damit völlig übereinstimmende Originale vorhanden sind, für unbedenklich hält. Nicht die Originale, sondern die unter den Concepten befindlichen Signaturen allein lassen beurtheilen, in wie fern

fern das Geschäft, über welches das Original lautet, von der rechten Behörde erwogen und geschlossen sey, oder nicht, und leiten daher zuweilen auf Schlüsse, die äusserst wichtig werden können, und wozu das Original gar keine Veranlassung darbietet. — Eben so wenig kann Rec. die freylich jetzt sehr gewöhnliche, durch Ueberhäufung herbeygeführte Idee, welche auch der Vf. S. 212. angenommen hat, unbedingt billigen, dass nämlich nach einem gewissen Zeitraume sämmtliche blos Personalsachen betreffende Processacten zu cassiren seyen. Wenn man erwägt, dass manchmal das Glück ganzer Familien von dem Beweise, ob zu einer gewissen Zeit gewisse Personen existirt haben, oder nicht, abhängt, und dass dieser Beweis in Ermangelung anderer Nachrichten durch dergleichen Acten geführt werden kann: so wird man deren Vertilgung nicht so ganz unbedenklich finden. — Auffallend scheint es im ersten Augenblicke, wenn der Vf. S. 97. Nr. 7. davor warnt, die Reposituren nicht in Zimmern aufzustellen, welche zugleich als *Tanzsäle*, oder überhaupt als Versammlungsörter grosser Gesellschaften dienen. In der Erwägung aber, dass diejenigen Reposituren, welchen diese Schrift zunächst gewidmet ist, ein solches Schicksal wohl oft haben möchten, gesteht Rec. gern, dass ihm diese Warnung gar nicht überflüssig scheint, und hebt sie ausdrücklich zur Beherzigung derjenigen Behörden aus, welche etwa, ohne die Kulenkamp'sche Schrift selbst zu beherzigen, diese Anzeige derselben lesen, und sich der bisherigen Duldung eines solchen Missstandes bewusst sind: so wie er auch die S. 80. gegebenen Regeln über das Actenheften besonders empfiehlt, und durchgehends ausgeführt zu sehen wünschte. — Dagegen aber kann Rec. die S. 99 u. 100. vorgeschlagene Einrichtung der Repositurschränke, nach welcher die Acten der *Länge* nach in dieselben gelegt werden sollen, nicht billigen: die Bequemlichkeit, dass besonders bey gehefteten Acten die Rubrik derselben kurz auf dem Rücken angegeben werden kann, abgerechnet, wird auch eine Acte durch das öftere Herausnehmen beym Rücken nicht so beschädigt, als wenn sie der nicht so verwahrten Länge nach öfter angegriffen wird. Daher sollten alle Acten in der *Breite* eingelegt, und die Schränke darnach eingerichtet werden. — Das S. 104. gegebene Beyspiel der Rubrik einer Original-Urkunde sollte noch die Angabe des Ortes ihrer Ausstellung, so wie des oder der Siegel, und zwar sowohl der Materie als der Gattung nach (ob es hängt oder aufgedruckt ist) enthalten. — Die Regeln für die Erhaltung der Ordnung der Reposituren im *zweyten* Hauptstücke des *ersten* Abschnittes, so wie die im *zweyten* Abschnitte gegebene specielle Anleitung zur Behandlung der einzelnen Reposituren, werden von denjenigen, welche sich damit zu beschäftigen haben, mit sehr vielem Nutzen anzuwenden seyn, wenn sie nur dabey verstehen, dasjenige, was die idealische Vollkommenheit erfordert, nach den bey ihnen eintretenden besondern Rücksichten oder Localverhältnissen also zu modificiren, dass die Nachahmung des ihnen unerreichbaren Vorbildes nicht zur Carricatur, oder wichtigern besondern Rücksichten nachtheilig werde. — In der Vorrede verspricht der Vf. eine besondere Abhandlung vom *Rechte der Reposituren* und der darin enthaltenen Documente zu liefern. Rec. sieht deren Erscheinen mit Verlangen entgegen, in der Voraussetzung, darin mit Gründlichkeit und Klarheit die nicht unwichtige und mit einigen Schwierigkeiten verknüpfte Materie vollständig erörtert zu finden, in wie fern den Reposituren die Rechte des Archivs zustehen, und in welchen Fällen sie ihnen nicht zugestanden werden können.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Breslau*, b. Grass u. Barth: *Entwurf der Mittel, welche der Zahl der bey den Landescollegien in Süd- und Neu-Ostpreussen vorkommenden Processe auf die Hälfte herabsetzen dürfte*, und Beytrag zu einer promptern und genauern Handhabung der Gerechtigkeit durch einen *Südpreuss. Edelmann.* 110 S. 8. — Die Justizcommissarien oder Advocaten werden zuvörderst unter der Rubrik: *Kurze Uebersicht des Advocaten-Standes in Süd- und Neu-Ostpreussen*, hart mitgenommen, da ihnen Verlängerung der Processe und Aufhetzung der Parteyen schuld gegeben wird (S. 7—18.). Sodann werden den Mitgliedern der Collegien, die den Justiz-Commissarien hierin Verschub thun, die Mittel angezeigt, wie sie dem Uebel vorbeugen sollen (S. 18—26.). Endlich wird ein Entwurf zu einer zu organisirenden Vergleichsdeputation vorgeschlagen (S. 27—84.); vier Deputirte nebst einem Präsidenten, welche durch die Wahl der Insassen gewählt werden und unentgeldlich auf Capitulation einer gewissen Zeit oder einer zu versöhnenden Anzahl Processe zu dienen haben, sollen die Parteyen in Person, niemals *per mandatarium*, ausser in Krankheitsfällen und bey Altersschwäche, vernehmen, und mit Ausschluss aller Rechtsconsulenten, als welchen aller Zutritt versagt wird, zu versöhnen suchen. Freywillige, in eine verschlossene Büchse gethane Geschenke salariren die nöthigen Subalternen, und in Ermangelung des hinreichenden Quanti, eine auszumittelnde kleine Repartition auf die Insassen. Um das ehrenvolle Amt eines Vergleichs-Deputirten, welches doch vielleicht weniger wünschenswerth seyn dürfte, als weiland eines Tribunals-Deputati zu Peterkau, Lublin oder Grodno, könnte der Staat (nach S. 83.) erleichterten Zutritt bey Gala- und feyerlichen Tagen am Hofe, einen Ehrentitel, z. B. den eines Kammerherrn, u. dgl., dem verdienstvollen Deputirten gewähren. Rec. setzt hinzu, so wie die Commissarien der *Commissya Cywolno-Woyskowa*, sonst *Jasnie Wielmozny*, eigentlich nur auf ihre Functionszeit, abusive aber Zeit Lebens hiessen. Der Beytrag S. 86—110. dringt besonders auf die promptere und genauere Handhabung der Gerechtigkeit, und empfiehlt vorzüglich die Verantwortlichkeit der Richter, wobey er zuletzt mit dem kräftigen Epiphonema schliesst: *Sire, il faut que les Juges soient tels, qu'ils doivent être ou qu'ils tremblent.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 10. November 1806.

LITERATURGESCHICHTE.

München, im akadem. Bücherverl.: *Geschichte der baierischen Akademie der Wissenschaften*, auf Verlangen derselben verfertigt von *Lorenz Westenrieder*, churfürstl. wirkl. geistl. Rath, und beständigem Sekretär der Akademie. *Erster* Theil von 1759—1777. 1804. 566 S. nebst 1½ Bog. Inhalt und Register. (1 Rthlr. 8 gr.)

Es möchte vielleicht wenige gelehrte Gesellschaften in Deutschland geben, welche einen so mächtigen Einfluss auf die Bildung ihrer Nation hatten, und zum Sturz verjährter Vorurtheile und Missbräuche, zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse, und zur Beförderung der Aufklärung so viel beytrugen, als die kurfürstliche Akademie der Wissenschaften zu München. Bayern lag vor Errichtung derselben in tiefer Finsterniss; die Geistlichkeit hatte den menschlichen Verstand in Beschlag. Aller Unterricht in den Schulen hatte einen klösterlich ascetischen Zuschnitt, und war nur darauf berechnet, der Kirche stets eine grosse Zahl Mönche und Weltpriester zu liefern; an die Bildung brauchbarer Staatsbürger ward wenig oder nicht gedacht. Man studirte die Humanioren, ohne zu wahrer Humanität zu gelangen; man trieb die höhern sogenannten Brotwissenschaften, ohne seinen Verstand durch anwendbare Kenntnisse zu bereichern. Erd- und Völkerkunde, Geschichte, Alterthumskunde, Diplomatik, Naturgeschichte, Chemie, Technologie u. s. w. kannte man kaum dem Namen nach. Niemand ahndete, dass die Wissenschaften einen herrschenden Einfluss sowohl auf alle Theile der Staatsverwaltung, als auf die mannichfaltigen Verhältnisse des bürgerlichen Lebens haben könnten. Niemand wagte es, einen Schritt weiter über die kärglich vorgeschriebene Bahn zu thun; aller Untersuchungsgeist war erstickt, alles freyere Denken gehemmt. Den meisten fremden Producten des Geistes war der Eingang verschlossen; besonders hielt man sich von allem, was im protestantischen Auslande hervorgekommen war, als von einer der Religion gefährlichen Erscheinung, sorgfältig entfernt. Diese dichte Finsterniss ward nach und nach durch die unausgesetzten Bemühungen der Akademie glücklich zerstreut. Welche Männer waren es wohl, die das edle Geschäft auf sich nahmen, Licht zu schaffen? Welcher Mittel bedienten sie sich zu diesem Zwecke? Wie wandten sie dieselben an? Welchen Gang nahmen ihre Operationen? Nach welchen Fortschritten, und in welcher Zeit kamen sie zu ihrem Ziele? Welche Hindernisse setzten sich ihnen entgegen? Wie überwanden sie dieselben? Wo handelten sie zweckmässig, und wo begingen sie Fehler? Dieses sind die wichtigen Fragen, welche dem Geschichtschreiber dieser Akademie der Wissenschaften zu beantworten obliegen; Forderungen, die unser Vf. sehr wohl kannte, bevor er seine Arbeit unternahm.

Die ersten, welche auf den Gedanken geriethen, zur Aufnahme der Wissenschaften in Bayern eine gelehrte Gesellschaft zu errichten, waren der kurfürstliche Münz- und Bergrath *Dominicus von Linbrunn*, und der Hof- und Bergrath *Georg von Lori*. Nachdem sie noch einige andere wackere Männer in ihr Interesse gezogen hatten, hielten sie am 12. October 1758. in der Wohnung des Herrn *von Linbrunn* ihre erste Versammlung. Man kam überein, dass man die Gegenstände, welche von den Mitgliedern vorzüglich sollten bearbeitet werden, in zwey Klassen, in die Klasse der vaterländischen und deutschen Geschichte, und in die Klasse der Philosophie (eigentlich der Physik) abtheilen wolle. Zum Secretär der Akademie ward Hr. *von Lori* ernannt. Obwohl dieselbe in Rücksicht auf die Zeitumstände mit einer Vorsicht zu Werk gehen musste, als wenn man die geheimste Gesellschaft gründen wollte: so erwarb sie sich doch in kurzer Zeit mehrere Mitglieder, worunter sich auch Mönche aus einigen bayerschen Chorstiften und Abteyen, und sogar aus dem Augustiner Mendicantenorden befanden. Da sie in den damals bedenklichen Zeiten eines mächtigern Schutzes bedurfte: so wandte sie sich an den geheimen Rath und Director des Münz- und Bergwerkscollegiums, Grafen *Sigmund von Haimhausen*, der sich sogleich als Präsident an ihre Spitze stellte. Dieser gewann den Kurfürsten Maximilian III. für das Institut. Am 28sten März 1759. unterschrieb der Kurfürst die Stiftungsurkunde der Akademie. An demselben Tage erschien auch ein Entwurf, worin die ganze Verfassung derselben, ihr Zweck und die Pflichten ihrer Mitglieder auseinander gesetzt waren. Ihr Zweck war die Ausbreitung aller nützlichen Wissenschaften und freyen Künste in Bayern; doch mit Ausschluss der Theologie und Jurisprudenz. Als ein Mittel zur Erreichung dieses Zwecks betrachtete man unter andern die jährliche Aussetzung einer Preisfrage aus der deutschen Geschichte, und einer andern aus der Weltweisheit (Physik), doch mit der Einschränkung, dass die ordentlichen Mitglieder um den Preis nicht concurriren durften. Jeder, der ein Mitglied zu werden verlangte, war verpflichtet, eine des Drucks würdige Abhandlung historischen oder philosophischen (physikali

kalischen) Inhalts vorzulegen. Der Hauptgrundsatz der Akademie war, sich selbst weder im Historischen noch im Philosophischen zu irgend einem System zu bekennen. Vorzüglich wurde ihre Existenz erst im folgenden Jahre 1760. gesichert, da sie einen hinlänglichen Fond zur Bestreitung ihrer mannichfaltigen Ausgaben, und ein besonderes Gebäude zu ihrem Gebrauch erhielt. Durch die beynahe ungestüme Thätigkeit des Herrn *von Lory* überliess ihr der Kurfürst alle Kalender- und Kartenstempeltaxen durch das ganze Land als Fond. Zum Orte ihrer Versammlungen und zur Aufbewahrung ihrer Instrumente, Bücher, Naturalien u. s. w. räumte man ihr das neu erbaute, ungemein prächtige Mauthaus ein, und ausserdem noch ein Gebäude ausserhalb des Hofgartens, das Rockerl genannt, zu astronomischen Beobachtungen. Zusehends erweiterte sich nun der Wirkungskreis der Akademisten. Man arbeitete Abhandlungen über verschiedene Materien aus, und las sie in den Sitzungen ab; man that Vorschläge zur Bearbeitung anderer Gegenstände, z. B. zur Herausgabe einer diplomatischen Bibliothek von Bayern, welche alle, Bayern betreffende, schon gedruckte Urkunden in chronologischer Ordnung beschreiben sollte, damit man hernach mit der Herausgabe noch ungedruckter Urkunden fortfahren könnte, zur Verbesserung der Appianischen Karte von Bayern, u. dgl. m.; man sagte endlich in einem gedruckten Aufrufe einem jeden, welcher Münzen, Inschriften, Urkunden und verschiedene Alterthümer einsenden würde, eine grossmüthige Belohnung zu. Dieser Aufruf, so, wie der Eifer der Mitglieder überhaupt, hatte die gute Wirkung, dass sowohl von den Akademisten selbst, als auch von verschiedenen andern Personen nicht nur Münzen, Inschriften, Urkunden und verschiedene Alterthümer, sondern auch Mineralien und verschiedene Seltenheiten der Natur und Kunst eingesandt wurden, und dass Inländer und Ausländer sich beeiferten, der Akademie Aufsätze verschiedenen Inhalts und ihre im Gebiete der Wissenschaften gemachten neuen Entdeckungen mitzutheilen. Auch der Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz machte ihr mit den Denkmünzen der Kurfürsten aus dem rheinpfälzischen Hause ein angenehmes Geschenk. Die Akademie zählte bereits viele, theils ordentliche und frequentirende, theils auswärtige Mitglieder, die ihr Abhandlungen einsandten, und einen literarischen Briefwechsel mit ihr unterhielten. Unter den letztern befanden sich einige berühmte Namen, *Haller* in Bern, *Crollius* in Zweybrücken, Freyherr *von Senkenberg* zu Wien, *Christian Ludwig Scheidt* zu Hannover, Professor *Heumann* zu Altdorf, *Gottfried Daniel Hofmann*, Professor zu Tübingen, und mehrere andere. Durch den Besitz eines ziemlich ergiebigen Fonds sah sie sich in den Stand gesetzt, nicht nur sich Bücher und andere literarische Bedürfnisse anzuschaffen, Preise zu ertheilen, verschiedenes drucken zu lassen, für eingesandte Zeichnungen und anderes die Kosten zu erstatten, u. dgl. m., sondern auch einige auswärtige Mitglieder in ordentlichen Sold zu nehmen. Der erste, welcher am 29. September 1760. die Zusicherung einer jährlichen Pension von 800 fl. mit dem Charakter eines akademischen Professors erhielt, war der berühmte Gelehrte *Johann Heinrich Lambert*. Für diesen Gehalt hatte er sich verpflichtet, jährlich drey Abhandlungen zu liefern, und die Akademie mit seinem Rath zu unterstützen. Nach ihm wurde nicht nur *Ildephons Kenedy*, ein Benedictiner aus dem Schottenkloster zu Regensburg, als besoldeter akademischer Professor nach München berufen, wo er zugleich das beständige Secretariat der Akademie übernahm, sondern auch dem Prediger *Schäfer* zu Regensburg setzte dieselbe eine jährliche Pension von 200 fl. ohne bestimmte Bedingung, und bloss mit dem Ersuchen aus, zuweilen einen Beytrag zu den akademischen Abhandlungen zu liefern. Auch der bekannte Gelehrte *von Osterwald* wurde in demselben Jahre 1761. nach München berufen und von der Akademie durch eine Pension von 800 fl. ermuntert. Die erste Schrift, welche die Akademie herausgab, und wodurch sie nicht nur die Erwartung der Gelehrten zu befriedigen, sondern auch jeden andern von der Redlichkeit ihrer Absichten und von dem Nutzen ihrer Bemühungen zu überzeugen suchte, war ein astronomisch-physikalischer Kalender auf das Jahr 1762. Sie breitete aber seitdem ihren Wirkungskreis nicht nur im Gebiete der eigentlichen Gelehrsamkeit immer weiter aus, sondern war auch auf solche Anstalten bedacht, wodurch sie in den Stand gesetzt wurde, auf das grossere, einer Grundbildung bedürftige, Publicum zu wirken. Die Eröffnung physikalischer Vorlesungen für jedermann durch den Secretär derselben, *Ildephons Kenedy*, in deutscher Sprache, welche ein sehr wirksames Mittel waren, Vorurtheile und Aberglauben zu verdrängen und brauchbare Kenntnisse in Umlauf zu bringen; die Bekanntmachung der Hauptsätze und Erklärung seiner physikalischen Versuche durch den Druck; die Errichtung eines eigenen akademischen Bücherverlags; die Herausgabe der akademischen Abhandlungen, theils historischen, theils physikalischen Inhalts, und der wichtigen Sammlung bayerscher Urkunden unter dem Titel: *Monumenta boica* (von beiden erschien der *erste* Band im J. 1763.); die Anlegung eines *Armarii physici*, welches durch die Bemühungen des Hn. *Kenedy* zu einem der vollständigsten in Deutschland erwuchs, wie auch einer Sammlung von Münzen; die Versuche, die Irrthümer in der Geographie von Bayern durch veranstaltete Vermessungen des Landes zu berichtigen und die Landkarten zu verbessern, worin man allmählig immer weiter vorschritt; die Herausgabe einer äusserst wohlfeilen periodischen Schrift unter dem Titel: Bayerische Sammlungen und Auszüge zum Unterricht und Vergnügen. 1764., wodurch man in Bayern zuerst mit einigen schönen Producten der neuesten deutschen Dichter und Prosaiker bekannt gemacht, und zur Lectüre ihrer Werke selbst gereizt wurde; die Errichtung eines öffentlichen Lehrstuhls für die damals in Bayern noch gänzlich vernachlässigte deutsche Sprachkunst, ingleichen für die deutsche Dicht-

und

und Redekunst, wozu *Heinrich Braun*, ein Benedictiner von Tegernsee, damals Professor der Dichtkunst zu Freisingen, unter sehr vortheilhaften Bedingungen berufen wurde, diese und mehr andere treffliche Anstalten erfolgten in kurzer Zeit nach einander, und thaten die wohlthätigste Wirkung. Einen besonders starken Eindruck machte eine im Jahre 1766. von dem Theatiner Mönche, *Ferdinand Sterzinger*, öffentlich abgelesene und gedruckte Rede von dem gemeinen Vorurtheile der wirkenden und thätigen Hexerey. Sie veranlaſste einen heftigen Federkrieg, dessen Resultat, wie gewöhnlich, dieses war, daſs ein groſser Theil des Publicums zur Wahrheit geführt wurde, und das bisher allgemein herrschende Vorurtheil immer mehr verschwand. Diese Rede gab der Aufklärung in Bayern einen unglaublichen Vorschub.

Bey so nützlichen Bemühungen genoſs die Akademie eine kräftigere Unterstützung, als ähnliche Institute sich in manchem andern Lande erfreuen konnten. Nicht nur hatte ihr, wie gesagt, der Landesherr beträchtliche Einkünfte verschafft, sondern auch die bayersche Landschaft beförderte ihre literarischen Unternehmungen durch eine beträchtliche Summe Geldes. Im Jahre 1764. bewilligte sie ihr 2000 fl., im Jahre 1765. eben so viel, und für jedes der folgenden drey Jahre 3000 fl. Es fehlte aber auch nicht an mächtigen Hindernissen, mit denen sie zu kämpfen hatte. Noch vor der Unterzeichnung der Stiftungsurkunde eröffnete der Kurfürst den Urhebern der Akademie, daſs ihre Schriften vor dem Druck jederzeit den verständigen Vätern der Universität zu Ingolstadt (den Jesuiten) zur Einsicht und Genehmigung vorgelegt werden sollten. Diese Zumuthung lehnten sie zwar standhaft von sich ab; aber kaum hatte die Akademie ihr Daseyn wirklich erhalten, als nicht nur der Spott und Undank des Pöbels, welcher der guten Sache gewöhnlich zu Theil wird, sondern auch die Lästerungen angesehener Männer sie trafen. So wie die Akademiker (mit Recht) versicherten, daſs die Gelehrsamkeit, wie sie in den Schulen getrieben würde, eine unnütze, sachleere Pedanterey sey, behaupteten die damaligen Schulherrn, daſs alles, was in den akademischen Schriften vorkäme, kleinliche Spielereyen, und alle Verwendungen für die Akademie unnöthige, nebenseitige Anstalten wären, durch welche die Gelehrsamkeit zu Grunde gerichtet werden müſste. Der Jesuite *Daniel Stadler*, Beichtvater des Kurfürsten, konnte sich nicht enthalten, sich in einem Schreiben an den kurfürstlichen Leibmedicus *von Wolter* gegen den allzugroſsen Aufwand der Akademie zum Besten der Astronomie, die eine dem Vaterlande unnütze Wissenschaft wäre, zu erklären, und den astronomischen Kalender, auf dessen erstem Blatte schon der Name *Calvisii*, eines schändlichen Ketzers, erscheine, der Heterodoxie verdächtig zu machen. Sein Antrag war, daſs, wenn je die Astronomie von der Akademie betrieben werden müſste, wenigstens der Professor der Mathematik zu Ingolstadt (ein Jesuit) durch ein kurfürstliches Decret zum beständigen Astronom der Akademie ernannt werden möchte. Allein der Kurfürst, dem dieser Brief mit einer durch den Hn. *v. Osterwald* verfaſsten Beantwortung überreicht wurde, erklärte ein- für allemal, daſs der Akademie zu keiner Zeit jemand aufgedrungen werden, und daſs dieselbe in der Wahl ihrer Arbeiten und Mitglieder uneingeschränkte Freyheit haben sollte. Um die neuere Literatur verdächtig und verhaſst zu machen, führte hierauf der Jesuit *Joseph Pemble*, als Präses der Marianischen Congregation zu München, im Jahre 1766. ein Schauspiel unter dem Titel auf: Der Bücherbrand zu Ephesus. Andere Gegner, welche auf die Zerstörung der Akademie losarbeiteten, schrieen unaufhörlich von Gefahren, womit die Religion durch die Akademie bedroht würde. Der fürchterliche Name: Freygeist, ertönte beynahe auf allen Kanzeln der Prediger. Mit einem besonders groſsen Eifer lieſs es sich der Franziskaner-Mönch, P. Leo, angelegen seyn, die Akademisten als Freygeister, als Feinde Gottes, der Religion und der Geistlichkeit auf öffentlicher Kanzel zu verschreyen, und er forderte sogar jedermann auf, sie mit dem Schwert auszurotten. Die Folge war endlich, daſs ihm untersagt wurde, ferner in Bayern zu predigen. Einen andern Angriff auf die Akademie versuchte man, als auf ihre Veranstaltung eine chronologische Einleitung in die Kirchengeschichte, aus dem Französischen übersetzt, erschien. Sie war eine Uebersetzung des zu Paris mit Genehmigung der Sorbonne gedruckten chronologischen Auszugs aus der Kirchengeschichte von *Maquer;* aber vor dem Kurfürsten behauptete man, daſs sie die Uebersetzung eines wirklich wegen hitziger Ausfälle gegen die römische Kirche berüchtigten Buches: *Abrégé de l'histoire ecclésiastique de Fleury, traduit de l'Anglais*, sey. Der Kurfürst stellte nun die Akademie deswegen zur Rede. Allein der Augenschein zeigte, indem sie demselben beide Schriften vorlegte, sogleich, daſs die Anklage eine baare Verläumdung gewesen sey. So half sich die Akademie durch den standhaften Schutz ihres Fürsten, der nie einer Angabe einseitig und ohne vorläufige Untersuchung Gehör gab, jederzeit aus dem Gedränge. Ein empfindlicherer Stoſs für sie war es, daſs von Zeit zu Zeit einige ihrer geschicktesten Mitglieder sich zurückzogen. *Lambert*, der in allen Stücken den Ton angeben wollte, dessen Vorschriften aber die Akademie nicht jederzeit pünktlich befolgte, glaubte, daſs man seine Verdienste miſskenne, und dankte ab. Aus ähnlichen Ursachen trat auch *Schäfer* zurück. Eigendünkel und Rechthaberey unter einigen Mitgliedern, gegenseitige Eifersucht und Miſsgunst aus Privatrücksichten, Einseitigkeit und Tonangeberey des akademischen Senats brachten Uneinigkeit, und diese eine gewisse Verdrossenheit und eine Erkaltung des Eifers hervor. Selbst *von Lori* entzog sich allen akademischen Geschäften, und wohnte mehrere Jahre keiner Versammlung weiter bey, worin ihm auch andere Mitglieder der historischen Klasse folgten. Die Akademie kam bereits ihrer Auflösung nahe. Um die Ruhe und

und Eintracht zu erhalten, ergriff man verschiedene Maſsregeln. Den öffentlichen Reden vom J. 1770., und der im October 1771. abgelesenen Rede muſste sogar das Büchercensurcollegium das *Imprimatur* ertheilen, was aber, als eine dem Ansehen einer Akademie nachtheiligen Sache in der Folge sogleich wieder eingestellt wurde. Man trennte endlich im J. 1771. die historische und die physikalische Klasse von einander; wies einer jeden ihre besondere Kasse an, und jede hielt ihre besondern Versammlungen. Allein diese Maſsregel erstickte allen Gemeingeist und Wetteifer, und man fand im Jahre 1776. räthlich, beide Klassen wieder mit einander zu vereinigen. Wohl war es sichtbar genug, daſs der Eifer der Akademisten ein wenig erkaltet und ihre Wirksamkeit nicht mehr so rege war, wie ehemals. Obwohl die Akademie das Publicum auf die Nothwendigkeit einer Verbesserung des deutschen und lateinischen Schulwesens in einigen akademischen Reden schon frühzeitig aufmerksam gemacht hatte: so that sie doch jetzt, da sich die Gelegenheit dazu anbot, keinen Schritt in dieser Sache. Selbst durch eine Aufforderung von Seiten der höchsten Stelle war sie nicht zu bewegen, daſs sie Theil an diesem Geschäfte nahm. Nur ein einziges Mitglied, *Heinrich Braun*, nahm sich der Sache für sich allein an. Ein von ihm entworfener neuer Schulplan, und neue, von ihm verfaſste, Lehrbücher wurden nun in den deutschen Schulen eingeführt; in München ward eine Normalschule errichtet, worin alle neu anzustellenden Schullehrer sich für ihren künftigen Beruf bilden sollten; die Schullehrer zu München, welche bisher eine Zunft gebildet hatten, wurden entzünftet. Die Herausgabe einer gröſsern Landkarte von Bayern unterblieb aus Mangel an einer hinlänglichen Anzahl von Subscribenten, und die bereits angefangenen Vermessungen des Landes wurden unterbrochen. Nur durch die Errichtung eines öffentlichen Lehrstuhls für die Naturgeschichte und Oekonomie, worüber das akademische Mitglied, *Ferdinand Maria Baader*, seine Vorlesungen am 4ten Januar 1776. eröffnete, bewies die Akademie, daſs ihr Unternehmungsgeist nicht ganz erloschen sey. Diese Vorlesungen wurden beständig von einer groſsen Zahl Personen aus allen Ständen besucht, und hatten, wie jene über die Experimentalphysik, einen entschiedenen Nutzen. Aber anstatt bey dem einfachen (den Bedürfnissen der Nation angemessenen) Zweck stehen zu bleiben, und nur für die Aufnahme der Geschichte und Naturkunde zu arbeiten, errichtete man, wahrscheinlich auf Zudringen eines einzelnen, damals durch sein persönliches Gewicht gebietenden, Mitglieds (der Vf. nennt es nicht) im J. 1777. noch eine dritte, nämlich die Klasse der schönen Wissenschaften.

(*Der Beschluſs folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Wien*, b. Kupfer: *Die Wiener Krankenköchin*, oder neues medicinisches Familienkochbuch für Kranke und Genesende. Nebst Einleitung. Herausgegeben von einem praktischen Arzte in Wien. 1804. 113 S. 8. (8 gr.) — Was die Kochkunst anlangt, läſst sich allerdings etwas Gutes von Wien erwarten. Es ist nur die Frage, ob man daselbst eben so gut für kranke Magen sorgen könne, als es bekanntlich für gesunde der Fall ist. Auf der andern Seite ist ein Krankenkochbuch, besonders für junge, ungeübte Aerzte, wirklich ein sehr nothwendiges Buch, da man durch nichts mehr in Verlegenheit gesetzt wird, als durch Fragen über Küche und Keller, indem es für jeden Kranken ein drükkendes Bedürfniss ist, mit den Speisen und Getränken möglichst abzuwechseln. Und diese Abwechslung ist wahrlich keine leichte Aufgabe! Der Vf., welcher diese Schwierigkeit zu kennen scheint, hat ein Verdienst, daſs er die Aerzte und Kranken mit einer Schrift bekannt macht, welche in den meisten Krankheiten gute Aushülfe gewährt. Er giebt uns Küchenrecepte zu sthenischen und asthenischen Speisen, zu Kraftsuppen, zu trockner Bouillon, welche vorzüglich auf Reisen anwendbar ist, zu Glühwein u. s. w., aber auch zu Wassersuppen, zum Habertrank, Aepfeltrank, Brotwasser, Gerstenschleim, Reiswasser, allerley Molken und wie die asthenischen Trinkmittel alle heiſsen. Tadelhaft sind uns für den Zweck dieser kleinen Schrift, welche doch zunächst auf deutsche Aerzte und deutsche Kranke berechnet seyn muss, vorgekommen: Num. 5. *Gallerte von Schildkröten.* Wer giebt uns denn in Deutschland die Leber, das Herz, das Blut und das Fleisch von einer Schildkröte? Wir müſsten die festen Theile eingepökelt oder geräuchert aus Holland u. s. w. kommen lassen und das Blut in wohlverwahrten Bouteillen! Wie hoch würde ein solches Essen kommen! Wann würde es der Kranke essen! Und der Nutzen davon? Eben so ist es mit Nr. 11. *Vipernbrühe!* — Wollte ja dergleichen Sonderbarkeiten irgend ein Leibarzt schwachköpfiger Hofleute verschreiben: so hat er ja wohl schon genug an Nr. 6. *Gallerte von Krebsen und Schnecken*, Nr. 12. *Schneckenbrühe*, Nr. 13. *Froschbrühe* und mehrern ähnlichen. Ein überflüſsiges Recept ist auch Nr. 98. *Maulbeerensulze:* Man soll von dem frisch ausgepreſsten Safte rother oder schwarzer Maulbeeren zwey Maſs nehmen u. s. w. Sollte man wohl irgendwo in einer nicht zu groſsen deutschen Stadt so viel Maulbeeren finden, um die geforderte Menge Saft zu erhalten? — Alles übrige ist ziemlich gut; das allervortrefflichste Recept wollen wir zum Schlusse nicht abschreiben: denn dazu ist es zu groſs, sondern bezeichnen. Es steht S. 97. Nr. 102., und ist ein *auſserordentlich rettendes* Getränk für diejenigen, welche an Brust und Lunge leiden. „Wer starke Husten hat, heiſst es daselbst, zusehends abnimmt und so zu sagen verdorret, der trinke alle Wochen von diesem Wasser drey Löffel voll durchs ganze Jahr; er wird merklich Besserung spüren, Lungen und Leber wird es ihm erfrischen und er wird wieder leichten Athem verspüren. Schon mehrern Menschen wurde das Leben abgesagt, und durch diesen heilsamen Trank sind sie wieder hergestellt worden." *Probatum est!*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 11. November 1806.

LITERATURGESCHICHTE.

München, im akadem. Bücherverl.: *Geschichte der baierischen Akademie der Wissenschaften,* auf Verlangen derselben verfertigt von *Lorenz Westenrieder* u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 263. abgebrochenen Recension.*)

Dem Vf. gebührt allerdings das Lob, dass er der erste war, der uns nicht nur eine vollständige, sondern auch eine genaue, von unrichtigen Nachrichten freye Geschichte der bayerschen Akademie der Wissenschaften bis zum Jahre 1778. lieferte. Ausser dem wenigen, was in dem *ersten* und *dritten* Hefte der *bayerschen Beyträge zur schönen und nützlichen Literatur* 1779., und im *ersten* Bande *ersten* Stücke der *Annalen der bayerschen Literatur* 1781. über diesen Gegenstand unvollständig, und zum Theil unrichtig vorgetragen worden ist, war keine Vorarbeit vorhanden, die er hätte benutzen können. Er musste daher eine ganz neue Schöpfung beginnen, welches ihm mehr, als jedem andern, möglich war, da ihm, als Secretär der Akademie, alle Acten und Quellen derselben offen waren. Nur mit der Form dieser Geschichte kann man nicht so zufrieden seyn. Die Methode des Vfs. ist die chronologische; er erzählt von Jahr zu Jahr, was geschah; wann und wie viele Sitzungen gehalten, welche Preisfragen aufgeworfen, welche Abhandlungen gekrönet, welche Beyträge eingesandt, welche Mitglieder aufgenommen, auf welche Personen die Präsidentenstelle und das Directorium übertragen worden u. s. w. Diese Methode hat die Unbequemlichkeit, dass bey jedem Jahre dieselben Gegenstände, nur mit veränderten Namen, wieder vorkommen, wodurch die Schrift hier und da ins Langweilige verfällt. Sie ist Schuld, dass die Begebenheiten eines jeden Jahres isolirt, wie in einer Chronik des Mittelalters, ohne ihre Verbindung mit frühern oder spätern Ereignissen hingestellt sind, und dass es daher dem Leser erschwert ist, den Zusammenhang derselben nach ihren Ursachen und Wirkungen hinlänglich zu bemerken. Sie ist ferner Ursache, dass hier und da selbst ein einzelnes Factum zerstückelt werden musste, und ein Theil desselben bey diesem, der andere Theil erst nach einer langen Reihe anderer, ganz fremdartiger Thatsachen bey dem folgenden Jahr erzählt wird. So muss man z. B. bey der Anzeige, wer in einem bestimmten Jahre die Preise erhalten hat, jederzeit zurückblättern, und die Geschichte des vergangenen Jahres wieder lesen, um sich ins Gedächtniss zurückzurufen, welchen Inhalts die aufgegebene Preisfrage war. Zuweilen scheint der Vf. vergessen zu haben, ein Factum an seinem Platz einzuschalten, und holt es an einer andern Stelle nach, wohin es nicht gehört. Manches, was sich später ereignet hatte, wird daher früher, und manche frühere Begebenheit später erzählt. So wird von der Errichtung eines akademischen Bücherverlags, die in das Jahr 1763. fällt, zuerst S. 107., hingegen von der Eröffnung der physikalischen Vorlesungen, die schon um ein Jahr früher erfolgt war, erst hernach S. 110. Nachricht gegeben. Zuweilen verlässt der Vf., um in das Ganze mehr Zusammenhang und Leben zu bringen, die chronologische Methode; er geht, nachdem er schon weiter vorgerückt war, auf frühere Zeiten zurück, und nicht ohne glücklichen Erfolg; doch gelang es ihm nicht immer, durch eine geschickte Verbindung der chronologischen und der Episoden-Manier die Erzählung leicht und angenehm zu machen. Einige Urkunden und Actenstücke, z. B. die Stiftungsurkunde der Akademie, die akademischen Gesetze u. s. w. findet man hier mitten in die Erzählung eingeschoben. Wir würden lieber das Wesentliche ihres Inhalts in die Erzählung verflochten, und die Actenstücke selbst, welche mit dem Uebrigen einen unangenehmen Contrast bilden, am Ende als Anhang haben abdrucken lassen. Wir begreifen nicht, warum der Vf. dieses nicht gethan hat, da er ohnehin am Ende dieses Bandes nebst einem vollständigen chronologischen Verzeichnisse aller Mitglieder der Akademie, aller akademischen Reden und Abhandlungen, aller in den *Monumentis boicis* abgedruckten Diplomatarien und aller Preisfragen, verschiedene Entwürfe, Vorschläge, Nachrichten und Briefe der Mitglieder in besondern Beylagen lieferte. Der Vf. glaubte endlich alles, was er fand, anführen zu müssen; wir glauben, dass er lieber das Wichtige hätte ausheben sollen. Die einschläfernde, anderthalb Seiten lange Aufzählung von Namen solcher Männer, welche an die Akademie Briefe mit Aufsätzen und Vorschlägen gesandt hatten, wird z. B. einem Leser von Geschmack um so weniger behagen, da ihm in der Erzählung von dem Inhalt derselben nichts mitgetheilt wird.

Die Schreibart ist hier und da schleppend, und nichts weniger als frey von Sprachfehlern und Provinzialismen, der Periodenbau verworren. Dem ganzen Werke sieht man eine gewisse schreibselige Eilfertigkeit an. Viele Druckfehler hat der Vf. am Ende verbes-

bessert; aber viele, und unter ihnen einige empörende, sind unverbessert geblieben. Dafür empfiehlt sich diese Schrift durch viele schöne Betrachtungen, und durch richtige Urtheile, welche hier und da an einem schicklichen Ort eingestreut sind. Besonders wohl hat uns die Bemerkung über das unpolitische Betragen der Jesuiten gefallen, welche zur Zeit, da eine Revolution in Ansehung der Aufklärung und des Geschmacks unter dem Publicum schon unvermeidlich war, anstatt mit der übrigen Welt klug fortzuschreiten, und dadurch ihr gesunkenes Ansehn zu retten, hartnäckig bey ihrem hergebrachten Schlendrian beharrten, und sich zu ihrem eigenen grössten Schaden einer Sache widersetzten, die nicht mehr zu hindern war. In der ganzen Schrift spricht sich ein fester Sinn des Vfs. für das Wahre, Gute und Nützliche, und, was das Zeichen eines wahrhaft aufgeklärten Mannes ist, eine Mässigung und Bescheidenheit aus, die sich von Bigotterie, und von der in unsern Tagen so gewöhnlichen, wüthenden Bilderstürmerey gleich weit entfernt hält.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

St. Petersburg, b. Dienemann u. Comp.: *St. Petersburg am Ende seines ersten Jahrhunderts, mit Rücksichten auf Entstehung und Wachsthum dieser Residenz unter den verschiedenen Regierungen während dieses Zeitraums.* 1805. *Erster* Theil. 390 S. *Zweyter* Th. 442 S. 8. (7 Rthlr.)

St. Petersburg ist gewissermassen das fortschreitende russische Reich *en Miniature*, und schon in dieser Hinsicht lässt es sich nicht läugnen, dass man dieser durch die gegenwärtige Regierung noch mehr verherrlichten Residenzstadt nicht noch andere Ansichten abgewinnen könnte, als die sind, die uns in der neuesten Zeit *Georgi*, *Storch*, *Campenhausen* und andere Topographen mitgetheilt haben. Der Vf. dieser neuesten Topographie (Hr. *von Reimers*, seit dem Jahre 1805. hinlänglich bekannt durch die Zeitschrift *Konstantinopel und S. Petersburg*) hatte hierzu zwey glückliche Momente gewählt — *einmal*, dass er die Geschichte damit in Verbindung setzte, und *dann*, dass er von dem hundertjährigen Jubiläum der Stadt Petersburg, das den 16. May 1803. gefeyert wurde, die nächste Veranlassung nahm, beide Theile lebendig aufzufassen. Während die Geschichte ihm die allmählige Bildung darstellte, musste die Feyer des Jahrhunderts seine Darstellung beleben, und so Wahrheit und Liebe in ein Gemälde übergehen, das beides im hohen Sinne verdient. Mit dieser Idee ging Rec. an die Lectüre dieses von Seiten der Verlagshandlung schön ausgestatteten Werks; aber auch mit etwas höhern Forderungen, als er sonst an Werke dieser Art zu machen pflegt. Ein solches Gemälde muss, nach Rec. Voraussetzung, die er in *Storch's* Gemälde gewissermassen erfüllt sieht, eine Einheit haben, von der alle Theile ausgehen und auf die sie zwanglos zurückgeführt werden. Diese Einheit liegt theils in dem Begriffe der Residenzstadt, theils in dem unablässlichen Streben der Regenten und Regentinnen, das, selbst bey den verschiedensten Regierungs-Maximen derselben, auf Ausführung und Vollendung der ersten Anlage im Geiste Peters des Grossen, unwillkürlich und absichtlich ausgeht. Der Zufall, der in der Anlage der meisten Städte Deutschlands, vielleicht Mannheim allein ausgenommen, unverkennbar ist, und der Geschichte ihrer Bildung den Weg zu einer interessanten Darstellung versperrt, hat an der Entstehung von S. Petersburg so wenig, hingegen die grosse Idee ihres Gründers so viel und so einzigen Antheil, dass diese Stadt das, was sie jetzt ist, nur durch ihn geworden zu seyn scheint, und gerade dadurch verschmelzen, vorzüglich bey einer bloss leisen Reminiscenz an das hundertjährige Jubiläum, alle heterogene Theile in eine homogene Masse. Statt von diesem Standpunkte auszugehen, den wenigstens *Rec.* für den einzig richtigen hält, macht Hr. *von R.* aus der Geschichte der Stadt zum Theil eine Geschichte der Regenten und Regentinnen in ihrem öffentlichen und in ihrem Privatleben, theilt die Gesetze vorübergehender Handlungen, die Geschichte von Thatsachen, die in der Zeit entstanden und in der Zeit ihr Grab fanden, und Schilderungen von Charakteren mit, die einem solchen Gemälde ganz fremd sind, trennt hier das Entstehen von der Fortbildung, die Fortbildung von der Vollendung, verfolgt dort den Realzusammenhang, ohne sich durch die Chronologie binden zu lassen, und so wird theils das ewige Fortbewegen von einem Gegenstand zum andern ein beständiges Umkehren, theils das Stillestehen ein Fortrücken ohne Befriedigung. Peters Spott über Hierarchie, Peters Hass gegen Juden und Jesuiten, Peters Sparsamkeit und Einfachheit, seine Krankheit und Tod; Katharina I. Schutz des archangelschen Handels, ihre Wassersucht und ihr Tod; Exil des Fürsten Menschikows unter Peter II., die chinesische erste Gesandtschaft zu S. Petersburg unter der Kaiserin Anna; Abschaffung des Hutabnehmens; Ankunft der grossen persischen Gesandtschaft von Schach Abbas; Birons Erhebung zum Herzog von Kurland; sonderbare Ceremonie bey der Hochzeit des Hofnarren Fürsten G*** in Verhaftung der Familie des Herzogs Anton Ulrich; S. Petersburgische Defensivallianz zwischen Russland und Oestreich; System der bewaffneten Neutralität unter Katharina II.; Reise der Kaiserin nach Taurien; Billings Expedition; Schilderung des Fürsten Gregor Alexandrowitsch Potemkin; Ankunft Kosciusko's als Gefangenen zu S. Petersburg; Vorliebe der Kaiserin gegen Kinder; ihr Tod und Charakter; Paul's I. Erziehung durch Panin; seine Reise durch Deutschland, Italien, Frankreich und die Schweiz; seine Beschäftigungen als Grossfürst; Paul's Erwählung zum Grossmeister des Johanniter-Ordens; Geschichte dieses Ordens; Ursprung der russisch-amerikanischen Kompagnie und ältere Geschichte derselben; Erwähnung der ersten von Russen unternommenen Reise um die Welt; Russlands väterliche Fürsorge für die Individuen des grossen

ssen Ganzen im Vergleich mit andern Staaten, unter Alexander dem Ersten u. s. w. — alle diese Gegenstände und Thatsachen gehören nicht der Beschreibung von St. Petersburg, sondern der Kaiser- und Reichsgeschichte an, und wenn man unter Katharina der Grossen die gegenwärtige Einrichtung der Akademie, unter Peter dem Grossen Katharina's und Pauls I. Mitwirkung zum Baue der gemauerten S. Petersburgischen Festung, unter demselben das Verzeichniss der in der Peters- und Paulskirche beygesetzten Körper der Kaiser und Kaiserinnen und Kinder Peters des Grossen, unter demselben das Quantum der jährlichen Gold- und Silbermünzung, die Angabe der Ueberschwemmungen der Newa etc. liest: so kann man dieses Vorgreifen, und an andern Orten wieder das Rückgreifen in der Chronologie nur damit entschuldigen, dass der Vf. unter dem, was nicht zu verkennen ist, mit Fleiss und Vorliebe gesammelten Vorrath von Thatsachen gewissermassen erlag, und sie dann dort anfügte, wo er dazu die erste Gelegenheit fand. Diese Methode zog dann die Nothwendigkeit nach sich, durch Noten, Einschiebsel, Wiederholungen, zwecklose Uebergänge dem Erinnerungsvermögen nachzuhelfen, in der Ueberzeugung, dass ein gutes Register, das aber hier fehlt, oder eine vollständige Inhaltsanzeige, die der Vf. gegeben hat, die zerrissenen und zerstreuten Theile wieder sammeln würde. Diese Inhaltsanzeige ist daher oft so genau, dass sie ein Lächeln erregen kann, z. B. *Die Jesuiten gedeihen in St. Petersburg besser, als man vermuthen sollte;* oder: *Einige Worte über den vormals holsteinischen, jetzt russischen St. Annen-Orden;* oder: *Iwan des Dritten Tod* u. s. w. Die Uebergänge, wovon das Werk nach dieser Anlage voll seyn musste, sind nicht selten ganz eigen, z. B. *Obgleich der Leser nunmehr die zur Zeit Peter des Grossen bebauten Inseln St. Petersburgs und dessen Stadttheile mit ihren damaligen Merkwürdigkeiten kennt, so ist es Pflicht, ihn doch noch einmal wieder nach der Festungsinsel zurückzuführen;* ein anderer, worin sich der Vf. fast wieder einholen musste, heisst so, und mit ihm alle andere: *Doch es ist Zeit, nach dieser Abschweifung zu dem Hauptgegenstande zurückzukehren.* Die Ursache dieser dem Zwecke der Darstellung nicht entsprechenden Gedankenreihe liegt offenbar in der Art, wie dieses Werk entstand. Angezogen durch die neuen Anlagen und Verschönerungen der Residenz während der kurzen Regierungs-Periode des Kaisers Pauls I. versuchte der Vf. bey seinem zweyjährigen Aufenthalt daselbst eine Beschreibung unter dem Titel: *S. Petersburg während der vier ersten Jahre der Regierung Sr. Kaiserlichen Majestät Paul I.* Das Mspt., das er dem Kaiser dedicirt hatte, und das von dem damaligen Staats-Secretär (jetzigen Herrn Senator, Geheimen Rath und Ritter) *von Biscorn* am 9. März 1801. überreicht wurde, fand eine günstige Aufnahme. Zwey Tage nachher (am Todestage des Monarchen) erhielt der Vf. ein schmeichelhaftes Schreiben, und mit demselben die Nachricht: dass der General-Procureur *von Obeljaninov* das Mspt. durchsehen, und revidirt von der Censur auf kaiserliche Kosten zum Druck befördern sollte. Die Kaiserin Mutter, welcher der Vf. einen Theil dieses Mspts, der die *Beschreibung der kaiserlichen Institute unter Ihrer Aufsicht* enthielt, übergeben hatte, forderte nach dem Tode des Kaisers das ganze Mspt., und bewilligte den Druck auf Ihre Kosten; aber der Vf. wollte von dieser Huld keinen Gebrauch machen, da das nach einem erweiterten Plane umgearbeitete Werk die Auslagen für Druck, Papier, Kupfer und Plane sehr vergrösserte. Er hatte nämlich, statt bey Pauls Regierung stehn zu bleiben, und *Georgi's* und *Storch's* Werke fortzusetzen, in dieser Zwischenzeit eine historische Beschreibung der Residenzstadt, *von ihrem Entstehen* an, versucht, und glücklich durch Quellen und Hülfsmittel, die er in grosser Menge erhielt, vollendet. Diese Abänderung brachte eine Ungleichheit in die Abhandlung. Ausser dass die Regierungsjahre Pauls I. und die Beschreibung der kaiserlichen Institute der ausführlichste Theil dieses Werks ist, und Erklärungen enthält, die der vorhergehenden Geschichte angehören: so verweilte der Vf. entweder zu kurz oder zu lange bey andern Gegenständen, die nicht in der Sphäre dieser Regierung liegen, und so wie also der ganze *erste* Theil, der mit der Entstehung S. Petersburgs unter Peter dem Grossen, oder um dem Charakter dieses Werks mehr zu entsprechen, der mit Peter dem Grossen, dem Erbauer Petersburgs, anhebt, und mit Katharina's II. Tode schliesst: so ist auch die Hälfte des *zweyten* Theils, der die Regierungsgeschichte des jetzt regierenden Kaisers (S. 234 — 441.) enthält, sichtbar bloss angeschoben. Denn woher sollten die vier Jahre von Pauls Regierung, die der Willkür mehr Raum geben, als dem Geiste der Ordnung, selbst mit Einschluss der Beschreibung der kaiserlichen Institute, so viel Fläche gewonnen haben? Hr. *v. R.* muss überdiess, wenn er belehrend und unterhaltend seyn will, sich mehr Gewandtheit des Stils, des Vortrags und des Ausdrucks eigen machen, mehr vergleichen, mehr charakterisiren, und das Grosse und Wichtige herausheben lernen. — Was aber dem Werke sehr zur Ehre gereicht, ist nicht bloss der rege Sinn für alles Gute, und der meistens treuherzig bescheidene Ton, sondern auch die unverkennbar grosse Mühe, die der Vf. auf Sammlung von Thatsachen verwendet hat, wenn es ihm auch nicht gelungen ist, ganz offen zu sprechen, und das Bedeutende von dem Unbedeutenden zu scheiden. Der *erste* Theil, der der Kaiserin Mutter dedicirt ist, enthält folgende Kupfer und Plane: 1) die Façade der neuen Wechselbank; 2) die Vignette auf dem Titel stellt den Obelisk vor, der dem Grafen *Rumänzow Sadunaiskoi* (dem Sieger am Kagul) auf dem Marsfelde 1799. errichtet wurde. Diese Vignette gehört dem zweyten Bande an. 3) Den Grundriss von S. Petersburg vom Jahre 1716. 4) Die Karte von der Insel Kotlin, nebst dem Plane von Kronstadt vom Jahre 1803., gehört auch dem zweyten Theile an. 5) Grundriss von S. Petersburg von 1737., und dann 6) Grundriss von S. Petersburg von 1760.

Den

Den *zweyten* Theil macht der Schluss von S. 346—441. durch die Darstellung der gegenwärtigen Lage S. Petersburgs in Hinsicht des Aufenthalts daselbst werth. Der Vf. ist sehr ausführlich, er vergisst sogar nicht die Grabschrift, die der Fürst von Ligne auf Katharinens Lieblingswindspiel — Zemire, verfasste. Gern wird man die Beschreibung der Umgebungen von S. Petersburg wiederfinden, und gewiss nichts vermissen, was zu einem vollständigen Begriffe davon dienen kann. Nicht nur die kaiserlichen Lustschlösser Peterhof, Oranjenbaum, Sarskoe-Selo, Babilov, Pawlowsk, Gatschina mit dem Städtchen Ingerburg, Tschesme, Strelna, das grossfürstliche Lustschloss, Pella, sondern auch die Cultur der Ländereyen, die verschiedenen Gärten und Fabriken, einige Dörfer, die Stadt und Festung Schlüsselburg, der Ladogische Kanal mit dem Seitenkanal und den Reservoirdämmen, der Park zu Siworitz, und andere Güter des Ritters von Demidov, das schön gelegene, der Gräfin Schuwalow zugehörige, Landgut Pargala, das Tafelgut des jedesmaligen S. Petersburgischen Kommendanten Toxowa; Murina, der Landsitz des Grafen Woronzow, und andere Vergnügungsörter gehören hieher. Der Plan von S. Petersburg im Jahre 1805., der diesem Theile beyliegt, ist besser gestochen, als alle die des *ersten* Theils. Das zweyte Titelblatt des *zweyten* Theils (*Beschreibung der kaiserlichen Institute zu St. Petersburg unter der Oberaufsicht der K. Maria Feodorowna*) passt nicht zum ganzen *zweyten* Theile, sondern nur zu S. 175—232.

Zwickau u. Leipzig, b. Schumann: *Miscellen zur Erholung in müssigen Stunden*, für Liebhaber nützlicher und angenehmer Lectüre. 1804. 15½ Bog. 8. (16 gr.)

Der ungenannte Herausg. hat um dieses Buch kein anderes Verdienst, als dass er den, aus 37 Aufsätzen bestehenden, Inhalt aus andern Schriften abgeschrieben, und hier und da eine Note beygefügt hat, wie z. B. gleich auf einer der ersten Seiten, auf welcher er erzählt von einer adlichen Dame vom Lande, die in eigner Person in der benachbarten Kreisstadt Milch, Käse, Butter und Eyer verkauft, und sich mit einer Beckerin, bey welcher sie ein Paar Semmeln kaufen wollen, über die Kleinheit derselben *prouillirt* (!) habe. Die Sammlung begreift die heterogensten Materien von ungleichstem Gehalte, und ohne kritische Wahl zusammengerafft. Sie beginnt mit einem seichten Räsonnement über den Adel, und diesem folgen in bunter Reihe: der Mann wie er seyn soll, und wie er ist; über die Religionen in der Welt; ein Gedicht von *Jacobi*, wozu ihm die Prinzessin von Anhalt-Schaumburg die Worte gegeben hatte; Doctor Luthers Hochzeitgedanken; Geschichte des Planeten Uranus; skizzirte Geschichte der Plauischen Mousselin-Fabrik; vom Verhalten gegen die Religionsgeheimnisse u. s. w. Bey mehreren Aufsätzen sind die Verfasser oder Schriften, aus welchen sie genommen sind, nicht genannt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. Ohne Druckort, a. K. d. Herausg.: *Actenmässige Geschichte meiner Abtretung vom Königl. Preuss. Finanzdienste.* Von C. *Wurm*, ehemals erstem Assessor bey der Polizey-Commission zu Fürth. 1805. 80 S. 8. (9 gr.) — Hr. Assessor *Wurm* wurde wegen verschiedener gegen ihn eingekommener Beschwerden nach dem Bericht einer Kammer-Commission durch das fränkische Finanzdepartement seines Amts als Polizey-Assessor entsetzt, wobey ihm jedoch mit 2 fl. 28 Kr. tägl. Diäten andre Arbeit angewiesen wurde. Da er mit diesem Verfahren nicht zufrieden war: so wurde der Regierung in Ansbach die fiskalische Untersuchung der gegen ihn erhobenen Beschuldigungen aufgetragen, welche ihn von den mehresten Anschuldigungen völlig freysprach, bey einigen Punkten auf einen Verweis, übrigens aber auf Wiedereinsetzung in sein voriges Amt mit seiner ehemaligen Ancienneté und Nachzahlung seines Gehalts erkannte. Die Criminaldeputation des Kammergerichts bestätigte im Ganzen dieses Erkenntniss, durch eine Kabinetsordre wurde aber seine Versetzung aus Fürth, jedoch ohne ihm an seinem Range und seinen Einkünften etwas zu schmälern, befohlen, worauf er, da diese Versetzung seiner Neigung nicht entsprach, um gänzliche Entlassung bat, welche ihm auch bewilligt wurde. — Um nun das Publicum über die Ursachen der Suspension von seinem Amte zu belehren, hat er hier drey Actenstücke abdrucken lassen, nämlich 1) die von dem fränkischen Departement des Generaldirectoriums an ihn erlassene Dienst-Entsetzungs- und Straf-Resolution, 2) das von der Criminaldeputation des Kammergerichts abgefasste Gutachten über seine Amtsführung, und 3) das demselben gefolgte Bestätigungsrescript. — Merkwürdig ist die in den Acten (S. 22.) vorkommende Notiz: dass zur Zeit (Febr. 1802.) der dritte Theil aller Einwohner in Fürth an der venerischen Seuche krank gelegen habe!

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 12. November 1806.

PASTORALWISSENSCHAFTEN.

STENDAL, b. Franz u. Grossen: *Abschnitte aus guten Religionsreden mit Anmerkungen* von einem Mitarbeiter an den neuen homiletisch - kritischen Blättern. 1805. 22 Bog. *Zweyter* Theil. 1806. 1 Alph. 1 Bog. 8. (Jeder Theil 20 gr.)

Dass das Studium guter Predigtmuster zur Bildung guter Prediger durchaus nothwendig sey, wird gewiss niemand läugnen; nur scheint alles auf die richtige Beantwortung der Frage anzukommen, *wie* dieses Studium eingerichtet werden müsse, wenn es wirklich zur Bildung des Religionslehrers als Kanzelredners beytragen soll. Und da scheint denn dieser allerdings eines Führers zu bedürfen, der ihn schon bey der Auswahl der zu studirenden Muster mit gutem Rath unterstütze, der ihm die Ordnung zeige, in welcher er die ausgewählten lesen muss, der ihn auf das Charakteristische, auf die Vorzüge sowohl als die etwanigen Fehler, nicht nur im Stil und in der Diction, sondern in der ganzen Anlage, im Ideengange, im Verhältniss der einzelnen Theile gegen einander u. s. f. aufmerksam und mit der Manier eines jeden vertraut mache, der ihn lehre, ob und wie er mit Weisheit das bemerkte gute nachahmen könne, ohne seine eigene Selbständigkeit zu vernichten u. s. w. Selten wird es auf Universitäten dem jungen Candidaten so gut, einen solchen Führer zu finden — denn die gewöhnlichen homiletischen Vorlesungen geben zwar eine Menge mehr oder weniger brauchbarer allgemeiner Vorschriften, nennen auch wohl die besten Prediger, empfehlen ihre Arbeiten, und begleiten sie mit einigen allgemeinen Kritiken; aber sie lehren nur selten die gepriesenen Muster zweckmässig studiren. Rec., der diess aus eigener Erfahrung wusste, griff nur desto begieriger nach dem vorliegenden Buch, in der Voraussetzung, in dem ungenannten Vf. einen solchen Führer zu finden, der das den jungen Studirenden in Beyspielen zeigen werde, was oben angedeutet ist. Wirklich hat auch der Vf. in mancher Hinsicht recht viel geleistet. Er kennt unsre vorzüglichsten Kanzelredner, er hat aus ihnen und ihren Predigten die, besonders in Hinsicht auf Stil und Diction, vorzüglich bemerkenswerthen Stellen mit Sachkenntniss und Geschmack ausgehoben, er hat sie mit Bemerkungen allerley Art begleitet, vornehmlich mit solchen, die bald auf das ästhetisch-Schöne einzelner Stellen aufmerksam machen, und auch wohl die Gründe angeben, warum diess und jenes schön genannt werden kann, bald die etwanigen Fehler, besonders in Hinsicht auf Darstellung, rügen und Winke geben, wie sie zweckmässig verbessert werden könnten. Hiernach findet man hier Stellen aus den Predigtsammlungen von Alberti, Ammon, Bartels, Christiani, Crugott, Koppe, Löffler, Marezoll, Reinhard, Ribbeck, Spalding, Teller, Zollikofer und vielen andern, unter welchen man auch Theodoret (nach Feders Uebersetzung) und Luther findet. Man kann daraus, und wenn man die Bogenzahl der beiden Theile des Buchs mit diesem Verzeichniss vergleicht, leicht abnehmen, dass es keine langen Stücke seyn können, die der Vf. aufgenommen hat, so wie sich auch auf die Kürze der beygefügten Bemerkungen schon im voraus schliessen lässt. Diess hat denn nun auf der einen Seite manches Gute; man lernt eine Menge Männer kennen, ihre Darstellungsweise wenigstens ahnden, und die sonst über sie gemachten allgemeinen Kritiken richtiger und mit mehr eigener Ueberzeugung beurtheilen, so dass die Schrift in geschichtlich homiletischer Rücksicht ihren Werth hat. Aber auf der andern Seite scheint der Vf. den oben angegebenen Zweck der Bildung junger Studirender und angehender Prediger zu guten Kanzelrednern durch das Studium vorzüglicher Muster sich nicht ganz deutlich gedacht zu haben. Schon die Menge von aufgestellten Kanzelrednern war dann nicht nothwendig, und wohl nicht einmal gut, weil, wenn sich auch von jedem etwas lernen lässt, doch diese Menge nur gar zu leicht verwirrt macht, auch der genauern Analyse der Arbeiten, die eine solche aus irgend einer Rücksicht verdienen, bey der Beschränkung auf eine geringe Bogenzahl den Platz raubt. Noch weniger scheint das Fragmentarische, vornehmlich wenn die Fragmente gar zu kurz sind, jenem Zweck günstig zu seyn. Der junge Theolog lernt nicht das ganze Gebäude einer schönen Predigt übersehen, und kann nicht darauf aufmerksam gemacht werden, wie ihr Vf. seine Materialien zu einem schönen Ganzen verarbeitet hat, wie alle einzelne Theile in einander eingreifen, in welchem schönen Verhältniss diese gegen einander stehen, wie und warum zur leichtern Bewirkung eines günstigen Total - Eindrucks die Ideen so und nicht anders gestellt sind u. s. w. Wie viele lehrreiche Winke hätten sich hier nicht geben lassen! Rec. will damit gar nicht läugnen, dass auch die Bemerkungen über einzelne ausgehobene Partien, wobey der Vf. vornehmlich auf Diction und Stil aufmerksam zu machen sucht, sehr lehrreich werden können, und dass man eher, wie es in der Vorrede zum *ersten* Theil heisst, das einzelne richtig beurtheilen und gut abfassen lernen muss, als das Ganze, und-

und dafs zur Bildung für einzelne Ausdrücke und Redewendungen eine Sammlung einzelner auserlesener Predigtstellen sehr nützlich werden kann; aber diess alles hätte sich mit unsrer Forderung leicht vereinigen lassen, und das Ganze würde um vieles interessanter geworden seyn, wenn der Vf. in dieser Hinsicht sich die ersten Hefte der homiletisch kritischen Blätter und einzelne, in denselben gegebene Analysen einzelner Predigten zum Muster gewählt und in einem grössern Umfang nachgeahmt hätte. — Wollte diess aber auch der Vf. nicht, so wäre es doch wohl nicht übel gewesen, wenn er, wie *Schmid* im zweyten praktischen Theil seiner Anleitung zum populären Kanzelvortrag, die ausgehobenen Beyspiele zugleich, und unbeschadet seines ersten Zwecks, unter gewisse Rubriken gebracht, oder nach gewissen homiletischen Ansichten geordnet und sie als Beweise gewisser allgemeiner homiletischer Forderungen gestellt hätte. Denn die von ihm gewählte Ordnung, nach dem Anfangsbuchstaben der Kanzelredner, die mit Alberti anhebt und mit Zollikofer schliesst, leistet wenigstens nicht, was der Vf. so leicht hätte leisten können. — Doch da er diess nun einmal nicht hat thun wollen, so muss man seine Kritiken, als Bemerkungen, besonders über Darstellung, Diction und Sprache unserer besten Kanzelredner ansehen, die recht viel gutes enthalten und von denen, die für homiletische Arbeiten und das Studium derselben Interesse fühlen, gelesen zu werden verdienen.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Leyden, b. Haak u. Comp.: *Spec. jurid. inaug. exhibens interpretationem jurisprudentiae Tullianae in Topicis expositae, ... : examini submittit* — auct. *Francisc. Godard. van Lynden*, Leovardia — Fris. 1805. XVI u. 164 S. 8.

Cicero's Topik hat verhältnissmäsig mehr juristischen Inhalt als alle seine übrigen Schriften, und es ist unmöglich, einen grossen Theil derselben zu erklären, ohne sehr ausgebreitete juristische Kenntnisse mit hinzuzubringen. Ein juristischer Commentar über diese Schrift war daher etwas sehr wünschenswerthes, und es war ein rühmliches Vorhaben unsers Vfs., einen solchen Commentar in seiner Inauguralschrift zu liefern. Allein obgleich diese Arbeit weder schlecht noch ungelehrt genannt werden kann, so hat sie doch die Sache selbst nicht viel weiter gebracht. Denn die leichten Stellen der Topik bedurften eben keines Commentars um verständlich zu seyn, obgleich die Vergleichung mit dem späteren Recht, die der Vf. jedesmal anstellt, lehrreich und brauchbar ist: bey den schweren Stellen aber hat der Vf. die Schwierigkeiten nicht nur nicht gehoben, sondern (was weit schlimmer ist) nicht einmal gefühlt. Wer bloss diese Schrift gelesen hätte, sollte kaum glauben, dass jemals der Inhalt irgend einer Stelle der Topik für dunkel oder zweifelhaft gehalten worden wäre. Die Einleitung handelt von der Zeit, worin die Topik geschrieben worden, von ihrem Zweck, ihren Quellen, und von dem Leben des Trebatius. Dann folgt die Abhandlung selbst, und zwar nicht nach Ordnung der Kapitel in der Topik, sondern nach eigener Anordnung in *sieben* Abschnitten: 1) Eherecht, 2) Ehescheidung, 3) Testamente, 4) *Ususfructus*, 5) *Jura praediorum*, 6) und 7) vermischte Fragen. Wir heben aus der ganzen Schrift einige Stellen zur Bestätigung unsers allgemeinen Urtheils aus. Gleich im *ersten* Abschnitt findet sich eine der allerschwersten Stellen: „*Si ea mulier testamentum fecit, quae se capite numquam diminuit, non videtur ex Edicto Praetoris secundum eas tabulas possessio dari.*" Der Vf. erklärt die Stelle ohne alles Bedenken so. Eine Frau in väterlicher Gewalt konnte natürlich kein Testament machen, durch *conventio in manum* aber trat sie aus der Gewalt ihres Vaters heraus, und nun konnte sie es machen. Was Cicero nach dieser Erklärung sagen würde, ist von zwey Seiten betrachtet falsch. Erstens ist es falsch, dass eine Frau nach der *conventio in manum* testiren konnte. Denn durch die *conventio in manum* trat bloss der Ehemann an die Stelle des Vaters, und die Frau war nun nicht *sui juris*, also auch nicht fähig ein Testament zu machen. Zweytens ist es falsch, dass eine Frau ohne *conventio in manum* nicht testiren konnte. Denn wenn ihr Vater gestorben war, oder wenn er sie emancipirt hatte, so war sie nun in Wahrheit *sui juris*. — In denselben Abschnitt gehört auch folgende Stelle: „*Cum mulier viro in manum convenit, omnia, quae mulieris fuerunt, viri fiunt dotis nomine.*" Dabey findet der Vf. wieder keine Bedenklichkeit, obgleich er selbst die sehr richtige Bemerkung von *Schulting* wiederholt, dass bey der *conventio in manum* keine *dos* möglich gewesen sey. — Im *fünften* Abschnitt kommen wieder zwey nicht leichte Stellen aus dem *vierten* Kapitel der Topik vor, nämlich: „*Omnibus est jus, parietem directum ad parietem communem adjungere* etc." und: „*Quoniam P. Scaevola id solum esse ambitus* etc." Beide Stellen scheint der Vf. ganz falsch verstanden zu haben. — In den *sechsten* Abschnitt sind die Stellen vom Eigenthum verwiesen. Cicero sagt, alle *abalienatio* geschehe entweder durch *mancipatio* oder durch *cessio in jure*. Der Vf. findet das ganz natürlich, indem er unter mehreren Irrthümern hierüber auch den hat, dass das römische Eigenthum bloss durch *mancipatio*, *cessio* und *usucapio*, und nicht auch (wie doch Ulpian sehr deutlich sagt) *traditione*, *adjudicatione*, *lege* erworben worden sey. Eben dahin gehört die Stelle: „*finge mancipio aliquem dedisse id, quod mancipio dari non potest: num idcirco id ejus factum est, qui accepit?*" Dabey scheint der Vf. gar nicht zu wissen, dass viele mit sehr bedeutenden Gründen behauptet haben, auch eine *res nec mancipi* habe mancipirt werden können. — In demselben Abschnitt endlich steht die bekannte Definition der Gentilen. Dabey war es nöthig, den Begriff der Gentilen, also auch ihren Unterschied von den Agnaten, anzugeben. Das scheint aber dem Vf. kaum der Mühe werth, und er bestimmt nur im Vorbeygehen die Sache auf die bekannte, oberflächliche, einem Juristen unverzeihlic-

Art: die Agnaten verhielten sich zu den Gentilen, wie *familia* zur *gens*, wie *cognomen* zu *nomen*.

Es ist nicht unwahrscheinlich, dass der Vf. etwas besseres hätte leisten können, wenn er über die Gegenstände, welche Cicero behandelt, mehr gedacht und gelesen hätte. Da er dieses nicht gethan hat, so ist ein gründlicher juristischer Commentar über die Topik noch immer ein grosses Bedürfniss, und es scheint uns sehr zweckmässig, wenn der künftige Commentator zu jeder Stelle die vollständige Erklärung des Boethius hinzusetzen, und diesen sehr interessanten Commentar zugleich mit commentiren wollte.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Kiel, b. Mohr: *Vieljährige Beobachtungen und Erfahrungen über die Gehörfehler der Taubstummen*, als Winke beym *Galvanisiren* zu brauchen, nebst einer neuen Art von Hörrohr, von *G. W. Pfingsten*, Vorsteher und Lehrer des Taubst. Inst. zu Kiel. 1804. *Erstes* Heft. 78 S. *Zweytes* Heft. 51 S. 8. (17 gr.)

Die Beschäftigung, welcher sich der Vf. gewidmet hat, ist eine der mühsamsten, aber auch eine der edelsten, die wir kennen. Was ist edler, als aus einem unvernünftigen Wesen ein vernünftiges, aus einem Thiere einen Menschen, aus einem nutzlosen Geschöpfe ein für die Welt brauchbares zu machen? Aber wie mühsam ist auch dieses Geschäft! Man hoffte es durch den Galvanismus erleichtert zu sehen, nachdem die Elektricität, wie auch der Vf. angiebt, die Erwartung getäuscht hatte. Wenigstens sagt der Vf. von letzterer, dass er noch jetzt Taubstumme zu unterrichten habe, an denen das Elektrisiren ein ganzes Jahr lang ohne Erfolg versucht worden. (Wird man wol mit der *Cooper*schen Operation glücklicher seyn? Wenigstens fürchtet Rec. dass durch unvorsichtige Anwendung derselben mancher halbtaube stocktaub werden dürfte, wenn man von der Theorie auf die Praxis schliessen darf.) Interessant ist die Beobachtung, dass vier Mütter taubstummer Kinder schwere Geburten gehabt und gleich nach derselben frische Wunden hinter den Ohren ihrer Neugebornen bemerkt hatten, die wahrscheinlich durch zu hartes Anfassen der Hebamme, oder Ziehen mit den Fingern und Nägeln entstanden waren, und die Gehörwerkzeuge der Kinder verschoben, zerrissen oder zerdrückt hatten. (Es ist freylich leider möglich, dass eine solche unvorsichtige Behandlung nachtheilige Wirkungen auf das Gehör haben könne. Rec. hat aber auch mehrere Kinder leicht geboren werden sehen, welche sich bey fernerer Entwicklung taubstumm zeigten. Hier schien ein Fehler in der ursprünglichen Bildung vorzuwalten. Eines Falles erinnert sich Rec., wo die Schwängerung im Rausche beider Zeugenden vorgegangen war.) Dem Vf. scheint es auffallend, dass die meisten solcher Unglücklichen aus dem niedern Stande seyen; aber in dieser Klasse findet man, so wie auch bey Erstgebärenden, die meisten Bildungsfehler. Die meisten Taubstummen empfinden (aber nicht bloss durchs Gehör) das Rasseln eines Wagens auf dem Steinpflaster, das Schlagen der Trommel, einen Schuss; seltner das Knarren der Thüren, die Basstöne (aber feinere, z. E. Pfeifen), den Schall entfernter Glocken (aber oft leises Gehen auf Einem Fussboden), noch seltner das Krähen der Hähne, Violin- und Flötentöne und menschlichen Gesang. Diese Empfindungen unterscheidet der Vf. mit Recht von den Gehörempfindungen wirklich hörender oder gesunder Menschen. Sie empfinden durch die Erschütterung. Sonderbar ist, dass ein Taubstummer an einem Violinduett nur eine leyermässige Passage mit Doppelgriffen und sonst nichts hörte. Noch sonderbarer, dass diese Person von derselben Stelle, wenn sie um eine Quinte höher gespielt wurde, nichts empfand. Ein Knabe hörte im obern Stocke nicht, dass im untern ein Violoncell gespielt wurde, aber im Heruntergehen auf der fünften Stufe der Treppe empfand er es. Der Vf. glaubt, dass die verschiedenen Werkzeuge des Gehörs verschiedene Verrichtungen haben, worin ihm gewiss alle Physiologen beystimmen werden. Eine Taubstumme unterhielt sich mit einem Dienstmädchen auf das vollständigste dadurch, dass sie diesem ihre Hand in den Busen steckte, wodurch alle Worte von ihr verstanden wurden. Hörend gewordene Menschen sprechen zu lehren, bedarf, nach dem Vf., keiner besondern Anweisung; durch das Gehör lernen die Menschen sprechen. Bey den Galvanisationsversuchen hat viele Täuschung, nicht Betrug, sub- und objectiver Art, statt gefunden. Die Galvanisation macht einen starken, neuen Reiz auf den Taubstummen, welcher einige Zeit dauert und von welchem der Taubstumme glaubt, er sey dauerhaft. Im Nachtrag erzählt der Vf., dass seine Tochter einer Taubstummen ins Ohr sang, und ihr Vergnügen damit machte, nach einiger Zeit ward die Taubstumme ohnmächtig davon. Auch erhebt der Vf. Zweifel gegen den neuerfundenen französischen Gehörmesser, und empfiehlt den seinigen, nebst einem neuen Hörrohre. Das letzte ähnelt einer Krämertute, ist von Pappe, das spitze Ende, welches ins Ohr gehalten wird, einen Pfeifenstiel dick mit einer linsengrossen Oeffnung. Inwendig ist ein kleines Tambourin, von der Schwimmblase eines Fisches, angebracht. Das *zweyte* Heft hat den Titel: *Gehörmesser zur Untersuchung der Gehörfähigkeit galvanisirter Taubstummen, in besonderer Rücksicht auf Erlernung der articulirten Tonsprache und auf deren Elemente gegründet.* Der Vf. zeigte schon im *ersten* Heft wie leicht Täuschungen bey Gehörversuchen möglich seyen. Er entwarf also einen Gehörmesser, auf die Empfänglichkeit des Taubstummen für die Tonsprache berechnet, wobey jedoch noch die Vorsicht empfohlen wird, die Laute nicht grade gegen die Kopfknochen zu richten, um alle Luftstösse zu vermeiden. Taubstumme, welche durch Galvanisiren ihr Gehör bekommen, können nicht so gleich sprechen. Um sie also sprechen zu lehren, giebt der Vf. diese Anweisung. Er glaubt, der grösste Theil unserer einzelnen Buch-

Buchstaben bestehe aus mehreren Elementen oder Bestandtheilen, er sey zusammengesetzt und müsse zergliedert werden. Der Gehörmesser des Vfs. besteht aus wirklichen Sprachlauten, die er in drey Klassen eintheilet: 1) starke, die Vocalen, 2) mittlere, die Consonanten *r, j, l, w, m, n, ng*, 3) schwache, die Consonanten *sch, s, z, c, g, ch, f, v, k, q, p, b, t, d, h*. Wer in der ersten Klasse schon täuscht, nicht richtig nachspricht, wird die folgenden Stufen kaum erreichen. Der Vf. geht diese Klassen alle einzeln durch; er zeigt, wie man es anzufangen habe, einem Taubstummen welcher sein Gehör bekommen habe, auch die Sprache beyzubringen, da beides zwey sehr verschiedene Sachen seyen; dass man mit grosem Fleisse und strenger Aufmerksamkeit von der Zeichensprache zurück und auf die Ton- oder Wortsprache kommen müsse, und wie diess am leichtesten gehe. Ueberall zeigt er sich dabey als einen wohlwollenden Mann und erfahrnen Lehrer, welcher vielleicht noch zu viel von der Galvanisation erwartet. Möchte nur die *Cooper*sche Operation, welche jetzt Aufsehen macht, nicht ebenfalls die Erwartung täuschen!

FRANKFURT a. M., b. Jäger: *Neues medicinisches Tischbuch*, oder Heilung und Vorbeugung der Krankheiten, nach den neuesten Grundsätzen der Heilkunde durch bewährte und gemeinnützige diätetische Mittel, nebst einem Anhange der vorzüglichsten Arzneymittel in den schwersten und gemeinsten Krankheiten. 1804. 218 S. 8. (18 gr.)

Wie aus der Klaue den Löwen, so erkennet man aus dieser Schrift den bekannten Hn. D. *Müller* zu Frankfurt. Seine Schriften sind sich alle gleich. Sie bestehn aus wörtlichen Auszügen und Compilationen, ohne Auswahl und Urtheil veranstaltet, ohne Geist und Kraft wieder gegeben und mit einer reichlichen Wasserbrühe begossen. Die vor uns liegende Schrift besteht aus 23 Kapiteln, welche nach einer *Einleitung* von der Lebensordnung in sthenischen und asthenischen Krankheiten überhaupt, die meisten Krankheitsarten nach dem Alphabet in Betrachtung ziehen, um zu zeigen, welche Lebensordnung für jede derselben die schicklichste sey. Es sind: Abnehmen der Kinder oder Dörrsucht, Asthma, Augenschwäche und Entzündung, Auszehrung, Blattern, Bleykrankheit, Blutflüsse, Bräune, Bruch, englische Krankheit, Fallsucht, Fettigkeit, Fieber, Gelbsucht, Geschwüre, Gicht, Hämorrhoiden, Hartleibigkeit, Kinderkrankheiten, Krätze, Krebs, Lungensucht, Lustseuche, Melancholie, Monatszeit, Pollutionen, Ruhr, Schwangerschaft, Unvermögen, Wöchnerin. Schon aus diesem Verzeichniss der Ueberschriften vermuthet man, dass es der Schrift an Deutlichkeit und Präcision mangeln möge, wie es ihr an Vollständigkeit mangelt. Die diätetischen Mittel betrachtet der Vf. bloss in Hinsicht ihrer reizenden Eigenschaft, aber neuere Untersuchungen haben gezeigt, dass man nicht nur einen Unterschied zwischen Reiz und Ernährung zu machen habe, sondern dass auch überhaupt die arzneylichen und diätetischen Substanzen noch auf eine andere als bloss reizende Weise auf den Körper wirken. Gewiss sind wenigstens nicht alle reizende Mittel nährend. Die Gewürze sind mit allem Rechte zu den heftig reizenden Mitteln zu zählen; es ist aber die Frage, ob die incitirende Gewalt der Speisen durch den Zusatz von Essig, Citronensäure und Salz wirklich vermindert werde, wie hier behauptet wird. Die Erfahrung scheint für das Gegentheil zu zeugen. Alle die bisherigen Angaben hat der Vf. aus *Brown* und *Weikard* gezogen. Bey den einzelnen Krankheiten hat der Vf. erst die hauptsächlichsten Symptomen angegeben, dann die Ursachen kurz beygefügt und die Diät im Allgemeinen und Besondern aus einander gesetzt. Am weitläuftigsten ist er bey den Kinderkrankheiten, bey der Melancholie, Lustseuche und den Abzehrungen gewesen. Die letzten bezieht er fast allein auf die Selbstbefleckung, die doch gewiss nicht so häufig statt findet, als man vor 15—20 Jahren geglaubt hat. Desto kürzer sind die wichtigen Kapitel Blutflüsse und Bräune ausgefallen. Es scheinen dabey dem Vf. eigene Beobachtungen abzugehen. Ueberall findet man ein Gläschen guten Wein empfohlen, auf welches er mit Recht viel zu halten scheint. Lobenswürdig ist es, dass er sich nicht durch die chronischen Ausschläge, die man gewöhnlich von Schärfe im Blute herleitet, abschrecken lässt, auch bey ihnen dieses Gläschen guten Wein anzuwenden, welches wirklich zu Tilgung der allgemeinen grosen Schwäche oft recht nothwendig ist. Ueberhaupt wollen wir mit unserer obigen Angabe nicht eben sagen, dass das Buch grade ganz schlecht wäre; wir können es vielmehr jedem jungen Arzte so lange zum Gebrauch empfehlen, als wir über die Diätetik noch nicht viel bessere haben. Wie sehr aber das Abschreiben vom Vf. geliebt wird, wollen wir noch an einigen Beyspielen zeigen. S. 21. heisst es: Fleischnahrung ist nöthig in allen Krankheiten, wo Schlaffheit, Magenschwäche, blasse Farbe, Magerkeit, Säure, Mangel an Blut, an Milch und Samen, überhaupt wo Schwäche, träger Kreislauf oder zu geschwinder Kreislauf aus Schwäche und Mangel des Blutes, wo Trägheit im Gemüthe ist. Dieser Satz ist ganz wörtlich abgeschrieben aus *Weikards Entw. e. einf. AK.* S. 192. Eben so sind die Angaben von der Pflanzennahrung und vom Gewürze S. 25. aus demselben Buche S. 195. und 196. ausgeschrieben. Auch die Lobeserhebungen des Weines, S. 25. sind dem verstorbenen *Weikard* S. 196. und 198. nachgeschrieben. Und diess ist nur Eine unter den vielen Schriften, welche der Vf. zu seinem Werke gemissbraucht hat; wie geringe würde das Eigenthum des Vfs. bleiben, wenn man strenge mit demselben verfahren wollte!

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 13. November 1806.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Barth: *Geschichte der Philosophie*, von D. *Wilh. Gottlieb Tennemann*, ordentl. Prof. d. Philos. auf der Universität zu Marburg, der Akad. nützl. Wiss. zu Erfurt Mitgliede u. s. w. *Dritter* Band. 1801. VIII u. 440 S. *Vierter* Band. 1803. VIII u. 454 S. *Fünfter* Band. 1805. XII u. 402 S. gr. 8. (4 Rthlr.; alle fünf Bände zusammen: 7 Rthlr.)

Wie die noch im vorigen Jahrhunderte (1798 und 1799.) erschienenen *beiden ersten* Bände dieses Werks von einem andern Rec. in diesen Blättern (A. L. Z. 1799. Nr. 244.) zusammen angezeigt wurden, so vereinigen wir auch jetzt die *drey* in dem gegenwärtigen Jahrhunderte erschienenen Theile, von denen wir uns, um der Wissenschaft willen, sagen zu können freuen, dass sie noch nicht die *letzten* sind. Hr. Prof. *Tennemann* verspricht die ununterbrochene Fortsetzung dieser Geschichte, und wir billigen es sehr, dass er in der Folge der Bände sich nicht übereilt, so gern wir auch das Ganze schon jetzt vollendet sähen. Nur Eines liesse sich bey dieser weilenden Eile befürchten. Nicht sowohl die Ermüdung der Leser (da diese ja zunächst keine Franzosen sind) oder des Historikers selbst (wer einmal eine solche Idee von Geschichte der Philosophie zu fassen wusste, den läst das Interesse an ihr nicht ermatten), als vielmehr die Möglichkeit, dass eine Geschichte der Philosophie, welche in ein Zeitalter fiel, wo eine philosophische Krise die andre verdrängt, ihre eigenen Standpunkte mit den Principien der Systeme selbst wechseln könnte, da sich von jedem Standpunkte aus eine eigne Auswahl und eine eigenthümliche Beurtheilung der gewählten Thatsachen fassen läst. Allein eben diese Besorgniss gilt zum Glück mehr von jugendlichen Schriftstellern, als von Männern, welche überhaupt erst für wahre Geschichte im höhern Sinne, vollends für Geschichte der Philosophie, gereift betrachtet werden können. Keine der drey hauptsächlichen Anforderungen an einen *deutschen* Historiker der Philosophie in unserm Zeitalter — weder die kritischhistorische Erforschung der, auch versteckteren oder unbenutzteren, Materialien, noch die zweckmässige Vollständigkeit und philosophische Auswahl und wissenschaftliche Würdigung, noch die eben so treue als ungeschminkte und deutliche Darstellung — hat Hr. *Tennemann* ganz unbefriedigt gelassen, ja er hat sie, man darf es sagen, im höhern Grade und mit grösserer Strenge gegen sich selbst befriedigt, als alle seine Vorgänger unter den Bearbeitern der gesammten Geschichte der Philosophie. Sollten wir entscheiden, welche jener drey Anforderungen er am meisten erfüllt hätte, so würden wir uns für die zweyte erklären, da er den allgemeinen wissenschaftlichen Gang und Gewinn nie aus den Augen liess und sich dabey vor *Degerando's* Einseitigkeit in dem Pragmatismus verwahrte. Wohl wünschte Rec. den *Britten*, welche ihren *Stanley*, wenn auch nicht ihren *Cudworth*, entbehren könnten, eine Uebersetzung dieses *Tennemannischen* Werks! Eine französische Art der Darstellung, wäre es auch die eines *Degerando*, wird dem Deutschen und Britten so lange nicht behagen noch frommen, als er noch der Tiefe und Wahrheit seines Charakters treu bleiben *will*. Doch etwas mehr Leben und Kraft in der Darstellung wird einem Nachfolger *Tennemanns* (wie schon Hn. *Söcher*), ohne in Hn. *Steck's* mystische Dunkelheit zu verfallen, leichter werden, da ein solcher den Stoff im Allgemeinen nun schon mehr vorbereitet findet. Dass Hr. *Tennemann* den im Detail sein Verdienst behaltenden *Tiedemann* in der Anordnung und Form der Mittheilung übertrifft, leuchtet wohl bald in die Augen; aber auch seine Auswahl ist freyer aus den Quellen gehoben und in ihren wesentlichern Zügen aufgefasst, als in dem, zwar zuweilen vollständigere Stoffe aufstellenden, aber oft bloss die Schriften der Philosophen übersetzenden und kaum einmal immer ihren Hauptinhalt zusammendrängenden *Buhlischen* Werke. Nur in Hinsicht auf *Individualität* oder charakteristische Eigenthümlichkeit der Denk- und Darstellungsweise der Urheber der Systeme lassen alle bisherigen Werke über Geschichte der Philosophie noch manche Wünsche übrig. Uebrigens ist Hn. *Tennemann's* Blick auf die nothwendige Fortbildung der Philosophie als höchste Wissenschaft und ihre ewige Quelle in der Menschenvernunft, welcher ihn in dieser Geschichte rühmlichst charakterisirt, von der nothwendigen Umsicht auf das Detail der Begebenheiten weder abgewendet noch zerstreut worden. Ueberall hat er mit eignen Augen und — Geiste unmittelbar in den ältesten Schriften und Zeugnissen gelesen, und jetzt ungleich mehr die fremden Vorstellungsformen ihrer Urheber und ungleich weniger sich selbst als Inhaber Kantischer Denkart und Sprache in ihnen gefunden, als einst in „seinem" Systeme der Platonischen Philosophie. Die in den Anmerkungen gegebenen Belege mit den eignen Worten der Quellen sind ein Hauptvorzug dieses Werks, den wir auch in den folgenden Theilen festgehalten wünschen, wie schon *Meiners* darin vorging. Diese untergeleg-

schuldigen Pflichten des Bürgers und Landmanns gegen den Wald angiebt. Der Vf. meynt in der Vorrede, beym Anblick derselben möchten dem Leser etwa folgende Fragen beyfallen: „Ob die Stadt- und Landschulen noch nicht genug Bücher zum nothwendigen Unterricht besäßen? Welche Absicht er bey Abfassung des Büchelchens gehabt habe? Ob es etwas Neues enthalte? Warum er die Form eines Katechismus durch Fragen und Antworten gewählt habe?" und beantwortet die zweyte Frage, auf die es hier hauptsächlich ankömmt, dadurch: „Würden so viele Waldfrevel, so viele muthwillige Handlungen in diesem Fache, so viel Beschädigungen, so manche schädliche Vorurtheile, so verkehrte Behandlungen des Forstwesens im Grossen und Kleinen, auf dem Lande und in den Städten herrschen, wenn die junge Welt von Wäldern und Gärten etwas mehr wüsste, als dass man aus den Gärten Kohl zieht, und aus den Waldungen die Häuser erbaut und die Zimmer (unsere Nothgefängnisse) wärmt." Ob nun gleich Rec. den Unterricht in den anschauenden Kenntnissen, also von den Erzeugnissen der Natur, und von den Künsten und Handwerkern im Allgemeinen für sehr zweckmäsig in den Bürger- und Landschulen hält: so kann er doch mit dem Vf. darin nicht übereinstimmen, dass eine solche detaillirte Kenntniss des Forstwesens nach allen Theilen nöthig sey. Hierzu und selbst zu dem Zwecke des Vfs. ist die Naturgeschichte der vorzüglichsten Waldbäume und Sträucher hinlänglich. Wieviel Lehrer verstehen auch so etwas vorzutragen? Denn dass mehr Kenntnisse zu einem Unterrichte der Art vorausgesetzt werden, wenn er selbst nach dieser Anleitung gegeben werden soll, wird der Vf. selbst einräumen müssen. Uebrigens hat er auch in diesem Fache seine Kenntnisse bewährt, und selbst Jägerbursche und andere angehende Forstmänner werden das Büchelchen nicht ohne Nutzen lesen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. *Kiel*, in d. akadem. Buchh.: *Botanische Briefe* an Herrn Professor *Kurt Sprengel* in Halle. Ein Anhang zu seiner Einleitung in das Studium der kryptogamischen Gewächse, von Dr. *Fr. Weber*. 1804. 111 S. 8. (12 gr.) Der Vf. glaubt, es sey auch *Sprengeln* nicht gelungen, sich auf der richtigen Bahn zu erhalten, welche einzig sicher zum Ziele führt, und manches in *Sprengels* Werke könne, so wie es dasteht, besonders den Anfänger leicht auf Abwege leiten. Man wird diese kleine Schrift mit grossen Erwartungen in die Hände nehmen, um die Abwege kennen zu lernen, vor welchen der Vf. warnt, und welche Rec. wenigstens nicht geahnet hätte. Man wird vermuthen, dass *Sprengel* sich falscher Grundsätze bedient, dass er sich einer flüchtigen oder verkehrten Beobachtungsweise schuldig gemacht, und dadurch allerdings Anfänger in die Gefahr gesetzt habe, auf Abwege zu gerathen. Allein von allen diesem findet man nichts. Man erhält dafür einige kleine, oft, möchte Rec. sagen, kleinliche Bemerkungen über ganz specielle Gegenstände, hin und wieder sogar in dem Tone der Bitterkeit, der ganz wegfallen sollte, wenn man so wenige und so unbedeutende Erinnerungen vorzubringen hat, als der Vf. In vielen Fällen ist nur von Meinung des Vfs. die Rede, von subjectivem Gefühl u. dgl.; es wird nach vielen Worten gesagt, dass der Vf. über *Taenitis* und *Meniscium* so wenig bestimmt entscheiden könne, als *Sprengel*, dass dieser Unrecht habe, die Unterschiede zwischen *Asplenium Ceterach* und *Acrostichum Marantae* ausführlich anzugeben, da beide so nahe verwandt nicht seyen, dass man sie verwechseln könne, dass man in manchen Fällen noch mehr Abbildungen wünschen könne u. s. w. u. s. w. Ein Werk, wie *Sprengel* schrieb, leidet, seiner Natur nach, Verbesserungen; mit jedem Tage nimmt die Wissenschaft an Beobachtungen zu, und es ist leicht möglich, dass ein anderer einen besondern Gegenstand sorgfältiger beobachte, als der Schriftsteller, welcher ganze Klassen übersehen musste. Besonders was die Farrenkräuter betrifft, wo *Spr.* sowohl als unser Vf. und die meisten neuern Botanisten sich grösstentheils mit trocknen Exemplaren begnügen müssen, welche ihnen einzeln von Reisenden zugetheilt werden, kann leicht ein Exemplar vollständiger und deutlicher seyn, als das andere. Und doch sind der brauchbaren Bemerkungen, welche der Vf. über die Farrenkräuter macht, nur einige wenige, z. B. über *Acrostichum*, *Osmunda*, *Polypodium furcatum* u. s. w.; auch ist, wie man von einem Vf. kritischer Briefe verlangen könnte, auf den Bau der Kapsel keine genauere Rücksicht genommen. Eben so wird nach vielen Worten behauptet, *Hedwig* habe in Rücksicht der männlichen Geschlechtstheile vollkommen Recht, ohne dass eine neuere Untersuchung, eine Beobachtung zur Bestätigung einer solchen Behauptung angeführt wird. *Sprengel* wird über den Unterschied zwischen *Bryum* und *Mnium* getadelt, welchen Rec. äusserst treffend und nie täuschend gefunden hat. Aber unser Vf. macht überdiess einen Fehlschluss dabey, welcher wahrlich Anfänger auf Abwege leiten kann, wenn er sagt, man müsse eben so auch in andern Gattungen die Arten mit einem innern durchlöcherten Peristom von den übrigen trennen. Als ob ein Charakter nicht hier bedeutend seyn könne, welcher an andern Pflanzen veränderlich und unbedeutend ist. Rec. würde freylich eine Trennung der Arten von *Hypnum*, welche ein inneres durchlöchertes Peristom haben, für passender halten, als *Hedwigs* Trennung der Gattung *Leskea* von *Hypnum*. *Athyrium* soll von *Aspidium* nicht getrennt werden, weil man Uebergänge zwischen beiden antreffe. Mit diesem Grundsatze wird der Vf. fast alle *Cruciferae* unter eine Gattung bringen. Auf die übrigen Bemerkungen kann sich Rec. hier um so weniger einlassen, da eine solche kleinliche Erörterung für diese Blätter durchaus nicht passt. Was würde der Vf. sagen, wenn Rec. ihm vorwürfe, es sey ein Verstoss gegen die Logik, zu behaupten, *Phascum* habe ein *operculum*, nur lasse es sich nicht trennen, da *operculum* eben deswegen *operculum* sey, weil es sich trennen lasse? — Wenn unser Vf. in einem botanischen Journal einige dieser Bemerkungen anspruchlos bekannt gemacht hätte: so würde ihm das botanische Publicum danken; aber ein so feyerlicher Eintritt, als in dieser Schrift, muss durch bedeutende und für das ganze Studium wichtige Verbesserungen gerechtfertigt werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 14. November 1806.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Barth: *Geschichte der Philosophie*, von D. *Wilh. Gottlieb Tennemann* u. s. w.

(*Fortsetzung der in Num. 266. abgebrochenen Recension.*)

Will man den veränderten bessern Geist der jetzigen Behandlung der Geschichte der Philosophie achten lernen: so vergleiche man vorzüglich des Vfs. Darstellung der Philosophie des *Aristoteles*, so wie der der ältern Stoiker! Schon bey der Philosophie des Erstern begnügte er sich nicht, uns eine blosse Nachlese nach *Buhle* zu geben, sondern zeigt, dass er selbst sah und forschte. Sein Sinn für Ergründung des Bildungsganges des Stagiriten und der chronologischen Aufeinanderfolge seiner Schriften verdient nicht geringere Achtung, als die Unbefangenheit, mit der der Herausgeber eines *Systems* der platonischen Philosophie selbst in dem Logiker Aristoteles die systematische Form und den planmässigen Gang vermisst und den Empirism desselben gleichwenig als den Rationalism des Platon begründet findet. Nicht minder der Beherzigung werth sind des Vfs. Winke, dass Aristoteles, sogar bey allen Verdiensten um die Logik, doch die Gränzen des Logikers (z. B. in der Theorie der Demonstration) überschritt, dass bey seinem ersten Versuche einer *Naturphilosophie* (vgl. Bd. 4. S. 168 f.) Aristoteles als Logiker doch gerade den Begriff und das Wort κινησις, welches ihm der Hauptgegenstand der Naturwissenschaft war, völlig unbestimmt liess, und als Physiker dennoch die letzten Principien der Natur *außer* und *über* ihr aufsuchte; dass endlich derselbe Mann, welcher auf dem Wege der Abstraction von dem *Gegebenen* aufstieg, dennoch den ersten bedeutenden Schritt zu einer wissenschaftlichen *Metaphysik* that. Das echt-aristotelische Verhältniss zwischen Moralität und Glückseligkeit bestimmte Hr. *Tennemann* S. 290. schon bestimmter und deutlicher als Hr. *Schleiermacher* in seinen Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre S. 58 f. Dass dessen Allen ungeachtet einer künftigen Revision noch manches übrig bleibe, wird der überall so bescheidene und so wenig absprechende Vf. gewiss selbst nicht in Abrede seyn. So hätte, um nur Einiges zu erwähnen, gerade bey *Aristoteles* der bedeutende Begriff des *Architektonischen* in den Künsten und Wissenschaften, wie er gleich im Eingange seiner Ethik vorkommt, wo die Endzwecke der höchsten und leitenden Kunst für eines höhern Strebens würdiger als die untergeordneter Künste erklärt werden, mehr herausgehoben werden sollen. (Ἐν ἁπάσαις δὲ τὰ τῶν ἀρχιτεκτονικῶν τέλη πάντων ἐστιν αἱρετώτερα τῶν ὑφ᾽ αὐτά.) Damit liessen sich seine Grundsätze über Wissenschaft (ἐπιστήμη) in derselben Ethik B. 6. K. 3 f. in Vergleichung stellen. Des Vfs. Urtheil über die Psychologie dieses Empirikers ist allerdings gerechter als das von weiland *Brucker*, dennoch möchte Rec. Hn. *T's* Erhebung derselben in *dem* Grade nicht vertheidigen. „Seine Psychologie soll (nach S. 176.) *bis auf die neuesten Zeiten* herab nicht übertroffen worden, auch sollen (nach S. 207.) bereits die *Gränzen* derselben *bestimmt* gezeichnet seyn." Doch am letzten Orte bemerkt er selbst, dass die innere Cultur seiner Seelenlehre noch weit zurück war. So sehr aber auch Rec. die feste Haltung des *A.* innerhalb der Sphäre des Bewusstseyns, ohne Abschweifung in physiologische und metaphysische Hypothesen, selbst die Nichtaufnahme der freylich von *A.* überhaupt nicht mit platonischem Sinne berücksichtigten Unsterblichkeitsidee, in seinem Werke περι ψυχῆς zu achten weiss: so kann er ihm doch deshalb noch keine *bestimmte Zeichnung* der Gränzen zuschreiben. Diess um so mehr, da Aristoteles seiner Ethik mehrere psychologische Erörterungen eingemischt hat, welche man gern mit seiner Psychologie unmittelbarer zusammengestellt gesehen hätte, da in ihr nicht bloss das Gefühlsvermögen, sondern auch die begehrende Kraft noch nicht abgehandelt wurde, indem freylich der denkende Geist als ein über Alles erhabenes Vermögen erschien. Dass *A.* die Seelenlehre gerade als einen Theil der Natur-*Lehre* ansah, wie S. 177. bemerkt wird, hätte Rec. nicht behauptet, eher die eben dort stehende richtigere Bestimmung: „als Theil der Natur-*Beschreibung* (της περι ψυχης ἱστορίας, verglichen mit der περι ζωων ἱστορια), wie denn bekanntlich die Physik überhaupt damals noch sehr in der Kindheit stand. Hätten wir noch das Werk περι ἀνθρωπου φυσεως, welches der Ungenannte bey dem *Menage* zu Diog. L. V, 25. anführt, wenn diess anders von des *A.* drey Büchern περι ψυχης wirklich unterschieden war: so würden wir noch bestimmter darüber entscheiden können. Ob der Aristotelische Begriff des Οργανικον (*de An.* 2, 1.) dem jetzigen naturphilosophischen Sinne sich näherte, wäre wohl der Untersuchung werth gewesen. Hr. *T.* übersetzt ihn bloss „organisch" (S. 183.). Hier, wie oft in der Geschichte der alten Philosophie, dringt sich die Frage auf: wiefern man einen Ausdruck wörtlich übersetzen oder beybehalten dürfe, wenn er bey uns andere Nebenbedeutungen oder einen weitern oder engern Sinn gewonnen, und wie weit man sich, wenn die wörtliche Uebersetzung eines Worts oder Satzes den

den ursprünglichen Begriff nicht rein zurückgiebt, eine solche Vorstellung, ohne Gefahr einer beygemischten Bestimmung, verdeutlichen und begränzen dürfe? So würde Rec. auch die berühmte εντελεχεια weder Form noch Kraft, sondern *Thätigkeit*, ursprüngliche (πρωτη) und abgeleitete u. s. w. übersetzen, wie die Bewegung bey *A.* ἐντελέχεια κινητοῦ hiess. Schon *Melanchthon* (welcher übrigens seine Schreibart ἐνδελεχεια nicht hinreichend vertheidigen konnte) erklärte sie nicht unpassend: *continua agitatio formae, qua perfecte et integre et ipso actu anima est anima.* Gleich hier würde auch Rec. an die dreyfache Unterscheidung der Ethik erinnert haben, welche der Vf. erst S. 270. beybringt: in die *Anlagen* (δυναμεις) zu *Gemüthsveränderungen*, in diese παθη selbst, und endlich in bleibende *Fertigkeiten*: denn so giebt Rec. ἕξεις, nicht, wie der Vf. überträgt, „gewisse (?) erworbene *Eigenschaften* des Charakters," oder gar *Handlungsweisen*, wie er sie S. 281. u. 293. erklärt; denn Aristoteles schreibt ihnen das διακεῖσθαι zu, wie den Gemüthszuständen das κινεῖσθαι. Eben so würde man hier gern mehr, als S. 295. geschah, eine Hindeutung auf seine philosophische Erklärung der Leidenschaften, besonders der Ehrbegierde in der Ethik (2, 8. vgl. 1, 3.) gelesen haben, wenn er auch nicht alle Definitionen der einzelnen Affecten aus der Rhetorik aufgezählt hätte, wie *Buhle* diess schon that. So würde der Vf. eine richtige Idee *Fülleborn's* noch vollständiger ausgeführt haben, welcher in seinen *Beyträgen zur Gesch. d. Philos.* 7, 177 f. eine ***empirische Psychologie aus Aristoteles sämmtlichen Schriften*** mit seinen eigenen, treu übersetzten, Worten ***gesammelt und zu einem Ganzen verbunden*** entwarf, aber auch nur entwarf; wohl hätte aber diese Abhandlung in der Literatur am Ende dieses Bandes angeführt zu werden verdient. Namentlich wäre eine pragmatische Verhältnissbestimmung des in der alten praktischen Philosophie tiefeingreifenden Unterschiedes zwischen θυμός und ἐπιθυμια zu dem Platonischen θυμοειδες und ἐπιθυμητικον und dem Kantischen Unterschiede zwischen Affect und Leidenschaft interessant gewesen; eine prüfungswerthe Unterscheidung, welche auch *Garve* in seiner Uebersetzung der Aristotelischen Ethik I, 572. noch nicht ganz befriedigend auseinander zu setzen wusste! Bey S. 194 f. waren die bereits von *Maass* im Aristoteles angetroffenen Associations-Gesetze zu erwähnen. Zu dem Grunde, warum des Aristoteles Erklärung der Empfindung auf Hypothesen beruhte, indem ihm (S. 192.) die Kenntniss des Nerven*systems* abging, war noch hinzuzusetzen, dass Aristoteles die Sinnenwerkzeuge noch nicht genau untersucht hatte, sondern in der *Histor. Anim.* 1, 9. zum Theil nur des Empedokles Entdeckungen wiederholte. Uebrigens geben sowohl zur grammatisch-philosophischen Erklärung der Sprache des Aristoteles als zu einer, wenigstens relativen, eindringenden Beurtheilung seiner Lehrsätze die uns übrigen bessern Commentare des Aristoteles, namentlich die des Simplicius, noch reichen Stoff, wenn gleich die Commentare seiner unmittelbaren Schüler grösstentheils verloren sind.

Der Behandlung der Philosophie des *Epikurs* glaubt Rec. es anzusehn, dass der Vf. an ihr wenig Interesse fand. Doch wird erst durch sie die *herrschende* Philosophie des Lebens und selbst der Stoicismus recht begriffen, daher dem Epikureismus sein volles Recht und eine strengere historische Untersuchung hier zu wünschen war. Ein Vielschreiber wie Epikur mag allerdings seicht und eitel genug gewesen seyn, allein Ruhmsucht neben Herzensgüte und Genügsamkeit, die der Vf. ihm S. 351. beylegt, dürften doch nicht zugleich mit jenen Zügen in ihm gleichgeherrscht haben, wenn wir anders diese geheimern Triebfedern zu enthüllen eine Befugniss und Fähigkeit beurkunden können. Hier kommt es mehr auf den *Geistes*-Charakter an, und da räumt ihm unser Vf. selbst S. 371. eine grösstentheils beobachtete Consequenz ein, was er um so mehr thun konnte, da er, nach seiner eigenen Ansicht, sogar einen weit reinern Empirismus aufstellte als selbst der scharfsinnige, bündige, gelehrtere Aristoteles. Was aber dem Epikur selbst als das Wesentliche und Eigenthümlichste galt, das lernen wir doch nicht von dem römischen Lehrdichter Lucretius und dem Redner Cicero allein, noch auch vorzüglich aus dem Diogenes von Laërte, sondern auch aus dem Johannes Stobaeus abstrahiren. Gern sahen wir den Sextus E. benutzt. Die Kanonik S. 403 f. hätte jedoch nicht in der Psychologie des E. abgehandelt werden sollen. Das μὴ ἀλγεῖν oder die tugendhafte ruhige Schmerzlosigkeit hätten wir noch individueller im Sinne des Epikur bestimmt gewünscht. Wenn *Schleiermacher*, welcher (Krit. d. S. L. S. 117.) Grund und Grundlosigkeit der Epikureischen Ethik in der in ihr obwaltenden Uebermacht der *Furcht* treffend nachwies, jene Schmerzlosigkeit als ein beruhigendes Gefühl *in Beziehung* auf einen *vorgebildeten* Schmerz deutete, so lag das letztere Prädicat nicht unmittelbar in Epikurs Reflexion, in welcher zwar in dem peinlichern *Seelen*schmerz die Seele auch von künftiger Qual afficirt wurde, aber eben so von der vergangenen, und die bleibende Ruhe nach dem aufgehobenen Schmerz eben dadurch zu einem negativen oder beschränkenden Princip seiner Ethik wurde, dass sie sich der Unabhängigkeit von den Störungen des Lebens getröstete und als Ataraxie (μητε αλγειν κατα σωμα μητε ταραττεσθαι κατα ψυχης) sogar einen Berührungspunkt mit der Apathie der Stoiker fand.

Im *vierten* Bande zieht die *Stoa* sowohl durch den innern Charakter ihrer Erscheinung, als auch durch die mit sichtbarer Aufmerksamkeit, obschon ohne einseitige Vorliebe und mit vorzüglicher Eigenthümlichkeit gehaltene Behandlung an. Wenn der Vf. dieser im Ganzen mehr Aufmerksamkeit, als der spätern römisch-stoischen Philosophie im folgenden Bande schenkte, so war diess um so verdienstlicher, als wir bereits für die letztere durch *Conz*, *J. M. Schultz*, *Reche* und *Klotzsch* mehrere Vorarbeiten erhielten, deren nähere Berücksichtigung vom Vf. nur in dem *fünften* Bde erwünscht gewesen wäre. In dem ersten und vierten Bändchen des *Buhl*'schen Lehrbuchs findet

det man zwar den frühern und spätern Stoicismus von einander unterschieden, und jenen gröfstentheils nach *Tiedemann* dargestellt; dagegen den erstern noch wie bey *Lipsius* in Ein Ganzes zusammengeworfen, nicht aber nach seinen einzelnen Urhebern oder Vertretern entwickelt, mithin noch keine *Geschichte des ältern Stoicismus* geliefert, und eben diese ist das eigenthümliche Verdienst des Hn. *Tennemanns*, welcher dessen ungeachtet mit musterhafter Anspruchlosigkeit das Tiedemannische Werk über die stoische Philosophie classisch nennt. Hier versuchte der Vf. sogar dasjenige, was alte Schriftsteller *allen* Stoikern beylegten, zum ersten Mal einzelnen Denkern dieser Schule, wo nicht ausschliefsend, doch vorzüglich oder zuerst wiederzugeben, diese Wiederherstellung der ursprünglichen und eigenthümlichen Gestalt des ältern Stoicismus (wobey auch die von *Buhle* noch geschehene Verwechselung des Stoikers *Ariston* mit dem Akademiker *Aristos* S. 206 f. aufgehoben wurde) hat denselben in ein ganz neues Licht gestellt — eine erwünschte Wirkung wahrer historischer Kritik. Gewagter erscheint es daher, sogar in dieser neuen Darstellung S. 17 f., wenn den Systemen der einzelnen Stoiker doch noch ein Begriff, und sogar eine (unter ihnen wechselnde) Eintheilung der Philosophie im Allgemeinen vorausgeschickt wird, um so mehr, da sie sogar aus spätern Stoikern, wie aus dem Seneca und aus Pseudoplutarch zum Theil entlehnt werden musste. Noch mehr aber hätte Rec. noch vorher eine subordinirende Sichtung und Prüfung der Quellen oder Zeugnisse für die ältere stoische Philosophie überhaupt gewünscht, wie der Vf. selbst sie einigermafsen S. 75. bey der Ethik des Zenon, vgl. S. 129. Anmerk., andeutete; wie auch bey den Akademikern S. 186., vergl. über die Schüler des Zenon S. 218 f. und 226 f. Indem er z. B. hier den in der Moral *stoisch* gesinnten Ariston gegen Cicero und seine blinden Nachfolger in Schutz nahm, und am rechten Orte einen andern Schriftsteller damit zusammenstellte, wurde das deutlich, worin *Platner* (nach S. 221.) noch viel Dunkelheit fand. — Je historischer Hr. *T.* den Stoicismus aus dem Cynismus und Platonismus hervortreten liefs, desto weniger ist er geneigt, ihn mit *Kants* Rationalismus zusammenzustellen (ob er gleich bereits den Zenon S. 382. unter der *Apathie* die *Autonomie* andeuten liefs), so wie auch schon *Schleiermacher* (a. a. O. S. 59. 60.) keine Uebereinstimmung der stoischen Ethik mit der Kantischen, obgleich eine vielfache mit der Fichteschen fand. Wie viel unbefangener und gerechter wird von dem Vf. der Werth der stoischen Philosophie neben allen ihren Mängeln anerkannt, als *Meiners* in seiner Geschichte der Ethik that, welcher diese Philosophie zu den traurigen Beweisen des Verfalls der Wissenschaften in Griechenland zählte! Man lese hier die Art, wie ihr Dogmatismus (S. 35.), ihre Täuschungen (S. 147. 228 f.), ihre Verwirrungen (S. 257.), ihre Apathie (S. 72. 130 f. vgl. 382.) enthüllt, wie namentlich in der vortrefflichen Uebersicht des zweyten Zeitraums S. 149 f. der Werth ihrer Grundsätze zu denen ihrer Vorgänger bestimmt ist. Dort unter andern dieses besonnene und beherzigungswerthe Urtheil: „Der *Rationalismus* begünstigte den Hang der menschlichen Vernunft, zur Speculation und zur Ueberschreitung des Feldes der Erfahrung; dagegen empfahl sich der *Empirismus* durch seine Natürlichkeit, durch seine Entfernung des mystischen Ursprungs mancher Bestandtheile der menschlichen Erkenntnifs. *Beiden* lag aber der *Wahn* zum Grunde, dafs die Natur der Dinge an sich als ein zusammenhängendes, geordnetes Ganze erforscht werden könne, in dem Rationalismus durch die reine Erkenntnifs der Vernunft, in dem Empirismus durch die blofse Wahrnehmung der Objecte." Welche Art von Einheit übrigens die Stoiker in den von ihnen *neben* einander gestellten Theilen der Philosophie annahmen, sieht man auch aus ihren charakteristischen Vergleichungen, welche S. 20. aufgeführt sind, und welche (wie die S. 33.) Rec. mehr rhetorisch als poetisch nennen möchte. Auch hier fand er jedoch Gelegenheit zu dem Wunsche, dafs der Vf. öfter sich die vorige Anforderung vorgelegt hätte, den *Grad* der Deutlichkeit und die *Gränze* des Umfangs und die Innigkeit des Zusammenhanges zu bestimmen, in denen diese Philosophen sich ihre Begriffe dachten und reimten. Leider! darf man in dem sich so oft widersprechenden, oder wenigstens ungleichzeitig sich fortbildenden, Menschen, und wäre es der stoische Weise selbst (der zwar nicht lügen *will*, auch von den Irrthümern der Sinne frey seyn mag, aber dennoch irren, sich selbst täuschen kann), nie aus einem von ihm ausgesprochenen Schlufssatz sicher auf den deutlich gedachten oder gewifs begründeten Vordersatz schliefsen, geschweige aus einem angeführten allgemeinen Grunde auf eine besondere Folge! So vortrefflich demnach z. B. das Regulativ ist, welches Hr. *Tennemann* sich S. 24. für die Scheidung und Vertheilung der stoischen Lehrsätze unter die einzelnen Stoiker vorschrieb: so leidet doch schon die erste Regel ihre nothwendige Einschränkung: „Die Sätze, welche das *Wesen* des Stoicismus ausmachen [wurden sich dessen alle Stoiker als eines festbestimmten Princips bewufst?], dürfen wir, als das Materiale des Systems betrachtet, ohne Bedenken [?] dem Zenon zuschreiben, denn — von den *Meisten* lassen sich historische Belege geben, dafs sie Zenons Behauptungen waren. Die wenigen Sätze, bey welchen dieses noch zweifelhaft bleibt, können als [doch nicht blofs für unsere Ansicht?] *mit jenen zusammenhängend*, um so eher an diesem Orte vorgetragen werden, weil — sie keinen schicklichern Platz finden." Welche Vorsicht die Anwendung dieser Regel fordere, ergiebt sich leicht. Eine ähnliche ist im Einzelnen nöthig. Dieselbe φαντασια καταληπτικη des Zenon, welche Cicero durch *visum* übersetzte, wagte der Vf. in folgende Erklärung des Zenon zu übertragen: sie sey ein Eindruck in die Seele, oder, *was er wohl eigentlich sagen wollte*, das Afficirtwerden [dieser Actus? nicht sein Product?] der Seele durch einen Eindruck (S. 28 f.). Hier war die Verhältnifsbestimmung zu des Aristoteles Ansicht der φαντασια, als die vermittelst

telst der Empfindung dargestellte bildliche Vorstellung (vgl. Bd. 3. S. 195.), anzugeben, und durch Vergleichung zu erläutern. Eben so unwahrscheinlich war es dem Rec., dass die Stoiker mit dem Worte σῶμα (von dessen Breite, Höhe und Tiefe sie sprachen S. 40.) nichts als *das Reale* bezeichnen wollten, dem sie nach einer dunkeln Ahndung die Materie als Schema unterlegten. Auch wäre diess immer kein Xenophaneisches, unwandelbares und untheilbares Ὄν! — Die Πάθη der Stoiker (S. 125.) liessen sich eher *Gemüthsbewegungen* und Affecten, als *Leidenschaften* (in Kantischer Bedeutung) übertragen, so wie S. 126. statt „*Begierde* und Furcht" wohl „Betrübniss und Furcht" stehen muss. Indem sie Gesundheit und Krankheiten der Seele unterschieden: so war zur nähern Bezeichnung der Zenonischen Originalität S. 128 f. die *Sokratische* Unterscheidung zurück zu rufen. Man wird übrigens den ganzen wichtigen Abschnitt über den *Stifter der Stoa* aus verschiedenen Gesichtspunkten mit steigendem Interesse lesen.

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Leipzig*, b. Sommer: *Gegen das ausschliessende Sitz- und Stimmrecht des alten Adels auf den kursächsischen Landesversammlungen.* Von *Karl Salomo Zachariä*, Hofgerichts-Beysitzer und öffentlichen Rechtslehrer auf der Universität Wittenberg. 1805. 138 S. 8. (16 gr.) — Der Vf. gegenwärtiger Abhandlung wurde von einer nahmhaften Anzahl *altadlicher landtagsfähiger Rittergutsbesitzer* selbst aufgefordert, einen Gegenstand vor das Publicum zu bringen, der ihnen mit dem Gemeinbesten in dem genauesten Zusammenhange zu stehen schien. Wie befriedigend er dieser Aufforderung Genüge geleistet, wird sich aus der Anzeige des Inhalts ergeben. Die *erste* Abtheilung handelt *von dem Ursprunge des ausschliessenden Sitz- und Stimmrechts auf den kursächsischen Landesversammlungen.* Da der Vf. über diesen Gegenstand schon eine frühere Abhandlung in *Weissens* Museum für die sächs. Geschichte Bd. 2. St. 1. Nr. II. geliefert hat, die auch in unsern Blättern angezeigt worden ist: so wollen wir hierüber nur so viel bemerken, dass die gegenwärtige Untersuchung in der ältern Geschichte ganz entgegengesetzte Resultate enthält. Jetzt findet es der Vf. um so weniger glaublich, dass der Bürgerstand das ehedem ihm unstreitig gebührende Recht, auf den Landtagen zu erscheinen, werde vernachlässigt haben, da er in dem ganzen sechszehnten Jahrhunderte durch Reichthum, wissenschaftliche und gesellige Bildung, und durch die Verwaltung der ersten Staatsämter ein Ansehn behauptete, das selbst den Glanz des Adels zu verdunkeln drohte; da ferner mit den Steuerbewilligungen, die immer häufiger wurden, der Charakter der Landstandschaft als eines dinglichen Rechts immer mehr hervortreten musste; da endlich in Sachsen, so wie in Deutschland überhaupt, der Adelsgeist während des ganzen sechszehnten Jahrhunderts noch bey weitem nicht in dem Grade rege war, in welchem er besonders seit dem Westphälischen Frieden auflebte. Auch glaubt er, dass alle Einwendungen gegen diese Behauptung bey einer nähern Beleuchtung ohne grosse Schwierigkeit zu widerlegen seyn dürften. Rec. ist derselben Meinung, und verweist zugleich zur Bestätigung derselben auf *Hausmanns* Beyträge zur Kenntniss der kursächsischen Landesversammlungen Th. I. S. 38. *Zweyte* Abtheilung. *Von dem Rechte, das Privilegium aufzuheben, welches der alte Adel in Beziehung auf Landesversammlungen in Kursachsen hat.* Dieser Abschnitt hat uns nicht ganz Genüge geleistet, denn die Hauptfrage: ob ein Privilegium dieser Art, welches sich unmittelbar auf die Staatsverfassung selbst bezieht, und daher mehr die Natur eines Vertrags, als eines Gesetzes zu haben scheint, einseitig von dem Landesherrn wiederrufen werden kann? wird deswegen für überflüssig erklärt, weil der Vf. den Fall voraussetzt, dass von der Ritterschaft selbst der Antrag zur Aufhebung jenes Vorrechts ausginge. Da aber diese Voraussetzung, ungeachtet dessen, was in der Einleitung gesagt worden ist, noch immer sehr unwahrscheinlich bleibt: so verliert durch diese Lücke die gegenwärtige Schrift an praktischem Interesse; auch hat sich der Vf. hierdurch eine gute Gelegenheit zu einer wichtigen staatsrechtlichen Untersuchung entgehen lassen. *Dritte* Abtheilung. *Politische Bemerkungen über die Aufhebung des ausschliessenden Sitz- und Stimmrechts, das der alte Adel auf den kursächsischen Landesversammlungen hat.* Zuvörderst werden manche Einwürfe gegen diese Aufhebung glücklich gehoben. Einer der wichtigsten ist unstreitig dieser: dass eine beträchtliche Vermehrung der Auslösungskosten die natürliche Folge hiervon seyn würde. Mit Recht aber wird hierauf erwiedert: dass der Vortheil, den die vorgeschlagene Veränderung verspricht, den deshalb zu machenden Aufwand mehr als zu sehr verdient, und dass man dagegen die Dauer des Landtages durch Vereinfachung des Geschäftsganges und durch landständische Deputationen zur Vorbereitung der Berathungspunkte sehr verkürzen könnte. Von mindrer Erheblichkeit, aber doch in relativer Beziehung auf die gewöhnliche Denkungsart der höhern Stände, nicht unwichtig, ist die Bedenklichkeit, dass eine Neuerung zu der andern führen und den Neuerungsgeist überhaupt im Lande rege machen könnte. Die Antwort hierauf kann wohl ein jeder gebildeter Leser errathen. — Als Vortheile von der Zulassung bürgerlicher und neuadlicher Rittergutsbesitzer auf dem Landtage werden angeführt: 1) Die grössere Festigkeit, welche die Staatsverfassung dadurch gewinnen würde, dass weit mehr Personen, als bisher, Antheil an der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten, und mithin ein lebhafteres Interesse an dem Bestehn der erstern nehmen würden. 2) Die Uebereinstimmung dieser Veränderung mit dem vorzüglichsten Zwecke der landständischen Verfassung, der, wie sehr richtig bemerkt wird, nicht in der Einschränkung der landesherrlichen Gewalt, sondern darin besteht: dass der Fürst die Noth des Landes mit Männern in Erwägung ziehe, die unterrichtet durch eigne unmittelbare Erfahrung von den Bedürfnissen der Unterthanen; auf das lebhafteste interessirt bey der Art, wie diesen Bedürfnissen abgeholfen wird; durch eignen Vortheil aufgefordert, das Interesse der Regierung nie von dem der Unterthanen zu trennen; endlich durch politische Verhältnisse in den Stand gesetzt, ihren Rathschlägen ein besonderes Gewicht zu geben; einen Rath des Fürsten bildet, der sich von einem jeden andern wesentlich unterscheidet. 3) Lässt sich dieser Vorschlag noch in einer höhern Beziehung als vortheilhaft für die Cultur betrachten, weil dadurch sowohl die Liebe zum Vaterlande, als auch manche Kenntnisse und Vorübungen allgemeiner verbreitet würden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 15. November 1806.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Barth: *Geschichte der Philosophie*, von D. *Wilh. Gottlieb Tennemann* u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 267. abgebrochenen Recension.*)

Die Streitigkeiten der Stoiker mit den Akademikern brachte der Vf. im *dritten* Hauptstück unter dem Gesichtspunkt des *Kampfes des Dogmatismus mit dem Skepticismus.* Man darf es mit der Begründung beider Denkarten hier eben so wenig genau nehmen, als dann, wenn Rec. die vorhergegangene zweyte Periode durch einen Kampf des Rationalismus mit dem Empirismus bezeichnet hätte. Doch besteht des Vfs. Verdienst vorzüglich in näherer Zusammenstellung der Akademiker und Stoiker gegen einander über, eine Zusammenstellung, welche *Tiedemann* nur zum Theil versuchte. Im Ganzen erscheint hier der humane Arcesilaus und der vielbegabte Karneades in einem vortheilhaftern Lichte, als des letztern Lehrer und des erstern Schüler, *Chrysippus*, so sehr auch das Streben nach wissenschaftlicher Einheit in diesem scharfsinnigen Dialektiker aus der ganzen, eben so interessanten als gelungenen Darstellung seiner Logik, Metaphysik und Moral (S. 245 — 329.) hervorleuchtet. (Statt der 41. Olymp., in der nach S. 333. *Karneades* geboren heisst, ist 141. zu setzen, wie diess auch in der chronol. Tafel richtig steht.) *Antipater*, *Panätius*, *Posidonius*, *Philo* und *Antiochus* werden der Reihe nach so aufgestellt, dass man weder ihre Eigenthümlichkeit, noch ihr Eingreifen in die Angelegenheit des akademischen Skepticismus übersehen kann. Es schliesst der *vierte* Band mit Auflösung des Streites in Eintracht, mit der Vorbereitung der Vereinigungsversuche mehrerer philosophischen Systeme, mit der Abnahme des Sektengeistes der Stoiker und mit der Zunahme der Hochschätzung des Platon unter den Letztern, wodurch sie sich am Ende friedlich den Akademikern näherten. So ward schon der erste unvollkommenere Skepticismus der Griechen ein Reinigungs- und Heilmittel der blind dogmatisirenden Vernunft, und die gesammelten Beobachtungen über die Aeusserungen der praktischen Vernunft mussten eben sowohl das Interesse auf die Moral lenken, als die von den Akademikern mehr ins Licht gesetzte Subjectivität der Vorstellungen zu künftigen neuen Untersuchungen des Erkenntnissvermögens aufforderte.

So wenig Mannigfaltigkeit auch von anziehenden Begebenheiten die ersten drey christlichen Jahrhunderte dem Vf. darbieten konnten, welcher den Gewinn an philosophischen Wissen im Allgemeinen abzumessen gewohnt war: so giebt doch der *alexandrinische* Skepticismus und Mysticismus neben dem *römischen* Dogmatismus und Synkretismus auch dem *fünften* Bande dieser Geschichte ein eigenthümliches Interesse. Je mehr sich jetzt der *Skepticismus* an die allgemeinen Gründe des Dogmatismus und an den Kreis der höhern wissenschaftlichen Erkenntniss wagte, und sich als subjectiver Oppositionsgeist gegen den Dogmatismus überhaupt zu constituiren suchte, desto einleuchtender wurden die Widersprüche der Dogmatiker, desto fruchtbarer war die Ausbeute an propädeutischen Regeln für den wissenschaftlichen Verstandesgebrauch. Kam schon Aenesidemus durch vergleichende Reflexion über den Wechsel der Erscheinungen zu dem trostlosen Resultate, dass die grösste Verwirrung und Gesetzlosigkeit in allen Dingen herrsche, und suchte Sextus zugleich die Ungewissheit der objectiven Erkenntniss und sogar die Unsicherheit alles Gewissen darzuthun: so erblickt man auf der andern Seite, wie sehr ein solcher oft sophistisch-dialektischer Skepticismus, welcher dogmatisch genug voraussetzte, dass, wenn man sich der Gewissheit der Erkenntniss rühmen wollte, Alles bewiesen werden müsste, sich durch sein eignes gränzenloses Verfahren untergraben musste. Schon daraus erklärt sich Rec. die geringe Sensation und den beschränkten Einfluss dieses neuen Skepticismus auf die Dogmatiker, wobey er aber noch auf den Umstand rechnet, dass dieser Skepticismus keine *Schule* machte, wie die dogmatischen Parteyen, welche den Buchstaben der Schulsysteme lernten und lehrend wiederholten — ein Umstand, welcher überhaupt in der Geschichte der Philosophie das Schicksal und die Herrschaft eines Systems oft auf Jahrhunderte lang entschied, so wie späterhin die Annahme und Fortpflanzung desselben in den scholastischen Akademieen und Compendien. Immer bleibt die Erscheinung des Skepticismus, obgleich seine Vertreter, wie immer, so auch jetzt, die kleinere Partey ausmachten, in einem Zeitalter der Geistesabspannung eine merkwürdige Erscheinung, und was sich, bey der Beschränktheit der historischen Quellen, besonders aus dem, nur Alles zu sehr nach sich modelnden und in sein logisches Fachwerk ordnenden, Sextus leisten liess, das hat der Vf. rühmlich geleistet. Auch *Stäudlin's* Geschichte des Skepticismus ist nicht so sehr Geschichte, als diese echthistorische Entwicklung des Vfs., welche die *Fortschritte* der skeptischen Denkart in Rücksicht auf das Formale und Materiale von Aenesidemus bis Sextus zum ersten Male kritischer verfolgte. Den letztern

tern philosophirenden Arzt stellt Hr. T. als den Darsteller des Skepticismus in seiner vollkommneren Gestalt auf, ohne ihn deshalb als Vollender desselben zu rühmen. Dennoch hätten wir die Erscheinung eines so vielumfassenden, so wohl unterrichteten, und doch zugleich so gewandten Geistes, wie Sextus in *diesem* Zeitalter gern mehr erklärt gelesen. Ohne den damals schon herrschend gewordenen Glauben an die Unhaltbarkeit der gangbaren Philosophie und als *Römer* hätte er kaum schwerlich auch *damals* ausserhalb Alexandrien das geleistet, was er leistete, und was wir hier S. 267—396. ausführlicher entwickelt und beurtheilt lesen. Die Geschichte des Skepticism. *musste* unter den Gesichtspunkten des Vfs. desto mehr eine *innere* werden, da eine *äussere* schon durch das Isolirte seiner Erscheinung erschwert war, und da selbst die platonisirenden Skeptiker (f. S. 265.) ganz getrennt und unabhängig und unbeachtet von den Dogmatikern ihren Weg — über lauter Trümmer freylich — ohne wieder aufzubauen verfolgten. Allein um so mehr möchte Rec. mit dem Skepticism des *Sextus* den eigentlichen Tod der *griechischen* Philosophie bezeichnen, wonach sie erst unter neu aufstrebenden Menschen in einem spätern Zeitalter wieder belebt werden konnte.

Der Eklekticismus wurde schon durch die Art des Geschmacks vorbereitet, welchen einzelne *Römer* an der griechischen Philosophie fanden; nur dass diese, wenigstens unter den ersten Kaisern, noch frey von Schwärmerey blieben. Den Römer der alten Zeit, wie die Scipionen, zog zuerst die Stoa an. Der Vf. vertheilte die sich auszeichnenden Männer unter die besondern epikureischen und stoischen, pythagoräischen, platonischen und peripatetischen Schulen; nur *Cicero* steht allein, weil er alle Schulen umfasste, wenn auch nicht, — wie wir hinzusetzen — ganz rein durchdrang, noch sich über sie erhob. Wäre er mit dem Philosophiren, wie ein andrer Redner, der als Grieche zuerst in Rom der Sprecher der Philosophie wurde, wie *Karneades* (zwischen welchem und Cicero Rec. überhaupt mehrfache Aehnlichkeit findet), ununterbrochen beschäftigt gewesen: so würde er jetzt nicht blofs einzelne Parteyen der Philosophie herausgehoben haben, wie er diess that. Allein die Anwendung, welche dieser Mann von gesundem Verstande von der Philosophie zur Censur des Aberglaubens, zum Theil auch der Unsittlichkeit seiner Nation und seines Zeitalters machte, bleibt ihm eigen, und diese verdiente hier so herausgehoben zu werden, wie diess der Vf. that, ob sich gleich künftig auf die Eigenthümlichkeit der Urtheile und Vorstellungen des Cicero noch mehr wird eindringen lassen. Auch fehlt uns noch eine *Geschichte der philosophischen Begriffe der römischen Schriftsteller*, so wie sich auch noch eine Geschichte der philosophischen Bildung des Cicero aus seinen eignen Schriften geben liesse. Dem Vf. war es zunächst um eine allgemeine Charakteristik seiner Denkart und Hauptrichtungen zu thun. Bey den *Stoikern* wünschte Rec. noch eine Unterscheidung ihrer Schulen in Rom von denen zu Athen in Syrien, auf welche bereits *Sainte Croix* in dem *Magas. encyclop.* T. 5. An 5. p. 221. aufmerksam machte. Je mehr Individualität wir in den Schriften der neuern Stoiker antreffen, desto mehr erwartet man eine Charakteristik der Eigenthümlichkeit ihrer Grundsätze, und diese hat der Vf. bey Seneca noch mehr als bey Epiktet und Marcus Antoninus gegeben. Da, wo er auf die spätern Anhänger des Pythagoras kommt, wird man seine Reflexionen über das Wunderbare in den Biographieen des Apollonius von Tyana gern lesen. Doch die Entwicklung des Verhältnisses, in welchem die neuen Anhänger an *platonischen* Vorstellungen zu dem ursprünglichen Platonismus standen, die Beurtheilung von *Philon's* Philosophie und die Ableitung der *Lichthypothese* hat uns desto begieriger auf die Darstellung der philosophischen Schwärmerey der Neuplatoniker und ihres jetzt so Vielen, die es zum Theil nur halb verstehen, schmeichelndes Systems gemacht, welche wir nun in dem folgenden Bande hoffen dürfen.

Immer mehr strebt der Vf. dieser Geschichte nach einer schönen Vereinigung des Totalblicks mit der Charakteristik der Individualität der einzelnen Denker, und wir versprechen uns von diesem geübten Streben immer reifere Früchte. Was wir aber schon zuweilen bisher wünschen mussten, das wünschen wir nun in den Perioden, wo die Vielseitigkeit und Fruchtbarkeit der Geister und die Mannigfaltigkeit der Lösungsversuche der Aufgaben der Philosophie immer stärkere Abnahme zeigen wird, desto mehr — eine Rücksicht auf die *Form* der Darstellung der Systeme und auf die Bildung einer philosophischen *Kunstsprache*. So hätte der Einfluss des Vortrags oder wenigstens der Schreibart des Aristoteles schon Bd. 3. S. 328. erwähnt werden sollen. Wie doppelt dringend das Bedürfniss für deutsche Leser werde, zur Beurtheilung der *Sprache* und *Darstellung* der Philosophie auch an der Hand der Geschichte hinzuleiten, das liegt am Tage. — Einem Werke endlich, welches so viele Vollkommenheiten schon jetzt vereinigt, muss man auch noch die äussere eines möglichst detaillirten *Sachregisters* wünschen, welches das an der zweyten Geschichte der Philos. von *Buhle* befindliche, gut eingerichtete Register durch nähere, kurze, bestimmtere, und deutlicher übersehbare Hinweisung auf die Hauptstufen, wie auf die Nebenperioden der Fortbildung einzelner Begriffe, Dogmen und Wissenschaften noch übertreffen könnte.

PÄDAGOGIK.

SCHNEPFENTHAL, in d. Buchh. d. Erziehungsanstalt: *Ameisenbüchlein*, oder *Anweisung zu einer vernünftigen Erziehung der Erzieher*. Von C. G. Salzmann. 1806. XII u. 290 S. 8. (18 gr.)

Ohne Zweifel ist der Gedanke eines Mannes, der sein Leben der Erziehung widmete, würdig, nachdem er vieles für die Erziehung der *Kinder* geschrieben, und noch mehreres gethan hat, nun auch eine Anweisung zur Erziehung der *Erzieher* zu geben. Auch

Auch ist eine solche Anweisung jetzt noch ein Bedürfniss: denn immer noch wird bey der Bildung des Jünglings, besonders auf Akademieen, die bestimmte Rücksicht auf seinen wahrscheinlichen oder gewissen Erziehungsberuf häufig vernachlässigt; immer noch handelt man, als wenn es sich von selbst verstände, dass der Candidat der Theologie, oder auch jeder Andere, der seine Schule gemacht hat, eben damit hinlänglich vorbereitet wäre, den schweren Beruf, das Kind zum Menschen zu erziehen, würdig zu erfüllen. Zwar wird auch der gut vorbereitete Erzieher in der Ausübung seines Berufes mannichfaltige Veranlassungen finden, sich für denselben zu vervollkommnen: aber Keiner sollte doch, schon um dieser Selbstvervollkommnung fähig zu seyn, ganz unvorbereitet den Anfang der Ausübung machen. Jeder sollte wenigstens die *Idee des Erziehers* gefasst, und sich mit dem Bestreben, ihr zu entsprechen, durchdrungen haben. Diese Idee und die Begeisterung für dieselbe kömmt nun aber dem Jüngling in der Regel nicht von selbst. Darum muss sein Nachdenken zur Erzeugung dieser Idee erweckt und geleitet, und sein Trieb zu edler Wirksamkeit für dieselbe angesprochen werden. — In dieser Betrachtung nehmen wir das Versprechen, welches uns Hr. *S.* in dem Titel der vorliegenden Schrift thut, mit Dank und Erwartung an.

Diese Erwartung wird aber schon deswegen nicht befriedigt, weil der grösste Theil der Schrift der angekündigten Absicht keinesweges entspricht, indem bis S. 201., der öftern Selbsterinnerung an den eigentlichen Zweck der Schrift ungeachtet, nicht von der Erziehung der *Erzieher*, sondern der *Kinder*, geredet wird. Der Vf. theilt uns hierüber seine Hauptansichten mit. Sein *Symbolum*, das jeder, der in die Gesellschaft der Erzieher treten will, von Herzen glauben und annehmen müsse, ist: *Von allen Fehlern und Untugenden seiner Zöglinge muss der Erzieher den Grund in sich selber suchen* (S. 17 — 75.). — Erziehung ist ihm *Entwickelung und Uebung der jugendlichen Kräfte* (S. 76 — 84.). — In dem Abschnitte mit der Aufschrift: *Was muss ein Erzieher lernen?* (S. 84 f.) ist nur die Rede davon, was ein *Kind* lernen müsse, oder, nach des Vfs. eigener Erklärung, „was die Person für die Erziehung des Kindes zu thun habe, welche es aus dem Schoose der Familie zur fernern Ausbildung erhält." Er will 1) dass die ernährenden und erhaltenden Kräfte des Knaben durch zweckmässige Gewöhnungen und Uebungen in Thätigkeit erhalten werden; 2) dass ausser diesen (körperlichen) Uebungen auch der Sinnlichkeit, dem Gedächtnisse, der Einbildungskraft und dem Verstande Uebung verschafft werde. Diese Uebungen sollen (nach S. 105.) an Gegenständen geschehen, die in die Sinne fallen, und diese Gegenstände in grosser Mannichfaltigkeit herbey geschafft und den Kindern zur Betrachtung vorgestellt werden. Dazu bestimmt der Vf. zuvörderst die Thiere; dann und neben denselben die Pflanzen; endlich die Erzeugnisse des menschlichen Verstandes. Rec. muss diese Uebungsmethode laut missbilligen, weil sie den Hang des Kindes, sich in den äussern Gegenständen zu verlieren, verstärkt, und, bey allem äussern Scheine der Lebhaftigkeit, eine solche innere Schlaffheit erzeugt, dass der so erzogene Mensch zu der wahren Geistesanstrengung unfähig werden muss. Aber wahr ist es, der Knabe bekömmt durch diese Methode den Kopf voll schimmernder Kenntnisse. „Was siehst du hier?" fragt Hr. *S.* S. 139. den *nicht* auf seine Weise unterrichteten Kilian. „Gras" erhält er zur Antwort. „Was siehst du hier?" fragt er nun *seinen* Zögling Fritz. „*Dactylis glomerata*, *Cynosurus cristatus*, *Bromus mollis*, *Aira flexuosa*, *Rhinantus crista galli*, etc." Wer staunt nicht über das gelehrte Kind? — Der Grundsatz des Vfs. über die sittliche Erziehung (S. 171 — 201.) ist: *Man lasse das Kind immer seinen eigenen Willen thun, so wird es gut werden;* ein Satz, welcher durch die weitere Bestimmung, der Erzieher solle den Zögling dahin zu bringen suchen, dass *er selbst* das Gute wolle und es thue, einen wahren Sinn erhält.

S. 202. tritt der Vf. der Auflösung seiner Aufgabe näher mit der Ueberschrift: *Plan zur Erziehung der Erzieher.* Diese Ueberschrift ist aber in so fern wieder täuschend, als hier, statt eines solchen Planes, nur die Forderung an den Erzieher erfolgt: *Erziehe dich selbst!* Man muss gestehen, dass es sich der Vf. sehr leicht gemacht hat, seine Aufgabe zu lösen! Zwar muss die Erziehung überhaupt, also auch die Erziehung des Erziehers, wenn sie sich eines dauernden Erfolgs erfreuen soll, in Selbsterziehung übergehen, weil sich dem Menschen keine Wahrheit und keine Tugend eigentlich mittheilen und anbilden lässt. Aber zu der Selbsterziehung *erregen* kann und soll doch der Erzieher, und hierin ist Verkehrtheit so wie Zweckmässigkeit des Verfahrens möglich. Mit Recht verlangt man daher von einer Anweisung zur Erziehung Belehrung über die zweckmässige Methode der Erregung, von einer Anweisung zur Erziehung des Erziehers Belehrung, wie der Jüngling zu erregen sey, auf dass er sich selbst mit Erfolg zum Erzieher bilde. Man kann insbesondere erwarten, dass sich der Vf. einer solchen Anweisung über die zweckmässige Beschaffenheit akademischer Vorträge und Uebungen, wodurch der Jüngling auf diese Bestimmung vorbereitet werden soll — noch ausdrücklicher, dass er sich über die zweckmässige Einrichtung eigens zu diesem Zwecke, der Vorbereitung auf den Erziehungsberuf, bestimmter Lehr- und Uebungsanstalten erkläre. Statt dessen ergeht hier, nach Verwerfung eines hypothetisch hingestellten, sehr verkehrten, Plans zu einer solchen Anstalt, an jeden Jüngling, der sich in der Unsicherheit seines Strebens nach Leitung umsieht, der Zuruf: Gehe hin und erziehe dich selbst! Aber vielleicht wird Hr. *S.* in der nun folgenden Anweisung, *wie* sich der Erzieher selbst zu erziehen habe, dem an sich selbst Verwiesenen die Hand bieten. Er wird ihm Anleitung geben, sich mit der klaren Erkenntniss und innigen Ueberzeugung von der Natur und Bestimmung des Menschen zu durchdringen; er wird ihn ferner mit Liebe für den Beruf erfüllen in den jungen Gemüthern

thern die reine Flamme des höhern Lebens zu bewahren und zu nähren; er wird ihn endlich die verschiedenen Methoden der Erziehung nach dem Princip prüfen lehren, ob durch sie in dem jungen Menschen das lebendige Bewusstseyn und die unaustilgbare Liebe seiner wahren Bestimmung nothwendig erweckt werde. Wir wollen sehen! Das Erste, was Hr. *S.* dem sich selbst erziehenden Erzieher zuruft, ist: Sey gesund! Das Zweyte: Sey immer heiter! 3) Lerne mit Kindern sprechen und umgehen! 4) Lerne mit Kindern dich beschäftigen! 5) Bemühe dich, dir deutliche Kenntnisse und Erzeugnisse der Natur zu erwerben! 6) Lerne die Erzeugnisse des menschlichen Fleisses kennen! 7) Lerne deine Hände brauchen! 8) Gewöhne dich, mit der Zeit sparsam umzugehen! 9) Suche mit einer Familie oder einer Erziehungsgesellschaft in Verbindung zu kommen, deren Kinder oder Pflegesöhne sich durch einen hohen Grad von Gesundheit auszeichnen! 10) Suche dir eine Fertigkeit zu erwerben, die Kinder zur innigen Ueberzeugung von ihren Pflichten zu bringen! 11) Handle immer so, wie du wünschest, dass deine Zöglinge handeln sollen. — Es ist nicht einzusehen, warum nicht Hr. *S.* diese Regeln noch mit hundert andern gleich nützlichen vermehrt hat. Ohne Zweifel sind sie gut, und werth, von dem jungen Erzieher beherzigt zu werden; aber sie sind nicht das Wesentliche der Vorbereitung auf diesen Beruf. Sie bezwecken mehr die Geschicklichkeit in der Ausübung, die doch nur durch die Ausübung selbst erworben werden kann, als die mit der Klarheit der Erkenntniss verbundene Gesinnung, die in jedem jungen Manne herrschend geworden seyn sollte, ehe er Hand an das Erziehungsgeschäft legt. Diese Gesinnung, nämlich die in wahrer Selbsterkenntniss erworbene innige Ueberzeugung von der menschlichen Bestimmung, die Liebe zu ihr, und das aufrichtige Bestreben, die jungen Gemüther zur lebendigen Anerkennung derselben wirksam zu erregen, ist das Princip, aus welchem alle solche Regeln mit ihrer Befolgung von selbst hervor gehen; da hingegen die Geschicklichkeit des Umgangs mit Kindern ohne Einheit und Wahrheit des Zweckes zur Erregung des wahren Lebens in denselben wenig fruchten kann.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Paris*, b. Pichard u. Pélicier: *Notice historique sur l'Art de la Gravure en France*, par *P.* — P.... Ch.... Dessinateur et Graveur, etc. An XII. (1804.) XIII u. 62 S. gr. 8. (12 gr.) — Wer mit den weit vollständigern und lehrreichen Arbeiten eines *von Heinecken*, *Huber* und *Füessli* über die Geschichte der Kupferstecherkunst bekannt ist, wird in dieser kurzen Notiz nichts Neues und wenig Befriedigendes finden, und auch darin seine Erwartung getäuscht sehen, wenn er das, was jene Werke noch vervollständigen könnte, Nachrichten über den neuesten und gegenwärtigen Zustand dieser Kunst in Frankreich, hier zu finden hoffte. In dem Vorberichte werden die bekannten grossen Vortheile angeführt, welche man der Erfindung und Verbreitung des Kupferstechens in vielfacher Hinsicht zu verdanken hat, und zu deren Benutzung eine zweckmässig angelegte Sammlung beförderlich werden kann. Auch die Vergleichung der Kupferstiche mit den Uebersetzungen ist nicht neu. Der Vf. schliesst seine Vorrede mit der etwas anmasslichen Behauptung *Bardon's: que de toutes les écoles renommées dans l'empire des arts, il n'en est point d'aussi féconde en habiles graveurs, que l'Ecole Française!* Wenn von blosser Fruchtbarkeit die Frage ist: so möchte wohl, wenigstens in dieser Kunst, die deutsche Schule der französischen den, freylich nicht sehr glorreichen, Rang streitig machen können. In der Schrift selbst ertheilt der Vf. seinen Landsleuten mehrere, und zum Theil allerdings verdiente, Lobsprüche; und wenn er gleich selbst gesteht, dass *Colbert* der Kunst, die er beschützte, eine merkantilische Richtung gab, so möcht' er doch wohl den Engländern zu viel thun, wenn er S. 20. sagt, sie hätten blos aus diesem Gesichtspunkte die Kupferstecherkunst lieb gewonnen, und nun auch auf ihrer Insel mehr in Aufnahme zu bringen gesucht, weil sie bekanntlich darauf ausgingen, sich um jeden Preis alle Handelsquellen eigen zu machen. Auch meynt er, sie hätten seitdem aus allen Kräften dahin gearbeitet, diese Quelle in Frankreich, wo nicht zu vernichten, doch in ihrem Laufe zu hemmen. Um diese harte Anklage zu beweisen, schildert er den ehemaligen und jetzigen Zustand in England, aber mit nicht durchaus echten Farben. Nachher aber kömmt er auf jenes Thema wieder zurück, und weiss Anekdoten von dem Nationalhasse der Engländer in Hinsicht auf die Künste und Manufacturen Frankreichs zu erzählen. Sogar die ihm unerhört grosse Unterzeichnungssumme von 90,000 Franken auf das von *Bartolozzi* gestochne Bildniss des Lord *Chatham* dient ihm zum Beyspiel dieses Hasses, weil der Lord ein grosser Feind Frankreichs war. Dergleichen fremdartigen Stoffs giebt es hier mehr, als eigentlicher historischer Notiz, die überall meistens sehr dürftig ausfällt. Ungerecht ist es auch, wenn die Manier in schwarzer Kunst *un genre lourd, monotone et sans variété* genannt wird, und, wie die Folge lehrt, hauptsächlich deswegen, weil die französischen Künstler sie weniger geübt haben, als die englischen. Sonst ist das, was über die verschiednen, besonders neuern, Behandlungsarten dieser Kunst gesagt wird, noch das Beste in dieser kleinen Schrift. Der Vf. schliesst sie mit den besten Erwartungen der jetzigen Wiederbelebung der bildenden Künste in Frankreich, und mit der Hoffnung: *que le héros de la France reprendra un jour cette fatale lance d'or, derobée à l'Argail par l'anglais Astolphe, et dont ses compatriotes voudroient abuser, pour abattre le commerce de toutes les nations.* — Dass übrigens ein französischer Schriftsteller viele Eigennamen verstümmelt, gehört nun einmal zur Nationalsitte. Er schreibt z. B. *Schom*, *Andriam*, *Reimbran*, *Windick*, *Werts*, *Stange*, für: *Schoen*, *Andreani*, *Rembrandt*, *Vandyk*, *West* und *Strange*.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 17. November 1806.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Berlin, b. Maurer: *Bemerkungen über einige Gegenstände der russischen Staatswirthschaft*, von *F. G. Wirst*, Russ. Kais. Staatsrath und Redacteur bey der Kais. Gesetz-Commission. Mit vierzehn Tabellen. 1806. 232 S. ohne Vorrede und Tabellen. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die praktische Tendenz, welche die in der vorliegenden Schrift gethanen Vorschläge haben, machen eine genaue Prüfung derselben noch nothwendiger, als sie die Wichtigkeit der abgehandelten Gegenstände an sich schon fodert. Die Bemerkungen des würdigen Vfs. betreffen: 1) das russische Geldwesen; 2) die Ursachen der Erhöhung der russischen Waarenpreise; 3) die russische Handels-Balanz. Die Betrachtungen über die beiden letzten Punkte werden natürlicher Weise hauptsächlich durch die Grundsätze, welche über das Geldwesen festgestellt werden, geleitet. Es wird also insonderheit auf die Wahrheit und Richtigkeit der Beurtheilung dieses Gegenstandes ankommen.

Im russischen Reiche, sagt Hr. *W.* S. 29., kann man „dreyerley Münzen unterscheiden. Handelsmünze, Rechnungsmünze und Scheidemünze. *Handelsmünze* sind alle im Reiche umlaufende Gold- und Silbermünzen, sowohl einheimischen als fremden Gepräges. — *Rechnungsmünze*, sind die Bankassignationen, deren Werth gegen die silbernen und goldenen Handelsmünzen, theils durch die Umsätze des auswärtigen Handels, theils durch die Finanz-Operationen der Regierung bestimmt wird. *Scheidemünze* sind das Kupfergeld und die silberne Scheidemünze, sowohl einheimischen als fremden Gepräges, welche letztere in beträchtlichen Quantitäten in den Gouvernements, die an die preussischen und östreichischen Staaten gränzen, in Umlauf ist." Das Papiergeld oder die Assignationsrubel sind nun zwar in Russland das Tauschmittel, welches bey allen Umsätzen am meisten vorkömmt, und worin aller Handel regelmäsig geführt und berechnet wird. Es deutet aber doch allemal nur eine gewisse Quantität Gold oder Silber an, und diese edeln Metalle sind daher eigentlich auch in Russland der allgemeine Masstab des Tauschwerths aller Dinge. Der Assignationsrubel ist nur ein Zeichen von einer gewissen Quantität dieser Metalle die aber veränderlich ist. Zwar hatte dieses Zeichen, Rubel genannt, ursprünglich mit dem silbernen wirklich geprägten Rubel gleichen Werth, hat ihn aber in der Folge in den Umsatze des Handels verloren. In welchem Masse dieser Verlust nach und nach erfolgt und bald erhöhet, bald vermindert ist, zeigt die zweyte Tabelle.

Das Kupfergeld ist, nach dem Vf., von jeher in Russland Scheidemünze gewesen und ist es auch noch immer, und wenn Hr. *Storch* behauptet, dass es jetzt die eigentliche Handelsmünze sey; so wird ihm hierin widersprochen. Unter Peters des Grossen und Katharinen I. Regierung prägte man 40 Rubel Scheidemünze aus dem Pud Kupfer, welche nur acht Silberrubel Werth enthielten. Es wurde in den silbernen und kupfernen Münzen 1 Pfund Silber mit 19¼ Pfund Kupfer gleich angenommen, da man im Handel nur mit 99 Pfund Kupfer ein Pfund Silber kaufen konnte. Die Folge davon war, wie allenthalben, wo schlechte Scheidemünze viel über ihren innern Gehalt gilt, dass eine grosse Menge nachgemünztes Kupfergeld ins Reich strömte und das Land plünderte. Man erhöhete deshalb den Werth der Scheidemünze und schlug erst 10 dann 16 Rubel aus dem Pud, welches letztere Verhältniss noch jetzt beobachtet wird. Dieser Münzfuss von 16 Rubel aus dem Pud meint Hr. *W.* S. 29. sey dem Preise des Kupfers vor 40 oder 50 Jahren und dem damaligen Zustande der russischen Finanzverwaltung gemäss gewesen, könne aber ohne grossen Nachtheil nicht mehr bestehen, weil das Kupfer gegen das Silber im Handel viel theurer geworden sey.

Der Preis des Kupfers gegen Silber ist allenthalben in den neuern Zeiten gestiegen, vorzüglich aber in Russland aus Gründen, die S. 9. gut angegeben werden. Gut gereinigtes Kupfer wird seit mehreren Jahren in Petersburg und Moskau zwischen 20 und 23 Rubel in Assignationen das Pud verkauft. Da das Pud nur zu 16 Rubel ausgemünzt wird; so kann man erwarten, dass beträchtliche Quantitäten eingeschmolzen und theils ausgeführt theils zu Geschirr verarbeitet werden.

Um diesem entgegen zu wirken, räth der Vf. S. 12. den Metallwerth der Kupfermünze zu verringern und anstatt 16 Rubel 20 Rubel aus dem Pud Kupfer zu prägen, weil jetzt das Kupfergeld einen Vorzug von 44 Procent vor dem Silbergelde habe. Der Silberrubel kauft nämlich jetzt 125 Kopeken in Assignationen, die auch bey der Bank in Kupfer dafür erhalten werden können. Diese enthalten $3\frac{1}{8}$ Pfund Kupfer. Das Pfund Kupfer in Blöcken kostet jetzt $57\frac{1}{2}$ Kopeken in Assignationen, folglich kann man für $3\frac{1}{8}$ Pfund Kupfermünze, wofür die Bank 125 Kopeken in Assignationen zahlt, wenn man sie ausschmelzt, 180 Kopeken in Assignationen erhalten, wodurch man 44 Procent gewinnt. Dieses

Missverhältniss hat bloss die Zeit hervorgebracht. Als man 1763. den jetzigen Münzfuss einführte, wornach der Silberrubel 374 Ass holl., oder $4\frac{21}{100}$ Solotnik fein Silber, und 1 Rubel Scheidemünze $2\frac{1}{2}$ Pfund Kupfer enthielt, war das Verhältniss des Silbers zum Kupfer, wie 1 : 57 angenommen. Dieses war in der damaligen Zeit weit unter dem wahren Handelsverhältnisse. Denn bis zum Jahre 1766. galt das Pud rohes Kupfer nur 8 Silberrubel, und das Verhältniss im Handel war also wie 1 zu 113. Jetzt kauft man in Petersburg 49 Pfund Kupfer für 1 Pfund Silber. Folglich ist der offenbarste Gewinn, das Kupfergeld nach dem Münzfusse aufzukaufen und einzuschmelzen, da man auf diese Weise für 1 Pfund Silber 71 Pfund Kupfer kaufen kann.

Aus dieser Darstellung des Hn. *W.* ergiebt sich aufs deutlichste, dass das russische Münzwesen grosse Mängel habe. Ob aber die Abänderung des Münzfusses durch Verringerung des Gehalts des Kupfergeldes ein gutes Mittel sey, dem Uebel abzuhelfen, daran zweifelt Rec. sehr und zwar aus folgenden Gründen.

Erstlich ist bey diesem Vorschlage voraus gesetzt, dass das Papiergeld oder der Assignationsrubel keinen höhern Curs gegen das Silbergeld erhalten werde. Träte der letztere Fall ein, welches doch Hr. *W.* so wie jeder Patriot wünschen muss: so würde das Verhältniss des innern Gehalts der Kupfermünze gegen das Silbergeld so gleich wieder gestört seyn und es würde eine abermalige Umprägung nothwendig werden. Ja eine jede Veränderung des Curses der Assignationsrubel wird auch die Verhältnisse des Kupfergeldes zum Silbergelde verändern, wenn man den Grundsatz beybehält, jenes an diess Papiergeld fesseln und seinen Werth darnach bestimmen zu wollen, da hingegen der Silberrubel sich seinen Werth im Handel selber sucht und durch den veränderlichen Curs jedesmal angedeutet wird. Jeder Münzfuss des Kupfergeldes wird daher nach einiger Zeit immer wieder verändert werden müssen, und wie viel Unbequemlichkeiten und Nachtheile mit einer solchen Veränderung nothwendiger Weise verbunden sind, braucht hier nicht erörtert zu werden.

Viel natürlicher und nützlicher würde es daher zweytens offenbar seyn, nicht das Metallgeld durch das Papiergeld, sondern umgekehrt das Papiergeld durch das Metallgeld zu fixiren. Wenn Hr. *Storch* sagt, dass in der letzten Zeit nicht mehr Silber, sondern Kupfergeld das eigentliche Handelsgeld in Russland sey; Hr. *W.* dagegen behauptet Silber und Gold sey in Russland eben so wie in andern Ländern das allgemeine Regulativ der Umsätze: so scheinen sich beide geachtete Männer misszuverstehen, beide in gewissem Sinne Recht, in anderm Unrecht zu haben. Will man nämlich wissen, was ein Papiergeld im Lande eigentlich werth sey: so muss man fragen, was die Regierung jederzeit sicher dafür bezahlt, und das, womit die Regierung ihr Papiergeld regelmässig einwechselt, das erhebt dieselbe zur eigentlichen gesetzlichen *Landesmünze*, wenn das Papiergeld so häufig ist, dass alle oder die meisten Umsätze damit getrieben werden müssen. Nun ist aber in Russland Kupfergeld das einzige Geld, womit die Banken, die Assignationsrubel einzulösen, angewiesen sind, folglich würde Kupfer die wahre russische Handels- und Landesmünze seyn, wenn die Banken wirklich eine jede Summe Assignationsrubel mit Kupfergeld realisirten. Diese Ansicht der Dinge hat unstreitig Hr. *Storch* gehabt, als er behauptete, dass Kupfer die eigentliche russische Landesmünze wäre. Allein die Banken realisiren in der That nicht jede ihnen angebotene Summe Papierrubel. Rec. weiss zwar nicht, in welchem Umfange sie das ihnen angebotene Papier gesetzlich realisiren sollen, dass sie aber ihre Realisation einschränken, ist aus den Datis, welche Hr. *W.* anführt, selbst klar. Denn S. 17. erzählt derselbe, dass die Bank seit einiger Zeit rohes Kupfer in Blöcken zu 19 Rubel in Assignationen das Pud verkaufe. Es würde aber ihr niemand 19 Rubel fürs Pud geben, wenn er für 16 Rubel 1 Pud gemünztes Kupfer einwechseln könnte, und eben so wäre es unmöglich, dass Particuliers das ihrige zu 20—23 Rubel in Assignationen verkaufen könnten, wenn es in jeder Bank zu 16 Rubel zu haben wäre, zumal da nach S. 19. das Einschmelzen der Kupfermünzen gesetzlich erlaubt ist. Das Phänomen, welches S. 32. 33. angeführt wird, dass nämlich der Preis des Kupfers gestiegen sey, ohne dass der Assignationsrubel mit gestiegen sey, würde unmöglich seyn, wenn die Bank alles Papier unbedingt in Kupfergeld realisirte. Die Regierung würde also den Assignationsrubel augenblicklich fixiren können, so bald verordnet und streng darauf gehalten würde, dass die Banken die ihnen präsentirte Papierrubel *zu jeder Ausdehnung* und ohne Aufenthalt und Kosten auf Verlangen realisiren müssten. Hierdurch würde das Kupfer zur eigentlichen *Landesmünze* erhoben, und jeder wüsste, dass 1 Papierrubel, in Russland $\frac{1}{16}$ Pud Kupfer, nicht mehr und nicht weniger werth sey; die Gold und Silbermünzen müssten der freyen Concurrenz überlassen werden, und der Curs in jedem Lande würde anzeigen, wie viel Gold oder Silber in der Münze jedes Landes $\frac{1}{16}$ Pud russisches gemünztes Kupfer daselbst werth wäre. Der *Realwerth* des Rubels würde durch diese Massregel bald steigen, und man würde augenblicklich mit 16 Papierrubel 18 Rubel 40 Kopeken Silberrubel kaufen können, wenn nach S. 13. so viel für 1 Pud Kupfer bezahlt werden muss. Die Privatbesitzer des Kupfers würden hierbey auch nichts einbüssen können, da 16 Rubel sodann den Realwerth von 20—23 jetzigen Rubeln erhalten würden. Was also der Vf. S. 24. gegen die Fortsetzung der Ausprägung der Kupfermünze nach dem bisherigen Fuss erinnert, als ob nämlich dadurch der Silberwerth herabgesetzt werden möchte, ist, unter den angegebenen Bedingungen, nicht der Fall, da nach denselben der Werth des Papierrubels nur erhöhet, das Silber aber nicht erniedriget werden würde. Zwar würde bey einer solchen Massregel, besonders, wenn sie mit der Freyheit des Handels mit diesem Metall, verbunden würde, das Kupfer in Russland etwas wohlfeiler werden, da es

in

in Hamburg und Stockholm wohlfeiler ist, aber der russische Rubel würde doch dadurch einen fixen Werth erhalten, und wenn nach des Vfs. einsichtsvollen Vorschlage, die so enorm hohen Abgaben (von 35 Procent) auf Privatkupferwerke gemildert oder noch besser gänzlich aufgehoben und durch eine andere schicklichere Auslage ersetzt würden: so könnte Russland aus seinem Kupferhandel zugleich einen sehr ansehnlichen Gewinn ziehen; und es würden beide Absichten des Vfs. nämlich Erhöhung des Curses und Erniedrigung der Kupferpreise durch eine und dieselbe Massregel zugleich erreicht.

Wenn aber auch drittens das russische Papiergeld dadurch einen fixen Werth erhielt, wodurch allerdings viel gewonnen wäre; so wäre doch der Werth, den man ihm durch Kupfer verschafft, viel schwankender, als den er durch eine Realisation mit Silber erhalten würde. Das Kupfer ändert seinen Realpreis gegen die übrige Waare viel öfter und viel schneller als Gold und Silber, da Kriegsbedürfnisse, andere erweiterte oder eingeschränkte Anwendungen, und überhaupt weit mehr Umstände auf die Nachfrage nach diesem Metall, und also auch auf dessen Preis einfliessen als auf Gold und Silber. Unstreitig würde es daher viel vortheilhafter für Russland seyn, wenn es möglich zu machen wäre den Werth des Assignationsrubels durch Silber zu fixiren. Denn der ewig hin und her schwankende Werth des Kupfers wird in dem Vermögen des russischen Volks stets grosse Ungewissheiten und plötzliche, also höchst nachtheilige Veränderungen hervorbringen, so lange Kupfergeld die Realisations-Münze der Bank bleibt.

Da alle andere Nationen die Waarenpreise durch Gold oder Silber und vorzüglich durch das letztere bestimmen: so wird freylich Russland seine Waaren auch auf Gold- und Silber-Werth reduciren müssen, wenn es mit andern Völkern handelt, und in so fern hat Hr. *W.* ganz recht, wenn er behauptet, dass in Russland, wie in andern Ländern Gold und Silber der eigentliche Massstab des Werths sey; es wird um so mehr als Handelsmünze betrachtet werden müssen, da wirklich der durch die Papierrubel vorgestellte Kupferwerth an den Banken nicht in *beliebiger* Menge zu erhalten ist, folglich das Papiergeld nur immer mit der Quantität Silber verglichen werden muss, welche die In- oder Ausländer dafür zahlen. Indessen ist doch eigentlich nur das Papiergeld die russische National-Münze, und da die Regierung ihr keinen fixen Metallwerth giebt: so muss sie sich denselben suchen, und ewig von der Concurrenz des Handels und tausend andern Umstände abhangen.

Der Werth eines jeden Papiergeldes hängt von dem Werthe der Dinge ab, welche man beliebig dafür erhalten kann. Trifft die Regierung solche Anstalten, dass eine gewisse Quantität Silber, oder Gold, oder Kupfer in beliebiger Quantität für jeden Nominalwerth erhalten werden kann; so sichert sie dadurch dem Papier einen festen Werth. Unter jeder andern Bedingung wird dieser Werth schwanken. Zwar kann in jedem Reiche eine gewisse Quantität Papiergeld dem Silbergelde gleich erhalten werden, wenn es von der Regierung zu gleichem Werthe in ihren Kassen angenommen wird, und die Zahlungen an sie einen gewissen Umfang dieses Papiergeldes nothwendig machen. Dieses war der Fall in Russland bis auf das Jahr 1787., wo ungefähr 50 Millionen Rubel Papiergeld im Umlauf waren, die sich dem Silberrubel nahe hielten, ja ihn so gar öfters an Werthe übertrafen, da die Bequemlichkeit im Handel ihnen öfters Vorzüge einräumte, und wenn gleich auch damals die Regierung das Papiergeld bloss in Kupfer realisirte: so fehlte es doch nicht an Gelegenheit, silberne Rubel dafür zu erhalten, da das Papier nicht in so grosser Menge vorhanden war, dass die Nachfrage darnach übertroffen worden wäre. Dieses Verhältniss musste sich nothwendig ändern, als das Papiergeld in den folgenden Jahren um mehr als das Duplum vermehrt wurde und kein Mittel verordnet war, seinen Ueberfluss in irgend einer soliden Waare zu realisiren. Wie nun der Werth dieses Papiergeldes gegen Silber geschwankt, wie er tief unter den steigenden Kupferwerth den das Papier eigentlich vorstellen sollte, (da die Banken darin zu realisiren angewiesen sind) gefallen und sich wieder etwas erhob, und was die Nation aus dieser Münzverwirrung für grosse Verluste und Vermögensrevolutionen erleiden muss: dieses alles hat Hr. *W.* theils durch die beygefügten Tabellen, theils durch seine Abhandlungen sehr deutlich gezeigt. Aber aus dem bisher gesagten wird eben so deutlich erhellen, dass das vorgeschlagene Mittel die Kupfermünze 25 Procent leichter auszuprägen, das Hauptübel nicht wegschaffen wird. Es würde bloss die einstweiligen Einschmelzungen der Kupfermünze stopfen. Aber jede Veränderung des Curses würde, je nach dem er stieg oder fiel, bald das Nachmünzen, bald das Einschmelzen von neuem hervorbringen. Es giebt für dieses Uebel nur eine einzige Radical-Cur, nämlich die uneingeschränkte Einlösung des Papiergeldes auf jedermanns Verlangen gegen eine fixe Quantität gemünzten Kupfers oder noch besser Silbers.

Hr. *W.* meint zwar, S. 26. es schade nichts, wenn die Scheidemünze einen niedrigern Gehalt habe, als die Handelsmünze, und will damit die leichtere Ausprägung rechtfertigen; er meint so gar, sie müsse niedriger seyn, weil sonst der Staat zu viel Prägerlohn einbüsse. Allein diese Ansicht der Dinge scheint nicht die richtige zu seyn. Scheidemünze soll in einem Lande, wo eine gute Münzverfassung herrscht, nicht mehr vorhanden seyn, als zur Scheidung recht eigentlich nothwendig ist. Wo mehr Scheidemünze in den Umlauf gebracht wird, da wird sie lästig, in dem sie so dann zu grossen Zahlungen angewendet werden muss. Prägt der Staat die Scheidemünze zum vollen Gehalt des groben Courants aus: so findet er in den grössern Münzkosten einen Grund die Scheidemünze nicht zu überhäufen, sondern lieber mehr Courant in Umlauf zu bringen. In diesem Falle kann also die Scheidemünze immer dem Courantwerthe ganz nahe gebracht werden, und wenn dieses Maxime ist; so wird weder Nachprägung noch Einschmelzung der Schei-

Scheidemünze Statt finden. — Wenn aber in Russland wirklich nach *Herrmanns* Angabe über 80 Millionen Rubel Kupfermünze vorhanden sind: so ist schon hieraus ersichtlich, dass Kupfermünze in Russland nicht bloss Scheidemünze ist, sondern dass sie mit unter zu Bezahlung grösserer Summen angewandt werden muss, also in der That zum Theil die Stelle des Handelsgeldes im Innern vertritt. Denn 80 Millionen Rubel Scheidemünze kann das russische Reich, zur Ausgleichung kleiner Summen, nicht nöthig haben. Und da die russische Kupfermünze einen grössern Realwerth enthält, als der Assignationsrubel gilt: so lässt sich in der That zweifeln, ob die *Herrmannsche* Angabe nicht einen Irrthum enthalte, da der Schmelztiegel wahrscheinlich weit mehr von den ausgeprägten Summen weggefressen hat, als in dieser Angabe vorausgesetzt wird, wie auch schon der Umstand verräth, dass man, wie man Rec. versichert hat, in Russland an Orten, die von Banken entfernt sind, öfters das Kupfergeld nur mit Agio gegen Assignationsrubel erhalten kann.

(*Der Beschluss folgt.*)

TECHNOLOGIE.

Berlin, b. Schöne: *Geo. Friedr. Krünitz*, (königl. preuss. Justizrath), *Handbuch von Manufaktur-Fabriken- und Handwerkssachen.* Zum vortheilhaften Gebrauch für alle Haushaltungen. 1805. XII u. 252 S. 8. (20 gr.)

Noch nie hat wohl ein Buch mit seiner Vorrede in einem solchen Widerspruche gestanden, als dieses, und man muss auf den Gedanken kommen, dass in der Druckerey ein Missgriff vorgefallen sey, so dass diese Vorrede zu einer ganz andern Schrift bestimmt gewesen ist: denn es ist ausserdem unbegreiflich, wie der Vf. in der Vorrede auf Dinge, die in seinem Buche enthalten seyn sollen, aufmerksam machen, und von ihrem Nutzen und Werth für das Publikum sprechen kann, die durchaus nicht darin zu finden sind. So sagt er S. V. der Vorrede: dass jede Haushaltung, und besonders jedes Frauenzimmer, in seiner Schrift von allen und jeden Zeugarten sämmtlicher leinener, wollener, baumwollener, seidener, halbseidener Gewebe u. s. w., deren überaus vielen Sorten, von der gröbsten bis zur feinsten, deren mannichfaltigen Preisen und der Breite derselben *mit einem Blicke* bekannt gemacht werden soll und — wunderbar genug — weder von leinenen, noch von wollenen, noch von baumwollenen, noch von seidenen oder halbseidenen Geweben steht auch nur eine Zeile in seinem ganzen Buche; wohl aber findet man eine Menge Dinge darin, die man nach dem Titel und der Vorrede zu urtheilen, gar nicht darin suchen sollte, z. B. Brunnenmacher- und Teichgräberarbeit, eine lange ausführliche Beschreibung von Kinderspielzeug und Nürnberger Tand, wie man es auf dem Weihnachtsmarkte in Berlin findet. — Nach S. IV. der Vorrede soll die erste Absicht der Schrift seyn: Den Gelehrten und Studirenden und andern Liebhabern der Technologie eine Anleitung zu geben, wie sie sich eine Sammlung von Manufaktur- und Fabrikenproducten anlegen und ordnen sollen; wir müssen es dahin gestellt seyn lassen, ob der Vf. in sein Kabinet Hausthüren und Stadtthore, Giebelwände und Fenstergerichte, Stacketzäune und Brustlehnen, versackte Decken und Holzaufschwemmen aufgenommen hat: denn von solchen Dingen und deren Preisen und von Handwerker- und Tagelöhnerarbeit handelt der grösste Theil des Buchs; obgleich man dem Vf. Gerechtigkeit widerfahren lassen und ihm zugestehen muss, dass er sich zuweilen seines Zwecks erinnert habe, wie S. 31. eine wichtige Note unter dem Text zeigt: „dass man die obenbenannten Farbenartikel entweder in eine Schachtel thun, oder auch in Papier legen könne."

Der wahre Titel des Buchs sollte seyn: Sammlung von verschiedenen Preisen verschiedener Waaren und Arbeiten aus verschiedenen Zeitpunkten in Berlin.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Leipzig*, b. Grieshammer: *English Original Copies of the best selected specimens of Writing* for forming the Hand for Business. 17 Blatt. Querfolio. Ohne Jahrzahl. (1 Rthlr. 16 gr.) — Bey der so sehr zunehmenden Vorliebe nicht nur für die englische Literatur, sondern überhaupt für alles was Englisch ist, hat man geglaubt auch die Form der englischen Schriftzüge auf deutschen Boden verpflanzen zu müssen. Wirklich konnte es bey dem in England herrschenden Bestreben, alles zu vervollkommnen und zu verschönern, nicht unzweckmässig seyn, sich nach dem umzusehen, was in der Verschönerung der Schrift daselbst geschehen sey. Aber warum soll der Deutsche hier den Engländer ganz zu seinem Muster machen? warum nicht vielmehr seinen eigenen Weg gehen, da er in Sachen des Geschmacks, wie die vielen deutschen Künstler in London es beweisen, ihm so leicht den Rang streitig machen kann? Wäre die Aufmerksamkeit des Deutschen einmal in Hinsicht auf die Verschönerung der Schriftzüge rege gemacht worden: so wäre es gewiss zuträglicher, er folgte seinem eignen Genius, als dass er sich zu sehr an die Buchstaben der Engländer hielte, unter denen einige sind, wie z. B. *p*, das grosse *T*, *r*, *y*, u. s. w. denen wenigstens Rec. nie hat Geschmack abgewinnen können. Uebrigens muss Rec. vorliegenden Vorschriften das Zeugniss geben, dass sie sauber gestochen sind, und dass er in England nur eine einzige Sammlung der Art gesehen hat, der er vor dieser den Vorzug einräumen muss.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 18. *November* 1806.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Berlin, b. Maurer: *Bemerkungen über einige Gegenstände der russischen Staatswirthschaft*, von *F. G. Würst*, u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 269. abgebrochenen Recension.*)

Das Steigen der Waarenpreise und insbesondere der Lebensmittel in Russland, welches der zweyte Hauptpunkt ist, welchen der Vf. abhandelt, ist nun theils bloss ein nominales theils ein reales Steigen. Das erstere ist die natürliche Folge des gesunkenen Realwerths des Assignationsrubels. Wird diesem sein Nominalwerth in Metall gesichert: so steigt derselbe bis zu dem Werthe des Metalls, womit er beliebig realisirt wird, von selbst hinauf, und die nominale Theurung verschwindet, wie Hr. *W.* sehr gut gezeigt hat, so wie auch insbesondere das vierte und fünfte Kapitel richtig aus einander setzt, was die Regierung durch eine solche Erhöhung des Realwerths des Rubels gewinne, und was für Vortheile für die National-Industrie daraus entspringen. Hr. *W.* schlägt S. 69. um dieses zu bewirken, die Einziehung einer gewissen Quantität des Papiergeldes vor. Dieses Mittel würde allerdings wirksam seyn. Allein wenn die Regierung nicht zugleich Realisation des Papiergeldes in dem Metall, das sie zur Landesmünze erheben will, festsetzt: so wird sie keinen Masstab haben, wie viel sie Papiergeld einziehen oder wieder ausgeben könne. So bald sie aber unbedingte Realisation zum Gesetz macht: so strömt ihr die überflüssige Quantität Papiergeld jederzeit von selbst zu, so wie der wachsende innere Handel den grössern Bedarf des Papiers von selbst bey ihr suchen wird.

Die Ursachen, wodurch die Realpreise der russischen Waaren gestiegen sind, giebt das zweyte Kapitel S. 36. u. s. w. an, und belegt solches mit sehr interessanten Thatsachen. Es wird hier und im folgenden dritten Kapitel mit vieler Wahrheit bewiesen, dass dieses Steigen der Realpreise der russischen Producte ein grosser Vortheil für Russland sey, und die politische Massregel, durch Auflagen auf die Ausfuhr der Landesproducte, ihren Preis im Lande niedrig zu erhalten und ihn für die Ausländer zu erhöhen, wird daselbst, so wie an mehrern andern Stellen, z. B. S. 137. 177. mit Recht getadelt.

In Ansehung des Handels räth der Vf. seinem Vaterlande dieselbige Politik an, welche Nordamerika beobachtet, nämlich möglichste Beförderung der Ausfuhr aller Landesproducte. Sieben Achtel vom Werthe des Ausfuhrhandels von Russland bestehen in rohen Producten, welche durch Landwirthschaft, Fischfang, Bergbau und Jagd erworben werden. Fünf Sechstel der Unterthanen, welche auf dem Lande leben, schaffen die Waaren an, womit die aus der Fremde eingeführten bezahlt werden, die grösstentheils das $\frac{1}{6}$ der Bevölkerung des Reichs, das in den Städten wohnt, verzehrt. Bey einer solchen Lage der Dinge muss ein Steigen des Preises der rohen Producte für Russland sehr vortheilhaft seyn, weil dadurch allein der Wohlstand des Bauers befördert werden, und die städtische Industrie zunehmen kann. Dieser Text wird S. 53. u. s. w. sehr richtig ausgeführt, und das Ungegründete der Klagen insbesondere der Gutsherren über Theurung gezeigt. Nach dem Princip also, dass es Russlands grösster Vortheil seyn müsse, dem Ausländer recht viel inländische Producte, zu einem solchen Preise zu überlassen, wofür eine desto grössere Menge fremder Producte ins Land gezogen werden kann, wird hier die ganze russische Handelspolitik beurtheilt. Insbesondere wird S. 147. gezeigt, dass das englische Mercantil-System wohl für England vortheilhaft sey (wovon jedoch der berühmte *A. Smith* das gerade Gegentheil behauptet), für Russland aber gar nicht passe, und es werden in dieser Hinsicht im zehnten Kapitel einige Bemerkungen über den bestehenden Zolltarif und die neuesten Veränderungen desselben gemacht, die aller Beherzigung werth sind. In diesem Tarif sind nämlich die Zölle auf die Ausfuhr hoch, auf die Einfuhr niedrig, welches der Vf. bey den mehresten Artikeln missbilliget und lieber ein umgekehrtes Verhältniss wünscht. Er giebt zu diesem Behuf S. 161. gewisse Regulative für einen russischen Zolltarif, wovon die mehresten richtig sind. Wenn er aber insbesondere auf einen hohen Zoll auf die Einfuhr aller verarbeiteten Waaren dringt, und ihn um so mehr erhöhet wissen will, je mehr im Reiche ähnliche Waaren erzeugt werden: so hat er sich von einer falschen Maxime des Mercantil-Systems, auf welches er überhaupt noch zu viel Werth legt, verleiten lassen, einen für Russland gewiss höchst schädlichen Vorschlag zu thun. Denn ein durch dergleichen Abgaben erhöheter Preis ausländischer Manufacturwaaren, wird zwar die innere Production solcher Waaren vermehren; aber es würde eine solche Manufactur doch nicht anders als durch Kapitale erweitert werden können. Diese Kapitale wären vorher in einem andern Zweige beschäftiget gewesen, der nun, da sie ihm entzogen würden, verlassen werden müsste. Da aber jener Zweig ohne Monopol getrieben werden konnte, dieser aber erst durch ein Monopol (denn die erhöhete Auflage auf die Einfuhr ertheilt ein solches) in Schwung gebracht werden muss: so

so wäre es unstreitig vortheilhafter gewesen, wenn das Kapital bey seiner vorigen Anwendung geblieben wäre.

Ueberhaupt ist das, was der Vf. über die Bewirkung einer vortheilhaften Handelsbalanz urtheilt, der schwächste Theil der Schrift. Er glaubt nämlich, die Handelspolitik müsse hauptsächlich dahin wirken, dass viel edle Metalle ins Land gezogen werden, welches er eben durch Abhalten der fremden Manufacturwaaren, vermittelst hoher Zölle zu verursachen hofft. Allein dieses Metallgeld würde doch Russland zu nichts brauchen können, als sich die besagten Consumtionsartikel, es sey in oder ausser Landes dafür einzutauschen. Wenn es nun dieselben für seine Waaren unmittelbar eintauscht, wozu erst die künstlich bewirkte Zwischenkunft des Metallgeldes? Es ist ganz falsch, dass sich ein Land besser befinden müsste, wenn es viel Metalle für seine Waaren erhält, als wenn es andere Waaren dafür bekömmt. Welches von beiden für die Nation am vortheilhaftesten sey, wird bey vollkommen freyer Handels-Concurrenz am besten bestimmt werden, und die beste Regierungspolitik wird seyn, sich jeder Regulirung dessen was die Unterthanen kaufen und verkaufen sollen, zu enthalten, und der Betrachtung der sogenannten Handels-Balanz gar keinen Einfluss auf ihr Abgaben-System zugestatten.

In der Lehre vom Wechsel-Curse S. 165. muss man zwey Umstände wohl unterscheiden. Hat nämlich ein Staat ein fixes bestimmtes Metallgeld: so regulirt sich der Curs bloss nach dem *Credit* und *Debet* beider Länder, und steigt oder fällt, je nachdem dieses oder jenes in einem Lande gegen das andere grösser ist. Ist aber Papiergeld in einem Lande das gewöhnliche Zahlmittel: so bleibt die metallene Münze bey Regulirung des Curses zunächst ganz ausser dem Spiel, und es regulirt sich der Wechsel-Curs mit fremden Ländern nach dem Metalle, welches im Lande mit dem Papiergelde gekauft werden kann. In diesem Falle kann der Curs zuweilen vortheilhaft für ein Land seyn, wenn er gleich tief unter dem Pari seines Metallgeldes steht. Wenn man in Russland selbst nur 270 holl. Ass Silber für den Papierrubel erhalten kann, und Hamburg zahlt dafür 280 holl. Ass Silber: so ist der Curs für Russland vortheilhaft, ob er gleich über 40 Procent unter dem Pari des Silberrubels steht. Das was dem Lande, dessen Papiergeld keinen fixen Werth hat, hauptsächlich schadet, ist das Schwanken seines Geldwerthes, und gegen dieses allein hat die Regierung zu arbeiten; alles übrige wird durch die freye Handels Concurrenz am vortheilhaftesten regulirt. Also nur Münzpolitik nicht Handelspolitik muss auf den Curs Einfluss haben. Hiermit stimmen die Rathschläge des Vfs. dem Wesen nach vollkommen überein.

Nichts kann aber zweckmässiger seyn, als des Vfs. Vorschlag, die hohe Abgabe auf die Kupfer- und Eisenbergwerke herabzusetzen und den Ausfall durch eine andere Auflage, wozu S. 181. in einem besondern Nachtrage das Salz vorgeschlagen wird, zu decken.

In einem Anhange fasst Hr. *W.* die Grundsätze, welche ihn in seinen Betrachtungen über Banken und Papiergeld geleitet haben, zusammen, und verweiset darüber auf des Prof. *Jakob's* National-Oekonomie und *Büsch's* Schriften, aus welchen die Hauptresultate über diese Gegenstände abgedruckt sind. Den Beschluss macht eine Recension über *Storchs* Gemälde des russischen Reichs von einem andern Vf., worin einige irrige Ansichten des Hn. *Storch* berichtigt, und insbesondere gegen den Vorschlag desselben, in Russland den Landbau und die Manufacturgewerbe mehr künstlich zu leiten, gute Bemerkungen gemacht werden.

Die dem Werke angehängten Tabellen bedürfen noch einer besondern Erwähnung, da sie mit grosser Sorgfalt verfertigt sind, und über das Steigen und Fallen des russischen Geldwerthes, der russischen Waarenpreise, Wechsel-Curse, so wie über das, was man Handels-Balanz nennt, sehr gute Belehrungen enthalten.

ERDBESCHREIBUNG.

STETTIN, b. Leich: *Beyträge zu der ausführlichen Beschreibung des Königl. Preussischen Herzogthums Vor und Hinter-Pommern.* Herausgegeben von *Ludw. Wilh. Brüggemann*, (Konsistorialrath und Hofprediger in Stettin). *Erster* Band. 1800. 527 S. *Zweyter* Band. 1806. 432 S. 4.

Der rühmlich bekannte Vf. dieses schätzbaren Werks hat das Publikum schon vor 25 Jahren mit einer sehr ausführlichen topographischen Beschreibung Pommerns beschenkt, und es ist dadurch für die Provinz in dieser Hinsicht mehr geschehen, als für irgend eine andre Provinz des preussischen Staats gethan worden ist. Durch diese Beyträge, welche, bey sehr ökonomischer Einrichtung und zum Theil sehr engem Druck, 120 Bogen enthalten, hat er der Provinz, dem Staate und der Wissenschaft wieder ein ehrenwerthes Geschenk gemacht, das die längste Dauer verdient und auch gewiss erhalten wird.

Schon in Hinsicht auf die zweckmässige Ausführlichkeit und Genauigkeit, mit welcher der Vf. seine Sammlungen zur Kenntniss Pommerns bekannt gemacht hat, gebührt diesem Werke der Dank der Zeitgenossen; aber in Hinsicht auf einige Abschnitte desselben macht es Epoche in der Wissenschaft; indem es Gegenstände aktenmässig und aus archivalischen Quellen darstellt, welche bis jetzt nie vor das Publikum kamen. Das *erste* Hauptstück des *ersten* Bandes enthält ein Verzeichniss der gedruckten Schriften und Verordnungen, welche den ältern und neuern Zustand von Pommern betreffen, unter folgenden Unterabtheilungen: I. Periodische Schriften vermischten Inhalts. 8 Numern. II. Schriften, welche das Verhältniss Pommerns gegen auswärtige Länder und Städte betreffen; es sind hier 82 Länder und Orte aufgeführt und 686 Schriften angegeben. III. Politische Geschichte: 68 Numern. IV. Von den Pommerschen

fchen Herzogen; worin auch ein Verzeichnifs der Schriften ist, welche die Herzoge felbft herausgegeben haben. — Ueberhaupt 509 Numern. V. Geographifche und topographifche Schriften. 54 Numern. VI. Statiftifche Schriften. 28 Num. VII. Oekonomifche Schriften. 31 Num. VIII. Die Naturgefchichte betreffende Schriften. 59 Num. IX. Sprache und Charakter der Pommern. 13 Num. X. Alterthümer. 23 Num. XI. Münzen. 18 Num. XII. Gelehrte Gefchichte. 49 Num. XIII. Kirchengefchichte. 75 Num. XIV. Juriftifche Schriften. 264 Num. XV. Den Adel der Provinz betreffende Schriften. 842 Num. nach alphabetifcher Ordnung der adligen Familien in Pommern. XVI. Landesherrliche Verordnungen. Hier find 17 Sammlungen und von den Gefetzen felbft nur die Titel der wichtigften angegeben; als: 24 Kirchen- und Schulverordnungen, 28 Juftizverordnungen, drey Lehnverordnungen, 63 Kameral-, Finanz-, Polizey-, und ökonomifche Verordnungen, 34 Accife-, Zoll- und Licentverordnungen und 7 Holz- und Forftverordnungen. Hieher gehört auch noch das *erfte* Hauptftück des *zweyten* Bandes, welches ein Verzeichnifs der die pommerfchen Städte betreffenden gedruckten Schriften von 827 Numern enthält. Das *zweyte* Hauptftück des *erften* Bandes liefert ftatiftifche Tabellen und Verzeichniffe, und giebt über die Provinz fo genaue tabellarifche Ueberfichten, als wir fie noch von keiner andern preufsifchen Provinz befitzen. Zuerft Volkszählungen von 1748 bis 1798, im erftern Jahre war die Zahl der Einwohner 313,237, und im letztern 493,160. Sie hatte fich alfo in 50 Jahren um 179,923 — um 57 Procent vermehrt, trotz des in diefem Zeitraume vorgefallenen, der Provinz fo viele Menfchen koftenden, fiebenjährigen Kriegs. Die Verzeichniffe der Getrauten, Gebornen und Geftorbenen find vom Jahre 1798. ganz fpeciell, von 1757 bis 1798. aber generell mitgetheilt; die Verzeichniffe der Geftorbenen nach den verfchiedenen Stufen des Alters von 1778 bis 1798. eben fo nach den Hauptkrankheiten und nach den Jahreszeiten, welche zu ftatiftifchen Berechnungen fehr brauchbar eingerichtet find. Das Generalverzeichnifs von den Städten für das Jahr 1798. giebt eine fehr belehrende Ueberficht über die ftatiftifche Verfaffung der Provinz, und enthält eigentlich die Summen von den nachher folgenden Specialtabellen mit nöthigen Erläuterungen und Zufätzen. Die darauf folgende Generaltabelle von dem Zuftande des platten Landes für das J. 1798. giebt auf zwey Quartfeiten eine gedrängte und reichhaltige Ueberficht vom Zuftande der Provinz, welche dem Staatsdiener und dem Gelehrten gleich intereffant und wichtig feyn mufs. Aufser einer Generaltabelle vom Zuftande der ganzen Provinz folgen nun die Specialtabellen von den 53 Städten, von den königlichen Aemtern (wobey auch die Pachtfummen der Aemter angegeben find), von den adligen Kreifen und von den Kämmereygütern der Städte, fämmtlich vom J. 1798. Es folgt dann eine Nachweifung von den Summen, mit welchen eine jede Stadt, ein jedes Amt und ein jeder adliger Kreis in der Brandverficherungsfocietät angefetzt ift. Intereffant ift hier die Notiz, dafs in den 24 Jahren von 1775 bis 1798. bey allen pommerfchen Städten (Stettin ausgenommen, welches eine eigne Societät bildet), die im Durchfchnitt zu 4,349,629 Rthlr. verfichert waren, die aufzubringende Summe nur 112,355 Rthlr. betragen hat, fo dafs der Beytrag von 100 Rthlr. Verficherungs-Capital im Durchfchnitt jährlich nur 1 gr. $7\frac{1}{3}$ pf. ausmachte. — Die S. 434. folgende Tabelle von den Fabriken und Manufakturen ift bis jetzt einzig in ihrer Art; fie ift in Rückficht auf die Form und das Materielle in den Annalen der preufsifchen Staatswirthfchaft und Statiftik von *Krug* einer ftrengen Kritik unterworfen worden. — Die Tabelle von dem Ertrage der Accife im J. 1798 bis 1799. ift vorzüglich wegen der genauen Trennung der Objecte, von welchen diefe Abgabe gehoben wird, wichtig, und eben fo wichtig für den Finanzier und den Statiftiker ift die darauf folgende Tabelle von dem Ertrage der Abgaben vom Stempelpapier, von Vollmachten, Karten, der Mufikgelder und der Paraphengefälle von 1772 bis 1798. Das Verzeichnifs der Getreidepreife in Stettin vom J. 1600 bis 1799. ift ein dem Hiftoriker und Staatswirth ebenfalls wichtiges Aktenftück; auch ift noch ein Verzeichnifs vom Preife der Wolle und des Hopfens von 1727. an hinzugefügt. — Das *dritte* Hauptftück giebt Nachrichten über den pommerfchen Handel, und obgleich fich in nationalökonomifcher Hinficht gegen die Form der hier gelieferten Tabellen fo manches einwenden läfst, fo haben fie dennoch mannichfachen Werth. Die Ueberficht von dem Stettinfchen Handel infonderheit, deren Vf. der Director der dortigen Accife und Zolldeputation der Kammer Hr. *von Heydebreck* ift, giebt fehr fchätzbare Notizen. — Das *vierte* Hauptftück des *erften* Bandes und das *zweyte* des *zweyten* Bandes liefern eine Befchreibung von allen adligen Gütern in Pommern, welche für die dortigen Gutsbefitzer fehr intereffant feyn mufs, da fie (vorzüglich was die hinterpommerfchen Güter betrifft) ihnen eine gedrängte Gefchichte ihrer Befitzungen aus Akten und Dokumenten gezogen, liefert, und bey verfchiedenen Gütern Nachweifungen giebt, dafs und wo von denfelben Urkunden zu finden find, die grofsentheils den Befitzern auf andern Wegen gar nicht bekannt werden konnten. Das *dritte* und letzte Hauptftück des *zweyten* Bandes liefert eine ausführliche Befchreibung aller unter der Oberauflicht der Regierung und des Konfiftoriums in Stettin ftehenden Hofpitäler, Armen- und Waifenhäufer, Armen-Kaffen, Stipendien für Studirende, milden Stiftungen und Vermächtniffen für Armen, Schulen, Prediger und andre Kirchenbediente und deren Wittwen und Waifen, wie auch für öffentliche Bibliotheken. Es ift die Frucht mehrerer Jahre, welche durch ein lange fortgefetztes Forfchen des Vfs. in den Archiven der Regierung, des Konfiftoriums und des Stettiner rathhäuslichen Archivs fo weit gediehen ift. Es find durch diefes Verzeichnifs, welches, aufser der kurzen Gefchichte der Stiftungen, ihre Fonds, ihre Verwaltung und den Zweck des Stifters angiebt, viele bisher in der Dunkelheit und ohne

ohne Auffsicht von Seiten des Staats gebliebene milde Stiftungen hervorgezogen und bekannt gemacht werden. Von mehr als 500 solchen Stiftungen werden in diesem Abschnitte, der 175 sehr eng und klein gedruckte Quartseiten füllt, genaue und bestimmte Nachrichten gegeben, und der Vf. kann mit grösstem Recht auf den Dank seiner Provinz und seiner Zeitgenossen Anspruch machen, dass er das ans Licht brachte, was bis dahin dort und leider! jetzt noch fast überall mit einem undurchdringlichen Dunkel bedeckt ist, das manchem zum ökonomischen, aber unrechtmässigen Vortheil gereicht, und darum so selten und nur mit grosser Kraft weggenommen werden kann: denn mehrentheils werden dergleichen Stiftungen denen am wenigsten bekannt, für welche sie ursprünglich bestimmt waren.

Wenn wir aus dem Reichthum aller von dem Vf. gelieferten Notizen nur das Merkwürdigste oder die Resultate und Generalsummen ausheben und hier anzeigen wollten: so würden einige Bogen nicht hinreichen und wir müssen daher einen jeden Statistiker und Liebhaber dieser Wissenschaft an die Quelle selbst verweisen. Möge dieses Werk vorzüglich den Ausarbeitern und Herausgebern von Provinzialbeschreibungen zum Vorbilde dienen, und möge ein so anhaltend fortgesetztes Sammeln, ein so eiserner und uneigennütziger Fleiss und eine so liberale Unterstützung von Seiten der Staatsbehörden, was bey diesem Werke sich vereint findet, in mehrern Staaten und in mehrern Provinzen des preussischen Staats, so wie bey mehrern mit Kraft ausgerüsteten Männern Nacheiferung erwecken! Es sind aber auch bey einem solchen Werke unendliche Schwierigkeiten zu überwinden, welche der Anfänger und der unbefangene Mann gar nicht ahndet, und hier gereicht das vorliegende Werk ebenfalls den pommerschen Landständen zu grosser Ehre, welche nicht nur — gegen den gewöhnlichen Geist der Landstände *in Corpore* — den Vf. mit Materialien kräftigst unterstützten, sondern ihn auch durch ein beträchtliches Geschenk bey dieser mühsamen Arbeit aufmunterten. Auch scheint es in der That, als wenn dergleichen Werke ohne diese oder ähnliche Aufmunterung nicht zum Vorschein kommen können: denn der ökonomische Vortheil eines Verfassers ist bey dergleichen Arbeit in der Regel so gering, dass jede andre diesem Unternehmen gleiche Anstrengung ihn besser lohnt; es haben gewiss einzelne Seiten dieses Werks dem Vf. mehr Arbeit und Zeit gekostet, als andern reichlicher bezahlten Schriftstellern mehrere Bogen, und nur entschiedene Neigung zu dieser Wissenschaft und das Bewusstseyn, ein Werk von grossem Nutzen geliefert zu haben, muss dem Schriftsteller den Muth erhalten, eine solche Arbeit durchzuführen.

Leipzig, b. Hinrichs: *Hydrographische und physikalische Charte von Deutschland in 30 Blättern*, welche Schlesien, die Schweiz, Holland, die Niederlande, einen Theil von England und Italien, und beynahe ganz Frankreich; nebst einer illum. Generalkarte, welche die wahren Gränzen Deutschlands, so wie seine natürliche Abtheilung und Unterabtheilung darstellt. Von *Champion*. 1803. Fol. (6 Rthlr.)

Eine schöne Karte, 41¾ (Rheinl. ddc.) Zoll hoch innerhalb des Randes, und 52½ Zoll breit; sie umfasst die auf dem Titel genannten Länder, stellt aber weiter nichts davon dar, als die Ströme, Flüsse, Bäche und Quellen; illuminirt man die zu jedem Strome gehörige Gegend und zieht am Rande derselben die Gränzen aus, so hat man die Hauptrichtung der Gebirge, die höheren und niedern Gegenden, die Becken sämmtlicher Ströme die Deutschland, der grösste Theil, den Frankreich u. s. w. empfängt; und man übersieht diese *mit* einem Blicke. Die Ströme ziehen durch ihre stärkere Zeichnung, allmäliges Grösserwerden und ihre Mündung die Aufmerksamkeit des Beobachters an sich, und die hinein sich ergiessenden kleinern Flüsse und Bäche sind wie die Adern im menschlichen Körper, die das Ganze wie ein Netz überziehen. — Der Gedanke des Hn. *Ch.* statt der so veränderlichen politischen Eintheilungen, natürliche zu substituiren, verdient besonders in unseren Zeiten die Aufmerksamkeit aller Geographen. „Nicht Flüsse, sondern Gebirge trennen Völkerstämme, und sichern ihre Gränzen, bringen die Verschiedenheit der Climate, des Bodens und der Producte. Menschen die in einem und dem nämlichen Becken eines Stromes wohnen, nähern sich immer mehr durch gegenseitige Verbindungen, Verkehr im Handel und Wandel, und gemeinschaftliche Sicherheit." Wenn aber der *Vf.* fernerhin behauptet: „militärische Märsche und Stellungen lassen sich auf einer solchen Karte sicherer und bequemer anordnen und ausführen. Früher als an tiefere Gegenden lässt sich am Rande der Becken ein Feldzug eröffnen, trockne Wege, gesundere Luft, und besseres Wasser erwarten; man hat den Vortheil des Terrains beym Angreifen und Zurückziehen u. s. w.," so lässt sich dagegen so manches einwenden, dass es den Raum einer Recension überschreiten würde. Wenn der Vf. die Berge selbst gezeichnet hätte, dass man sie nebst ihren Abdachungen vor sich sähe; wenn der Weg auf den Bergen hin eben so bequem wie auf Landstrassen wäre; nicht durch Wälder und Felsen oft unzugänglich gemacht würde; wenn die Hauptstädte wenigstens mit ihren Namen angegeben, oder doch durch die Linien der Länge und Breite kenntlicher würden; wenn man nicht durch Vergleichung mit andern Karten alle diese Vortheile sehr mühsam aufsuchen müsste, u. s. w., dann könnte wohl diese Karte sehr nützlich seyn; gegenwärtig aber kann sie bey ihrer Schönheit nur geringen Nutzen bringen, und ist gewissermassen nur ein *avant la lettre* einer noch auszuarbeitenden Karte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 19. November 1806.

TECHNOLOGIE.

PARIS, b. Firmin Didot: *Traité de l'art du Charpentier*, approuvé et adopté par l'institut national, pour faire suite aux arts et metiers publiés par l'académie des Sciences; par *J. H. Hassenfratz. Premiere* partie. 1804. XXXII u. 238 S. gr. 4. (7 Rthlr.)

Dieses Werk über die Zimmermannskunst, welches Alles erschöpfen soll, was zu dieser Kunst gehört, und dereinst vollendet das einzige in seiner Art seyn wird, verdankt sein Entstehen einem Auftrage, welcher den Herrn *Monge* und *Hassenfratz* gemeinschaftlich von der ehemaligen Akademie der Wissenschaften zu Paris im J. 1788. gegeben ward. Der letztere führte aber jenen Auftrag allein aus, und war auch dazu im Stande, theils weil er eine lange Reihe von Jahren in dem Athenäum zu Paris die Technologie öffentlich gelehrt, theils weil er fünf Jahre lang selbst die Zimmermannskunst praktisch getrieben, theils weil er in dieser Kunst besonders den Handwerksleuten Unterricht ertheilt hatte. Allerdings gehört die Vereinigung der Theorie mit der Praxis, und eine Uebung im Unterrichten zur glücklichen Beschreibung eines Handwerks, die zugleich beiden Klassen von Männern, den Handwerkern und den wissenschaftlichen Kennern des Handwerks, genügen soll. Dieses Erfordernisses war sich der Vf. bewusst, und er äussert sich darüber in der Vorrede ganz richtig. Soll die Beschreibung eines Handwerks gut seyn: so muss der Handwerker darin alle seine täglichen Arbeiten finden; es müssen darin die von Andern ausgeübten Mittel so klar und umständlich gelehrt werden, dass er sie mit den seinigen und unter einander vergleichen und selbst ausüben könne; alle einzelnen Sätze der Theorie seiner Kunst und die Grundlagen derselben müssen entwickelt seyn; die Geschichte der Kunst und ihre allmälige Ausbildung darf nicht vermisst werden; besonders aber muss ihr gegenwärtiger Zustand aufs vollkommenste geschildert seyn; endlich müssen auch die möglichen Vervollkommnungen, deren das beschriebene Handwerk fähig ist, angezeigt seyn. Auf der andern Seite muss der Theoretiker in einer solchen Beschreibung nicht allein eine glückliche und befriedigende Anwendung bekannter Grundsätze, sondern auch alle einzelne Handthierungen finden; und überdem noch neue Grundsätze, wodurch, wo möglich, die Theorie der Kunst vervollkommnet werden kann. Endlich müssen auch die Handthierungen anderer Künste, welche auf die beschriebene Bezug haben und zu deren Vervollkommnung beytragen können, erwähnt werden, so dass der Praktiker sowohl als der Theoretiker davon glückliche Anwendungen zu machen im Stande sey.

Die angezeigte Zimmermannskunst ist nach diesem Plane ausgearbeitet worden, und zwar in *sechs* Theilen, von denen uns aber nur dieser *erste* bis jetzt zu Gesicht gekommen ist, welcher sich durch seine allgemeine Nützlichkeit der Theilnahme aller Gutsbesitzer, Holz- und Forst-Verwalter, Baumeister und Zimmerleute empfiehlt. Er handelt nämlich von dem Holze, von dessen Wachsen in den Wäldern an bis zu dessen Transport an die Verbrauchsörter hin, in fünf Kapiteln.

Das *erste* Kapitel begreift *das Wachsthum, die Schwere, die Widerstandskraft, die Elasticität, die Vergänglichkeit und die Verbrennlichkeit der Hölzer*. Nachdem der Vf. die in ältern Büchern beschriebenen Beobachtungen und Erfahrungen über die Cultur und das Wachsen der Bäume gesammelt hat, stellt er Untersuchung über die jetzigen neuern Bäume an, die Frankreichs Clima vertragen, und in der Zimmermannskunst mit gutem Erfolge angewandt werden können. In einer Tabelle führt der Vf. 168 theils Arten, theils Varietäten an; diese Tabelle enthält die französischen und lateinischen Namen, die mittlere Höhe jedes Baumes mit Zweigen, die mittlere und gewöhnliche Höhe ihrer Stämme, den ihnen zuträglichen Erdboden. Die Tabelle ist von *Thouin*, *Cels* und *Villemorin* durchgesehen, und dadurch so vollständig geworden, als nicht leicht eine der Art seyn dürfte. Die mittlere Höhe der Bäume überhaupt war wohl schon von den Botanikern angemerkt worden; aber nicht die mittlere Höhe ihrer Stämme; und man kann daher diese Bestimmung, welche wir den Hnn. *Hassenfratz* und *Thouin* gemeinschaftlich verdanken, als eine ganz neue Arbeit ansehen. — Ueber das Verhältniss des jährlichen Wachsthums hatten bisher einige Forstmänner, Botaniker und Physiker ihre Erfahrungen mitgetheilt; aber diese betrafen nicht mehr, als etwa 15 bis 16 theils Arten, theils Varietäten. Der Vf., durch die Professoren des Museums der Naturgeschichte unterstützt, hat eine grosse Menge von Beobachtungen, theils an grünen, theils an trocknen Bäumen gesammelt, und mit Zuziehung derer, die ihm von *Fougeroux*, *Richard*, *Villard*, *Poederle* und *Gouan* mitgetheilt wurden, eine Tabelle über das jährliche Wachsthum von 108 Bäumen, theils Arten, theils Varietäten, entworfen, wie man sie bisher noch nicht hatte, und die er, ob sie gleich das Re-

Resultat von 300 Beobachtungen über Bäume verschiedenen Alters, das bey einigen auf 250 Jahre sich belief, dennoch mit Bescheidenheit, als noch nicht hinreichend genau, der Verbesserung und Vervollständigung solcher Männer empfiehlt, die sich täglich mit der Baumzucht beschäftigen. Diese Tabelle enthält die Namen der Bäume, die Anzahl der über jeden angestellten Beobachtungen, und das jährliche Wachsthum sowohl in dem Umfange, als in dem Durchmesser; letzteres sowohl nach dem neuen, als nach dem ehemaligen französischen Masse. Ueber das specifische Gewicht hatten *Muschenbroek*, die beiden *Duhamel*, *Cossigni*, *Varennes-Fenilles* zahlreiche Beobachtungen gesammlet, deren Resultate so gut als möglich übereinstimmten, weil die Dichtigkeit des Holzes von dem Erdboden, dem Stande des Baumes in der Luft und auf Berg und Thal, dem Klima und dem Grade der Feuchtigkeit und Trockenheit abhängt. Der Vf. lehrt, wie man bey Bestimmung des specifischen Gewichts der Holzarten verfahren könne und müsse, und wie er sich dabey benommen habe, und liefert dann aus den ältern sowohl, als aus 600 neuern Beobachtungen eine Tabelle über 88 Bäume, theils Arten, theils Varietäten, die als Bauholz gebraucht werden können. Diese Tabelle enthält die Namen der Bäume, dann das Gewicht eines Millistère oder Kubik-Decimètre (welches einerley ist mit dem Verhältnisse des specifischen Gewichtes gegen ein Gewicht des Wassers = 1000) in fünf Rubriken nach *Muschenbroek*, *Duhamel*, *Cossigni*, *Varennes-Fenilles* und *Hassenfratz*, und endlich die Mittelzahl aus den Resultaten mehrerer Beobachter. — Was die Widerstandskraft oder Tragbarkeit der Hölzer betrifft, deren Kenntniss in dem Bauwesen von grösster Wichtigkeit ist: so theilt der Vf. sie ab in die horizontale und verticale Tragekraft, und in die verticale Hangekraft, wenn nämlich an einem vertical gestellten Holze eine Last von unten zieht, und handelt alle drey Arten besonders ab. Er erzählt kurz, was Galilei, Wurtzius, Grandi, Mariotte, Leibnitz, Varignon, Jacob Bernoulli, Euler, Lagrange, Parent, Belidor, Buffon, Lamblardie, Girard, Duhamel, Muschenbroek zur Erforschung der Widerstandskraft, insbesondere der horizontalen Tragekraft, gethan haben, und beschreibt die Anstalten zu den Versuchen hierüber. Dann liefert er eine Tabelle über die horizontale Tragekraft, welche 40 verschiedene Holzarten in der Länge von fünf Mètres, und in der Stärke von 1 Decimètre ins Gevierte haben, grösstentheils nach eigenen Versuchen, deren Wiederholung er sehr empfiehlt, um endlich zu Resultaten zu gelangen, die gänzliches Zutraun verdienen. Da das Eichenholz das am meisten gebräuchliche seyn soll: so hat der Vf. für dessen mittlere Stärke Tabellen entworfen, die im Nothfall, wenn es bey dem Gebrauche auf Beurtheilung der Stärke ankömmt, dazu dienen können; sie erstrecken sich von 1 Mètre bis zu 15 Mètres der Länge, und von 2 bis 40 Centimètre in der Seite. Ihre Anwendung wird gelehrt und durch Beyspiele erläutert. Ueber die verticale Tragekraft und die verticale Hangekraft haben nur die Resultate weniger Versuche von Muschenbroek und Perronet angeführt werden können. Dieser noch zu wenig bearbeitete Gegenstand verdiente, dass Akademieen auf dessen Bearbeitung Preise aussetzten. Ja selbst bey der horizontalen Tragekraft ist noch sehr viel zu thun, bevor die Wissenschaft sie in allen Fällen richtig zu beurtheilen wagen darf. Hierauf hätte der Vf. aufmerksam machen sollen, wenn es ihm an Gelegenheit und Zeit zur Erweiterung dieser Kenntniss fehlte. Denn erstlich muss die Tragekraft der tannenen und fichtenen Balken und Breter ebenfalls bekannt seyn. Zweytens ist es nicht hinreichend, die Zerbrechungskraft zu wissen; noch wichtiger ist in den meisten Fällen die Kenntniss der Biegungskraft, worüber wir wenig oder gar keine brauchbare Beobachtungen haben. — Die Vergänglichkeit des Holzes, Stocken und Fäulniss handelt der Vf. als Physiker und als Zimmermann ab, und giebt die Mittel und das bereits gebrauchte Verfahren an, die Vergänglichkeit des Holzes sowohl zu verhüten, als zu vermindern und zu hemmen. Jedoch vermisst Rec. Mittel gegen die Schwämme. — Was endlich der Vf. von der Verbrennlichkeit des Holzes sagt, ist nicht unzweckmässig, da die Berücksichtigung derselben auf die längere Dauer der Zimmerwerke Einfluss hat. Es werden mehrere versuchte Mittel angezeigt, und die Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand erregt.

Das *zweyte* Kapitel. *Von der Fällung des Holzes*, begreift die verschiedenen Arten, das Holz in den Wäldern zu fällen, das Alter, in welchem die Bäume abgeschlagen werden müssen, das umständliche Verfahren bey dieser Arbeit, das Beschlagen und das Trennen des Holzes. Der Vf. handelt die fünf üblichen Arten der Fällung ausführlich ab, und untersucht den jährlichen Ertrag der Hölzer bey jeder Methode, und ihre Vortheile und Nachtheile, wovon er Gelegenheit nimmt, die Umstände und die Holzarten zu bestimmen, für die jede besondere Fällungsart vorzuziehen ist. Weil die beiden *Duhamel* bey Ausmittelung des verhältnissmässigen jährlichen Ertrags, welchen die Fällungen des Eichenholzes geben, die Interessen von dem Gelde nicht mit berechnet haben: so hat der Vf. diese mit in Anschlag gebracht, und dadurch aus den nämlichen Datis Resultate erhalten, die von den Duhamelschen abweichen. — Die Frage, in welchem Alter die Bäume gefällt werden müssen, bezieht sich lediglich auf den Nutzen des Forst-Besitzers, und wird durch die Antwort gelöst: Jeder Baum muss gefällt werden, wenn dessen jährliche Zunahme nicht mehr so viel beträgt, dass seine Erhaltung Gewinn bringt. Hiebey entsteht aber die neue Frage: in welchem Alter des Baums kömmt die jährliche Zunahme zu dem Maximum der Einträglichkeit? Diese Frage nun sucht der Vf. für das Eichenholz zu beantworten, indem er Erfahrungen über den jährlichen Werth der Hölzer im Verhältniss ihrer Zunahme am Volumen anführt. Eine Tabelle lässt die Vergrösserung des Volumens einer Eiche von 10 zu 10 Jahren bis zu dem 300sten, im Gan-

Ganzen und jährlich überfehen. Die Erfahrung lehrt, dafs es für jede Holzart ein zum Fällen vortheilhaftes Alter giebt; aber auch, dafs dieses nach dem Erdboden und dem Stande im Walde verschieden ist. Aus *Duhamels* Schrift werden die Kennzeichen mitgetheilt, woran man sieht, dafs ein Baum ins Absterben kommt. In Hinsicht der Jahreszeit folgt auch der Vf. den *Duhamels*, denen diese gleichgültig ist. Ueber das Abrinden der Bäume vor dem Fällen stellt der Vf. scharffinnige Untersuchungen an, deren Resultat ist: das beste sey, es so zu machen wie der Bergwerks-Aufseher Laboullay. Dieser liefs im Frühjahre am Fufse der Eiche einen Kranz Rinde ringsherum abschälen und in jeder mit dem Bohrer ein Loch bis zum Centrum bohren; dann liefs er sie drey Monate lang so stehen und nun fällen, vierkantig beschlagen und verbrauchen. Nach 20 Jahren zeigte sich an diesem Holze nicht der geringste Fehler. — Das Fällen und Bevierkanten des Holzes lehrt der Vf. als Praktiker und Theoretiker gleich gut mit ungemeiner Sachkenntnifs, und beschreibt die verschiedenen Verfahrungsarten, deren man sich bedienen mufs, um von jedem Baume die gröfste Menge Holz, oder ein Baumstück vom gröfsten Werth im Verhältnifs seiner Bestimmung, wozu es tauglich ist, zu erlangen. Er zeigt ferner, unter welchen Umständen es dem Holzkäufer zuträglicher sey, sein Holz mit der Axt bewaldrechten, und unter welchen Umständen es ihm mehr Vortheil bringe, dasselbe mit der Säge bevierkanten zu lassen. — Das Trennen des Holzes mit der Säge nach der Länge kann zum Zweck haben, die grofsen Blöcke zu bevierkanten, oder Bohlen daraus zu erhalten, oder das Holz als Breter zu verkaufen. Nach diesen dreyerley Zwecken ist der Vf. bestimmt worden, das Trennen mit der Säge einmal in Beziehung auf die erlangten Hölzer, und zweytens in Beziehung auf die zur Trennung angewandten Mittel zu betrachten. In der erstern Beziehung stellt er Vergleichungen an zwischen den verschiedenen Absatz-Arten der Baustämme, zwischen der verschiedenen Güte und Mangelhaftigkeit der erlangten Breter, und zwischen dem hygrometrischen Einflufs, den die Richtung, in welcher sie getrennt werden, auf die Hölzer hat. Er vergleicht ferner die hiebey üblichen holländischen Methoden mit den französischen, sowohl in Hinsicht der Quantität als der Qualität der Breter. Das Verfahren bey dem Zerschneiden mit der Säge handelt er sehr ausführlich ab mit wissenschaftlicher Beurtheilung. In Beziehung auf die angewendeten Kräfte zum Zerschneiden des Holzes bedient man sich der Kräfte der Menschen und Thiere, des Wassers, des Windes, auch kann man sich des kochenden Wasserdunstes bedienen. In gebirgigten Gegenden, wo viel Wasser-Zuflufs ist, sind Wassermühlen zum Zersägen die vortheilhaftesten. Die Holländer kaufen in den Wäldern längst den Ufern des Rheins grofse Eichen auf, transportiren sie bis in ihr Land und zerschneiden sie daselbst mit Windmühlen vortheilhaft. Aber anderwärts bedient man sich fast durchgängig der menschlichen Kräfte zum Bretschneiden. (Diese Behauptung bedarf grofser Einschränkung; denn in vielen gutverwalteten deutschen Staaten sind es nur die Bauern, die im Winter, wenn der Ackerbau sie nicht beschäftigt, sich Sägeblöcke kaufen, sie mit der Hand zerschneiden und die Breter zu Markte fahren; die meisten Breter aber werden auf Mühlen zubereitet.) Freylich hat es Schwierigkeiten, immer im Mittelpunkt eines abzuholzenden Reviers Wasser- oder Windmühlen zu errichten und der Transport bis an dergleichen Maschinen in der Nachbarschaft wird kostbar. Dann aber könnten Pferdemühlen und Ochsenmühlen angelegt werden; auch Dampfmaschinen. Der Vf. schlägt dergleichen vor und lehrt ihre Einrichtung, besonders auch um sie leicht transportabel zu machen. Um die zweckmäfsige und zuträgliche Benutzung einer jeden dieser Anstalten in vorkommenden Fällen richtig beurtheilen zu lassen, geht er in sehr umständliche Vergleichungen über die gewöhnlichen sowohl, als auch über die von ihm vorgeschlagenen Verfahrungsarten ein. Hauptsächlich genau ist er in den Angaben der zu einer Dampfmaschine gehörigen Stücke und in der Erörterung der Vortheile, welche eine solche Maschine liefert. Rec., der an den Ufern der Themse im und bey London mit eigenen Augen gesehen hat, wie vortheilhaft die Engländer die Dampfmaschinen zu fast allen Arten der handwerksmäfsigen Beschäftigungen anwenden, stimmt dem Vf. aus eigener Ueberzeugung bey, und empfiehlt seinen deutschen Landsleuten die häufigere Anlage solcher Werke.

Das *dritte* Kapitel: *Von dem Transport der Hölzer*, oder dem Herausschaffen des Holzes aus den Wäldern, begreift den Transport zu Lande und den zu Wasser. Der erstere ist nach der Lage der Wälder und nach localen Beschaffenheiten derselben verschieden. Ganz anders mufs das Holz aus sumpfigten Wäldern, ganz anders aus trocknen Ebenen, aus gebirgigten Ländern, ganz anders von steilen Bergen transportirt werden. Der Vf. fand sich durch seine vielen Reisen und selbst gemachten Beobachtungen im Stande, alle Arten des Transports, auf dem Schnee, auf Schlitten, auf Schurrwegen, auf der Axe, u. s. w. umständlich zu beschreiben und durch deutliche Zeichnungen zu erläutern. Was den Transport zu Wasser betrifft, so wird hier von dem Schwemmen, von dem Flöfsen und von dem Verschiffen gehandelt. Der Vf. läfst sich auf die schiffbaren Kanäle etwas ein, beschreibt kurz die Schleufsen und deren Erfindung, und lehrt die nöthigen und wesentlichen Vorsichtigkeiten, wodurch verhindert wird, dafs das Holz theils bey dem Wasser-Transporte selbst, theils nachher weiter, abständig wird.

Das *vierte* Kapitel: *Von der Krümmung der Hölzer*, zeigt die gewöhnlichen Verfahrungsarten an, durch welche man dem grünen Holze auf dem Stamme sowohl, als auch dem abgeschlagenen trocknen die erforderlichen Krümmungen giebt. Die ganze Theorie der Krümmung trockener Hölzer gründet sich auf die Erweichung durch die Wärme. Diese wird theils unmit-

mittelbar angewandt, wie von den Böttchern, um die Fass-Dauben zu krümmen, und von den Kahn-Bauern, um die Seiten-Planken zu krümmen; theils wird sie in Verbindung mit Wasser durch kochendes Wasser und durch Wasser-Dämpfe gebraucht. Der Vf. geht alle diese Verfahrungsarten durch und beschreibt die dazu nöthigen Apparate, Maschinen und Wärmepfannen deutlich und ausführlich.

In dem *fünften* Kapitel kömmt *die Berechnung des Cubik-Inhalts des Holzes* vor. Nachdem der Vf. diese Berechnung auf eine den Handwerksleuten verständliche Weise auseinandergesetzt hat, zeigt er die in verschiedenen Ländern übliche Cubirungsart an, und vergleicht sie mit dem neuerlich in Frankreich angenommenen einfachen Verfahren, das nun auch in dem ganzen Reiche allgemein angewandt wird. Er stellt die Pariser Methode dar, nach dem, was man *us et coutumes* nannte, entwickelt die Grundsätze, auf denen sie beruht, zeigt die Abweichungen, die es sie treffen würde, wenn man die neue Cubature darauf anwenden wollte, und beschliesst mit Reductions-Tabellen für die ältern und neuern Cubik-Masse.

Noch gehören zu diesem *ersten* Theile der Zimmermannskunst 26 Kupfertafeln, welche in sehr sorgfältigen Zeichnungen treue und richtige Darstellungen der in dem Buche beschriebenen Gegenstände enthalten. Dem Buche selbst aber geht eine Einleitung voran, welche sich über drey Gegenstände ausbreitet: über die Ursachen, die den Menschen bestimmt haben, sich Wohnungen zu bauen; über die einfachen Wohnungen und über die Masse, die in diesem Werke gebraucht werden. In dem Artikel von den einfachen Wohnungen, liefert der Vf. kurze und deutliche Beschreibungen von 33 solcher Wohnungen oder Hütten, die man bey solchen Völkern der Erde angetroffen hat und noch antrifft, welche auf der niedrigen Stufe des einfachen ungekünstelten Cultur-Zustandes zurückgeblieben sind. In eben diesem Artikel wird von den Bau-Materialien überhaupt gehandelt, und die Frage beantwortet: welche Bau-Materialien sind vorzuziehen? einmal in Hinsicht auf die, welche das Land, wo man baut, liefert; und zweytens in Hinsicht auf die Regierungsform, und auf die Industrie der Nationen. Was die Bemerkungen über die in diesem Werke vorkommenden Masse betrifft: so hat sich hier der Vf. um alle diejenigen, welche mit den neuen französischen Massen noch nicht gehörig vertraut sind, dadurch sehr verdient gemacht, dass er mehrere sehr brauchbare Reductions-Tafeln mitgetheilt hat.

KLEINE SCHRIFTEN.

Litteraturgeschichte. *Jever*, b. Borgeest: *Einige dürftige Nachrichten von dem Leben und den Schriften des seel. M. Gerhard Hoppe* — — womit zur geneigten Anhörung einiger Abschieds-Reden — einladet *Hermann Friedrich Hollmann*. 1806. 20 S. 4. — Der Vf. verdient allerdings Dank bey seinem Publicum für die Mittheilung dieser literarischen Nachrichten von einem Prediger, der vor zwey Jahrhunderten sich durch Schriften und Predigten auszeichnete und durch Stiftung eines Stipendiums in der Herrschaft Jever unvergesslich machte. Nur wäre zu wünschen, dass er mehr Fleiss auf einfach schöne Darstellung seiner Gedanken und auf geschickte Behandlung der Gegenstände seiner Arbeit, zum Vergnügen und zur Unterhaltung seiner Leser verwendet haben möchte. In so fern diese Gelegenheits-Schrift zur Ergänzung des Jöcherschen Gelehrten-Lexicons benutzt werden kann, theilen wir den Hauptinhalt derselben hier mit. *Gerhard Hoppe* ward am 1. Julius 1601. zu Esensham im Butjadinger Lande geboren. Sein Vater war höchst wahrscheinlich derselbe, welcher unter dem Namen *Hinrich Hoppe* dort von 1591—1616. als Prediger stand. Der Tod entriss ihm denselben während seiner Schulstudien zu Jever oder Oldenburg. Das nachgelassene väterliche Vermögen, wovon er in der Folge, nach dem Tode der Mutter, gleich seinen Schwestern 500 Rthlr. als Erbtheil erhielt, verschaffte seiner Mutter nur ein kärgliches Auskommen. Die Mutter konnte daher auch nur wenig zu den Kosten des Studierens für ihren Sohn beytragen. Aber der Graf Anton Günther von Oldenburg verlieh ihm ein Stipendium auf sechs Jahre. Er bezog 1621. die Universität Wittenberg, und ging von da nach Rostock, wo er unter dem Vorsitze des *D. J. Tarnow* öffentlich disputirte und am 7. April 1627. die Magister-Würde erhielt. Seine Disputation handelte in vier Abschnitten von der Berufung, der Ordination, Immunität und Entlassung der Prediger. Im J. 1628. ward er vom Graf von Oldenburg, seinem Wohlthäter, zum Hofprediger nach Oevelgönne berufen. Da er daselbst zugleich Geschäfte an der neu errichteten Schule bekam: so fand er Gelegenheit und Ermunterung zu einer Schrift, welcher er den Titel gab: *Vinculum scholasticum*, oder sechsfältiges Schulbündlein, d. i. kurze, jedoch in Gottes Wort gegründete, Zucht- und Schulführungs-Predigt von *Gerhardo Hoppio*. 1629. 63 S. 4. Durch diese Schrift empfahl er sich so sehr, dass er 1630 nach Fedderwarden, woselbst der lutherische Lehrbegriff gegen die Reformirten fest begründet werden sollte, als Prediger versetzt wurde. Hier errichtete er im Jahr 1664. ein Testament, worin er auf den Fall, dass sein (von sechs Kindern noch am Leben erhaltener) einziger Sohn ohne Erben versterben sollte, sein ganzes Vermögen von 8000 Rthlr. den beiden Schulen zu Oldenburg und Jever schenkte. In einem zweyten Testamente, welches 1668. feyerlichst aufgesetzt wurde, ward diess Vermögen unter gleicher Voraussetzung der Schule zu Jever allein vermacht. Der Wille des Erblassers dabey war: „dass man von dem Vermächtnisse ein ewig dauerndes Stipendium errichten, und die Interessen des Capitals für arme und verlassene, jedoch fromme und fleissige Schulknaben, welche die Schule zu Jever besuchten und zum Studieren tüchtig befunden würden, bestimmen sollte; auch sollte einem jeden solchen Knaben von den Interessen so viel als er zur Fortsetzung seines Studierens benöthigt, jährlich gereicht werden, so lange bis er etwas reifliches und beständiges erlernt und gefasst habe, damit er sich selbst hindurch bringen könne." — Er starb den 12. August 1668. Ihm folgte 1669. die dritte Frau, und 1674. der unverehelichte Sohn.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 20. November 1806.

MATHEMATIK.

Berlin, in d. Realschul-Buchh.: *Bemerkungen über die Wirkung und vortheilhafte Anwendung des Stoßhebers (Bélier hydraulique).* Nebst einer Reihe von Versuchen mit verschiedenen Anordnungen dieser neuen Wasserhebungsmaschine. Von *Joh. Alb. Eytelwein*, königl. preuss. geh. Oberbaurathe etc. Mit drey Kupfrt. 1805. 106 S. 4. (1 Rthlr. 16 gr.)

Der *Bélier hydraulique*, im Deutschen sehr schicklich, und schon von dem Hn. Prof. *Wrede*, hydraulischer Stossheber genannt, ist eine der merkwürdigsten unter den neuerlich erfundenen Maschinen; lehrreich für die Theorie, durch ihre sehr eigenthümliche Wirkungsart; nützlich für die Praxis, durch ihre eben so anstellige als vortheilhafte Wirksamkeit in einigen Arten der Wasserhebung. Wenn es mit der Behandlung dieser Maschine in Deutschland so fortgeht, wie es angefangen hat: so hat sie gerechte Ansprüche auf die Ehre, diese schöne französische Erfindung beträchtlich verbessert, und die Theorie derselben begründet zu haben. Mit Vergnügen hat jeder Sachverständige gelesen, was *Wrede* in *Gilberts Annalen der Physik* zur Erklärung dieser Maschine mitgetheilt hat, und in der Hauptsache auch Rec. für richtig hält. Durch das vorliegende Werk hat Hr. *Eytelwein* sich ein grosses Verdienst erworben. Eine nur einigermaßen genügende Theorie der Maschine fand er nämlich noch von niemand dargestellt. Alles was man dahin Gehöriges in Frankreich und Deutschland bisjetzt mitgetheilt hat, ist nur geschickt, die *Wirkungsart* der Maschine *begreiflich* zu machen, keinesweges aber hinreichend, um die *Größe* ihrer Wirkung und die *vortheilhafte Einrichtung* ihres Mechanismus aus Gründen auch nur einigermaßen zu bestimmen. Der Vf. ist einsichtsvoller Mathematiker genug, um die grosse Schwierigkeit einer solchen mathematischen Theorie im Voraus zu erkennen. Da ihm gleichwohl seines Amtes wegen daran gelegen seyn mochte, über die vortheilhafte Einrichtung und den rathsamen Gebrauch der Maschine etwas gewisser zu werden, als er aus allem dem, was bisher darüber mitgetheilt ist, es werden konnte: so entschloss er sich, in beider Hinsicht Versuche anzustellen, die dann überdiess auch, wie er ausdrücklich erinnert, einer jeden noch zu entwerfenden Theorie zum *Prüfstein* dienen könnten.

Die Versuche sind nicht nur mit eben der grossen Zweckmäßigkeit und Genauigkeit angelegt und ausgeführt, wodurch sich dieser berühmte Mathematiker schon ähnliche Verdienste um andere schwierige Gegenstände der hydraulischen Maschinenlehre erworben hat; sondern, da er sogleich nach den ihm so wohl bekannten allgemeinen hydraulischen Gründen, an seinen Modellen mancherley Verbesserungen, regelmäßige Einmundungs- und andere Uebergangsformen, nebst gehörig variirten Ventilen und Windkesseln anzubringen wusste: so ist auch durch Aufhebung mancher Hindernisse der Bewegung der Effect weit reiner, und daher zur Prüfung einer jeden Theorie weit brauchbarer dargestellt worden, als es in den früher bekannt gewordenen Versuchen der Fall war, die überhaupt in allen bisher von uns berührten Hinsichten mit den hier aufgestellten Versuchen kaum verdienen möchten, in Vergleichung zu kommen. „Das Modell der Gebrüder *Montgolfier* war nicht von der Beschaffenheit, um mit demselben entscheidende Versuche über die vortheilhafteste Einrichtung des Stosshebers anzustellen, weil man sich durch mehrere Versuche mit demselben überzeugt hatte, dass die vortheilhafteste Anordnung der Maschine von der Beschaffenheit des Sperr- und Steigeventils abhängig sey." — Auch in anderer Hinsicht muss Rec. bey dem Anblicke dieses Modells nach der Zeichnung fig. 2. sich wundern, dass gerade in Frankreich, wo man doch für die Vervollkommnung der neuern Experimentalhydraulik so ruhmwürdig gesorgt hat, gleichwohl ihre Regeln zur vortheilhaften Einrichtung der Maschinen weniger benutzt werden, als es doch hie und da schon in Deutschland geschieht. Selbst in England, wo man mit diesen Regeln *a priori* kaum schon bekannt geworden seyn mag, wird dennoch ihnen mehr gemäss gebaut; obgleich allerdings, und namentlich auch bey den Stosshebern, nach den Zeichnungen in dem *Repertory of Arts and Manufactures*, Vol. IX., London 1798. zu urtheilen, mancher Missgriff dabey vorzufallen scheint.

Das Curatorium der königl. preuss. Bauakademie liess ein grösseres Modell mit einer $2\frac{1}{2}$ zolligen Leitröhre und einer einzolligen Steigröhre, nach den Verbesserungen des Vfs., dieser selbst aber nachher auch noch ein kleineres Modell verfertigen; und hauptsächlich mit diesen beiden — freylich also nur mit einem grössern und einem kleinern *Modelle* — sind die Versuche angestellt.

Ihre Anzahl steigt weit über tausend hinaus. Die mehresten davon hatten, um geschickt und leicht übersehbar ausgeführt zu werden, noch einer besondern

dern calculatorischen Verarbeitung nöthig; und dennoch hält sich Rec. versichert, auf die Genauigkeit und richtige Darstellung eines jeden einzelnen Versuches rechnen zu können, so sehr ist er von der gewissenhaften Bedachtsamkeit des Vfs. überzeugt.

Auch in Absicht der Resultate, welche der Vf. aus seinen Versuchen gezogen hat, ist Rec. der Meinung, dass sie — ehe noch eine individuelle Theorie der Maschine zu Hülfe kommt — schwerlich besser, als es hier geschehen ist, und dem Geiste der ganzen Untersuchung angemessener konnten aufgestellt werden. Sollte nämlich schon aus den blossen Versuchen mit diesen Modellen auf den Effect der Maschine im Grossen geschlossen werden — und insbesondere musste der Vf. aus den oben schon von uns berührten beiden Gründen dieses wünschen —: so ist auch dieses hier auf eine sehr beyfällige, und besonders auf eine sehr schickliche Weise geleistet worden. Für eine solche vorläufige und ungefähre Ueberschlagung wäre es unschicklich gewesen, sie auf viele Verhältnisse zu beziehen, und dadurch gar zu mühsam zu machen. Der Vf. hat hierin einen sehr einfachen Weg getroffen. Nachdem er die verschiedenen, zum Theil von andern schon gebrauchten, Masse für die Wirksamkeit der Maschine eben so kurz als einleuchtend gewürdigt, und das einfachste und anstelligste gewählt hat: so sind von ihm die Grade der Wirksamkeit, wie sie hauptsächlich mit den Höhenverhältnissen des treibenden und des getriebenen Wassers sich ändern, aus einigen Versuchen gefolgert worden, und dem gemäss berechnet er den Effect für grössere Maschinen mit Hülfe eines quadratischen Verhältnisses, welches allerdings *a priori* mit Grunde zu befolgen war, und auch zwischen dem kleinen und dem grossen Modelle sich ziemlich zutreffend zeigt.

Für etwas beträchtliche Höhenverhältnisse zeigte sich die Maschine sehr unwirksam. Eben das hat Rec. bereits aus einer vorläufigen von ihm versuchten Theorie geschlossen. Der Vf. will die Wirksamkeit der Maschine durch eine Verdoppelung derselben hergestellt wissen, deren scharfsinnige Erfindung Rec. nicht verkennt. Nur fürchtet Rec. die Abhängigkeit dieser Verdoppelung und ihre Kostbarkeit, und wird durch seine Theorie auf eine wesentliche Abänderung der Maschine geleitet, durch welche ihre Brauchbarkeit auch für beträchtlich hohe Förderungen sehr vermehrt werden möchte.

Deutlich und bestimmt ist dem Rec. fast alles in der ganzen Schrift sogleich bey ihrer ersten Durchlesung geworden. Nur eine Stelle ist ihm undeutlich geblieben, dass nämlich (S. 90.) die *Länge* der Steigeröhre, *und* der doppelte *Werth* des Höhen*verhältnisses* $\frac{h}{H}$ *zusammengenommen*, die *Länge* der Leitröhre bestimmen soll. Wie sollen eine benannte und eine unbenannte Zahl hier zusammengenommen werden?

Die Sperrscheibe pflegt nur wenig Tertien zu ihrem Aufsteigen, noch weniger zu ihrem Niedergange zu verbrauchen, auch, besonders während ihres Verschliessens, nicht lange stille zu stehen. Kurz, die Bewegung der Sperrscheibe musste nach *Tertien* gemessen werden; und es wird jedem, der die Schwierigkeit einer solchen Tertienbeobachtung kennt, Vergnügen machen, wie scharfsinnig der Vf. sie zu bewerkstelligen wusste.

ERDBESCHREIBUNG.

LEIPZIG, b. Hartknoch: *Reise nach Montpellier* im Frühjahre 1804., von *Ch. A. Fischer.* 391 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wir erhalten hier sehr gute Nachrichten über die Städte Arles, Nismes, Montpellier und das vormalige Comtat, wodurch die bereits bekannten ergänzt und verbessert werden. Durch eine genaue Schilderung des Clima dieser Städte sucht der Vf. auch die Kranken abzuhalten, ihren Aufenthalt in diesen Städten zu nehmen. Die Reise geht von Marseille auf Aix, welches ebenfalls kurz beschrieben wird. Es ist jetzt eine verödete, gewerblose Stadt, und um ihr etwas aufzuhelfen, hat die Regierung nicht nur das Criminal- und Appellations-Tribunal des ganzen Departements hierher verlegt, sondern auch die Wiederherstellung der ehemals so berühmten, am Frohnleichnamsfeste gebräuchlichen, theatralischen Processionen erlaubt. So entschuldigt wenigstens der Vf. die Massregeln der Regierung, welches nicht einmal nöthig ist, da sie unschädliche Thorheiten übersehen muss. Zwischen Aix und Arles kommt man über die *Crau*, eine grosse, dreyeckige Ebene, deren Spitze gegen das Meer gekehrt ist, indem sich die Basis von Westen nach Osten streckt. Die äussern Theile, die Ränder, an zwölf Quadrat-Lieuen zusammen, sind ziemlich gut angebaut; die innern Theile, das Centrum, worauf man wenigstens acht Quadrat-Lieuen rechnen muss, sind nichts als ein ungeheures Kieselfeld. Die Steinart, woraus diese Kiesel bestehen, wird nicht genau beschrieben; sie soll ein harter schuppiger, zerbrechlicher Quarz seyn, der sich bisweilen auch blätterícht finde. Nach den Stücken, welche Rec. davon gesehen hat, sind diese Geschiebe granitisch, mit überwiegendem Quarz. Die merkwürdige Ebene selbst verdient die genauere Untersuchung eines Geognosten, und es ist gut, dass der Vf. darauf aufmerksam gemacht hat. *Arles* in einer sumpfigen Gegend ist, wie alle Städte jener Breiten mit sumpfigen Umgebungen, äusserst ungesund, aber zu viel ist es gesagt, wenn hier steht, das Mittelalter der Männer werde auf sieben und zwanzig, das der Weiber auf dreyssig Jahre geschätzt, und Leute von funfzig Jahren wären wirklich eine Seltenheit. Dieses gilt kaum von den ungesundesten Gegenden in Angola, am Oronoco und Senegal. Ueber das Phlegma der Bewohner von Arles wird ein echt französisches, ganz treffendes Bonmot angeführt: *Ce sont des Hollandais au vin.* Botanischer Nachrichten sollte

sollte sich der Vf. enthalten, wenn er nicht sehr gute Führer hat; so führt er bey Arles eine Menge höchst gemeiner Wasser- und Seepflanzen an, und verschiedene unter sehr unsystematischen Namen. Ueber Nismes ist ein französisches Werk von *Jean César Vincens* benutzt, welches 1802. erschien, außer Nismes wenig bekannt ist und wovon nur wenig Exemplare gedruckt sind. Der Vf. konnte also über das Klima, welches in einem hohen Grade veränderlich ist, so wie über die ökonomischen und andern Verhältnisse, sehr genaue und ausführliche Nachrichten geben, nur wünscht der Liebhaber der Naturkunde ein Paar Worte mehr über die Foulets oder sogenannten Lufthasen. Die Nachrichten von dem Handel und der Industrie zu Nismes werden denen sehr angenehm seyn, welche das erwähnte Werk von *Vincens* nicht besitzen. Bey den ökonomischen Nachrichten vermisst man auch hier, wie fast in allen Reisebeschreibungen von Vffn., die nicht praktische Oekonomen sind, die Angabe der Fruchtfolge, also beynahe das Wichtigste, worauf wir unsern Vf. aufmerksam machen wollen. Die kleine Flora von Nismes nach der französischen Nomenclatur von *Lamark* ist für den Botaniker nicht interessant; eine Auswahl von seltenen oder in Deutschland nicht einheimischen Pflanzen mit Angabe der Standörter, nicht im Allgemeinen, wie hier, sondern topographisch bestimmt, würde dem Reisenden viel angenehmer seyn. Besser ist die Beylage über die Alterthümer von Nismes. Ueber *Montpellier* liest man hier ebenfalls wieder gute Nachrichten. Der Vf. benutzt hiebey *Fisch's* Bemerkungen, und es ist Rec. angenehm gewesen, an einen Schriftsteller erinnert zu sehen, welcher vortreffliche Nachrichten über das südliche Frankreich liefert, obgleich, wie hier richtig bemerkt ist, die Darstellung ihre grossen Fehler hat. Zuletzt eine Beschreibung des Departements von *Vaucluse* nach guten Quellen. Es ist nun einmal Observanz, Vaucluse und die Quelle der Sorgue zu rühmen, ohne *Petrarca* würde sie kaum genannt werden. Man wird aus dieser Anzeige sehen, dass diese Reisebeschreibung reichhaltig an interessanten Nachrichten ist; auch bedarf die bekannte Art der Darstellung unsers Vfs. keines Lobes, obgleich sie in dieser Schrift weniger lebhaft und etwas einförmiger ist, als in den übrigen Schriften des beliebten Schriftstellers.

SCHÖNE KÜNSTE.

Weimar, im Verl. d. L. Industrie-Compt.: *Auserlesene Muster antiker Bauornamente*, gezeichnet nach den besten Originalen in Rom und andern Theilen von Italien, in den Jahren 1794. 1795. 1796., von *Carl Heathcote Tatham*, Architecten und Mitgliede der Akademie von Sanct Luca und des Instituts von Bologna. 1805. 8 S. Vorr. u. LXXVIII Kpfrt. Fol. (18 Rthlr.)

Mit Vergnügen zeigt Rec. ein Werk an, welches ihn von Anfang bis zu Ende befriedigt und ergötzt hat. Die herrliche vergangene Zeit griechischer und römischer Kunstblüthe spricht den Beschauer aus jedem Blatt an, und wer Italien noch in bessern Tagen besuchte, wird hier Gelegenheit zu mancher schönen Erinnerung finden. Zwar machen selbst die in *Tathams* englischem Originalwerk befindlichen Kupferstiche auf sorgfältig fleissige Vollendung durch Licht und Schatten keine Ansprüche, sondern sind überhaupt nur leicht, beynahe skizzenhaft behandelt, nicht ausführlicher als eben nothwendig war, um den Inhalt, die allgemeinen Formen der antiken Monumente, hinlänglich deutlich darzustellen, und dieses ist wie natürlich nun auch der Fall mit den, jenen englischen Originalen nachgeahmten Kupfern der vorliegenden deutschen Bearbeitung. — Billigerweise kann aber von einem Werk, welches, wie das gegenwärtige, die Bestimmung hat, vorzüglich schöne Ideen für Fries- und Pilasterverzierungen, Altäre, Candelaber, Consolen, allerley Gefäße u. s. w. möglichst zu verbreiten, nicht mehr gefordert werden: denn erstlich wäre der theure Preis mühsam ausgearbeiteter Kupfer dem Zweck der Unternehmung zuwider, und zweytens giebt auch der vollendetste Kupferstich über das eigenthümliche Verdienst der Arbeit an plastischen Monumenten keinen klaren Begriff. Wer von dieser Seite unterrichtet zu seyn wünscht, kann seine Absicht nicht anders als an den Marmorn selbst oder an sorgfältig über dieselben gemachten Abgüssen erreichen. Was hingegen die Erfindung betrifft, oder den Geschmack in der Anlage des Ganzen, des Gegensatzes der einzelnen Partieen u. s. w., darüber läſst sich aus bloſsen Umrissen, wenn dieselben nur mit Geist und Sinn, nicht steif behandelt sind, alles lernen, was Liebhaber und Künstler zunächst bedürfen, denen man daher *Tathams* Werk mit gutem Gewissen empfehlen kann, zumal da die Stücke dieser Sammlung durchaus wohl gewählt sind und kein unbedeutendes oder mittelmäſsiges darin anzutreffen ist. — Tab. LVII. und Tab. LIX. werden zwey Monumente hetrurisch genannt, welche aber, nach dem Geschmack ihrer Verzierung zu urtheilen, eher altgriechisch oder Nachahmungen von altgriechischen Werken seyn mögen; Rec. wünscht deswegen, es möchte der Verlagshandlung gefallen, diese irrigen Benennungen in den Ueberschriften auslöschen zu lassen, damit die alten, kaum erst beseitigten Vorurtheile vom hetrurischen Kunstgeschmack nicht wieder neue Kraft bekommen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Biblische Litteratur. *Jena*, b. Göpferdt: Diss. hist. critica *Scriptoris Incerti de Canone Librorum sacrorum Fragmentum a Muratorio repertum exhibens*, quam.. pro venia legendi., d. VII. Sept. 1805. publ. defendet Auctor, *Fr. Theoph. Zimmermann*, Philos. D., Soc. lat. Jenensis Sodalis, socio assumto *Christ. Gottlob Leber. Grossmann*, Altenburg., Soc. lat. Jen. Sod. 40 S. 8. — Aus Veranlassung der *Freindallerischen* Abhandlung über eben dieses Fragment hat Rec. dasselbe in

Nr

Nr. 83. dieses Jahrgangs unserer A. L. Z., so viel ihm in der Kürze möglich schien, kritisch und historisch zu beleuchten gesucht, ohne dass ihm die gegenwärtige Dissertation anders als aus Intelligenzblättern bekannt war. Hr. Z. dagegen kannte, da er schrieb, die Commentation des Hn. Canonicus und Professor zu Linz nicht; seine Forschungen aber übertreffen das von diesem geleistete, welches für eine solche Monographie nur allzu wenig wär, bey weitem. Der Jenaische Privatdocent nämlich giebt uns mit reicher Hand kritische Berichtigungen und historische Erklärungen des schweren Textes, nebst historischkritischen Beurtheilungen des Werths und Alters von dem ganzen Fragmente, deren sich selbst da, wo sie nicht gerade zur Beystimmung nöthigen, kein Veteran schämen dürfte.

Zuerst ein *Nachtrag kritischer Berichtigungen* zu dem in der oben angeführten Recension enthaltenen Texte, nach der Ordnung desselben. *Alterutrum nobis enarremus*; vermuthlich: *alterutri* etc. *Differt credentium fidei*; vermuthl. *fides*. *Visorem, sed auditorem, sed et scriptorem*; vermuthl. *visorem se, et auditorem* etc. Die besonders schwierige Stelle: „*Acta... sub uno libro scripta sunt Lucas optime Theophile comprehendit, quia sub praesentia ejus singula gerebantur sicut et semote passionem Petri evidenter declarat sed profectionem Pauli ab Urbe ad Spaniam proficiscentis*," wird von vorne herein glücklich verbessert durch: *Acta.. sub uno libro scripta sanctus Lucas optimo* [κρατιστω] *Theophilo comprehendit*. Rec. giebt gegen diese Berichtigung dasjenige auf, was er über eben diese Worte in der frühern Recension geäussert hat. *Sanctus* scheint auch nicht nothwendig. Es mag *sunt* bleiben, nur so, dass der Sinn sich schliesse. Der Fragmentist fährt fort: *Lucas optime Theophilo comprehendit* [d. i. ανεταξατο] *quae* [statt: *quia*] *sub praesentia ejus singula gerebantur, sicut et* [*quae*] *semote*. Der heilige Lucas, ist der Sinn, hat seinem (theuersten) Theophilus recht wohl zusammengefasst, was in seinem (des Lucas) Beyseyn einzeln vorging, wie auch *während er abwesend war*. Nun liegt dem alten Vf. vorzüglich am Herzen, dass aus dem Stillschweigen der Apostelgeschichte nichts gegen das Märtyrerthum des Petrus zu *Rom* geschlossen werden möchte. Daher lesen wir weiter: *Passionem Petri evidenter declarat sequi* [statt: *sed*] *profectionem Pauli ab Urbe in Spaniam proficiscentis*. Bliebe der Text, wie er copirt ist, so kann kein Mensch begreifen, wie gesagt seyn könne, dass von des Petrus *passio*, und eben so von des Paulus Missionsreise nach Spanien in der Apostelgeschichte eine augenscheinliche Erklärung stehe. Der Sinn, welchen der alte Vf. wollte, muss dieser gewesen, dass des Petrus Märtyrerthum über den Zeitraum der Apostelgeschichte hinaus liege, folglich wahr, obgleich dort nicht erzählt, sey! (Vgl. Apg. 16, 10. εζητησαμεν. 16, 40. εξηλθον, 20, 5. ημας und εξεπλευσαμεν απο Φιλιππων.) Im Vorbeygehn zu sagen, wissen wir nicht, wie Hr. Z. den Lucas S. 9. Note 5. *mit Gewissheit* für einen *natu Judaeus* angeben kann? — „*Romanis autem ordine scripturarum sed et principium* (*earum* ist ausgelassen) *esse Christum intimans*;" vermuthl. *cardinem*. Bey dem Räthsel: „*Fertur etiam ad Laodicenses alia ad Alexandrinos Pauli nomine fictae ad haeresin Marcionis*," wird zuerst durch gehäufte Gründe gezeigt, dass *ad Alexandrinos*, wenigstens in diesem Context mit: *fictae ad haeresin Marcionis*, nicht die Epistel *ad Hebraeos* seyn könne. Nur, dass *Marcion* den Brief an die Ephesier in eine *epist. ad Laodicenos*, aber bloss dem Titel nach, umgeändert habe, leuchtet bey Tertullian durch. *adv. Marcion*. 5, 11. und 17. Nur bey dieser *ep. ad Laod.* also begreift man wenigstens einigermassen jenes *ad haeresin Marcionis*. Hr. Z. nimmt daher *ad Al.* für *apud Alexandrinos*, oder möchte; „*fertur etiam ad Laod. alia ab Alexandrinis Pauli nomine ficta ad haer. Marcionis*;" zu lesen seyn. — „*Ep. sane Judae* etc., vermuthl. *sancti J*. Die bedeutendste Vermuthung ist, dass in der Stelle: *Apocalypsis etiam Johannis et Petri tantum recipimus, quam quidam ex nostris legi in ecclesia nolunt*," das erste Wort für den Plural *Apocalypseis* stehe, folglich um so gewisser von zweyen Apokalypsen, einer Johanneischen und einer Petrinischen die Rede sey. Die Existenz der letztern ist zwar sicher: Euseb. KG. 3, 25. hat sie mit Hermae Pastor u. s. w. unter den νοθοις; soll aber eine *Apokalypse* des Petrus angeführt seyn und dagegen von Petrinischen *Briefen* gar nichts? Wie wenn fürs erste der Text aneinander fortliefe: *Epistola sane* (ορθως, d. i. *non ut fel cum melle mixtum*) *Judae et super scripti Johannis duae in catholica* (*Ecclesia*) *habentur, et Sapientia, ab amicis Salomonis in honorem ipsius scripta, Apocalypsis etiam Johannis*. Alsdann wagt Rec. zu vermuthen: *Epistolam* [statt *et*] *Petri tantum recipimus, aliam* [statt: *quam*] *quidam ex nostris legi in ecclesia nolunt*. Das wichtigste von Petrus, wie hätte der römischgesinnte Vf. dieses vergessen können? Bey dem Schluss: „*Psalmorum librum Marcioni conscripserunt*" erinnert Hr. Z. an *Marciani* (welche für *Marcosii* stünde, eine Partie von Gnostikern, denen man einen *Marcus* zum Haupt gab, *Iren*. 1, 14.), bey *Asianum* an *Jul. Cassianus*, als einen Chef der Doketen. *Clemens Alex Strom* p. 465. B.

Zur Erläuterung des Inhalts hat Hr. Z. aus andern Kirchenschriftstellern eine Fülle nützlicher Parallelen angewendet. Ausser *Muratori* hatten *Stosch* (*Comm. de Libror. N. T. canone*. Francf. ad Viadr. 1755. 8.) und die kritische Untersuchung von *Christian Fr. Schmid* zu Wittenberg: ob die Offenbarung Johannis ein göttliches Buch sey, dazu vorgearbeitet. Der Codex, worin *Muratori* das Fragment entdeckt hat, enthält auch *Fragm. de Apostolis ex Eucherio Lugd. Scriptum de Matthaeo Evangelista* etc. Hierdurch hätte der Vf. seine Vermuthung, dass auch das erläuterte Fragment aus einem spätern, compilirenden Kirchenscribenten seyn möchte, bestätigen können. Dass Presbyter Cajus der Vf. sey, ist allerdings durch nichts zu bestätigen. Rec. hingegen scheut sich, ohne Grund die Angabe des Fragmentisten, dass der römische Bischof. Pius I., nicht lange vor seiner Zeit gelebt habe, mit Hn. Z. für ein blosses Vorgeben zu halten. Der Umstand, dass das Fragment viele häretische, folglich minder bekannte, Schriftsteller, und doch unter diesen keinen nennt, welcher nach dem Anfang des dritten Jahrhunderts lebte, ist gar sehr für die Glaubwürdigkeit jener so einfach hingeworfenen Zeitangabe. Nach seiner Ordnung der Paulinischen Briefe lebte der alte Vf. zu einer Zeit, wo selbst ein Freund der Kirche zu Rom den Brief an die Römer noch nicht an die Spitze der übrigen zu stellen gewohnt war. Die Auslassung des Briefs Jacobi ist eben so sonderbar, als die Aufzählung der *Sapientia Salomonis*. Wir vermuthen aber, der Fragmentist habe sich hier bloss an den *Codex biblicus* gehalten, den Er selbst gerade besass, und welcher älter als die „*ordinatio ecclesiastica*" über den Kanon gewesen seyn mag. In dergleichen Manuscripten kann noch keine Vollständigkeit, auch keine genaue Absonderung der Apokryphen erwartet werden. Der Gebrauch der letztern bey den ältesten Kirchenvätern zeigt vielmehr, wie häufig sie dieselben zugleich mit den echten Bibelstücken zu lesen und ins Gedächtniss zu fassen pflegten. Die Bemerkung, dass der jetzt bekannte Brief an die Laodicener nicht vor 368. existirt zu haben scheine, mag die *epistola*, welche *ad haeresin Marcionis* bezogen wurde, nichts angehen. Setzt doch schon Tertullian etwas von einer solchen Beziehung. Einen bestimmenden Grund endlich, warum Hermae Pastor jünger seyn müsse, als der Fragmentist angiebt, kennt Rec. nicht. Immer mag also das hier bearbeitete Product in seiner *griechischen Ursprache* schon in dem zweyten Jahrhundert entstanden seyn. Auch die *lateinische Version* schmeckt nach altem Kirchenlatein. Vgl. *Irenai interpres vetus*. Schade, dass sie allzu corrumpirt auf uns kam. Ist nicht etwa der Codex, aus welchem *Muratori* die Abschrift nahm, nach *Paris* gekommen? und sollte nicht eine zweyte, ruhige Ansicht desselben manche Fehler der Copie berichtigen können? Einer so alten kirchenhistorischen Reliquie würde wohl selbst der unermüdete *de Sacy* einige Stunden seines gelehrten Fleisses nicht versagen!?

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 21. November 1806.

NATURGESCHICHTE.

WEIMAR, im L. Induftrie-Compt.: *Einleitung zum Studium der allgemeinen Naturgefchichte. — Erfte* Abtheilung. *Mineralreich.* Ein Handbuch für Lehrer auf Gymnafien, und für Naturfreunde zum eignen Unterricht. Von *A. J. G. C. Batfch*, Prof. zu Jena. 1805. XVI, VI, 112 u. VIII S. 8. mit 2 Kpfrn.

Ebendafelbft: Beyträge zu einer allgemeinen Einleitung in das Studium der Mineralogie, als berichtigende Anmerkungen und Zufätze 1) zu des Hn. Prof. *Batfch* Einleitung in das Studium der allgemeinen Naturgefchichte, *erfte* Abth.: Mineralreich; 2) zu des Hn. Pr. *Hauy Traité de Minéralogie* und der davon erfchienenen Ueberfetzung unter dem Titel: *Lehrbuch der Mineralogie*, vom Bürger *Hauy;* 3) zu den bisherigen Lehrbüchern der Mineralogie, nach Hn. Bergr. *Werner's* Syftem, nebst neuen eigenen Beobachtungen über die Kryftallifations-Verhältniffe und das regelmäfsige Gefüge des Arragons und des Kalkfpaths. Von *Karl Conft. Haberle*, Dr. der Phil. u. f. w. 1805. XVI u. 412 S. 8. mit 1 Kpfr. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der verftorbene *Batfch* und Hr. Legationsrath *Bertuch* entwarfen einen Plan, das Studium der Naturgefchichte durch allgemein verftändliche Handbücher zu popularifiren. *Batfch* ftarb kurz darauf, als er die Ausführung diefes Plans zweckmäfsig und originell angefangen hatte, wodurch die Fortfetzung eine Zeit lang unterbrochen wurde; aber Hr. L. R. *B.* gab diefen Gedanken nicht auf, er fand neue Mitarbeiter, die *Batfchens* Stelle erfetzen follen, und die vor uns liegenden Schriften enthalten den Anfang zur Bearbeitung des Mineralreichs. Der *erfte* noch vom verft. *Batfch* bearbeitete Heft erfcheint hier zwar nochmals unverändert mit, dennoch aber foll das Ganze in einem veränderten Geifte und nach andern Anfichten fortgefetzt werden. Darauf bereiten die *Beyträge von Haberle* Nr. 2. vor. Diefe Form von Erläuterungen und Zufätzen zu einem für fich beftehenden Buche dürfte manchem nicht ganz bequem fcheinen; indeffen da der *erfte* Heft nur Einleitung enthält, und da die wichtigften in den Beyträgen enthaltenen Zufätze befondere Abhandlungen ausmachen, die Bearbeitung der Naturgefchichte des Mineralreichs im Einzelnen aber ein eigenes Werk bilden foll: fo wollen wir uns hieran nicht ftofsen, fondern zu dem Inhalte der Schriften felbft übergehen.

Nr. 1. bedarf jetzt keiner neuen Anzeige. Man fehe die frühere Anzeige in diefen Blättern, Jahrg. 1802. Nr. 109.

Nr. 2. Die *Beyträge* von *Haberle* erfordern hingegen, dafs wir etwas länger bey denfelben verweilen, da wir in diefer Schrift weit mehr fanden, als man, blofs dem Titel nach urtheilend, wohl darin fuchen möchte. Bekanntlich find feit der Erfcheinung der Batfchifchen Einleitung (1801.) in der Oryktognofie und Geognofie neue Körper und neue Thatfachen in nicht geringer Menge aufgefunden, und in der Chemie ganz neue wichtige Anfichten eröffnet worden. Diefe mufsten in den Zufätzen beygebracht werden, und von ihnen hat der Vf. Veranlaffung genommen, die Refultate feiner eigenen Unterfuchungen über mehrere wichtige Punkte der Chemie, über die Claffifications-Grundfätze in der Oryktognofie, über geognoftifche Gegenftände u. f. w. zu entwickeln und darzulegen. Diefe find zum Theil fo originell und fo interessant, die Unterfuchungen, auf welche fie gebaut werden, fo gründlich, dafs wir keinen Anftand nehmen, die Beyträge der kleinen Zahl folcher Schriften beyzuzählen, *welche den wiffenfchaftlichen Zweig, dem fie gewidmet find, mit neuen Unterfuchungen und Anfichten bereichern.* Um unfern Lefern den Beweis hiervon nicht fchuldig zu bleiben, machen wir fie fogleich auf die in diefer Hinficht wichtigften Zufätze aufmerkfam. Die vom Prof. *Batfch* im *erften* Kap. §. 1. gegebenen Ideen *von den Grundftoffen* bedurften zuerst eines beträchtlichen Zufatzes, zu welchem der Vf. reichen Stoff in den neuern Entdeckungen der Phyfiker und Chemiker fand, die uns nicht nur eine Vermehrung der Anzahl von Grundftoffen, fondern auch eine bedeutende Erweiterung der Begriffe von ihrer Verbindung gegeben hat. So dunkel freylich noch das meifte über diefe letztere bleibt, und vermuthlich gröfstentheils bleiben wird; fo klar ift doch das, was der Vf. über die rechte Art, fich die chemifche Verbindung zu denken, fagt, und über die Mitwirkung der feineren, nicht wägbar befundenen Stoffe: Licht, Wärme, elektrifche und magnetifche Kraft, als nothwendiger Bedingungen zur Vereinigung der übrigen von uns als einfach angenommenen Stoffe, deren gegenfeitiges Durchdringen nach atomiftifcher Vorftellung uns immer unerklärbar bleibt — alles, was er darüber vorträgt, ift fo klar und wohlgeordnet, als man es nur immer von der Darftellung eines der fchwierigften Gegenftände der Naturphilofophie erwarten darf. Die hier vorgetragenen Gedanken, zu deren Erläuterung des Vfs. *Beyträge zu der Batfchifchen Einleitung in die Natur-*

geschichte des Pflanzenreichs dienen, welche in diesen Blättern von einem andern Mitarbeiter angezeigt werden, verdienen die gröfste Aufmerksamkeit. Gegen die auf dieser Ansicht beruhende Würdigung der chemischen Analyse der Mineralkörper, als eines unentbehrlichen comparativen Masstabes, der uns jedoch die eigentliche innere Beschaffenheit des Körpers oder die Bedingungen seiner Zusammensetzung nicht kennen lehrt, ist auch wohl nichts einzuwenden. — Bey den Erden zeigt sich der Vf. geneigt, dreyerley Arten derselben anzunehmen, 1) *kalische*, 2) *gemeine*, 3) *metallisirende*. Die von *Eckeberg* gemachte Beobachtung, nach welcher die Yttererde Verbindung mit Sauerstoff einzugehen schien, hat ihm die Idee dazu gegeben; da indessen dieser Umstand noch nicht recht bestätigt ist, und die sogenannten kalischen Erden wohl ganz zu den Kalien zu ziehen seyn möchten: so dürfte wohl die vorgeschlagene Unterabtheilung nicht von Bestand seyn.

Der Raum dieser Anzeige erlaubt nicht, jeden einzelnen Zusatz des Vfs. durchzugehen und zu prüfen; doch erwähnen wir noch als besonders interessante Theile seiner Darstellung: die Entwickelung der Begriffe von Oxydation, von den Verhältnissen der Metalle in ihrer Verbindung mit Sauerstoff, der zweifelhaften Beschaffenheit des Salpeterstoffs, der Verhältnisse des Kohlenstoffs, und der des Wasserstoffs. Die Kohle selbst hält er, nach den neuesten Versuchen, mit andern für Kohlenstoff auf der niedrigsten Stufe der Oxydation, und glaubt, dass das bey der Verkohlung oder vielmehr bey Bildung des Kohlenstoff-Oxyds sich zeigende Eisen durch diesen Process erst aus seinen entfernteren (uns unbekannten, hypothetischen) Grundstoffen gebildet werde. (Alle Kohlenstoff-Oxyde, natürliche und künstliche, enthalten Eisen.) Die Darstellung des Processes, welchen man sich bey Bildung der Kohlenstoff-Oxyde aus Pflanzenkörpern auf dem nassen Wege denken kann, und dadurch die Entstehung der Steinkohlen u. s. w. zu erklären sucht, hat uns sehr angezogen; aber sie ist etwas schwierig, und man muss dem Vf. Schritt für Schritt mit gespannter Aufmerksamkeit folgen, um keines der entwickelten und zur weitern Entwickelung dienenden Verhältnisse aus den Augen zu verlieren. Das Resultat davon ist: dass diese Körper aus Kohlenstoff auf der niedrigsten Stufe der Oxydation bestehen, bisweilen zwar einen etwas höhern, aber nie den Grad der wirklichen Säuerung erreichen; dass sie, da ihre Umwandelung auf nassem Wege, und ganz allmählig, auch vielleicht bey nicht sehr hohen Wärmegraden vor sich ging, nicht so viele von ihren ursprünglichen Grundstoffen durch Verflüchtigung verloren haben, als es bey der schnellern Oxydation auf trocknem Wege zu geschehen pflegt. Die durch Säuren bewirkte Oxydation des Kohlenstoffs der Pflanzenkörper, und die gänzliche Vertreibung des Wasserstoffs daraus bey höhern Stufen der Oxydation werden daher als Grundlagen dieses Processes angenommen. Die bedeutenderen Verschiedenheiten der Steinkohlenarten sucht der Vf. daraus zu erklären, dass fremde Erden und Eisen ihnen in gröfserer oder geringerer Menge beygemengt seyen; die Unterschiede der reineren Steinkohlenarten aber scheinen ihm schon von den verschiedenen Graden der Oxydation des Kohlenstoffs und von dem hiernach damit verbundenen mehrerem oder geringerem Wasserstoff herzurühren. Mehr Wasserstoff in der Mischung macht sie fähig, noch mehr Sauerstoff aufzunehmen, also leichter zu brennen; bey stärkerer Oxydation hingegen, so wie wenn mehr erdige Theile im Gemenge sind, vermindert sich diese Fähigkeit. Dass sehr nahe beysammen liegende Steinkohlen oft von sehr verschiedener Art sind, rührt nach dem Vf. vielleicht nicht bloss von den beygemengten fremdartigen Theilen, sondern wohl auch von der Verschiedenheit der umgewandelten Pflanzenkörper selbst her. (S. 68. Z. 6. muss man *geringerem* statt *höherem* lesen). Der Wasserstoff und das Wasser scheinen eine Rolle im Mineralreiche zu spielen, welche lange Zeit ganz übersehen worden ist, und die Wasserverbindungen der Metalle (*Hydrate*) haben einige ausgezeichnete Charaktere, so dass man alle Ursache hat, auch bey den Hydraten der Erden dergleichen zu vermuthen, weshalb der Vf. wünscht, dass alle Mineralkörper, bey denen es noch nicht geschehen, von neuem auf den Wassergehalt untersucht werden möchten.

Wir gehen zu den wichtigsten Zusätzen im ganzen Werke über. Diese sind die zum *dritten* Kapitel: über die äussern *Erscheinungen bey Verbindung der Grundstoffe*, als über die äussern Kennzeichen der Mineralkörper, und vornehmlich über ihre Krystallgestalten. Die Lehre von diesen letzteren hat durch *Hauy* eine so grosse Erweiterung erhalten, dass in diesem Kapitel die Darstellung des verst. *Batsch* gar nicht mehr Genüge leistete, welcher auch nicht einmal *Werner's* Lehrsätze dabey benutzt hatte. Der Vf. entwickelt zuerst den Begriff und Charakter eines *Krystalls* im engsten Sinne des Worts, und im Gegensatze von einer *derben Krystallmasse* und einem *krystallinischen Körper*. Er versteht unter ersterm nur solche Mineralkörper, die eine äussere regelmässige Gestalt mit einem regelmässigen innern, aus Blättern, welche bestimmten Richtungen gleichförmig folgen, bestehenden Bau verbinden. In der Theorie ist gegen diese Definition vielleicht nichts einzuwenden; aber (wie der Vf. in der angehängten Verbesserung selbst nicht läugnet) in der Natur ist das innere regelmässige Gefüge oft so versteckt, dass es gar nicht bemerkt werden kann. Die Krystalle theilt er in *vollständige* und *unvollständige*, *vollendete* und *unvollendete*, *vollkommene* und *unvollkommene*, *wesentliche* und *Afterkrystalle*. Die Eintheilung in vollendete und unvollendete scheint uns entbehrlich, weil unter erstern solche Krystalle verstanden werden, die ganz krystallisirt und mit keiner Fläche angewachsen erscheinen; das Gegentheil von diesen aber gehört im Grunde zu den unvollständigen, wohin er alle diejenigen rechnet, deren Flächen *zum Theil* nicht regelmässig und daher nicht mathematisch bestimmbar sind. Man vermeidet

meidet doch gern die allzuvielen Subdivisionen. In den übrigen Bestimmungen, Haupt- und Neben-Abtheilungen müssen wir dem Vf. ganz beypflichten; er ist hierin deutlicher und bestimmter, als *Hauy*. Die bedeutendste Berichtigung, welche *Hauy's* Lehre enthält, betrifft die Ansicht der Grundformen. Diejenige, welche der Vf. giebt, ist vortrefflich, und macht seinem Scharfsinn, seinem Talent, und seiner Beharrlichkeit in genauer Untersuchung grosse Ehre. Schon die Gedanken, dass die Theilbarkeit regelmässig gebildeter Mineralkörper nach gewissen Richtungen von dem geringern Zusammenhange der kleinsten Theilchen nach den entgegengesetzten herrühre, dass bey dem Bildungsgeschäfte eine Polarität der Krystallisation angenommen werden könne, dass man sich nicht zu sehr an die Vorstellung eines früher dagewesenen und umwickelten Kerns halten müsse, dass also eine *primitive* und *secundäre* Entstehung gar nicht angenommen zu werden brauche — diese Gedanken sind der Natur überaus angemessen. Dem grossen französischen Krystallographen waren, wie hier mit vieler Klarheit entwickelt wird, manche der versteckteren Durchgänge und Theilungsrichtungen — ungeachtet seiner mühevollen und schönen Nachforschungen — dennoch entschlüpft, und der Vf. thut dar, dass unter den von *Hauy* als Urformen angenommenen regelmässigen Gestalten einige allerdings noch Zusammensetzungen aus andern einfachern Formen sind. Das *Tetraëder* (oder mathematisch richtiger gesprochen, die *dreyseitige Pyramide* überhaupt) ist nach dem Vf. allein als Urform anzunehmen, als *molecule integrante* aller übrigen: *sie* lässt sich nicht weiter in regelmässige Körper von verschiedener Gestalt zerlegen; aber aus ihr können alle zusammengesetzteren regelmässigen Gestalten gebildet werden. Dieses führt den Vf. auf den Gedanken, dass die dreyseitige Pyramide wohl die Grundform aller anorganischen *festen* Körper seyn könne, so wie die Kugel für die aller flüssigen angenommen wird. Die mathematisch denkbare Zerlegbarkeit des dreyseitigen Prisma und des Würfels oder Parallelepipeds in dreyseitige Pyramiden ist von *Hauy* selbst schon anerkannt und gezeigt worden (s. das Kupfer zu dessen Mineralogie *Partie de Raisonn.* fig. 10.). Dieser Gedanke leitet auf mehrere wichtige Resultate, so wie er selbst Resultat interessanter Beobachtungen ist. *Hauy* hatte schon an *seinen Molecules* Streifen wahrgenommen, deren Ursprung er sich nicht wohl erklären konnte; dieser lässt sich nun leicht begreifen. Man musste immer grosse Schwierigkeit finden, sich zu erklären, wie bey den *Décroissements* nach *Hauy's* Vorstellung auf den Oberflächen der Krystalle nicht Furchen entständen, die doch wenigstens bey einer starken Vergrösserung bemerkbar würden; auch diese Schwierigkeit wird durch die Vorstellung des Vfs. gehoben, weil die von ihm angenommenen *Molecules* so beschaffen sind, dass sie keine Furchen zu lassen brauchen. Endlich zeigt auch der Vf. mittelst seiner Ansicht, oder macht doch sehr wahrscheinlich, dass jede regelmässige Aussenfläche eines Krystalls immer auch einem Durchgange der Blätter, oder einer innern natürlichen Theilungsrichtung entsprechen müsse, welches der Natur so angemessen ist, und wovon das von *Hauy* angenommene Gegentheil durchaus räthselhaft erschien. Die Idee des Vfs. ist übrigens nicht bloss auf Speculation gegründete Hypothese, sondern sie beruht auf beobachteten Thatsachen. Er hat bey genau angestellten Versuchen mit Kalkspath, Bitterspath, Braunspath und Spatheisenstein Durchgänge der Blätter gefunden, die *Hauy* übersehen hatte, und wodurch die von diesem angenommenen rhomboedrischen *Molecules integrantes* in Tetraëder zerfällt werden. Da übrigens *Hauy's* zusammengesetzte *Molecules* sich doch besonders auszeichnen, und in ihrer Form selbst eine eigene Rolle zu spielen scheinen: so vereinigt der Vf. seine Ansicht sehr sinnreich mit der Hauyschen dahin, dass er dessen *Molecules* gewissermassen als *ganze Grössen* bey Construction der Krystalle, die *Tetraëder* aber als die *ergänzenden Bruchgrössen* betrachtet. Wir hätten gewünscht, diese ganze Ansicht durch eine mathematische mit Figuren erläuterte Darstellung nach *Hauy's* Art entwickelt zu sehen, da man *ohne* Zeichnung sie sich doch nur dunkel denken kann. Ferner hätte der Vf. nicht übel gethan, wenn er — wenigstens für manche Leser — sich etwas bestimmter darüber verbreitet hätte, in wie fern die Hauysche Lehre, wenn gleich hier einige Sätze derselben angegriffen sind, dennoch im Ganzen bestehen, und ihren Werth behalten könne. Denn, da er darzuthun sucht, dass die verschiedenen von *Hauy* angenommenen Formen der *Moles. integr.* sich alle auf die einfachste darunter, das *Tetraëder*, zurückführen lassen, so möchte jemand fragen: Wo ist nun der Gewinn von *Hauy's* Entdeckung, die Eigenthümlichkeit der Grundformen für krystallisirte Mineralien bestimmter Gattungen, so bald man zugeben muss, dass Allen Eine und dieselbe Grundform gemein ist? und — stösst der Vf. diese ganze Idee um, warum legt er der Theorie, auf welche sie sich gründet, noch einen Werth bey? warum fährt er fort, sie zu lehren? Die Widerlegung einer solchen Einrede liegt nun zwar allerdings in der weiteren Entwickelung, aus welcher hervorgeht, dass die Verschiedenheit der Grundformen immer noch dadurch besteht, und bedeutend genug ist, dass das Tetraëder selbst nach der möglichen Verschiedenheit seiner Winkel, und der daraus entspringenden Seiten-Verhältnisse, äusserst verschieden construirt seyn kann, und dass auf diese Weise eine grosse nicht zu berechnende Menge verschiedener, jedoch immer tetraëdrischer, Urformen sich denken lassen, dass aber auch dabey noch gewisse zusammengesetztere Formen einzelnen Fossilien-Arten so eigen sind, dass solche sich zuerst in jene zertheilen lassen — (Kerngestalten, Normalgestalten) — und dass also die schöne Hauysche Ansicht im Ganzen stehen bleibt, und nur ein Theil derselben, besonders der physische, durch die neuern Beobachtungen wichtige Modificationen und Berichtigungen erhält. — Zu S. 141. und dem dazu gehörigen Zusatze, S. 371—373., haben wir die Erinnerung zu machen, dass

dafs dort das Wort *ähnlich* einige Mal von regelmäfsigen Körpern gebraucht ist, bey welchen nur die *Winkel* gleich find. *Aehnlich* werden jedoch nur zwey Körper genannt, bey welchen fowohl die Winkel als auch die Verhältniffe der Seiten eines jeden Körpers gleich find. Nach Verwerfung der Ausdrücke *primitiv* und *fecundär* giebt der Vf. eine andere Eintheilung der Kryftallgeftalten. *Hauptkryftalle* nennt er diejenigen, welche fich in der Natur finden, und durch deren künftliche Zertheilung ein *Hauptkernkryftall* (*forme primit. H.*) erhalten wird. Die erftern theilt er in *Abweichungs-Hauptkryftalle*, *Abänderungs-Hauptkryftalle* und *Veränderungs-Hauptkryftalle* (*Umwandelungs-Hauptkryftalle* würden wir dem letzten Ausdrucke vorgezogen haben, um drey ganz verfchiedene Eintheilungswörter aufzuftellen). *Hauy* hat eine fo zweckmäfsige anfchauliche Diftinction nicht. Hierauf folgt die Hauyfche Ueberficht der Hauptkerngeftalten, mit Angabe der Foffilien, bey welchen fie vorkommen, und der ergänzenden Moleculs, fo weit folche bekannt find. Des Vfs. eigenthümliche Ideen find hier bey Seite gefetzt; aber wer fie gefafst hat, wird auch von diefem Tableau Gebrauch zu machen wiffen, ohne jene ganz aus den Augen zu verlieren. Eigene oder andere Beobachtungen, die bey einzelnen Angaben *Hauy's* etwas abändern, find jedoch überall beygebracht.

(*Der Befchlufs folgt.*)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

CHUR u. WINTERTHUR, b. Steiner in Comm.: *Der neue Sammler*, ein gemeinnütziges Archiv für Bünden. Herausg. von der *ökonomifchen Gefellfchaft* dafelbft. *Erfter* Jahrgang. *Erfter* Band. 1804. 296 S. 8. (21 gr.)

Die im Jahre 1803. neu gebildete ökonomifche Gefellfchaft des Kanton Graubünden übergiebt in diefen Bogen dem Publicum den erften Beweis ihrer gemeinnützigen Thätigkeit. Der neue Sammler entfpricht dem älteren gröfstentheils durch den verdienten D. *AmStein* redigirten Vorgänger, und wird, bey gleicher Fortdauer, für In- und Ausland, für Oekonomen, Statiftiker u. f. w. intereffant feyn. Folgendes ift der wefentliche Inhalt der erften *drey* Hefte: *Rede des Präfidenten der ökonomifchen Gefellfchaft des Kanton Graubünden. Anweifung für Landleute über Zubereitung und Vermehrung des Düngers.* Ein älterer von der Zürcher Gefellfchaft 1769. herausgegebener Auffatz, der hier mit einigen Anmerkungen und Nachträgen erfcheint, aber *Boshard's* bekanntes Schreiben über diefen Gegenftand, Zürich 1789., nicht überflüffig macht. *Ueber Sanitätsanftalten und Vorfichtsmafsregeln bey Viehfeuchen. Vom Ueberwintern der Bienen. Ueber die für Bünden zuträglichen Induftriezweige. Anweifung zum Afchebrennen. Ueber Gewinnung des Oeles aus einheimifchen Producten.* (Rec. wünfcht über die erwähnte Gewinnung der öligen Producte aus den Zirbelnüffen und den Gebrauch derfelben in den folgenden Heften nähere Nachrichten zu finden, da ihm noch keine der Art bekannt geworden find.) *Ueber die Nothwendigkeit, die Landftrafsen in Bünden in beftmöglichften Stand zu fetzen*, ein belehrender Auffatz von *Karl Ulyffes von Salis Marfchlins*, der diefen mit dem erhöheten Wohlftande des Bündnerifchen Landes in fo enger Verbindung ftehenden Gegenftand noch insbefondere dadurch motivirt, dafs die Kantone Teffin und Uri fehr fleifsig an der beffern Herftellung der Gotthardsftrafse arbeiten, auch die Richtungen angiebt, welche die feiner Meinung nach vorzüglich nöthigen drey Hauptftrafsen des Landes am vortheilhafteften erhalten würden. Da bekanntlich auch die Tyroler Strafsen fich in fo gutem Zuftande befinden: fo wird Bünden die grofsen Vortheile nach und nach ganz verlieren, die feine Lage ihm gewährt, wenn nicht mit aller Thätigkeit an der Ausführung diefer Vorfchäge gearbeitet wird. *Fragmente zur Befchreibung des Unter-Engadins*, vom Hn. Pfarrer *B. Pol*, die als Fortfetzung von *Catani's* und *Porta's* Nachrichten im älteren Sammler über diefes noch wenig gekannte vom Inn durchftrömte Gebirgsland anzufehen find, und merkwürdige Nachrichten enthalten. Er unterfcheidet fich von den meiften Schweizerifchen Alpenthälern durch einigen Ackerbau, auch durch Wäfferung; feine hohen Gebirge faffen ein ausgedehntes Eismeer, viele Gletfcher, die anfehnlichften Alpen, und ausnehmend grofse fehr forglos bewirthfchaftete Nadelwaldungen in fich, in welchen Bären und Wölfe angetroffen werden; daher die Herden hin und wieder des Nachts bewacht werden müffen. Diefe Wälder liefern der Saline zu Hall in Tyrol fehr viel Holz im wohlfeilften Preife. Die Producte des Mineralreichs verdienen, wie überhaupt in Bünden, die genauefte Unterfuchung. Das Nordifche Mulden, d. h. Beftreuen der Saatfelder im Frühjahre mit fchwarzer Erde, um das Schmelzen des Schnees zu befchleunigen, ift auch im Unter-Engadin, wie in Chamouny, üblich. Ausführliche *Befchreibung der Gemeinde Seewis im Brättigäu*, zum Theil nach Materialien von Hn. Landammann *Salzgeber* in Seewis bearbeitet.

KLEINE SCHRIFTEN.

NATURGESCHICHTE. *Göttingen*, b. Dieterich: *Verzeichnifs der um Göttingen wild wachfenden Pflanzen*, nebft Beftimmung des Standorts: Von *Dr. Fr. W. Lendes.* 1805. 88 S. kl. 8. (8 gr.) Ein blofses Namens-Verzeichnifs hin und wieder mit den Angaben der Standörter. Die Kryptogamie fehlt ganz, und in den übrigen Klaffen fcheint ebenfalls manches zu fehlen. So wachfen z. B. *Sium latifolium*, *Cerastium vifcofum*, *Stellaria uliginofa* gewifs um Göttingen. Was ift *Agroftis divaricata*, *Poa ftrigofa*, *Serapias atrorubens*? So leicht follte man fich doch die Sache nicht machen, um als botanifcher Schriftfteller aufzutreten.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 22. November 1806.

NATURGESCHICHTE.

Weimar, im L. Industrie-Compt.: *Einleitung zum Studium der allgemeinen Naturgeschichte.* — — Von *A. J. G. B. Batsch* u. s. w.

Ebendaselbst: Beyträge zu einer allgemeinen Einleitung in das Studium der Mineralogie. — — Von *Karl Const. Haberle* u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 273. abgebrochenen Recension.*)

Das *vierte* Kapitel der *Batschischen* Einleitung, welches die Geognosie enthält, bedurfte wichtiger Berichtigungen und Zusätze. Wir werden unten noch einmal darauf zurück kommen; hier wenden wir uns sogleich zu den Zusätzen des Vfs. zum *fünften* Kapitel, die oryctognostische Classification, und die Grundsätze, auf welche sie zu bauen ist, betreffend. Der Gegenstand und Umfang der Mineralogie wird hier näher festgesetzt, bestimmt was atmosphärische Körper sind, die Mineralogie in ihre Zweige abgetheilt, und dann werden die Grundsätze für die oryctognostische Classification entwickelt. Der Vf. folgt hierbey bloss den Principien, welche die Chemie angiebt, die Klassen werden durch die Arten der Grundstoffe gegeben; nur solche Grundstoffe, welche wir zur Zeit als einfach ansehen müssen, und welche sich in Mineralkörpern *vorwaltend* finden, können Klassen bestimmen; also die Erden, die Metalle, die Kalien, die gemein verbrennlichen Stoffe, von welchen Schwefel und Kohlenstoff bis jetzt allein hieher gehören. Von den übrigen Stoffen ist es uns noch nicht bekannt, ob sie in Mineralkörpern vorwalten. Die Säuren sind keine einfachen Grundstoffe, und diejenigen, deren Basis uns noch ein Räthsel ist, zeigen sich nicht vorwaltend im Mineralreiche, — ausser vielleicht die Boraxsäure im Sassolin; — daher werden zur Zeit noch keine Klassen auf sie gegründet, sondern es entstehen jetzt nur *vier* Klassen. Die Klassen zerfallen zunächst in Ordnungen, (*Werners* Geschlechter), deren es überhaupt so viele giebt, als in den Grundmischungen der Mineralkörper vorwaltende, wesentlich verschiedene Grundstoffe vorkommen. Einzelne Grundstoffe also, nicht ihre verschiedenartigen Verbindungen, sind es, welche die Ordnungen bilden. Diese aber geben Gelegenheit zur Zusammenstellung der Körper in Familien. Die Gattungen werden durch die verschiedenen Verhältnisse bestimmt, in welchen der die Ordnung charakterisirende einfache Bestandtheil mit andern in eine Hauptgrundmischung tritt, und welche sich durch mehrere auffallende Kennzeichen immer verrathen. (So hätte die S. 222. befindliche etwas zu umschreibende Definition, unsers Bedünkens, gefasst werden können.) Die Normalkrystallgestalten als Gattungs-Charakter werden mit Recht verworfen, da nicht nur verschiedene Grundmischungen einerley Normalgestalt zeigen, sondern einige auch zweyerley Normalgestalten zugleich haben. Hier macht der Vf. auf die Nothwendigkeit der chemischen Untersuchung und der genauern Prüfung der wesentlichsten Bestandtheile aufmerksam, und zeigt, dass sie selbst bey den Unvollkommenheiten der Zerlegungskunst unentbehrlich ist. *Arten* werden durch die mit dem vorwaltenden Grundstoff chemisch verbundenen übrigen Bestandtheile bestimmt, welche zwar eine von dem Oryctognosten durch die Sinne wahrzunehmende Veränderung des Mineralkörpers hervorbringen, deren Daseyn oder Nichtdaseyn aber doch den Gattungs-Charakter nicht ändert; — *Spielarten*, wo durch irgend einen beygemischten Stoff nur ein oder das andere Kennzeichen geändert wird, und — *Varietäten*, wo der Grund der sich zeigenden Veränderung in einem oder dem andern Kennzeichen, chemisch nicht einmal nachzuweisen ist. Ob es bey dieser genauen Eintheilung nothwendig ist, noch *Afterarten* anzunehmen, wo man bey einer auffallenden Abänderung vermuthen könnte, dass die Verbindung mancher Bestandtheile nicht in einer wahren chemischen Mischung, sondern nur in einem innigen Gemenge bestehe, welches sich den Sinnen nicht verräth, wie z. B. beym bituminösen Mergelschiefer, Mergelkalk u. s. w. möchten wir dahin gestellt seyn lassen. Desto interessanter aber ist der Gedanke, auf gewisse Hauptverschiedenheiten der chemischen Verhältnisse des eine Ordnung bestimmenden Bestandtheils eine Abtheilung in natürliche Familien zu gründen. Bey den Metallen, bey deren Eintheilung man schon darauf geführt worden war, giebt der Vf. einige auf die besten Zerlegungen gestützte Grundsätze dazu an, welche neu sind. Er betrachtet diesen zufolge jedes Metall 1) im regulinischen Zustande und in den Verbindungen, die es, solchem unbeschadet, mit andern Körpern eingeht; 2) in der Verbindung mit Sauerstoff entweder als Oxyd, oder als Säure, und in der Combination mit andern Körpern in diesen Zuständen; 3) in der Verbindung mit Wasserstoff, und wieder mit Wasserstoff und Sauerstoff als Hydrat oder mit Wasserstoff und Säure, als hydrogenirtem Oxyd; und endlich 4) in Verbindung mit gekohltem, gephosphortem oder auch reinem Wasserstoffgas, als Gasart. Sinnreich zeigt er auch die Anwendung dieser Ansicht auf die Klasse der Erden: denn von diesen vermuthet er ebenfalls, dass sorgfältige chemische Prü-

Prüfung sie uns in solchen verschiedenen Zuständen zeigen werde; und er macht hier nochmals auf die Wasserverbindungen dieser Grundstoffe aufmerksam, von deren näherer Beobachtung er sich wichtige Entdeckungen für die Eigenschaften der Mineralkörper und die Classifications-Grundsätze verspricht.

Nach allen Versuchen, die bisher zu Berichtigung des oryctognostischen Systems gemacht worden sind, scheint in der That die rein chemische Eintheilung die am wenigsten verwerfliche zu seyn. Wir sprechen von künstlichen Systemen: denn die natürliche Anordnung der Mineralkörper liegt allein in der Geognosie. Alle künstlichen Mineralsysteme haben ohne Ausnahme einen von zwey auffallenden Mängeln, die sich nicht beide zugleich ersetzen lassen. Die eine Art: die chemischen Systeme geben dem Anfänger nicht immer genug Hülfe und Erleichterung im Studium, weil sie mehrere Körper zusammenstellen, bey denen es schwer, oft unmöglich ist, in den äussern Kennzeichen einen übereinstimmenden Charakter zu finden, und der Zwang eines künstlichen Systems soll uns doch durch den Vortheil schadlos halten, dass es uns das Lernen erleichtert. Die verunglückten Versuche, künstliche Systeme nach äusern Kennzeichen aufzustellen, zeigen, dass hier noch grössere Schwierigkeiten statt finden, dass ganz nahe verwandte Körper getrennt werden, und dass der Grundsatz nicht einmal im Ganzen anwendbar ist: denn die Abtheilung nach Klassen wird dabey immer von der Chemie geborgt. Wir würden daher noch zur Zeit immer den auf die Zerlegung gegründeten Mineralsystemen den Vorzug vor den andern geben; nur müssen sie consequent seyn, und man darf sich dabey keine auf Nebenursachen gegründete Abweichung von den Eintheilungs-Grundsätzen erlauben. Fast in allen bisher erschienenen Handbüchern der Mineralogie ist gegen diese Consequenz gefehlt worden; nur das von *Bertele* zeichnet sich durch strenge Befolgung der angenommenen Classifications-Principien aus; wir wollen sehen, wie der Vf. der Beyträge hierin verfahren ist. Die Verbindungen der Kiesel-, Thon- und Talkerde sind die eigentlichen Steine des Anstosses für die Systematiker; der Vf. erlaube uns also, dass wir bey diesem Theile seiner Classification etwas länger verweilen. Sein Scharfsinn, sein glücklicher Beobachtungsgeist, und sein Fleiss, die sich überall bewähren, berechtigen zu Forderungen an ihn, wie man sie nicht an jeden thut. Er theilt jede Ordnung in mehrere *Reihen*, je nachdem er die verschiedene Art der Mischung der Stoffe, aus welcher die Uebergänge entstehen, nothwendig macht. So die Kieselerden-Ordnung in zwey Reihen: *A) reinere einfachere Kieselfossilien. B) Thonige Kieselfossilien;* die Thonerde-Ordnung in vier Reihen: *A) Kieselerdige Thonfossilien* (mit welchen diese Ordnung sich an die vorige anschliesst), *B) reinere einfachere Thonfossilien*, *C) thonige Kieselfossilien*, *D) mit Säuren verbundene kieselige und reinere Thonfossilien;* der Ausdruck *thonige Kieselfossilien* kömmt also zweymal, sowohl in der Kieselordnung als in der Thonordnung vor, und soll doch zweyerley Begriff ausdrücken. Dieses hätte nicht seyn sollen: es wirft Verdacht auf die Richtigkeit der Classification der unter diesen beiden Reihen begriffenen Körper, ein Verdacht, den wir sogleich als gegründet darstellen werden. In der Kieselordnung soll jener Ausdruck soviel heissen: als Fossilien, in welchen die Kieselerde zwar vorwaltet, die aber Thonerde in grossem Verhältnisse beygemischt enthalten. Was kann es aber in der Thonordnung bedeuten? doch wohl das nämliche, und dann gehören ja die darunter begriffenen Fossilien nicht unter diese, sondern unter die Kieselordnung. So findet es sich auch in der That: es gehören in diese letztere *Walkererde*, *Cimolith*, *Agalmatolith*, *Lepidolith*, *Zeichenschiefer* u. s. w. Sollten die äussern Kennzeichen dieser Fossilien den Vf. abgehalten haben, sie in die Kieselordnung zu setzen: so wenden wir ihm ein, dass er sich beym Tripel, beym Pimelit u. s. w. dadurch nicht hat abhalten lassen, obgleich ihre äussern Kennzeichen mit den der ihnen zunächst gestellten Körper, Quarze und Feuerstein, wahrhaftig nicht übereinstimmen. Auch die übrigen in der Reihe *C.* der Thonerde-Ordnung aufgeführten Körper gehören nicht hieher, nur das *Steinmark* und vielleicht die *Porcellanerde* können in der Thonordnung bleiben. *Glimmer*, *Grünerde*, *Thonschiefer* und der *Thon* selbst müssten in die Kieselordnung versetzt werden, und so könnte die Reihe *C.* ganz hinwegfallen. Dagegen würden wir der Kieselordnung noch eine Reihe *C.* hinzugefügt, und darin alle Kieselfossilien aufgenommen haben, in welcher zu der vorwaltenden Kieselerde nicht bloss Thonerde, oder wohl gar keine Thonerde, sondern Talkerde, Kalkerde, Metalloxyde u. s. w. in bedeutender Proportion hinzutreten. Dahin würden denn nicht nur die vier zuletzt genannten Fossilienarten, sondern auch *Bol*, *Wacke*, *Topfstein*, *Hornblende*, *Strahlstein*, *Epidot*-*Ichtyophtalmik*, *Tafelspath*, *Smaragdit*, *Tremolit*, *Sahlit*, *Melanit*, *Augit*, *Baikalit*, *Olivin* u. s. w. gehören. Dadurch fielen freylich auch aus der Talkordnung mehrere Körper hinweg; allein auch dieses würde mit den von dem Vf. angenommenen Grundsätzen übereinstimmen, da wirklich nur äusserst wenige Fossilien den diese Ordnung charakterisirenden Bestandtheil, die Talkerde, vorwaltend enthalten. Die Klasse der Metalle theilt der Vf. zuerst in vier Reihen, dann weiter in Ordnungen. Hier hätte er wohl einen andern Ausdruck wählen mögen, da in der vorhergehenden Klasse die Reihen immer den Ordnungen untergeordnet waren. Diese sogenannten Reihen bilden hier: 1) *Edle dehnbare Metalle*, 2) *unedle dehnbare*, 3) *nicht dehnbare weiche*, 4) *nicht dehnbare harte*. Die Eintheilung der verbrennlichen Mineralkörper ist zum Theil originell, die Steinkohlenarten sind darin nach dem Grade der Oxydation ihres Kohlenstoffs und nach dem Verhältniss des beygemischten Wasserstoffs geordnet; doch dürften über die Beschaffenheit dieser Körper erst noch mehrere Versuche erforderlich seyn.

Ein Entwurf einer systematischen Anordnung der Gebirgsarten beschliesst diese Beyträge. *Werners* Classification liegt im Ganzen dabey zum Grunde und ist

ist mit manchen interessanten Winken des Vfs. durchwebt, bey welchen wir uns nicht aufhalten dürfen; doch bemerken wir wenigstens das wichtigste. Neu und auf Selbstbeobachtung gegründet sind die Gedanken über das Vorkommen des Syenits und Syenit-Porphyrs, nicht bloss als zur Porphyrformation gehörig, sondern auch als eingeschoben zwischen Gneus und Urthonschiefer, und bisweilen den letztern verdrängend; — über die mandelsteinartige Bildung mancher Porphyre, die zum Urgebirge zu gehören scheinen; — die Charakterisirung der Urgrünsteine; — die Bestimmung des Grauwackenschiefers — die Vermuthungen über den Wasserstand in der Periode der Bildung der Uebergangsgebirgsarten. Die Verbindung, in welche das Urfelsconglomerat, die Hauptsteinkohlenformation, das Todtliegende unter sich gesetzt, und mit dem erstern dieser Glieder an die Uebergangsgebirge, und zwar unter diesen an die Grauwacke angeschlossen sind, scheint der Natur sehr angemessen.

Noch müssen wir mit einigen Worten einer dem Buche hinzugefügten Beylage gedenken, in welcher der Vf. Beobachtungen der Structur des *Arragonits* mittheilt. Diese Beobachtungen dienen gleichfalls zum Beweise des forschenden Blicks des Vfs., seiner tiefen Kenntniss der *Hauyschen* Grundsätze und Methode, und seiner Geübtheit in genauer Untersuchung der Krystallisations-Verhältnisse. Er sucht die Ansicht, die *Hauy* von dem Baue des Arragonits giebt, zu widerlegen, wünscht aber dennoch, dass dieses Fossil zu Ehren des sinnreichen Entdeckers künftig den Namen *Hauyt* erhalten möge. Ein Franzose äusserte gegen Rec., das sey eine *méchanceté*, weil *Hauy* eben hier geirrt habe. Wir lassen übrigens gern dem Verdienst des würdigen Krystallographen und dem Beobachtungsgeiste unsers Vfs. Gerechtigkeit widerfahren; aber auf die Winkelmessungen bey Krystallen sollte man doch nicht zu viel bauen, wenigstens so lange nicht, als man kein sichreres Mittel zu ihrer Bestimmung anwenden kann, als den unsichern Gebrauch des höchst mangelhaften Gonymeters.

Weimar, im L. Industrie-Compt.: *Characterisirende Darstellung der gemeinnützigsten, so wie der am öftersten vorkommenden Mineralien*, mit Hinsicht auf *Werners* und *Hauys* Beobachtungen, und die neuesten chemischen Untersuchungen, entworfen und zum Gebrauche für Schulen und Lehranstalten, so wie auch zum Selbstunterrichte für Liebhaber der Naturgeschichte, die schon selbst kleine Mineraliensammlungen besitzen, bestimmt. Von D. *Karl Const. Haberle*. 1805. XX u. 202 S. 8. m. K. (1 Rthlr. 12 gr.)

Dieses Verzeichniss ist als ein Begleiter der Einleitung zum Studium der allgemeinen Naturgeschichte zu den Beyträgen von *Haberle* u. s. w. anzusehen. Es ist ein beschreibender und commentirender Katalog eines im Industrie-Comptoir zu Weimar verkäuflichen Mineralien-Cabinets von möglichster Vollständigkeit. Nur die ganz seltenen, theuren und nicht zu den gemeinnützigen gehörenden Fossilien vermisst man darin. Die Edelsteine finden sich dabey in Glasflüssen modelirt, die ganze Sammlung besteht aus dreyhundert Stücken. In der Anordnung ist das in den Beyträgen aufgestellte System befolgt, jedes einzelne Stück ist gut beschrieben, mit besonders instructiver Bemerkung der wesentlichen Unterscheidungskennzeichen jeder Art von den ihr ähnlichsten, und mit Hinzufügung der wichtigsten Eigenthümlichkeiten des geognostischen Vorkommens. Dass man eine ziemliche Vollständigkeit in dieser Sammlung findet, beweisen folgende darin enthaltene nicht gemeine Fossilien: Alle Arten und Abänderungen des *Opals*, *Menilit*, *Chrysopras*, *Obsidian*, *Beryll*, *Vesuvian*, *Staurolith*, *Kyanit*, *Chiastolith*, *Spinell*, *Saphir*, *Honigstein*, *blättriger Serpentin*, *Anhydrit*, *Platina* und andre mehr. Die Krystallisations-Verhältnisse sind nach *Hauy* bestimmt, und durch zwey Kupfertafeln erläutert.

Berlin, b. Späth: *Prodromus Florae Stargardiensis*, aut. *C. Fr. Schultz*, Med. Dr. 1806. 524 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Der verstorbene *Timm* lieferte eine für ihre Zeit sehr brauchbare Flora von Meklenburg. In einem Lande, wo Wissenschaften dieser Art wenig geschätzt wurden, arbeitete sich dieser treffliche Mann, ohne Unterricht, ohne Hülfsmittel, als welche sich sein Fleiss erst nachher verschaffte, und anfangs ohne botanische Freunde, zu einem vorzüglichen Botaniker, ja selbst zum Entdecker in einem der schwierigsten Fächer der Botanik, der Muscologie, empor. Er würde noch mehr geleistet haben, wenn ihn nicht in den letztern Jahren die Gicht gelähmt hätte. Aber er kannte nur die fruchtbare Gegend um Malchin, und die Küsten der Ostsee bey Rostock, einen Strelitzischen Ort führt er nirgends an. Hr. *Schultz* verdient daher unsern Dank, dass er diese sehr gute Flora von Mecklenburg Strelitz geliefert hat: denn es ist nützlich und nöthig, dass jede Provinz ihre Flora habe. Mit grossem Fleisse hat er die Pflanzen dieses zwar kleinen, aber durch einen sehr mannichfaltigen Boden ausgezeichneten Landes gesammelt; er hat manche gute Bemerkung über die bekannten Arten gemacht, und nicht wenig neue Arten, besonders unter den Laubmoosen entdeckt, oder doch zuerst beschrieben. Er folgt überall sehr guten Führern; *Willdenow* in den *Spec. plant.* so weit sie erschienen sind, *Swartz* bey den Farrenkräutern, *Bridel* bey den Laubmoosen, *Acharius* bey den Lichenen, *Persoon* bey den Pilzen; nur Schade, dass ihm *Smith's Flora brittannica* nur aus *Hoffmanns* kurzem Compendium bekannt zu seyn scheint. Die angenommenen Charaktere der Gattungen und Arten ändert er fast gar nicht, wozu er doch oft würde Gelegenheit gehabt haben. Wir wollen die neuen Arten hier anführen, und sonst einige Bemerkungen hinzufügen, um die Aufmerksamkeit der Botaniker auf diese Flora

zu

zu erregen, die sonst nur ein locales Interesse veranlassen möchte. *Callitriche caespitosa* wird als eine neue Art beschrieben, welche sich nur auf dem Lande, nicht im Wasser findet, und durch ihre rosenartigen sehr ästigen Stämme auszeichne. *C. verna* unterscheide sich durch an der Basis schmälere Blätter. Rec. besitzt diese Pflanze von dem Vf. und hat sie auch sonst, selbst im südlichsten Europa gefunden, hält sie aber nur für eine Abänderung von *C. verna*, durch den Standort verursacht. Die Form der Blätter ist sehr veränderlich. *C. minima Hoppe* gehört hieher. *Cyperus virescens* hält der Vf. für eine Abänderung von *C. fuscus*. *Allium carinatum* des Vfs. ist wie *Timms A. Scorodoprasum* zu *A. arenarium* zu rechnen. *Polygonum Fagopyrum* ist keinesweges eine einheimische Pflanze. *Ranunculus polyanthemos* hat oft *setae cauli approximatae (appressae)* und nicht *R. acris* allein. *Ajuga genevensis* ist keine Abart von *A. pyramidalis*, der ganze *habitus* ist verschieden. *Mentha sativa* ist die *M. hirsuta var. S. Smith*. *M. gentilis* aber *M. arvensis S. Sm.* an dem kurzen Kelche kenntlich. *M. verticillata* gehört zu *M. acutifolia Sm.* *Ballota nigra* ist nicht *B. nigra Linn. Sp. pl. ed.* 1. sondern eine besondere Art, welche man *B. vulgaris* nennen könnte. Es ist eine grosse Verwirrung unter den beiden Arten der *Ballota;* nur die eine, *B. nigra Linn. Sp. ed.* 2. und *Fl. suec.* welche den Gattungscharakter nicht hat, findet sich in Meklenburg. *Trifolium procumbens* und *filiforme* hat *Smith* besser durch das Fähnchen der Blume unterschieden; auch findet sich dessen *T. minus*, hier mit *T. filiforme* vermengt, häufig in Meklenburg. *Apargia hastilis* hält Rec. für eine Abänderung von *A. autumnalis;* solche einblumige Exemplare sind nicht selten. *Senecio aquaticus* ist eine Abart von *S. Jacobaea*, nicht der wahre *S. aq.* mit glatten Samen. *Betula pendula Roth* ist die wahre *B. alba Linn.* oder *B. verrucosa Ehrh.;* die andere Birke, wozu *B. pubescens Ehrh.* gehört, hier wahrscheinlich unter *B. alba* verstanden, hat in der Jugend behaarte Zweige und wird von *Bechstein B. odorata* genannt. Nie wird sie eine Hangebirke. *Betula humilis*, ein sonst seltener Strauch, ist nicht selten im Strelitzischen. Die *Salices* sind nicht genau abgehandelt. *Phascum elongatum*, eine neue Art, ausgezeichnet durch den langen Fruchtstiel, den hohen Stamm und die lang zugespitzten Blätter. *Gymnostomum rufescens* ebenfalls neu, kleiner als *G. truncatum* mit röthlichen mehr zugespitzten Blättern. *Dicranum recurvatum*, neu, dem *D. longifolium* verwandt, mit durchaus gesägten, nervigen Blättern. *Dicranum fastigiatum* hier zuerst beschrieben, in *Blandow's* Sammlung trockner Moose *D. Bergeri* genannt. *Hypnum illecebrum* ist nicht *H. ill. Linn* sondern eine wahrscheinlich neue Art. *H. exiguum*, als neu hier aufgeführt, scheint *H. tenellum Sm.* *Hypnum trichopodium*, hier zuerst beschrieben, wird in *Blandow's* Sammlung *H. Schultzii* genannt. *H. longifolium*, eine neue Art, dem *H. stellare* einigermassen ähnlich, *surculo repente vage ramoso, foliis ovato-lanceolatis longissime acuminatis splendentibus integerrimis uninerviis; capsulae oblongae arcuatae operculo conico apiculato*, auf sumpfigen Wiesen. Alle diese Arten Laubmoose hat Rec. vor sich, und hält sie mit dem Vf. bis auf *Hypnum exiguum*, für noch nicht beschrieben. Die Gattung *Conferva* ist hier noch in ihrem alten Zustande. *Opegrapha coccinea*, eine hier zuerst beschriebene Art, ausgezeichnet durch ihre rothe Farbe, hatte Rec. schon gefunden und *O. nobilis* genannt. Die Pilze sind, wie Rec. aus einigen Beyspielen weiss, nicht mit der Aufmerksamkeit behandelt als die übrigen Pflanzen, und die hin und wieder angeführten neuen Arten bedürfen einer Berichtigung, welche aber für diese Blätter zu weitläuftig seyn würde. Uebrigens verdient der der Vf. zur Fortsetzung seiner botanischen Untersuchungen ermuntert zu werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Frankfurt* und *Leipzig*, (ohne Angabe des Verlegers): *Neues Liederbuch für Volksschulen.* 1805. 96 S. 8. (5 gr.) — Der Vf., der sich in der Vorrede *S. C. G. Krako* in Elsenrode nennt, wollte durch diese kleine Sammlung „unschuldiger und unterhaltender Lieder" einem Bedürfniss der Jugend abhelfen, und den Kindern in Volksschulen vorzüglich solche in die Hand geben, die sich nach bekannten Melodien singen liessen, und deren Inhalt leicht und fasslich wäre. Die Auswahl ist indessen nicht sonderlich gut gerathen. Die Lieder sind grösstentheils zu matt, und zu prosaisch, als dass sie junge Gemüther besonders ansprechen sollten. Lässt sich, z. B. die Geschichte der Erfindung des Spinnrads wohl trockner geben, als in folgenden Reimen:

Durch das Spinnrad wird es leicht,
Nahrung zu gewinnen.
Dank verdienet, wie mir däucht,
Der, zum leichtern Spinnen,
Es in Braunschweig einst erfand,
Voller Achtung wird genannt,
Stets dein Name, Jürgens!

Was würde der Vf. dazu sagen, wenn man bey Betrachtung seines gut gemeinten Liederbuchs jene Strophe auf ihn selbst anwenden wollte:

Durch diess Liederbuch wirds leicht,
Bildung zu erschwingen,
Dank verdienet, wie mir däucht,
Der, zum leichter'n Singen
Es in Elsenrod' erfand,
Voller Achtung wird genannt
Stets dein Name, Krako!?

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 24. November 1806.

ERDBESCHREIBUNG.

WEIMAR, im L. Industrie-Compt.: *Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen* — herausgegeben von *M. C. Sprengel*, fortgesetzt von *T. F. Ehrmann*. — *Drey und zwanzigster* und *vier und zwanzigster* Band. Mit Kupfern und Karten. 1805. 8.

Der *drey und zwanzigste* Bd. enthält I. *Thomas Winterbottoms*, Arztes der brittischen Kolonie zu Freetown, *Nachrichten von der Sierra-Leona-Küste und ihren Bewohnern, nebst einer Schilderung der dortigen brittischen Kolonie*. Aus dem Englischen. Mit einer Einleitung und Zusätzen herausgeg. von *Theophil Friedr. Ehrmann*. Mit einer Karte. (XXVIII u. 420 S.) Das Original kam 1803. in zwey Octavbänden heraus. Wenn der Vf. sein Werk blofs auf die Beschreibung der von ihm gesehenen Gegend und Völkerschaften beschränkt hätte: so würde es weit kürzer gerathen seyn. Er hat es aber durch die Einschaltung vieler entlehnter Nachrichten von den übrigen Ländern, wo der Sklavenhandel getrieben wird, sehr ausgedehnt. Die Gelehrsamkeit und Belesenheit des Mannes, dem auch die von deutschen Gelehrten, *Blumenbach*, *Sömmerring* u. a. geschriebenen Bücher nicht unbekannt sind, ist sehr zu loben; sie scheint uns aber mit einer Fülle mitgetheilt zu seyn, die der von ihm bearbeitete Gegenstand nicht nothwendig machte. Die Nachrichten sind in 15 Kapitel abgetheilt. Ohne uns bey der Aufzählung des Inhalts der einzelnen Kapitel aufzuhalten, bemerken wir nur, was uns vorzüglich in dem Buche gefallen hat, und eine wahre Bereicherung der Geographie zu seyn scheint. Wir rechnen dahin die Nachrichten von der Benutzung der Producte, den Nahrungsmitteln der Einwohner, den Arbeiten, welche sie verfertigen, dem unbeschreiblich grofsen Aberglauben, den verschiedenen Sprachen, von welchen der Vf. mehrere Proben angeführt hat, als irgend einer seiner Vorgänger. Unter den hier erwähnten Völkern zeichnen sich die Fulaher, sonst Fulier genannt, vor allen andern aus. Sie bewohnen in einer ziemlich weiten Entfernung von der Seeküste ein grofses Land, Futa, worin Timbo die Hauptstadt ist, die der Bruder des Vfs., welcher mit Hn. *Watt* eine Reise in das Innere machte, 1794. besuchte. Sie sind sehr eifrige Mohammedaner, essen keine andere als wiederkäuende Thiere, verabscheuen alle gegohrne oder geistige Getränke, rauchen keinen Tabak, bauen, wie alle mohammedanische Völker, ihre Häuser mit mehr Geschmack und dauerhafter, als die um den Sierra Leona Flufs wohnenden Timmanier und Bullamer, haben die Handwerke in mehrere Klassen vertheilt, geben ihren Zeugen von Baumwolle eine vortrefflich blaue Farbe, nicht aus Indigo, sondern einer ganz andern Pflanze, die indessen nicht näher beschrieben wird (S. 133.), kleiden sich anständiger und zweckmäfsiger, sind keine Liebhaber vom Tanzen, lesen und schreiben viel, bringen Sklaven, Elephantenzähne, Reifs, Seife, Ochsen und Kühe zum Verkauf, und tauschen dagegen Salz, Kola, Pulver und Schiessgewehr, Tabak, Glaskorallen u. dgl. ein. Zu dem Reiche Futa gehört auch Tombuktu, dessen König 1794. Abbafs hiess, und dessen Einwohner reicher sind, als alle andern. Die Mandingoer, sehr eifrige Mohammedaner, die gern Proselyten machen, wohnen näher an der Küste in den den Bullamern und Timmaniern zugehörigen Dorfschaften. Sie verbreiten den Islam immer weiter, und sind als grofse Kaufleute schon lange berühmt. Zu diesen zählt der Vf. die Malais, aus frühern Reisen bekannt, die sein Bruder Nyamalas oder Nyalas nannte, wahrscheinlich nach der Bemerkung des Herausg. Fezzaner. Es ist Schade, dafs der Vf., der mit einem von den aus entlegenen Ländern nach Sierra Leona kommenden Kaufleuten bekannt wurde, sich über dessen Heimath und Reisen keine Auskunft verschaffte (S. 222.). Noch mehr ist zu bedauern, dafs von den Thieren so wenig gesagt ist, und dafs das Japanzee oder Chimpanzee, welches Geschöpf dem Menschen noch mehr ähneln soll, als der Ourang Outang, und wovon nach *Account of the Colony of Sierra Leone etc. published by order of the Directors*. London 1795. (S. 227.) zwey Exemplare lebendig nach der Kolonie gebracht wurden, von welchen das eine bald starb, das andere einige Monate lebte, mit keiner Sylbe gedacht wird, obgleich in dem Kapitel von der physischen Bildung der Neger verschiedenes vom Orangutang aus ältern und neuern Zeugnissen beygebracht ist (S. 262.). Zu den permanenten charakteristischen Zügen der Neger rechnet der Vf. nur die schwarze Farbe und das wollige Haar (S. 257.). Spitzige und scharfe Zähne werden keinem angeboren, sondern, weil sie für schön gehalten werden, dazu gemacht. Von der Menschenfresserey findet man weder in der Gegend der Kolonie, noch längs der Küste in einer Strecke von mehrern 100 Meilen, Spuren. Jedoch wird sie von den Küstenbewohnern den in entlegenern Gegenden wohnenden vorgeworfen (S. 219.). Hierin hat der Vf. nichts Neues erzählt. Wichtiger sind die Beyspiele von Ordalien, unter denen das Trinken des rothen Wassers wegen seiner Aehnlichkeit mit dem Fluch-

wasser der Hebräer eine besondere Aufmerksamkeit verdient. *Bruns* hat in der Erdbeschreibung von Afrika IV. 81. gleichfalls Getränke angeführt, die den Angeklagten zur Erforschung ihrer Schuld oder Unschuld in den südwärts vom Aequator liegenden Negerländern eingegeben werden. Wir lernen hier, dass man sich dieses Mittels auch an der Nordseite bedienet, und die dabey vorkommenden Ceremonien werden weitläuftig beschrieben (S. 172.). Die Geschwätzigkeit der Neger ist hinlänglich bekannt. Wer von ihren Fabeln, worin, nach Art der Aesopischen, Thiere als handelnd eingeführt werden, sich einen Begriff machen will, dem empfehlen wir die Probe S. 161. nachzulesen. Dass die Vielweiberey der Bevölkerung schädlich sey, und das weibliche Geschlecht erniedrige, ist dem Vf. eine so ungezweifelte Wahrheit, als dass der Sklavenhandel das Land entvölkere (S. 196.). Die Existenz eines stummen Handels, den ein gewisses Volk an dem Ufer des Nigerfl. treibt, wird durch das Zeugniss von Europäern, die in dem Innern des Landes gewesen sind, erhärtet, jedoch die Lage und der Name des Volkes nicht angegeben (S. 231.). Die Gastfreundschaft der Afrikaner bewies sich auf eine rühmliche Art sehr thätig gegen die Kolonisten, als diese von den Franzosen rein ausgeplündert wurden. Der Vf. hatte auch auf seinen vielen Reisen im Lande unzweydeutige Beweise davon (S. 275.). Die afrikanische und ostindische Missionsanstalt zu London hat durch die Bemühungen des Predigers *Brunto* schon sieben Bücher in der Susuer Sprache, die längs der Küste von mehrern Völkern, und auch in dem Binnenlande Jallonkadu gesprochen wird, und in welcher so wenig, als in irgend einer andern an der Westküste geredeten bisher etwas gedruckt war, drucken lassen, wovon S. 279. ein Verzeichniss stehet. Die Bemerkung, dass, je weiter man von Sierra Leona gegen Süden komme, desto wirksamer und mannichfaltiger sich der Aberglaube zeige (S. 289.), kann man nicht lesen, ohne den Einfluss, den die mohammedanische Religion, und die durch diese gestifteten Schulen und verbreitete Literatur auf die Cultur der Einwohner, so sehr sie auch hinter dem Ideal der Cultur zurückgeblieben seyn mag, gehabt haben, zu erkennen. — In den Zusätzen wird 1) eine Beschreibung der Kolonie von Sierra Leona seit 1794., da sie von den Franzosen zerstört wurde, geliefert. 2) Tafeln über die Witterung des J. 1793., welche der Vf. im 8. Bd. der *Medical Facts and Observations* schon bekannt gemacht hatte. 3) Wörterverzeichniss einiger afrikanischen Sprachen von S. 358 — 406., also von einer beträchtlichen Länge. Die Wörter sind genommen aus dem Dialekt der Timmanier und Bullamer, und der Susuer. Die Zugabe erzählt die neueste Geschichte der Kolonie aus den englischen Berichten vom August 1804. Die Kolonie, obgleich sie damals sich von dem Schaden, den die Franzosen angerichtet, wieder erholt hatte, und in einem blühendern Zustande als jemals war, konnte ohne eine jährliche Unterstützung von 10000 Pfd. Sterl. von der Regierung, unter deren unmittelbaren Aufsicht die Civil- und Militärgeschäfte verwaltet werden, nicht bestehen. Der Uebersetzer, Hr. *Ehrmann*, hat nach seiner Gewohnheit eine Einleitung vorangeschickt, in welcher die Literatur und eine kurze Uebersicht gegeben wird. Jene ist nicht ganz vollständig. Es fehlen S. XIV. einige Hauptbücher, z. B. der vorher angeführte *Account*, und *C. B. Wadström's Versuch über Kolonien* u. s. w. I. Theil. Aus dem Englischen mit vielen Anmerkungen und Zusätzen von *E. A. W. Zimmermann*. Leipzig 1796. Diese ist eine magere Topographie ohne Bezeichnung der daselbst erzielten oder zu erzielenden Producte und anderer Gegenstände. Die Karte ist eine Abbildung des Landes vom 11 bis 7° N. B. und 9 bis 14° 40′ W. L. von Greenwich, auf welcher die Reise, die des Vfs. Bruder und Watt ins Innere machten, verzeichnet ist.

II. *J. P. Hockin's Bericht von den neuesten Reisen nach den Pelew-Inseln, besonders des Kapit. M' Cluers und seiner Gefährten.* Als Nachtrag zu *Keate's Nachricht von den Pelew-Inseln.* Aus dem Englischen. Mit einer Einleitung und Anmerkungen herausgeg. von *Theophil Friedrich Ehrmann.* Mit einem Kupfer. (XLXV u. 110 S.) Durch einen Zufall wurden bekanntlich die Britten 1783. mit den Palaos- oder Pelew-Inseln näher bekannt, von deren Existenz zuerst die spanischen Missionarien auf den Marianen-Inseln um 1721. einige Nachricht einzogen, die aber nachher als ausser dem Striche der zwischen Amerika und Asien segelnden Schiffe gelegen vernachlässigt wurden. Kapit. *Wilson* mit dem Postschiffe Antelope, durch widrige Winde auf einer Fahrt von Macao nach Bengalen auf ein Korallenrief verschlagen, rettete nur mit genauer Noth sich und seine Mannschaft bis auf einen, welcher sein Leben verlor, in einem Boote, womit er Orulong, eine von den Pelew-Inseln, erreichte. Von dem Könige Abu Thule und dessen gutmüthigem Volke sehr freundschaftlich aufgenommen, zimmerten die Engländer ein neues Schiff, auf welchem sie nach Verlauf von 3 Monaten zurückkehrten, und den Sohn des Königs Li Bu mitnahmen, um in England erzogen zu werden. Unglücklicherweise starb dieser junge Mann an den Kinderpocken zu London. Abu Thule und sein Volk erhielten durch ihr menschenfreundliches Betragen gegen Unglückliche über ganz Europa eine Celebrität, um die vielleicht selbst gepriesene Helden sie beneiden möchten, und Libu wurde gut gesinnten und wissbegierigen Knaben eine Zeitlang als ein Muster vorgestellt. Zweifler aber schüttelten den Kopf, und gaben zu verstehen, *Keate*, der Vf. der Reisen des Kapit. *Wilson*, möchte dem Publicum einen solchen Streich gespielt haben, als der Kapellan des Lord Anson, Walter. So wie dieser eine nicht weit von den Pelew entlegene Insel, Tinian, als ungemein fruchtbar beschrieben hätte, die spätere Reisende ganz anders befunden: so hätte vielleicht auch *Keate* die Einwohner der Pelew mehr nach seiner Phantasie und seinem Wunsche als der Wahrheit gemäss, als sehr liebenswürdige Naturmenschen geschil-

schildert, die vielleicht ganz anders von nachfolgenden Seefahrern beschrieben werden würden. Zum Triumph der Menschheit ist alles das Schöne und Lobenswürdige, was *Keate* von den Sitten und dem Charakter der Insulaner erzählt hat, durch die gegenwärtige Reise bestätigt worden. Ein Lieutenant am Bord des Schiffes verweist seinen Vater in einem Briefe auf jenes Buch, worin alles auf das richtigste geschildert wäre. Die Directoren der englisch-ostindischen Handlungs-Gesellschaft beschlossen 1790., Schiffe nach den Pelew zu schicken, um den König von dem 1783. erfolgten Tode seines Sohnes zu benachrichtigen. Wenn bloss Theilnahme an dem Unglücke des Vaters die Expedition veranlasst hätte: so würde man wohl nicht 7 Jahre damit gewartet haben. Die Schiffe hatten aber auch den Auftrag, die Westküste von Neu-Guinea zu untersuchen, und bey der Gelegenheit konnte ein Besuch, den man bey diesem alten freundschaftlich gesinnten Bekannten ablegte, zur Ausführung des gedachten Auftrags nützlich seyn. Aus den vielen Geschenken an lebendigem Viehe, Sämereyen, Geräthschaften zum Ackerbau u. dgl. m., womit die Schiffe beladen waren, scheint aber doch als Hauptabsicht der Expedition hervorzugehen, dass man die von den Insulanern erzeigten Wohlthaten mit andern, wodurch ihr Zustand auf die Zukunft verbessert, und wovon auch die dereinst bey ihnen landenden Europäer Vortheil haben würden, erwiedern wollte. Die Schiffe segelten von der Station Bombay ab, umschifften Sumatra und Java an der West- und Südseite, kamen in die Strasse zwischen den Inseln Lombock und Bally, und ankerten bey der Stadt Labojee (S. 6.). Auf welcher von den beiden Inseln diese Stadt liege, wird nicht gesagt. Die Einwohner, ein höfliches freundliches Volk, versorgten die Seefahrer mit Reiss, Rindvieh und grünen Gewächsen gegen Knöpfe, Seidenzeuge, Scharlachtuch und baares Geld zu billigen Preisen. Nachdem die Schiffe auf den verschiedenen Inseln umher ihren Vorrath an Vieh, Getreide und Sämereyen ergänzt hatten: so *verliessen* sie die Küste von Neu-Guinea (S. 11.). [Da vorher nicht der Ankunft der Schiffe auf dieser Küste erwähnt ist: so befremdet es hier zu lesen, dass sie sie *verlassen* haben, und man möchte eine Lücke in der Uebersetzung vermuthen, wenn der Herausgeber vorher gesagt hätte, dass das Original abgekürzt sey, und er sich nicht selbst S. 73. über das Stillschweigen, das in Ansehung der an der Küste von Neu-Guinea angestellten Forschungen beobachtet wird, beschwert hätte.] Die Nachricht von dem Tode seines Sohnes vernahm der König mit vieler Betrübniss, äusserte aber nicht das mindeste Misstrauen gegen den Kapitain, der ihn mitgenommen hatte, oder einigen Zweifel an der Wahrheit der Erzählung. Er machte den Engländern ein Geschenk mit seiner Insel, worauf auch die englische Flagge auf der Landspitze aufgepflanzt und der Grundstein zu einem englischen Fort gelegt wurde, dem man den Namen Abercombie gab (S. 33.). Von diesem Fort wird nachher nichts mehr gesagt, obgleich die Engländer sich 5 Monate daselbst aufgehalten haben. Während der ganzen Zeit fiel keine Streitigkeit zwischen den Insulanern und den Britten vor, obgleich jenen wie allen Südsee-Insulanern Neigung zum Stehlen vorgeworfen werden kann, wovon jedoch die Vornehmern frey sind (S. 45.). Des Frauenzimmers wird gar nicht gedacht, und es ist doch nicht zu vermuthen, dass ein so langer Aufenthalt von Britten, wenn gleich viele Sipaien unter ihnen waren, keinen Stoff zu Anekdoten gegeben habe. Die Britten erregten durch das, was sie thaten, und die mitgebrachten Geschenke, so viele Verwunderung und Erstaunen unter den Einwohnern, dass fast nur davon die Rede ist. Sie brauchten sich nur als Bundesgenossen und Freunde des Abba Thule zu zeigen, und ihre Kanonen und Kugeln zur Schau zu stellen, um die Häuptlinge oder Rupaks von Artingall, einer von der Inselgruppe, die von mehrern Häuptlingen beherrscht wird, zum Frieden mit Abba Thule, durch den Beystand der Britten zum ersten Rupak erhoben, zu bewegen. Der Befehlshaber der beiden brittischen Schiffe, Kapit. M'Cluer, gewann die Insel so lieb, dass er sein Commando niederlegte, und in diesem irdischen Paradiese, wie er es nannte, sein Leben beschliessen wollte. Nach 15 Monaten wurde er aber seines Aufenthalts daselbst müde. Er kam mit einigen Insulanerinnen über Macao nach Bengalen, ist aufs neue wieder abgesegelt, und man hat nachher nichts weiter von ihm erfahren. Die Weiber wurden 1798. auf einem kleinen Schiffe zurück geschickt. Auch dieses Schiff wurde sehr gütig aufgenommen. Das zahme Vieh hatte sich auf den Inseln vermehrt. Ziegen und Schweine gab es in Menge. Nur die Schafe waren ausgestorben. Zwey europäische Schiffe waren seit 1790. da gewesen, eines davon wahrscheinlich ein spanisches. 1802. hatte man wieder Nachricht von Europäern, die daselbst Muscheln, Schildkrötenschalen, Haifischflossen und andere Artikel zum Handel mit China gesammelt hatten. Mögen doch die Pelewaner nie Ursache haben, zu bedauern, dass sie durch die gütige Aufnahme der gestrandeten brittischen Mannschaft den Europäern zu einer näheren Bekanntschaft mit ihnen Gelegenheit und Lust gegeben haben! Ist irgend eine Insel auf dem weiten Meere; die von allen Seefahrern als ein unverletzliches Heiligthum angesehen werden muss: so ist es diese. — Hr. *E.* hat in der Einleitung die älteste Nachricht von den Pelew-Inseln, die in den *Lettres édifiantes* steht, übersetzt. Auf dem Kupfer ist ein Versammlungshaus dargestellt; sollte aber bey dem Original eine Karte von der Inselgruppe befindlich seyn: so hätte dieser der Vorzug vor jenem Bilde gegeben werden müssen.

(*Der Beschluss folgt.*)

GESCHICHTE.

OFEN, in d. königl. Univ. Druck.: *Indices reales historici in Decreta Comitialia Regum Hung.* Sub Auspiciis.. Josephi... Palatini.. nova industria conscripti a *Mart. Georgio Kovachich*, Senquiciensi. Tom.

Tom. I. Index realis geographico topographicus. 1806. XLII u. 479 S. 8.

So sehr es von der einen Seite zu bedauern ist, dass Hr. v. K. von seinem Vorhaben, *Scriptores rer. Hung.* in einer Folgereihe herauszugeben, auf die Verfertigung eines neuen Registers zum *Corpus Juris Hung.* abschweift: so ist doch von der andern Seite unläugbar, dass das bisherige Register zum *Corpus Juris* — welches von Jesuiten verfasst worden, und unter dem Titel: *Cynosura*, den neuern Ausgaben des C. J. seit 1751. beygefügt ist — nicht viel tauge, und dass schwerlich ein Anderer die Uebung, die Geduld, die Geschicklichkeit und den Fleiss unseres Vfs. zu dieser nicht überflüssigen Arbeit mitgebracht hätte. Der Vf. giebt uns in der Vorrede zuerst eine Uebersicht der bisherigen Ausgaben des C. J., dann verbreitet er sich über den Plan seiner Arbeit. Er will nämlich vier verschiedene Register liefern. 1) Das geographisch topographische Register, das bisher ganz fehlte. 2) Das Register der Personen und Familien, welches schon vorhanden, aber sehr mangelhaft ist, wie der Vf. in Beyspielen zeigt, mit einem Anhang des Registers über National- und Sectennamen. 3) Das Register der Aemter und Würden. 4) Das Register der Sachen, und besonders juridischer Gegenstände. Der dieser Arbeit des Vfs. noch eigene Vorzug besteht darin, dass auf 24 ungrische Reichstagsabschiede in diesen Registern Rücksicht genommen worden, welche im C. J. nicht abgedruckt, sondern vom Hn. v. K. zum Theil in glaubwürdigen Originalien aufgefunden, und in seinen *Vestigiis Comit. Supplementis ad Vestigia Com.* und *Auctarium ad Supplementa* gröſstentheils zuerst herausgegeben wurden. So sollen denn diese *Indices* eine Vorarbeit seyn zu dem Lieblingsplan des Vfs., eine neue vollständige Ausgabe des C. J. mit Aufnahme auch jener, in den bisherigen Ausgaben willkürlich ausgelassenen, und daher auch nicht zur Gesetzes Kraft gediehenen, 24 Reichstagsabschiede, und mit nöthiger Correctur des Textes zu besorgen — zu einem Plane, den er den ungrischen Ständen auf dem nächsten Reichstage vorzulegen gedenkt. Rec. hat mehrere Rubriken des vorliegenden geographisch topographischen Registers durchgegangen, und alles sehr vollständig und brauchbar gearbeitet gefunden. Als Anhang ist S. 449. beygefügt ein topogr. geogr. Register auch vom Verbötzischen Tripartito; dann ein Register der Titel, deren sich die Könige von Ungern als solche, oder auch als Kaiser von Deutschland und Regenten Oesterreichs in den Bestätigungseingängen der Decrete bedienten. Rec. wählt ein Beyspiel, den Zweck und die Einrichtung dieses Registers darzustellen. „*Temesvár est locus antiquus Tricesimae Capitalis* 1498. 34. (d. h. Art. 34. des Reichsabschiedes von 1498.) *Liberae regiaeque Civitati sessio et Votum in Comitiis conceditur* 1791. 30. *Castrum per Georg. Zekel obsessum Jo. Vayda liberavit* 1514. 1. *Praesidii Commendans C. Soro in Indigenam recipitur* 1761. 72.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Leipzig*, a. K. d. Vfs.: *Ueber Verbesserung der Brauhäuser und wieviel es hauptsächlich dabey, sowohl in Hinsicht auf Lage und Bauart, als innere Beschaffenheit derselben ankomme, beständig gute und dauerhafte Biere brauen zu können.* Nebst einigen andern zur Baukunst und Oekonomie gehörigen Gegenständen. Herausgegeben von *Johann Friedrich Wolff*, Churf. Sächs. Kreis-Trankſteuer-Revisor zu Leipzig. Mit Kupfern. 1804. 107 S. 8. (12 gr.) — Die allgemeine Klage, dass in Kursachsen an vielen Orten, besonders in den Städten, wie z. B. Leipzig, schlechtes Bier gebrauet werde, veranlasste den Vf. die Ursache davon zu ergründen. Ihm zufolge liegt die Ursache nicht am Wasser, wie sehr viele glauben, indem über und unter Leipzig aus dem nämlichen Wasser bessere Biere als in Leipzig gebrauet werden, sondern einzig und allein an andern bekannten Umständen, als: dem zu stark gedarrten Malze, das durch die Hitze zu viel Kraft verliere; dem nicht hinlänglich ausgekochtem Malze und Hopfen, wodurch zwar ein guter Kofend, aber auf Kosten des Biers, erlangt werde; dem zu lang gekeimten Malze, das zwar viel Hefen, aber ebenfalls auf Kosten des Biers, verschaffe; besonders aber an der fehlerhaften Lage und Bauart der Brauhäuser; da diese nämlich in den Städten gemeiniglich zwischen andern Gebäuden sich befinden, so haben sie Mangel an Zugluft; und da sie gewöhnlich tiefer liegen, als der sie umgebende Erdboden: so sammle sich alle Feuchtigkeit und Wasser in denselben, das in Fäulniss übergeht, wo es denn wegen der sauern Dünste, und häufigen keinen Abzug habenden Dämpfe des kochenden Wassers nicht möglich sey, ein gutes Bier zu brauen. Der Vf. giebt daher seinen Landsleuten Regeln über die beste Lage des Brauhauses, die Erhöhung und Reinerhaltung des Fussbodens, die Ableitung der sauern Dünste durch gehörige Zuglöcher und Fenster, Erhöhung der Bottiche, über gute Bierkeller u. s. w. Er empfiehlt zugleich, zu Ersparung des Holzes, Braukessel statt der Pfannen, wodurch auch Raum und Zeit gewonnen werde, und giebt zu dem Ende die Beschreibung eines Kesselheerdes mit Zügen oder Kanälen, welche Regeln sämmtlich sehr zweckmässig sind, obgleich sie nichts Neues enthalten. Hierauf redet er von den Malzdarren und deren Bauart, wo er bey denen mit dem sogenannten Eselsrücken, um das darauf liegende Malz nicht räucherig zu machen, ein blechernes Rohr empfiehlt, das innerhalb längs der Darre hinläuft, und den Rauch in die Feueresse führen soll; ferner von Aufschütteböden bey Brauhäusern, Magazinen und andern Luftgebäuden, wo die längst bekannten Zugfenster, die zwey Zoll hoch über dem Boden stehen, empfohlen werden. Noch folgen Bemerkungen über verschiedene ökonomische Gegenstände, als: Urbarmachung wüster Flächen oder Lehden in Sachsen; über die daselbst noch immer gebräuchlichen schädlichen Huth- und Triftgerechtigkeiten; über Anlegung der Gräben bey Wiesen, Feldern, wie auch Landstrassen; über den richtigen und dauerhaften Bau der Chausseen und deren Erhaltung; was alles sehr zweckmässig, obschon längst bekannt ist. Der Druck dieser Bogen ist schön, aber die zwey Kupfer, die das Brauhaus, die blecherne Röhre in der drathhordenen Malzdarre und die Chausseestrasse darstellen, sind äusserst schlecht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 25. November 1806.

ERDBESCHREIBUNG.

WEIMAR, im L. Industrie-Compt.: *Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen* — herausgegeben von *M. C. Sprengel*, fortgesetzt von *T. F. Ehrmann* u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 275. abgebrochenen Recension.*)

Der *vier und zwanzigste* Band enthält I. *Kapit. David Woodard's Geschichte seiner Schicksale und seines Aufenthalts auf der Insel Celebes, nebst Nachrichten von derselben und ihren Bewohnern.* Aus dem Englischen. (XXVIII u. 159 S.) In der Einleitung hat Hr. *E.* eine kurze Beschreibung von der Insel Celebes aus *Forrest* und *Radermaker* (denn so, nicht *Radermacher*, wird der Name dieses Holländers oder in Holland naturalisirten Deutschen geschrieben) zusammengestellt, welche er mit der von ihm übersetzten Geschichte des oben angeführten Kapitains zu vergleichen dem Leser überläfst. Plan und Raum erlaubten ihm nicht, wie er sagt, sich auf eine weitläuftigere Schilderung einzulassen. (Von den Producten ist nicht das mindeste gesagt.) Die Geschichte des mit fünf Matrosen in die Gefangenschaft gerathenen Vfs., eines Amerikaners von Geburt, der Obersteuermann auf einem amerikanischen Schiffe war, das 1793. als Küstenfahrer in Ostindien gebraucht wurde, ist zu einfach, als dass sie Leser, welche blos unterhalten seyn wollen, sehr anziehen könnte, aber nicht ohne Belehrung für solche, denen das Studium der Menschen und Länder wichtig ist, und die jeden auch noch so kleinen Beytrag zur Beförderung desselben zu nutzen verstehn. Zwey Jahre und fünf Monate lebte der Vf. unter den Malaien auf der Westküste von Celebes, wohin er in einem Boote, das sich zu weit von dem Schiffe getrennt hatte, gerathen war, grossentheils als Gefangener, da er bey schlechter Kost in den Wäldern Sagobrod zubereiten musste, zuweilen aber auch als Flüchtling zu Lande, wenn er nur zur Nachtzeit sich auf den Weg begab, und des Tages sich in den Wäldern verkroch, oder auch zur See, indem er sich einer Proa am Ufer bemächtigte, und damit gegen Süden nach dem holländischen Comptoir zu Makassar die Flucht ergriff. In Makassar wurde er mit seinen vier Reisegefährten von dem holländischen Gouverneur sehr gütig aufgenommen, und nach Batavia geschickt. Auf Celebes traf er den durch *Forrest's* Reisen rühmlich bekannten Priester *Tuan Hadschi* an, der ihm viele Freundschaft bewies, jedoch seine Loslassung bey dem Rajah nicht bewirken konnte. So wie *Mungo Park* von Negerinnen menschenfreundlicher behandelt wurde, als von den Negern: so fand auch *Woodard* mehr Güte und Mitleiden bey dem weiblichen Geschlechte in Celebes, als bey dem männlichen. Mehr als einmal entstand Mangel an Lebensmitteln, auch ein kleiner Krieg zwischen den Rajah's von Parlow und von Dungally, weil dieser den Vf. und seine Reisegefährten an jenen nicht ausliefern wollte. Die Nachrichten von Celebes und den Einwohnern (S. 87 — 159.), der wichtigste Theil der Reise, sind unter sehr ungünstigen Umständen eingezogen, und befriedigen nicht die Wissbegierde der Geographen. Die Topographie weicht von der bisherigen sehr ab, und Städte und Oerter werden namhaft gemacht, wovon man sonst keine Spur findet. Die Holländer besitzen nur die Häfen Makassar, Gaua, Quarantala und Priggia, mit sehr eingeschränkter Macht. Sie hatten fünf Jahre vor der Ankunft des Vfs. einen Versuch gemacht, sich der Stadt Tolatola an dem Nordende der Insel in der Nähe einer Goldmine zu bemächtigen. Den holländischen Commandanten zu Priggia an der Spitze eines grossen Meerbusens an der Ostseite der Insel, einen Franzosen von Geburt, lernte der Vf. zu Parlow, einer artigen Stadt von 500 Häusern an der entgegengesetzten Seite, kennen. Weil er aber sein Anerbieten, mit ihm nach Priggia zu gehen, aus Furcht, er möchte gezwungen werden, in holländische Dienste zu treten, ausschlug: so erhielt er nicht die mindeste Unterstützung von ihm. Unter den angehängten Briefen sind die Danksagungsschreiben an die Holländer auf Celebes überflüssig, das an Esq. *Vaughan* wichtiger, worin der Vf. behauptet, in dem Meerbusen von Californien unter dem 28 Gr. nördl. Br., d. i. höher, als irgend ein anderer vor ihm gekommen war, einen guten Hafen entdeckt zu haben. Das Wörterbuch der Malayischen Sprache ist zwar kürzer, als man von einem Manne, der diese Sprache redete, erwarten konnte. Indess soll der Vf. auch für diesen Beytrag zur Sprachenkunde Dank haben. Wir haben es mit den von *J. R. Forster* angeführten Excerpten fast beständig übereinstimmend gefunden. Der aus dem Arabischen aufgenommene Bewillkommungsgruss *Salam* ist durch die in England und den die englische Sprache redenden Ländern gewöhnliche Formel: *How do you do? wie befinden sie sich?* übersetzt. Ueber die Richtigkeit der Karte von Celebes, die der Vf. gezeichnet hat, werden künftige Geographen entscheiden.

II. *J. H. Tuckey's*, Esq., ersten Lieutenants auf dem Schiffe Kalkutta (Calcutta), *Bericht von einer Reise nach Neu-Süd-Wallis, um zu Port Philipp in der Bass's-Straße eine Kolonie anzulegen.* Gethan in dem Schiffe Kal-

Kalkutta in den Jahren 1802, 1803 u. 1804. Aus dem Englischen. 1805. (VI u. 136 S.) Das Schiff mit 307 Missethätern an Bord segelte am 26. Febr. 1803. von England und erreichte die Bass's-Strasse am 10. October. Weil es aber im Port Philipp, wo die neue Colonie angelegt werden sollte, durchaus an Wasser fehlte, und der Boden auch zu sandig und zu locker befunden wurde, als dass darauf etwas gedeihen könnte: so wurde die Colonie an den Fluss Derwent auf der südlichen Küste von Van Diemens Land, wo schon vorher sich ein kleiner Haufe von Port Jackson aus angesiedelt hatte, verlegt. Man wird nun auf Nachrichten von dieser neuen Colonie sehr begierig seyn, die nach den Berichten des General-Gouverneurs in Port Jackson sich eines fruchtbaren Bodens und milden Klima's zu erfreuen hat. Die Vorgänge zu Port Philipp, die Versuche, daselbst ein schickliches Local für die neue Colonie ausfindig zu machen, das feindselige Betragen der Wilden, welches die Britten nöthigte, unter sie zu schiessen, und die Rückreise der Schiffer nach England, auf welcher nichts Merkwürdiges vorfiel, werden erzählt S. 82—118. Aus der Seitenzahl sieht man, dass ein kleiner Theil der Reise sich mit Neu-Süd-Wallis beschäftigt. Fast die Hälfte des Buchs beschreibt die Ereignisse auf der Reise dahin zur See und in den Häfen zu Santa Cruz, Rio Janeiro und Simons-Stadt auf der Südseite Afrika's. Unter den Weibern der Verbannten am Bord des Schiffes waren einige, die freywillig mit ihren Ehemännern das Schicksal, das die Gesetze nur diesen zur Strafe bestimmt hatten, theilten. Dass die Hu leley, womit diejenigen, welche die Linie zum ersten Mal passiren, geäfft werden, sogar auf einem königlichen Schiffe noch Statt findet, ist doch sehr befremdlich. Sehr ausführlich von Rio Janeiro, von der Bevölkerung, vom Klima, vom Handel, von den Sitten u. f. Brasiliens (S. 28—64.). Die Anzahl der Personen weiblichen Geschlechts in der Hauptstadt verhält sich zu dem männlichen, wie eilf zu zwey. Die zwischen den Bergen eingeschlossene Luft, die über alle Beschreibung grosse Unreinlichkeit, und das viele eingesalzne Fleisch, das die gemeinen Leute essen, erzeugen viele Krankheiten. Die königlichen Officiere am Bord des Schiffes hatten von dem Vicekönige die Erlaubniss, frey und ungehindert, ohne eine Wache bey sich zu haben, umher zu reiten oder zu gehen oder zu jagen. Sklaven werden aus Afrika jährlich 10 bis 12000 eingeführt, und nicht eher zum Verkauf ausgeboten, als bis sie getauft (S. 54.) oder vielmehr mit Weihwasser besprengt sind, welchen Ritus der Vf. mit der Taufe verwechselt zu haben scheint. In der Ausfuhrliste (S. 51.) werden die Diamanten vermisst. Die Unzufriedenheit über die Regierung in Portugall nimmt überhand, und zeigte sich öffentlich, als eine Stempelacte in der Colonie eingeführt werden sollte. Sie wird sich in gänzlicher Trennung von dem Mutterlande endigen, und dieses Beyspiel wird in dem spanischen Amerika bald nachgeahmt werden. Einer Mönchs-Bibliothek in Janeiro hatte *Thomas Muir* 1794. ein englisches Buch geschenkt, und einige lateinische Verse hineingeschrieben, die S. 33. abgedruckt sind. Einem Britten brauchte wohl nicht gesagt zu werden, wer *Thomas Muir* sey. Aber für den deutschen Leser wäre doch die Nachricht nicht undienlich gewesen, dass er ein schottischer Advocat in Edinburg gewesen, der, weil er überführt war, dass er eine Rebellion in seinem Vaterlande habe anstiften wollen, 1793. zur Transportation übers Meer verurtheilt wurde. S. *Archenholz Annal. der Brittischen Gesch.* II. Bd. S. 150 ff. Allein schon lange haben die Anmerkungen, die den Sprengelschen Uebersetzungen und Auszügen einen vorzüglichen Werth gaben, in der Ehrmannschen Fortsetzung aufgehört. Auch wäre bey diesem Theile eine Karte wünschenswerth gewesen.

III. *Register über die ersten vier und zwanzig Bände der Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen zur Erweiterung der Erdkunde*, herausgegeben von *M. C. Sprengel*, fortgesetzt von *T. F. Ehrmann.* 1806. (278 S.) Das Register geht nicht bloss über die Eigennamen der Länder, Völker, Oerter und Personen, sondern auch über die Producte und andere in den 24 Bänden vorkommenden Sachen. Durch diese Einrichtung hat es einen wesentlichen Vorzug vor den Registern anderer geographischen Werke, namentlich der Büschingschen Erdbeschreibung, wo am Ende bloss die geographischen Namen registrirt sind. Zur Verbesserung des Registers für eine neue Ausgabe wollen wir einige Beyträge liefern. Wegen der schwankenden Orthographie sind zuweilen Namen zweymal aufgeführt, z. E. *Camdeboo* und *Kamdeboo*; *Cap Mirik* und *Kap Mirik*; *Cap Tagrin* und *Kap Tagrin*; *Teembo* und *Timbo*. *Fidah* und *Weidah* werden unterschieden, sind aber einerley. Bey *Widah*, oder, wie es gemeiniglich geschrieben wird, *Whidah*, wird auf *Fidah* nachgewiesen; es hätte nun entweder unter *Widah* auch auf *Weidah*, oder unter *Weidah* auf *Fidah* nachgewiesen werden sollen. *Fort de Juda* ist ein besonderer Artikel; er gehört aber auch zu *Fidah*. Die Rechtschreibung *Fidah* gefällt uns aber nicht. Wir würden dafür *Whidah* oder *Weidah* gebrauchen, weil man sich nicht ohne hinlänglichen Grund von der Rechtschreibung derjenigen Nation, durch welche man in Europa am meisten mit dem fremden Lande oder Orte bekannt geworden ist, entfernen muss, und es scheint uns daher Unrecht zu seyn, dass man so oft in Deutschland ein *K* setzt, wo Engländer und Franzosen *C* schreiben. Bey *Dschidda* hätte stehen sollen: s. *Jidda*. *Irak* und *Iraque* waren nicht als verschieden anzuführen; letzterer Name wird aus einem französischen Buche entlehnt seyn. Einige Artikel würden wir ganz weggelassen haben, z. B. *Golden-Platz in London*, *Thür-Anklopfen in London*. Andere viel wichtigere hätten dafür einen Platz haben sollen, z. B. *Weiber*, *Regen*, *Regenzeit*, *Stürme*, u. dgl. m. Der in dem Streit über die Abschaffung des Sklavenhandels so berühmt gewordene *Granville Sharp* wird unter dem Buchstaben *G*, als wäre sein Name *Sharp Granville*, angeführt, kommt indessen auch unter *S* mit seinem wahren Namen vor.

1) HAM-

1) Hamburg u. Maynz, b. Vollmer: *Reisen durch Ober- und Unter-Aegypten während Bonaparte's Feldzügen.* Von *Vivant Denon*, Gen. Director der National-Museen zu Paris. *Erster* Theil. 288 S. *Zweyter* Theil. 296 S. kl. 8. 1804. (2 Rthlr.)

2) Wilna, in d. Universitätsdr.: *Essai sur l'Epoque de l'Antiquité du Zodiaque de Denderah (Tinthyris).* Par l'Abbé *Poczobut*, Astronome Observateur à l'Université Imperiale de Vilna. 1805. 4.

Die hier gelieferte Uebersetzung der vortrefflichen Reisebeschreibung *Denon's*, welche zugleich als *erster* und *zweyter* Theil ein *Magazin der neuesten und besten ausländischen Reisebeschreibungen* anfangen will, wird zwar auf dem Titel eine „*zweyte*, durchgängig aufs sorgfältigste verbesserte, und doch wohlfeilere Ausgabe" genannt; sie ist aber in der That an manchen Stellen noch so voll von Uebersetzungsfehlern, dass Rec. davon, ungeachtet er das kostbare Original jetzt nicht vergleichen kann, auf wenigen Seiten, wo er gerade zu blättern anfing, nur allzu viele auffallen mussten. Th. II. S. 114. „Schon hielten wir zwey Stunden diess Haus belagert, ohne *einen zu finden, der nicht verwundet gewesen wäre.*" S. 115. „Die Mekkaner wären neuerdings aus der Wüste gekommen, *Italien* und die Flotille, welche *es* commandirte, anzugreifen." S. 116. „Der General überzeugt, dass *Zeit* und Menschen Lebensmittel brauchten. S. 118. „Die *Befugniss*, unsere Leute zu sparen, zwang uns u. s. w." S. 25. „Die weiblichen Figuren (auf den ägyptischen Denkmälern) gleichen noch jetzt *unsern artigen Weibern.*" S. 50. will der Uebers. eine mineralogisch gelehrte Anmerkung machen, wo Hr. *D.* von *cailloux bruns, avec quelques cornalins blanches* spricht. „Was sind, sagt der Uebersetzer, *braune Kiesel?* .. Das Beywort: *blanc*, kömmt dem Karneol nicht zu, da es keinen weissen Karneol giebt. Hat er vielleicht weissen Kalzedon gemeynt?" *Richelet's Dictionnaire* antwortet: „*Cornaline (Onyx carneola) sorte de pierre précieuse, rouge ou blanche, sur la quelle on peut peindre en émail.*" Wo die Uebersetzung keine Fehler hat, ist sie ziemlich lesbar. Uebrigens fehlen *alle* Kupfer. Und so ist I. Bändchen von 18 — 19 Bogen zu 1 Rthlr. immer, wenn auch die Uebersetzung wirklich ganz brauchbar wäre, gar nichts wohlfeiles.

Nr. 2. beschäftigt sich mühsam und gelehrt mit dem (sogenannten) *Thierkreise von Tentyra*, wovon in der jetzt angezeigten Reisebeschreibung S. 181. die Geschichte der Entdeckung enthält. Einen Nachstich von einem Theile des Kupfers liefert Hr. *P.* selbst. Im Original steht er auf der 132. Tafel. Wir haben den Hauptinhalt davon in der A. L. Z. 1803. Nr. 45. beschrieben, und schon dort, vor leerer Mühe warnend, darauf aufmerksam zu machen gesucht, dass sich zwar in diesem sogenannten Zodiacus allerdings Bilder aus dem astronomischen Thierkreise zeigen, dass aber auch manche ganz andere Bilder dazwischen gemischt und hinzu gefügt sind. Das ganze Object ist also unsicher, so bald astronomisch gelehrte Betrachtungen darauf gebaut oder daraus gefolgert werden sollen. Nur gar zu gerne aber setzt der Gelehrte voraus, dass auch in einer Reliquie des Alterthums gerade das ein wichtiger Punkt gewesen sey, was nun eben seinen Geist beschäftigt; ungeachtet oft nichts leichter sich wahrnehmen liesse, als dass ein solcher Gegenstand neuer Untersuchungen damals noch gar nicht in der Gedankenreihe der Vorwelt war, oft wenigstens diess letztere, was doch die Basis der neuen Erörterungen seyn müsste, völlig unsicher und unwahrscheinlich ist. Aus gleichem Grunde scheint uns all der gelehrte Fleiss des Hn. *P.* an dem Tentyräischen Denkmal verloren zu seyn. Dieses besteht, so weit es hier in Betrachtung kommt, aus zwey Streifen, die sich in vier gleiche Fächer theilen. Das erste untere Fach, von der Rechten zur Linken gerechnet, fängt an mit der Figur eines Krebses. Diess mag der Krebs des Thierkreises seyn. Hat aber nun etwa das nächste gleichgrosse Fach, unten fort gegen die Linke zu, das nächste Zodiakalbild, den Löwen? Nichts weniger; vielmehr fünf Kähne; in jedem derselben einen Mann. Der erste ist geziert mit fünf, die vier andern mit drey Sternen. Ein *Löwe* hingegen steht erst in dem obern Fach, das dem der Krebsfigur parallel ist. Das Fach über den fünf Kähnen aber hat nicht nur ganz links eine *Wage*, sondern auch in der Mitte eine weibliche Figur, die Jungfrau? mit etwas, wie ein *spiculum* oder wie eine *spica, spica Virginis?* und noch überdiess rechts eine ausgezeichnete, in sich selbst zurückverschlungene Schlange. Ein Fach also, das nicht grösser als die drey übrigen ist, enthält zwey Zodiakalbilder und ein drittes eben so ausgezeichnetes, nur nicht zum Thierkreise gehöriges, während von den drey andern gleichen Fächern zwey nur Ein Zodiakalbild haben, das dritte gar nichts von dieser Art enthält. Wie kann man nun mit Grund behaupten: hier sey genau der astronomische Zodiacus abgebildet? Wie kann Hr. *P.* sogar die Entfernungen dieser Bilder, welche gegen einander so ungleich stehen, als Ueberlieferung der Entfernungen am Himmel ansehen, sie in Grade und Minuten theilen, und darauf die Resultate bauen, dass zur Zeit der Entstehung dieses Zodiacus der *Solstitialpunkt der Ekliptik im Krebs* gewesen, und, noch bestimmter, in einem solchen Theile des Krebses, nach welchem der Unterschied gegen den jetzigen Solstitialpunkt zwischen 34 und 30 Grade, in Zeit also zwischen 2436 und 2149 Jahre, betrage, folglich dieser Zodiacus zwischen 633 und 546 Jahren vor Chr. Geburt entworfen sey. Natürlich ist die Hauptfrage: durch welches Merkmal, durch welche Hieroglyphe wir gewiss werden, dass der Urheber dieser Bildnereyen bey dem Krebs an die Sonne, und zwar an den Solstitialpunkt gedacht, und diesen in den Krebs gesetzt habe. Diess alles findet Hr. *P.* dadurch angedeutet, dass unter den kleinen Hieroglyphen über dem Krebs, neben andern, eine Hand mit fünf Fingern steht, wo man in der Handfläche unter den mittleren Fingern einen Punkt bemerkt. „*Pour moi je serois porté à croire*, sagt nun der Vf., *que cette main n'est autre chose, qu'un signe destiné à indiquer le point*

point solstitiel sur l'Ecliptique dans le tems, où ce Zodiaque fut fait à Denderah." Rec. hat im Obigen gezeigt, dass noch viel dazu fehle, um nur behaupten zu können, die Tentyräischen Streifen seyen gemalt worden, um eine getreue Abbildung des Thierkreises vorzustellen. Wo astronomische und nichtastronomische Figuren unter einander gemischt sind, kann man eher denken, die Bildnerey habe den blossen Zweck einer Decoration, einer uranographischen Arabeske, gehabt; wie diess wohl bey vielen Hieroglyphen, deren tiefsinnige Erklärung umsonst gesucht wird, der Fall seyn möchte. Könnte und dürfte man aber auch je einen wissenschaftlich-astronomischen Zweck bey dieser Bildnerey mit Zuversicht annehmen; was berechtigt uns denn, an die *Sonne*, oder an das, was wir, ziemlich uneigentlich, den *Punkt* der Sonnenwende nennen, bey jener mit einem Punkte bezeichneten Handfläche zu denken? Wie viele hundert andere Dinge könnten in der hieroglyphischen Symbolik durch eine Hand mit einem Punkt angedeutet seyn? Wir schätzen die hier verschwendeten Kenntnisse des Vfs.; aber durch ein *je suis porté à croire* darf sich die gelehrte Welt nicht ein ägyptisch-astronomisches Monument vorzaubern lassen, auf welches, wenn es erst als erwiesen vorausgesetzt würde, mit gleichem Grunde, der Himmel weiss, was alles noch weiter gebaut werden könnte. Soll es uns doch schon jetzt das Unglaubliche glaublich machen, dass die ägyptischen Priestergelehrten zur Zeit ihrer Herabwürdigung und Degeneration (in der Epoche der Perser und Macedonier) aufmerksame Astronomen unter sich gehabt haben! Wer die beiden sogenannten Zodiaks von Dendera (der andere, welches mehr mit einem Hämisphärium vergleichbar ist, steht bey Denon auf dem 130. Kupfer) auf irgend eine Art wissenschaftlich anwenden will, von dem wünschten wir fürs erste, mit Rücksicht auf die in der A. L. Z. 1803. Nr. 44. 45. längst gemachten Bemerkungen, genugthuend erwiesen zu sehen, dass jene unordentliche, unförmliche, gemischte Bildergruppen *in wissenschaftlicher Absicht gezeichnete Thierkreise* enthalten.

Wien, b. Doll: *Reise durch England, Schottland und Irland.* Während des Sommers 1801. unternommen von *Mark August Pictet*, Prof. der Philosophie und der Experimentalphysik bey der Genfer Akademie und Mitglied mehrerer gelehrter Gesellschaften. Frey aus dem Französischen übersetzt. 1804. IV u. 224 S. 8. (20 gr.)

Auch unter dem Titel:

Auswahl neuer und interessanter Reisebeschreibungen durch die vorzüglichsten Länder Europa's. — Erster Band.

Hr. *P.* reiste mit dem schnellfahrenden Briefpostwagen (*mail coach*) durch einen Theil von England, Schottland und Irland, und die Bemerkungen, die er bey dieser nur flüchtigen Ansicht der Gegenstände machte, liess er im Momente ihres Entstehens und auf der Reise selbst in einigen vertraulichen Briefen an seine Genfer Freunde einfliessen. So ist die vorliegende Schrift entstanden, die sich, ungeachtet ihr Gehalt und Gründlichkeit fehlen, durch eine gewisse Leichtigkeit und Lebhaftigkeit der Darstellung empfiehlt, und den Leser zwar nur wenig belehrt, aber doch auf eine nicht unangenehme Weise unterhält.

Der Vf. hat sich auf seiner Reise am längsten in London, Edinburgh und Dublin aufgehalten; seine Bemerkungen sind aber oft nicht weniger schief, als oberflächlich. Wenn er z. B. S. 23. London einen Polypen nennt, der England aussauge: so zeigt diess, wie wenig er diese Hauptstadt und das Land kennen gelernt. Es ist auch bisweilen Hn. *P.* bey der Eilfertigkeit, womit er die Gegenstände im Vorüberfluge betrachtete, begegnet, Dinge zu sehen, die ausser ihm Niemand sah und sehen wird. So ist es ihm z. B. in Edinburgh aufgefallen, Leute, die übrigens nicht schlecht angezogen waren und *seidne Mäntel trugen, barfuß gehen zu sehen!?* (S. 47.) Rec. hat in Edinburgh nur Bettler, und auch diese nur selten barfuss gehen sehen. Eine Person, die einen seidnen Mantel trüge, würde an sich schon eine ganz ausserordentliche Erscheinung in Edinburgh wie in London seyn; liesse sie sich aber in dieser anspruchsvollen Umgebung barfuss auf der Strasse sehen: so würde diese Unschicklichkeit von dem Pöbel auf das nachdrücklichste geahndet werden. In Dublin hat Hr. *P.* (S. 139.) in dem Hause der Dubliner Societät eine sehr lange Gallerie mit Zeichnungen, Gemälden und Statüen, und unter diesen sehr vorzügliche Stücke gesehen. Rec. hat in diesem Institute die damit verbundene Zeichenschule unter aller Kritik elend gefunden, und in jener *langen Gallerie* (einem schmalen, niedrigen Zimmer mittlerer Grösse) nichts, als einige höchst elende Gypsabgüsse, fehlerhafte Zeichnungen und ein halbes Dutzend kleiner Bildchen gesehen, die von einigen Schülern gemalt waren und bey der Ausstellung den Preis erhalten hatten. Die einzigen, interessanten Nachrichten, welche nach Rec. Urtheil die Schrift des Vfs. enthält, sind die von Glasgow und seinem schönen Hospitale (S. 67 f.), von den Stückgiessereyen zu Clyde (S. 70 f.), vom Giant's causeway (S. 98 f.), von Woburn Abbey (S. 208 f.), und die ziemlich ausführlichen biographischen Notizen von dem berühmten, verdienstvollen Grafen *Rumford* (S. 163 — 189.), die man freylich nicht hier zu finden erwarten dürfte.

Den Werth der Uebersetzung kann Rec. zwar nicht durch Vergleichung mit dem Original bestimmen, da er dieses nicht bey der Hand hat; er trägt aber dessen ungeachtet kein Bedenken, zu versichern, dass sie bis zum Lächerlichen fehlerhaft und abgeschmackt ist. Folgende wenige Beyspiele mögen diess Urtheil bestätigen. S. 10. „Ein Freund, der *seit* Paris mit mir gereist war." S. 13. „Man hat einen Director, einen *Werkthätigen* ernannt, und steht *wirklich* mit einem sehr geschickten deutschen Chemiker in Unterhandlungen." S. 36. wird *mail coach* mit *Korbwagen* übersetzt. S. 34. „Man hat seit nicht gar langer Zeit *in* der Universität zu E. eine *Kanzel* für den Ackerbau *angestellt.*" u. dgl. m.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 26. November 1806.

GESCHICHTE.

München, b. Lindauer: *Kurzgefaßte Geschichte der Teutschen* zum Gebrauche beym Unterricht in Gymnasien, von *J. Milbiller*, D. 1804. XXIV u. 267 S. 8. (20 gr.)

Hr. *M.*, welcher unter den Geschichtschreibern, welche die *deutsche Geschichte* bearbeitet haben, einen ehrenvollen Platz behauptet, hat sich durch die Herausgabe dieses Lehrbuchs, das er nach S. II. der Vorrede, die eine kurze, aber deutliche und richtige Anleitung zum Vortrage der Geschichte auf Schulen enthält, zu dem auf dem Titel angegebenen Zwecke, auf *höhere Veranlassung* schrieb, neue Verdienste um dieselbe erworben.

Das Ganze ist in *sechs* Zeiträume getheilt: der *erste* geht von den ältesten Zeiten bis zum J. 486. nach Christi Geburt; der *zweyte* von Chlodwig bis zu Ludwig dem Deutschen (486—843.); der *dritte* von Ludwig dem Deutschen bis zu Heinrich IV. (843—1056.); der *vierte* von Heinrich IV. bis zu Rudolf von Habsburg (1056—1273.); der *fünfte* von Rudolf von Habsburg bis zu Maximilian I. (1273—1493.); der *sechste* von Maximilian I. bis zu Franz II. (1493—1804.). Diese Zeiträume zerfallen wieder in mehrere Abschnitte, die nach den Begebenheiten, welche in denselben dargestellt sind, schickliche Ueberschriften erhalten haben. Ueber die Absteckung dieser Zeiträume will Rec. nicht mit dem Vf. rechten, da sich für dieselben triftige Gründe anführen lassen; nur der letzte Zeitraum scheint ihm zu gross, und hätte wohl bey dem *Westphälischen Frieden* sollen zerschnitten werden, zumal da dieser eine der merkwürdigsten Abänderungen in Deutschlands Verfassung bekräftigte.

Bey dem Vortrage der Begebenheiten ist eine gute Auswahl getroffen, so dass man nur selten Data findet, die, nach dem Zwecke des Buchs, hätten weggelassen werden können. Besonders hat sich Hr. *M.* bemüht, wie er schon in seinem empfehlungswerthen *Grundrisse akademischer Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nation.* (München 1803.) gethan, alles das hervor zu heben, was die Cultur der Deutschen betrifft, und sich dadurch vor den Vffn. ähnlicher Bücher vortheilhaft ausgezeichnet. Nur wünscht Rec. aus bekannten Gründen, dass der Vf. bey einer neuen Auflage zu den wichtigern Begebenheiten Tag und Jahrszahl öfter setze, als er gethan hat. Auch erlaubt sich Rec. noch einige Bemerkungen über verschiedene einzelne Stellen.

S. 36. §. 3.: „Aus den höhern Staatsbeamten und Hofbedienten wählte er (der König der Franken) seine geheimen Räthe; *der Erzkaplan und der Kämmerer waren es vermöge ihres Amts.*" Waren denn der *Referendarius* und der *Comes Palatii* nicht auch, *vermöge ihres Amts*, geheime Räthe des Königs, und gehörten nicht überhaupt alle vornehme Hofbediente zum geheimen Rathe desselben, oder bildeten das höchste Collegium des Staats? — S. 39. §. 6. von den *Ordalien*: „Der Beklagte wurde für *unschuldig* gehalten, wenn er im Zweykampfe den Sieg über den Kläger erfocht. Eben dieses Urtheil erfolgte, wenn er, *nachdem er in Gegenwart der Richter war in's Wasser geworfen worden*, nicht schwimmend auf der Oberfläche des Wassers blieb, sondern untersank." Hier hätte bemerkt werden sollen, dass der Beschuldigte erst so *gebunden* wurde, dass er sich zum Schwimmen gar nicht bewegen konnte. Darin bestand eben das Sonderbare. — (S. 51. §. 3. ist statt 768. 568. zu lesen.) — S. 83. §. 5.: „Mit *Otto III.* war der Mannsstamm des Kaisers *Otto's I.*, *folglich auch das Erbrecht zur Lombardischen und zur Kaiserkrone erloschen;* denn dieser hatte sie sich nur für sich und für die Nachkömmlinge aus seiner Linie erworben." Als *Otto I.* 961. u. 962. nach Italien zog und sich zuerst die Lombardische und dann die Kaiserkrone aufsetzen liess: so verband er beide Kronen mit dem deutschen Reiche, oder er erwarb sie für die Könige von Deutschland, bey denen es nach *Otto's I.* Zeiten als etwas Hergebrachtes angesehen wurde, dass sie durch die Erhebung auf den deutschen Thron zugleich ein Recht zur Lombardischen und zur Römischen Kaiserkrone erhielten. Von *Otto's* Familie war gar nicht die Rede, und eben so wenig, als diese Familie ein Recht zum *deutschen Throne* hatte, konnte sie auf die Lombardische und Römische Kaiserkrone Anspruch machen. Es hing vielmehr, wie bekannt, ganz von den deutschen Ständen ab, wen sie zu ihrem Könige wählen wollten, und *Otto* selbst bezeugt diess in einer Urkunde, die sich in *Leuckfeld's antiquit. Halberstad.* S. 638. findet, durch folgende Worte: *Si aliquis, generationis nostrae in Francia et Saxonia, regalem potestiva manu possideat sedem, in illius potestate sint* — *sin autem alter a populo eligatur rex* u. s. w. Er selbst also war gar nicht gewiss, dass die deutschen Stände bey der Besetzung ihres Königsthrons immer bey seiner Familie bleiben würden. — S. 139. §. 2.: „Bereits zur Zeit Wilhelms von Holland *war es festgesetzt*, dass nur sieben Reichsstände, die man Kurfürsten nannte, und deren Vorfahren schon seit längerer Zeit die wichtigsten Personen bey den Königswahlen gewesen waren,

den König ausschliesslich wählten." *Festgesetzt* war es damals noch nicht; das wurde es erst durch die goldene Bulle; dem Vf. fiel bey dieser Stelle nicht ein, dass noch im J. 1308. heftig über die Anmassung der Kurfürsten, den König, ohne Zuziehung der übrigen Stände, wählen zu wollen, gestritten wurde. — S. 139. §. 3.: „Die mächtigern Grossen gaben ihren Vasallen und Edelleuten, die in ihren Ländern Güter besassen, ein Beyspiel. Wie jene sich über ihr Oberhaupt, den Kaiser, empor hoben, so rückten diese ihnen nach. Auch sie erbauten sich Burgen, und machten sich ihren Landesherren wichtig und furchtbar. Einige rissen sich von der Herrschaft derselben gänzlich los, und begaben sich unmittelbar unter die Herrschaft des Kaisers und Reichs, und das Erlöschen der Herzogthümer Franken und Schwaben, und die Abwesenheit manches Reichsstandes, der sich in Palästina befand, begünstigten dieses Unternehmen. *Aus diesen bildete sich die unmittelbare Reichsritterschaft.*" Diese Ansicht ist zu einseitig. Der Vf. scheint hier nicht an die bey weitem grössere Anzahl der Reichsritter gedacht zu haben, welche entstanden: theils aus den Adeligen, die bey dem Untergange der Herzogthümer als *erledigte Aftervasallen* zum Reiche geschlagen wurden; theils aus den Adeligen, die zu den *übrig gebliebenen alten Reichsgütern gehörten*, theils endlich aus denen, welche Stücke von ehemaligen Dynastieen an sich gebracht hatten. — S. 141. §. 1. heisst es vom allgemeinen Ritterorden: „Die Aufnahme geschah *in der Kirche* durch einen feyerlichen Schwertschlag unter verschiedenen religiösen Ceremonien. Hier musste der angehende Ritter durch einen Eid sich verpflichten, Wehrlose zu schützen, unschuldig Unterdrückte zu retten, und das Unrecht, wo er es finden würde, mit den Waffen in der Hand abzustellen. *Hierin bestand die wesentliche Bestimmung der Ritter.*" Dass die Ritterwürde vermittelst des Schwertschlags häufig auch *ausserhalb* der Kirchen ertheilt wurde, davon zeugen die Urkunden und Schriftsteller der damaligen Zeit. Rec. will den Vf. nur an den öftern Schwertschlag unter freyem Himmel, vor einer Schlacht, erinnern. Was ferner die *wesentliche Bestimmung* der Ritter betrifft, so ist hier die *Ausbreitung und Vertheidigung des Christenthums unter den Ungläubigen* vergessen, welche ein Hauptzweck des allgemeinen Ritterordens war.

Die Schreibart des Vfs. ist im Ganzen genommen rein und dem Gegenstande angemessen. Nur selten trifft man auf Provinzialismen, wie z. B. S. 2. im Vorberichte: *auswendig herab sagen* st. auswendig her sagen; S. XVI. u. XVII. *ferners* st. ferner; S. 5. gegen *West*, gegen *Süd* u. s. w. st. *Westen*, *Süden*. S. 184.: Nachdem diese Händel — beygelegt waren, ging die Kirchenversammlung zu Basel *ohne weiters* (st. ohne weitere Umstände) an die Verbesserung der Kirche u. s. w. Nur hin und wieder kommt einmal ein unedler Ausdruck vor; z. B. S. 23.: „In dieser Noth schlossen die Britten einen Vertrag mit den Sachsen, um sich durch derselben Hülfe die Picten und Scoten *vom Halse zu schaffen.* S. 32. *aufgehetzt* durch Chlodwigs Wittwe u. s. w.

Auch Druck und Papier zeichnen sich vortheilhaft aus, so dass alles sich vereinigt, um das Buch zum Unterrichte in Gymnasien, wozu es bestimmt ist, vorzüglich zu empfehlen.

Ebendas. b. Ebendems.: *Kurzgefasste Geschichte von Bayern*, zum Gebrauche beym Unterrichte in den pfalzbaierschen Gymnasien von D. *J. Milbiller.* 1806. VIII u. 197 S. 8.

Auch diese Schrift hat Hr. *M.* laut der Vorrede auf *höhere Veranlassung* zum Gebrauche beym öffentlichen Unterrichte in den pfalzbaierschen Gymnasien ausgearbeitet. Im Ganzen ist er darin eben dem Plane gefolgt, den er bey der eben angezeigten *kurzgefassten Geschichte der Teutschen* zum Grunde gelegt hat; nur ist er hier, wie sich das bey der Specialgeschichte eines Landes von selbst versteht, mehr in das Einzelne gegangen, und wünscht deswegen in der Vorrede, dass Schullehrer keine akademischen Vorlesungen über das Buch halten, sondern den Inhalt desselben den Schülern auf eine gute Art abfragen, und damit so lange fortfahren möchten, bis er richtig aufgefasst sey. Diesem Wunsche stimmt Rec. mit Ueberzeugung bey, indem er aus Erfahrung weiss, welche geringe Fortschritte junge Leute auf denjenigen deutschen Gymnasien in der *Geschichte* machen, wo diese nach akademischer Art vorgetragen wird. Eben das gilt von allem übrigen, was auf Schulen gelehrt wird, und Vorsteher derselben können sich, nach des Rec. Meinung, kein grösseres Verdienst um die Jugend erwerben, als wenn sie auf den ihnen untergeordneten Anstalten darauf halten, dass die Lehrer mehr fragen, und die Antworten der Schüler berichtigen, als Vorlesungen halten. Aber freylich müssen dann auch die Lehrbücher, die auf Schulen gebraucht werden, gehörig eingerichet seyn, und dem Lehrer das Geschäft des Unterrichts mehr erleichtern, als erschweren. Das vor uns liegende erfüllt ganz seinen Zweck, und wird von einem verständigen Lehrer gewiss mit grossem Nutzen gebraucht werden.

Der Vf. hat für die baiersche Geschichte *sieben* Zeiträume angenommen. Der erste geht bis zur völligen Unterwerfung des Landes unter die Franken im J. 788.; der zweyte: bis zur Erlöschung der Karolingischen Familie 911.; der dritte: bis zu Otto von Wittelsbach 1180.; der vierte: bis zur Trennung der pfälzischen Länder von Baiern 1329.; der fünfte: bis zur Aufhebung der Landestheilungen in Baiern 1508.; der sechste: bis zur Wiedervereinigung der Pfalz 1777.; u. der siebente bis zur zweyten gänzlichen Trennung der Pfalz und zur Erwerbung einiger andern Länder 1803.

Diese Zeiträume sind wohl gewählt, nur im zweyten würde Rec. nicht weiter, als bis zur Trennung Baierns von der fränkischen Monarchie (843.) gegangen seyn, weil das Aussterben der Karolingischen Könige 911. keine bedeutende Veränderung in Baiern hervorbrachte. Das Land blieb eine Provinz des deut-

deutschen Reichs unter einem hohen Reichsbeamten, wie es schon vorher der Fall gewesen war, man mag nun den Luitpold, der 907. in einem Treffen gegen die Ungern fiel, für einen Herzog oder nur für einen Grafen gelten lassen.

Die Begebenheiten hat der Vf., wie man bald sieht, nicht aus den gewöhnlichen Hülfsmitteln, sondern aus den Quellen selbst entlehnt. Daher weicht er auch von andern Schriftstellern, welche die baiersche Geschichte bearbeitet haben, in manchen Stücken nicht ohne Grund ab, wodurch das Buch einen Vorzug mehr erhält. In manchen Ansichten kann jedoch Rec. dem Vf. nicht beystimmen. So z. B. heisst es S. 33. §. 1.: „Bisher waren die Karolinger die *Erbherren des deutschen Königreiches*, und aller zu demselben gehörigen Provinzen; die Gaugrafen hingegen, die Markgrafen und Herzoge, durch welche sie die Provinzen hatten verwalten lassen, nur ihre Beamten gewesen. *Jetzt änderte sich dieser Zustand.* Nach dem Tode Ludwigs des Kindes, des letzten von dem Karolingischen Mannsstamm in Teutschland, war niemand mehr vorhanden, der ein Erbrecht zu dem teutschen Königreiche hätte. Es stand nun in der Willkür eines jeden der deutschen Hauptvölker, welchem Herrn es sich unterwerfen wollte." Zuerst kann Rec. nicht zugeben, dass die Karolinger oder irgend eine Familienreihe der deutschen Könige *Erbherrn* des deutschen Königreichs gewesen. Dagegen setzten sich von jeher die deutschen Reichsstände, und wenn sie auch nicht leicht von einem Königsstamme bey Besetzung ihres Thrones abwichen: so gaben sie doch dadurch ihr freyes Wahlrecht nicht auf, und haben diess, wie bekannt, mehr als Ein Mal durch die That gezeigt. Wären die Karolinger wirklich *Erbherren* des deutschen Reichs gewesen: so hätte schon nach Karls des Dicken Absetzung 887., Karl der Einfältige folgen müssen; allein die deutschen Reichsstände übergingen ihn, und wählten Arnulphen. Ferner, wenn die Karolinger Erbherren des deutschen Reichs gewesen wären: so würde das unrichtig seyn, was der Vf. in der angeführten Stelle sagt: dass nach Ludwigs des Kindes Tode niemand mehr vorhanden gewesen, der ein Erbrecht zu dem deutschen Königreiche gehabt. Es war ja in Frankreich vom echten Karolingischen Mannsstamme noch Karl der Einfältige übrig; aber die deutschen Reichsstände bekümmerten sich gar nicht um ihn, sondern wählten Konrad den Ersten. Auch was der Vf. in der obigen Stelle von den Markgrafen und Herzogen sagt, bedarf einer Berichtigung. Nicht bloss unter den Karolingern waren sie Beamte, welche die Provinzen im Namen des Königs verwalteten, und nach Befinden der Umstände abgesetzt werden konnten, sondern diese Einrichtung blieb bis zum Anfange des zwölften Jahrhunderts, wo auch die grossen Länderlehen erblich wurden, und die Gewalt der Könige über Herzoge und Grafen sich verminderte. — Bey dem baierschen Erbfolgekriege hätte Rec. gewünscht, dass der Vf. Friedrichs des Grossen Verdienste um das gegenwärtige baiersche Regentenhaus mehr hervorgehoben hätte; denn wenn zum Theil auch Eifersucht auf Oesterreich bey ihm dahin wirkte, dass er sich zur Vertheidigung der gerechten Sache entschloss: so verdient doch das uneigennützige Betragen, welches er nachher beobachtete, den lautesten Beyfall, und den wärmsten Dank derjenigen, die er beschützte. — Das Lob, das dem Kurfürsten Maximilian Joseph IV., dem nunmehrigen Könige, ertheilt wird, ist gewiss kein Opfer der Verhältnisse, in welchen sich der Vf. befindet, sondern auch der unparteyische Ausländer wird gern mit einstimmen. Möge nur der Himmel dem Lande eine baldige Ruhe schenken, damit die preiswürdige Absicht der gegenwärtigen Regierung, Kultur, im ganzen Umfange des Worts, zu befördern, möge erreicht werden!

Erfurt, b. Knick: *Das Weib hinter dem Throne*, oder *Leben und Ränke der Kaiserinnen Roms*. Ein historischer Beytrag zur Charakteristik des weiblichen Geschlechts. *Erster* Theil. 1805. 409 S. 8. (1 Rthlr.)

Diess Buch macht Anspruch auf eine unterhaltende Weise belehren zu wollen. Es würde belehren, wenn die erzählten Begebenheiten historisch wahr; es würde unterhalten, wenn Darstellung und Ausdruck mit einigem Schönheitssinn ausgebildet wären. So aber wird es mit der Wahrheit nicht eben streng genommen; z. B. „Augustus, der eigentlich der Stifter des römischen Reichs war, hat einen Theil seines Ruhms seiner Gemahlin Livia zu danken, die ihm eine gewisse politische Grossmuth eingab, und Alles weit feiner durchdachte, als er selbst." S. 22. hat Pompeja, des Cäsars Gemahlin, ein Kammermädchen Abra, das zur Leitung einer Intrigue alle nöthige Gewandtheit besass; und Klodius weiss, dass bey gewissen Galanterien ein Kammermädchen auf Vertrauen ein natürliches Recht hat. Klodius wird indess bey dem Fest der Bona Dea von der mit Argus Wachsamkeit hütenden Mutter Cäsars im Zimmer der Pompeja entdeckt, und öffentlich angeklagt. Unter den Zeugen gegen ihn, dass er in jener Nacht in Rom gewesen sey, trat auch Cicero auf, der eher dem Klodius Dank schuldig gewesen wäre, da nur Klodius den Cicero gegen Katilina's heimliche Plane gerettet hatte. Allein den beklagenswürdigen Cicero trieb dazu seine Gemahlin Terentia, die einen hartnäckigen und störrigen Charakter hatte, und ein Herz voll Groll gegen Klodius, weil seine Schwester Klodia den Cicero zu verführen gesucht hatte. Terentia gerieth darüber in eine wüthende Eifersucht, die sie zum grausamsten Tyrannen ihrer Familie machte. Sie machte einen Lärm, der die grösste Geduld ermüdet hätte. Nie ward Cicero's Tugend mehr geprüft, und seine Philosophie besser geübt. Täglich erschallte das Haus von den Ausbrüchen ihres Grimms. Begierig daher ergriff sie die Gelegenheit, welche ihr die That des Klodius bot: sie bediente sich der unbegränzten Herrschaft, die sie über ihren Gemahl hatte, und zwang ihn, gegen den Bruder ihrer Nebenbuhlerin zu

zu zeugen. Hierdurch geschah dem Redner die grösste Gewalt: allein er musste der Terentia gehorchen, und sich noch sehr glücklich schätzen, für diesen Preis in seinem Hause die Ruhe wieder herzustellen." — Schon aus dieser Probe der historischen Treue geht die Art der Darstellung hervor. Insbesondere aber sind die häufigen Charakter-Zeichnungen so allgemein und flach, dass die aufs grellste gegen einander abstechenden Farben roh neben einander hingegossen sind, und die meist bösen Charaktere sich darüber einander so ähnlich sehen, dass man ihre Namen bequem mit einander verwechseln kann. S. 15. „*Pompeja* war damals, als sie den Cäsar heirathete, in der Blüthe der Jugend, schön, von feinem Wuchs, von munterer, fröhlicher und scherzhafter Laune, und sprach sehr angenehm. *Ihr Gesicht trug offenbar das Gepräge der Zügellosigkeit.* Den schändlichsten Lüsten ergeben, wagte sie endlich Alles, ihre tobenden Leidenschaften zu befriedigen, welche in einer Republik, die der Tugend müde war, gleichsam sanctionirt waren." — S. 165. *Julia*, die Tochter des Augustus: Die Natur hatte sie mit grosser Schönheit ausgestattet, deren Reize eine *edle* Nachlässigkeit im Anzuge noch mehr erhob. Die Haltung ihres Körpers war voll Majestät; aber durch Zwanglosigkeit gemildert und sehr angenehm. Sie hatte eine joviale Laune, war in Gesellschaft fröhlich, geistreich und witzig, und besass so viele Kenntniss der Literatur, dass sie über Werke des Geistes sehr richtig urtheilte. *Ihre Augen machten eben so viele Eroberungen, als sie Blicke umherwarfen;* kurz, Julia war ohne Widerrede das angenehmste Frauenzimmer im ganzen Reiche. Mit einem unglücklichen Hange zu Ausschweifungen geboren, gab sie mit Gefälligkeit Allen Gehör, die eine Erklärung wagten; es war kein Römer von noch so niedrigem Herkommen, der nicht einen Anschlag auf die Tugend dieser Prinzessin machte; und selten durch die Gegenwart ihres Vaters eingeschränkt, machte sie sichs zum Gesetz, den wilden Ausbrüchen ihrer brausenden Jugend und ihres von tausend Begierden flammenden Herzens nichts zu verwehren." — S. 258. „*Messalina* war eine Tochter der Lepida, welche sich eines blutschänderischen Umgangs mit ihrem Bruder schuldig gemacht hatte. Aus dieser unreinen Quelle entsprang dieser schmutzige Bach. *Nachdem sie sich, wie ein Thier, im tiefsten Schlamme der Wollust gewälzt hatte, sehnte sie sich, mit Anstand und Ehre zu lieben und geliebt zu werden*" u. s. w. — Man sieht, dass einige Stellen wirklich für einen Augenblick unterhalten können, gegen des Vfs. Absicht nämlich als modernisirende Parodie: dahin gehört noch der Kaiser August, mit seinem blonden *natürlich frisirten* Haar, Agrippina's prächtig glänzende *Karosse, die lärmend durch die Strassen rauscht, wenn die Kaiserin in Gesellschaft fährt;* und während sich eine Dame schändlich einer Zärtlichkeit hingiebt, die lediglich *politisches Manöver* war, muss sich mancher römische Consul hier eine *Ehre daraus machen*, die Dame zu heirathen. — Ohne Bedenken erkennen die Leser schon an diesen Proben, dass das Ganze kein deutsches Original ist. Es wird freylich nirgend auch nur angedeutet, dass man eine Uebersetzung aus dem Französischen lese: allein Darstellung, Wendungen und am deutlichsten einzelne Uebersetzer-Fehler verrathen die Quelle. Julius Cäsar ist S. 50. eben zum immerwährenden Dictator ernannt, als auf einmal in des *Kaisers* Gemüth böse Ahndungen aufsteigen. Wahrscheinlich stand im Französischen *César*, und der Vf. nahm Cäsars Namen irrig für Titel. — S. 87. Damals, als Octavian den Titel Augustus erhielt, nahm eigentlich des Augustus *Reich* seinen Anfang (*règne*, Herrschaft). — S. 310. geräth Klaudius in die äusserste Wuth, und lässt den Silius und andere *Verderber* der Messalina hinrichten (*corrupteurs*, Verführer), wie er schon S. 306. sich vorgenommen hatte, die Frechheit ihrer *Verderber* zu bestrafen. — Und irren wir nicht: so ist das französische Original nicht in den letzten 15 Jahren geschrieben; zu sorgfältig wird ausgehoben, ob jemand von vornehmer Familie war oder nicht. Es hätte wenigstens auf keinen Fall eine deutsche Uebersetzung verdient.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Fleischer d. j.: *The Poems of Ossian*, translated by *James Macpherson*, Esq. In *three* Volumes. *Vol. I.* 285 S. *Vol. II.* 294 S. *Vol. III.* 307 S. 12. 1805. (2 Rthlr. 8 gr.)

An Sauberkeit, und, so viel Rec. verglichen hat, auch an Richtigkeit übertrifft dieser Abdruck die Ausgabe merklich, die schon im J. 1783. von dem Originaltexte des Macphersonschen *Ossian* von der ältern Fleischerschen Buchhandlung zu Frankfurt am Main besorgt wurde. Die von *M.* neu übersehene und verbesserte Ausgabe von 1773., die nachher keine weitern Abänderungen erfahren hat, und eilf Jahre nach der ersten Bekanntmachung dieser Gedichte erschien, ist hier zum Grunde gelegt, und dem *dritten* Bande sind zwey Abhandlungen *Macpherson's* über das Zeitalter des Dichters und die Gedichte selbst, und die bekannte ausführlichere Untersuchung von Dr. *Blair* beygefügt worden. Manchem Freunde der Literatur würd' es gewiss erwünscht seyn, wenn sich der Verleger entschlösse, den im vorigen Jahre zu Edinburg von *Mackenzie* herausgegebnen *Report of the Committee of the Highland Society of Scotland, appointed to inquire into the nature and authenticity of the Poems of Ossian*, als einen *vierten* Band dieser Ausgabe nachfolgen zu lassen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 27. November 1806.

ROMANEN-LITERATUR.

(*Fortsetzung von Num. 239. des vorigen Jahrgangs.*)

1) ALTENBURG u. ERFURT, b. Rinck u. Schnuphase: *Korane*, ein morgenländisches Mährchen, von *Anton Wall*. Nebst dem Bildnisse des Vfs. 1801. 428 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

2) FREIBERG, b. Craz: *Der Mädchenhofmeister*, oder *das Bückzeichen*. Ein Seitenstück zu dem Manne auf Freiers Füssen. Von *Friedrich Laun*. 1800. 238 S. 8. (18 gr.)

3) *Ebendaselbst*, b. Ebendems.: *Heirathshistorien*. Von *Fr. Laun*. 1801. 440 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

4) FÜRTH, im Bureau f. Lit.: *Gottliebs Abentheuer vor der zweyten Hochzeit*. Von *Fr. Laun*. *Zwey* Bände. 1802. *Erster* Band 190 S. *Zweyter* Band 157 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

5) PIRNA, b. Arnold: *Die Gevatterschaft*. Eine Kleinigkeit, von *Fr. Laun*. 1801. 286 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

6) BERLIN, b. Sander: *Prinz Gelbschnabel*. Ein Mährchen aus Gottliebs Papieren. Von *Fr. Laun*. 1802. 288 S. 8. (1 Rthlr.)

7) LEIPZIG, b. Junius: *Scherzhafte Bagatellen*, von *Fr. Laun*. 1802. 229 S. 8. (22 gr.)

8) BERLIN, b. Sander: *Lustige Erzählungen*, von *Fr. Laun*. 1803. *Erster* Band. 299 S. *Zweyter* Band. 246 S. 8. (2 Rthlr.)

9) PIRNA, b. Arnold: *Zwey Bräute für Einen Mann*, von *Fr. Laun*. 1803. 240 S. 8. (1 Rthlr.)

10) LEIPZIG, b. Martini: *Romanesken aus Langermanns Pulte*. Von *Fr. Laun*. Mit 1 Titelk. 1804. VIII u. 271 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

11) *Ebendas.*, b. Junius: *Reise-Scenen und Abentheuer zu Wasser und zu Lande*, von *Fr. Laun*. *Erster* Band. 1804. 374 S. *Zweyter* Band. 1804. 304 S. *Dritter* Band. 1805. 352 S. 8. (4 Rthlr. 20 gr.)

12) *Ebendas.*, b. Schiegg: *Pitts Reise ins Ehebett*. Vom Vf. des Unterröckchens wie es seyn soll. 1804. 426 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

„Es giebt kleine Regen, die im Stillen wohl eine Tagereise weit ihr bischen Gutes wirken, ohne eine Wirbelsäule von Staub zum Postillon, oder gar einige feyerliche Donnerschläge zur Posaune vor sich her zu haben: und das schwache Vergissmeinnicht am Bache, welches die gute Natur nun einmal zu weiter nichts als zum Vergissmeinnicht bestimmt hat, würde einen sehr sonderbaren Einfall haben, wenn es auf den Wirkungskreis und auf die Unsterblichkeit der benachbarten Eichen oder Tannen Anspruch machen wollte." So schrieb *Anton Wall* im Jahr 1787. von sich selbst; bescheiden genug, aber nicht ohne Ahndung seines Schicksals. Fast vergessen schien er, als ein trauriges Geschick zehn Jahre lang ihn von aller Literatur entfernte, und für ein Mährchen hielt man es, als der Verschwundene endlich wieder aufstand. Doch der Alte wieder! — sagten staunend seine Freunde, und freuten sich innig, ihn sechs Jahre lang, während deren er uns mit *Amathonte*, *dem Lamm unter den Wölfen*, *Murad*, *Adelheid und Aimar* und dieser *Korane* beschenkte, wieder als den Alten zu sehen. Jahre lang leidet er nun wieder, und — denkt kein liebendes Paar an das holde Vergissmeinnicht, dessen es sich im Frühling freute? ja! man pflückt es ja, freut sich recht sehr darüber, steckt es in den Busen, hebt es auch wohl in einem Winkelchen auf; — wer kann dafür, dass es verdorrte! Hätte man es aber nicht länger halten können? — Indess nur Geduld! Vielleicht errichtet man einst einen Stein, worauf geschrieben steht: „Hier ruht *Heyne*, genannt *Anton Wall*; seine Verehrer setzten ihm diesen Stein zu Altenburg, wo er zu leben aufhörte." Das ist gar nicht selten das Schicksal derer, denen ein grosser Theil unsers Publikums sehr glückliche Stunden dankt, und die durch die Werke ihres Geistes der Nation Ehre machen. Nicht genug, dass sie ihrem Schicksal überlassen sind, *können sie in neun Jahren auch auf keine neue Auflage ihrer Werke rechnen, und privilegirte Diebe dürfen den Gewinn rauben, der jenen gebührte.* Wäre es zu verwundern, wenn es um unsre schöne Literatur noch weit schlechter stünde?

Anton Wall ist in der Reihe unserer Schriftsteller eine seltene Erscheinung. Der wahrhaft guten Erzähler giebt es unter uns wenige, deren, die mit französischer Leichtigkeit und Geschmeidigkeit feine Urbanität und Eleganz verbinden, noch wenigere, am wenigsten aber deren, die in der Gattung, worin *Anton Wall* Meister ist, sich zu versuchen Lust und Beruf fühlen können. Die heitere, die naive, schalkhafte Gattung ist es, die, unter uns so wenig cultivirt, von ihm auf eine höchst anmuthige, ergetzliche Weise behandelt wird. „Ich habe — sagt er in der Korane S. 322. — weiter nichts gesehen, als einmal drey griechische Mädchen, die auch gerade in ihrem grössten Putze da standen. Die drey Mädchen waren zwar bloss von sehr schönem Marmor, aber das muss ich gestehen — einen recht sehr heillosen Streich zu begehen wäre ich seit der Zeit auch nicht im Stande. Denn ich denke allemal, was wohl die drey Mädchen dazu sagen würden." Ein Schriftsteller, der auf diese Weise

und ihr werdet bald genug alte Bekannte finden. Seine Weiblichkeit aber ist höchst einseitig, und hysterisch. Dass er uns durch Schwindsüchtigkeit, körperliches Leiden, wurmstichige Naturen für seine weiblichen Gestalten einzunehmen sucht, kann man sich nur aus einem Mangel edlerer Motive erklären. Die Motiven überhaupt sind seine starke Seite nicht: denn um ein Rosenblatt abzuschütteln, rüttelt er an den Grundfesten des Weltbaues. *Parturiunt montes* etc.

Was in aller Welt aber könnte denn noch an *J. P.* interessiren, wenn alles dieses wegfällt? *Jean Paul* hat eigends eine Aesthetik geschrieben, die ganz offenbar die Tendenz hat, *Jean Pauln* mit einer Glorie zu zieren, und wer nicht sehr schwergläubig ist, der muss nun alles an ihm bewundern, bis auf seine verrenkten Perioden und seinen bleyernen Witz, zu dessen Verständniss dem Leser gerathen wird, sich das encyklopädische Wörterbuch bey Webel in *zehn* Bändchen anzuschaffen, wenn er nicht etwa verschiedene grosse Encyklopädieen besitzt. In der That zeigt uns *J. P.* sehr scharfsinnig, dass dieses und noch manches andre uns an ihm interessiren *solle:* ob gerade das aber an ihm auch interessirt *habe*, dürfte eine andre Frage seyn. *J. P.* hat allerdings Eigenschaften, durch die er nothwendig interessiren muss, und in der That sehr seltne und achtungswerthe Eigenschaften; allein wie Mütter öfters gerade auf die ungerathensten Kinder, so legt er auf andre Eigenschaften den meisten Werth, durch die er sich doch denen am wenigsten dürfte empfohlen haben, auf deren Beyfall man allein zu Stolz berechtigt ist. Irren wir nicht; so hat ihn ein misskanntes Muster von *Sterne* irregeführt. *J. P.* erkennt den Tristram Shandy dieses ersten aller Humoristen für dessen Meisterwerk, und sieht mitleidig auf die herab, die ihn nur aus den empfindsamen Reisen würdigen können, ohne zu bedenken, dass er selbst durch die vortrefflichen Eigenschaften des Vfs. der empfindsamen Reisen vortrefflich ist. Wahr ists indess, Tristram Shandy bleibt das Meisterwerk, nur — verstehe man es recht. *Sterne* selbst nennt es ein rhapsodisches Werk. Ist es auch darin von jedem andern nachzuahmen, der nicht selbst ein Tristram ist? Ey, so sehe man doch nur das erste Kapitel genau an, und divinire sich aus diesem, welch ein Werk, und warum eben ein solches man zu erwarten habe. Was bey *Sterne*, der hier die Rolle des Tristram spielt, ganz planmässig, völlig in der Ordnung ist, das wird bey andern Grimasse, Fratze, und verfehlt gänzlich der Wirkung, die es bey *Sterne* hat, und bey *J. P.* in einzelnen Partien. *J. P.* lächelt, und sagt: *Humor!* Hiemit glaubt er alles gerechtfertigt; Rec. nicht. Wir wollen sehen.

Oft genug hat man vom Komischen komisch gesprochen, allein man wird versucht, sehr ernst darüber zu sprechen, so bald man bedenkt, dass es auf eine Ansicht des Lebens ankommt, die auf vieler Menschen Leben von bedeutendem Einfluss ist. So oft die Frage nach dem Komischen ist, kann man die Frage nach der echten Humanität nicht abweisen: denn auch die Lustigkeit des Menschen soll eine menschliche Lustigkeit seyn. Wer den Menschen eine ernsthafte Bestie genannt hat, hat ihm eben keine Schmeicheley gesagt; der aber, der ihn eine lustige Bestie nennen würde, drückte ihm das schändlichste Brandmahl an die Stirn, die doch gen Himmel gekehrt ist. Um Idealität und Realität, um den reinen Aether des Himmels und den schmutzigen Schlamm der Erde gilt es, wenn über das Komische entschieden werden soll im Gegensatz des — —

Des *Tragischen* doch wohl nicht? — Freylich ist das der Gegensatz des Komischen, und man kann daraus sehr tragische Folgerungen ziehen, z. B. dass die Idealität uns zu Leiden, die Realität zu Freuden führe, u. dgl. m.: aber alle würden am Ende bloss beweisen, dass wir in der Aesthetik falsche Klassenabtheilungen gemacht haben, weil wir immer nur in das Buch, nicht mit frischem, klarem Blick zugleich in das Leben sahen, im Leben nicht ästhetisch, in der Aesthetik nicht lebend waren. Sonst hätte man gefunden, dass man zu falschen Resultaten gelangt, wenn man Tragisch und Komisch als *Gattungen* annimmt, da sie doch nur Arten sind, jene des Ernsten, diese des Frohen. Und von diesem Gegensatz gilt, was oben behauptet wurde.

Was macht uns froh? Der physische Genuss? Freylich, und das haben wir mit den Böcken und den Eseln auf der Wiese gemein. Nicht, als wäre diese physische Behaglichkeit kein Gut, aber sie kann doch warlich nicht des Menschen höchstes Gut seyn: so gewiss dieser Vernunft und Phantasie hat, vermöge deren er sich ein Ideal zu bilden genöthigt sieht, welches als Zielpunkt seines ganzen Strebens ihm vorschwebt. Dieses Ideal ist nur Eins, und für *alle* Menschen; das Leben kann nur Einen *Endzweck* haben. Nimmt man statt der Vernunft den Verstand zu Hülfe, so entstehen der Ideale so viele, als die Verschiedenheit der Neigungen und Güter verschiedene *Zwecke* zulässt. Leichte und glückliche Erreichung eines Zwecks macht froh; die glückliche Erreichung des Endzwecks würde selig machen, da aber das nicht möglich ist, macht sie wenigstens glückselig, oder, weil man in den Begriff der Glückseligkeit nicht gern Kerker, Schergen u. dgl. aufnimmt, weise. Der Weise ist der Einzige, der den Fonds seines Frohseyns in sich hat, und darum ist er ihm gesichert. Während der bloss Kluge bald mit sich, bald mit Welt und Schicksal zerfällt, geniesst der Weise des ruhigen Glücks der Einigkeit mit sich selbst, als Zinsen seines innern Kapitals. Ungeachtet dieses Unterschiedes findet doch auch eine Aehnlichkeit hier statt: denn es ergiebt sich wenigstens, dass durchaus zum menschlichen Frohseyn drey Stücke gehören: eine Idee, ein Urtheil über die Angemessenheit der Wirklichkeit zu dieser Idee, und die daraus entspringende Einigkeit mit sich selbst.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 28. November 1806.

ROMANEN-LITERATUR.

(*Fortsetzung von Num. 278.*)

Wiewohl oft muthwillig, oft unbesonnen verscherzt, schätzt doch der Mensch kaum irgend etwas so hoch, als die Einigkeit eines Wesens mit sich selbst, und diess geht so weit, dass selbst der Anblick eines Wahnsinnigen, den sein Wahnsinn glücklich macht, oder eines höchst beschränkten Menschen, der keinen Sinn für seinen Mangel und seine Mängel hat, etwas Vergnügliches für uns haben, ja, dass sogar der Mensch in Momenten versucht seyn kann, die Thiere zu beneiden, welche von Natur sind, wozu er sich durch Weisheit aus eigner Kraft machen soll, — einig mit sich. So kann der Dichter, welcher die gewiss nicht leichte Kunst versteht, beschränkte Handelsweisen darzustellen, die der kurzsichtige Mensch bewusstlos mit Selbstgefälligkeit ausübt (was *Göthe* wiederholt gethan hat), unserer Theilnahme stets sicher seyn, wie es auch, zum Theil aus demselben Grunde, *Geßner*, was man sonst auch an ihm mäkle, bleiben wird. Vollends da, wo uns diese Selbsteinigkeit in einer heitern, unbefangnen, unschuldigen, reinen Natur, in einem kindlichen Wesen, bewusstlos entgegen tritt, können wir nicht umhin, ihrer Liebenswürdigkeit zu huldigen, und den Frieden, den ihre Nähe um sich breitet, im innersten Herzen zu fühlen. Lasset uns Kinder werden, denn solcher ist das Himmelreich!

Finden sich aber hier auch die verlangten drey Bestandtheile zum menschlichen Frohseyn? Allerdings; nur bewusstlos: aber gerade diese Bewusstlosigkeit vermehrt die Lieblichkeit und Anmuth, mit welcher solche Naturen uns anziehen, indem in ihnen so viel guter Muth, so reine Freude des Daseyns, so süsses Gefühl des Lebens sich äussert, als mit irgend einem Zwange, irgend einer lästigen Rücksicht durchaus unvereinbar ist. Im Gefolge solcher Naturen sind, gleich einer Raphaelischen Arabeske von lauter lieblich in einander geschlungenen und mit Blumenketten umwundenen Amorinen, die beseelte Munterkeit, der geflügelte Scherz, das tändelnde Spiel, neckende Schelmerey, der gewandte Muthwille, die immer gaukelnde Lustigkeit, die in ihrer fröhlichen Ungebundenheit bis zur Ausgelassenheit geht, welcher die Grazie mit drohendem Finger lächelt. Das Ganze ist eine Tändeley, ein Nichts: aber wie kommt es doch, dass dieses Nichts mit einem so unwiderstehlichem Zauber auf uns wirkt? — Weil es uns einen Blick in das verlorne Paradies eröffnet. Ist es nicht der Gipfel der Lebenskunst, bey der Fülle des Daseyns im harmonischen Gleichgewicht seines ganzen Wesens sich vergnügt zu fühlen?

Bis hieher haben wir noch kein Wort vom *Lächerlichen* gehört. Zwar wird sich unser Gefühl bey dem genannten Anblick durch ein stilles, heitres Lächeln, vielleicht auch wohl durch ein herzliches Lachen ankündigen; allein wird jemand behaupten wollen, der Anblick selbst sey lächerlich? Erfreulich ist er, aber lächerlich nicht. Wie übel also haben die gethan, welche das Komische, oder was diesem synonym war, das Lächerliche als eine Gattung nannten, von welcher ein so grosser, ein so schöner Theil des Erfreulichen ausgeschlossen werden musste. Oder hält man es etwa für unmöglich, ein sogenanntes Lustspiel zu verfertigen, in welchem durchaus nichts Lächerliches als Zuthat befindlich ist? Nicht nur auf die eben genannte Art ist es möglich, sondern auch durch ein reines Witzstück, in dem der Dichter bloss plaisantirt, wie denn die Franzosen mehrere aufzeigen können, die uns lediglich durch *Esprit* ergetzen. Das höchste in dieser Art aber würde seyn, wenn man uns eine Menschheit aufstellte, die mit Bewusstseyn ihr ganzes Wesen zu reiner Harmonie gestimmt hat. Wie vor den schönsten Gebilden der Alten und Raphaels Schöpfungen, die *Winkelmann* durch edle Einfalt und stille Grösse charakterisirt, würden wir vor ihr stehen, und mit Einem unser ganzes veredeltes Wesen geniessen: ein Genuss, der uns von *Göthe* in der Iphigenie bereitet worden ist, an welchem aber freylich nicht jeder Theil nehmen kann. Hier ist der Gipfel erreicht, durch Glück nicht, sondern durch Verdienst; die Menschheit steht auf ihrem Tabor, und erkennt sich unerröthend den himmlischen verwandt.

Zwischen jenen wenigen Ersten und diesen höchst seltenen Letzten liegt das grosse, weite Gebiet des Lächerlichen. Lächerlich ist, was dünkelnd von einer festen Norm des Wahren und Rechten abweicht, unverständiger Verstand, unvernünftige Vernunft. Die subjectiven Normen aufzuzählen, von deren Abweichung eine Handlungsweise in gewissen Augen lächerlich wird, würde endlos seyn, da sie nach Ort und Zeit, Stand, Alter, Geschlecht, Convenienz und Individualität unendlich wechseln, und alle sammt und sonders nicht bloss zur Bezeichnung des Lächerlichen einer gewissen Art dienen, sondern selbst lächerlich seyn können. Deshalb ist die einzige Norm, welche uns hier kümmert, die objective, welche nur Eine ist, die der Vernunft selbst. Dass, wer den Zweck will, auch die Mittel wollen müsse, bezweifelt

felt niemand. Wer nach Selbsteinigkeit strebt, muss der Vernunft gehorchen; der Mensch strebt nach Selbsteinigkeit; folglich muss er der Vernunft gehorchen: — Das ist ein Schluss, den eben so wenig ein Besonnener jemals bezweifeln wird. In ihm haben wir die objective Norm der Vernunft: wer sich nach ihr richtet, wird die heitre Höhe der Humanität erreichen; wer es nicht thut, verliert sich in die sumpfigen Abgründe, wo die Narren und die Schurken wohnen. Beide haben *die Verkehrtheit* mit einander gemein, nur dass sie bey diesen absichtlich ist, während jene sich fest einbilden, durchaus nicht verkehrt zu seyn. Dort liegt der Fehler in der Gesinnung und dem Willen, hier in dem Verstand, und das macht die einen verabscheuungswerth, die andern nur lächerlich.

Jetzt soll der Dichter aus diesen Klassen von Menschen sich Objecte für seine Darstellung wählen. Wie wird er mit ihnen verfahren, um zugleich seine eigne Humanität zu beweisen? — Seine eigne Humanität zu beweisen? Soll er denn das? Ists nicht genug, wenn er sich als Poet zeigt? Die Poesie soll vergnügen, soll wohlgefallen. Recht gut. Wir bitten nur, uns zu sagen, *wodurch* sie vergnügen solle. Doch wahrscheinlich nicht durch alles und jedes: denn woher käme es sonst, dass man von einem gemeinen Product behaupten hört, es *könne* nicht gefallen. Gleichwohl gefällt es einer grossen Menge. Dieser, sagt man, steht kein competentes Urtheil zu. Wem denn? Nur den *Gebildeten*. So wird also jener erste Ausspruch auch nur von einer *gebildeten Poesie* gelten können. Was aber ist das für eine, und wer *verdient* den Ehrennamen eines Gebildeten? Doch unstreitig nur der, wer allem, was er ist, thut und sagt, den Stempel der reineren Menschheit aufgeprägt hat, und gegen welchen der durch unsre Aftercultur abgeschliffene und geglättete Convenienzmann sich nur verhält wie Similor zu reinem Gold. Der blosse liebe Anstand, die gepriesene Decenz — dieser durchlöcherte Fächer — thun's nicht, wenigstens nicht allein; der Schneider und Tanzmeister, der Schreib- und Sprachmeister, ja sogar die feinen Redensarten und artigen Wendungen, sie alle thun's nicht: im Gegentheil, es giebt eine Eigenschaft gewisser Personen, die nie hinter dem Fächer Versteckens spielten, und die alle jene Herrlichkeiten der Convenienz nicht kennen, eine Eigenschaft, die den Personen das Ansehen der Einfalt giebt, durch welche aber doch die ganze Convenienz und all ihr Trödelkram auf das Eis getrieben wird, und recht erbärmlich erscheint, während in der besagten Eigenschaft die reine Menschheit sich in schöner Glorie offenbart. Naivetät (der Gesinnung, nach *Schillers* Unterschied), so heisst sie, diese Eigenschaft. Der Dichter, der mit Bewusstseyn alle die Ansichten hat, welche ihr bloss natürlich sind, er ist es, der uns die verlangte gebildete Poesie in diesem Fache geben, und an den vielfältigen Klippen nicht scheitern wird, welche im Gebiet des Lächerlichen zu umschiffen sind, und die der, welcher nie das Gebiet der ernsten Gattung verliess, gar nicht kennt, da er, der zum Erhabenen aufstrebt, nur das Fallen vermeiden muss.

Zur Naivetät gehört eine natürliche, bewusstlos richtige Ansicht der menschlichen Verhältnisse, und offenherziges, absichtloses Urtheil darüber, ohne den Contrast dieses Urtheils mit dem Conventionellen, von der Natur und Wahrheit sich gleich weit entfernenden, nur zu ahnden. Vereinigt sich mit jener Ansicht das Bewusstseyn des hier statt findenden Contrastes, und wird, gleich offenherzig, aber mit Absicht, jedoch absichtlos scheinend, das Urtheil geäussert; so ist Ironie vorhanden, welche, wenn sie die Maske der Naivetät vornimmt, Schalkhaftigkeit wird, wie sehr häufig bey Sokrates. Gewöhnlich erklärt man die Ironie als Billigung oder Missbilligung eines Dinges zur Empfehlung oder Verwerfung des offenbaren Gegentheils, und auch hier zeigt sich eine Doppelseitigkeit der Ironie. Wer sich stellt, als könne man von einem menschlichen Verhältniss keine andre Ansicht haben, als die naive, wer also diese geradezu als die einzig richtige, mit Verläugnung der ihm sehr wohlbekannten andern, aufstellt, ist eben so wohl ironisch als der, der sich stellt, die falsche Meinung anzunehmen, um sie durch *deductiones ad absurdum* zu ihrem Nachtheil gegen die zurückgehaltene richtige contrastiren zu lassen. In welchem Falle sich ein Dichter befinde, so wird sich der Contrast zwischen der objectiven Norm des Wahren und Rechten und der subjectiven Maximen, zwischen der Humanität und dem gewöhnlichen Leben und Treiben dadurch offenbaren, und seine Weihe ganz allein dadurch sich beurkunden lassen, über welche aller Anstand, alle Politur, ja selbst der Glanz des Genies uns zweifelhaft lassen.

Die Hauptforderung an den komischen *Dichter* wird also immer die seyn, dass seiner eignen Seele die objective Norm des Rechten und Wahren inwohne, und seine Darstellung der Abweichungen davon als solche erscheine, oder jedesmal ironisch sey, wo sie nicht in Ernst überzugehen genöthigt ist. Er kann auf eine vierfache Art darstellen, je nachdem er einen von den vier hier zu nehmenden Gesichtspunkten fasst. Entweder sieht er die Abweichung von Seiten des Verstandes oder des Willens, die Verkehrten als Thoren und Narren oder als Schurken an, und ist im ersten Fall *Komiker*, im zweyten *Satiriker*. Wer, obschon er die objective Norm achtend anerkennt, und der Abweichungen sich bewusst wird, dennoch geneigt ist, *die Verkehrten* nicht zu verurtheilen, weil er den Ursprung *der Verkehrtheit* in der allgemeinen Schwäche unsers Geschlechts, wovon auch er einen Theil in sich spürt, und in einer Reihe fast unabänderlicher Verkettungen sieht, durch deren Schuld die allgemein gültige Vernunft nirgends geltend geworden ist, und schwerlich werden kann, der ist *Humorist:* wer die objective Norm zwar ebenfalls anerkennt, aber weil er sieht, dass die meisten Menschen, ja selbst solche, welche dafür gehalten seyn wollen, dass sie nach Idealität streben, dieselbe in ihren Thaten verläugnend, zu der Erbärmlichkeit herabsinken, die

die bloſse Exiſtenz und deren beſtmögliche Friſtung für des menſchlichen Lebens höchſtes Gut zu halten, wer darum die objective Norm ironiſch gänzlich verläugnet, und ſich ſtellt, als ſey Idealität nichts als eine leidige Chimäre, die man in der Realität gänzlich untergehen zu laſſen am beſten thue, dieſer iſt der *groteske* oder *burleske Komiker*. Wir zweifeln, daſs es noch eine andre Art der Behandlung hier gebe, von welcher ſich nicht zeigen laſſe, daſs ſie eine Spielart dieſer vier genannten ſey.

Alle vier erkennen die Regel an, alle vier ſehen ſie übertreten; allein das benimmt in ihren Augen der Vollkommenheit und Allgemeingültigkeit derſelben nichts, vielmehr ſetzen ſie im Vertrauen auf die edlere Natur in den Menſchen voraus, daſs ſie am Ende doch die Majeſtätsrechte der Vernunft anerkennen, und dieſe minder leicht von den Leidenſchaften beſtechen oder beſiegen laſſen werden. Ohne dieſes Vertrauen würde Menſchenverachtung das Gemüth des Dichters verbittern, und er hört auf ein wohlthätiger Genius für ſein Geſchlecht zu ſeyn, ſo wie der, der auf die Verirrten nur immer zuſchlägt, ohne ihnen den richtigen Weg zu zeigen, ja der ſie lieber erſchlüge, damit ſie ſich nur nicht weiter verirren, wohl einen ſehr gerechten Zorn äuſsern, unmöglich aber für einen freundlichen Führer gehalten werden kann. Ob einer übrigens lieber mit Heraklit weine, oder mit Demokrit lache, wird in vielen Fällen ſehr gleichgültig, in manchen aber genau zu überlegen ſeyn, wie eine kurze Beſchreibung von dem eigenthümlichen Geſchäft eines jeden zeigen wird.

In der Korane kommt folgende Stelle vor (S. 351.): „Der Wirth führte mich in einen Saal, in welchem an vier runden Tafeln Punſch getrunken wurde. Die Geſellſchaft konnte leicht funfzig Mann ſtark ſeyn, und *ſie beſtand aus lauter Philoſophen.* Ich ſetzte mich ganz demüthig an ein kleines Tiſchchen, und getraute mich nicht die Augen aufzuheben. Endlich ſtand einer von den Herren auf, und trat vor mich hin. Ich erhob mich ſogleich von meinem Sitze, und machte ihm eine tiefe Verbeugung. „Wie gefällt es Ihnen bey uns?" fing er an. — Ach, mein Herr, ſagte ich, man hat mir ſo viel Ehre erzeigt, daſs ich mich vor mir ſelbſt ſchäme. — „Sie lieben alſo die Ehre?" — Mein Vergnügen iſt eigentlich, wenn man mir vertraut, und wenn man mich lieb hat. — „Das macht Sie glücklich?" — Ja, mein Herr, das geſtehe ich. Das macht mich glücklich. — „O weh, o weh! Haben ſie noch gar keinen Begriff von der Moral?" — Ey, ich bin der Moral gar ſehr gut. — „Und Sie können ſprechen, daſs irgend etwas Sie glücklich macht?" — — In dieſem Augenblicke wurde es an allen vier runden Tiſchen unruhig, und ich war ſehr bald von wenigſtens 20 Philoſophen umringt, die mich vom Kopfe bis auf die Füſse betrachteten. — „Fort mit der menſchlichen Glückſeligkeit! es lebe die Moral!" erſcholl es jetzt an einem der runden Tiſche. „Auf das Verderben der Sinnlichkeit, meine Herren!" erſcholl es an einem andern. „Bravo! bravo! — ſchrien eine ganze Menge Stimmen — „es ſterbe die Sinnlichkeit! es lebe die Moral!" — Die Herren, die um mich her ſtanden, eilten ſogleich ſämmtlich an ihre Plätze, *und leerten dreymal hinter einander auf das Verderben der Sinnlichkeit ihre bis an den Rand angefüllten Becher. Sie waren dabey ſehr laut, die Becher wurden ſehr kräftig angeſtoſsen, und es floſs viel Punſch auf den Tiſchen."*

Dieſe Stelle würde nach dem gangbaren Begriff vom Satiriſchen, nach welchem jede Art des Spottes ſchon Satire iſt, für ſatiriſch gehalten werden müſſen, und doch iſt ſie nichts weniger als das, ſondern rein komiſch, in Horazens Manier, deſſen Satiren ebenfalls nur komiſche Darſtellungen ſind, ins Didaktiſche überſpielend. Wer dieſer Stelle ſatiriſchen Geiſt einhauchen wollte, müſste ſich auf einen ganz andern Standpunkt ſtellen. Annehmen müſste er, jenen Philoſophen fehle es bey ihrer Inconſequenz zwiſchen Theorie und Praxis nicht ſo wohl an der Beurtheilungskraft, ſondern offenbar an redlichem Willen, in welchem Falle ſie *nicht lächerlich*, ſondern *abſcheulich* ſeyn würden. Das Abſcheuliche als ſolches kann kein Vergnügen und keinen reinen Kunſtgenuſs gewähren, auſser wenn die Subjectivität des Darſtellenden uns für das Empörende in dem Object ſeiner Darſtellung ſchadlos hält, die Glorie der reinen Menſchheit in jenem von dieſem wiederſtrahlt. Unmöglich iſt es daher, daſs er nicht mehr oder minder zum Ernſte neigen ſollte; ja, er wird in ſeiner höchſten Würde vor uns erſcheinen, wenn er in *erhabenem* Zorn vor uns auftritt, jenem Homeriſchen Apollon gleich, der düſter wie Nachtgraun wandelt, auf deſſen Schulter aber im Köcher die goldenen Pfeile erklingen, — ſchön in ſeiner Furchtbarkeit iſt er. Selbſt ideal erhebt uns der Satiriker, nachdem er uns niederſchlug, durch ſich zum Idealen, da hergegen *der groteske und burleske Dichter*, ganz in die Realität ſich zurückziehend, ſtatt uns zu erheben, uns die Flügel zum Aufſchwung gar zu entreiſsen droht. In ſeiner niedern Sphäre, wo die Gemeinheit herrſcht, iſt von dem Idealen *keine Rede* mehr, ſo wie von allem dem, was in der heitern Höhe der Humanität ſo hellglänzend uns vor Augen ſchwebte, von reiner Menſchheit, entwickelter Geiſtigkeit, ſittlicher Vollendung, von lauter kleinlichem Gewühl, eigennütziger, gieriger, animaliſcher Betriebſamkeit nichts mehr zu ſehen iſt. In dem genannten Falle würde der groteske und burleske Dichter kein Bedenken tragen, ſeine Philoſophen mit dem Gärtner in Figaro's Hochzeit rund heraus erklären zu laſſen, das Princip aller Philoſophie für die Welt und das Leben ſey dieſs: Ohne Durſt ſaufen, und zu allen Zeiten unſre Weiberchen kareſſiren, das iſt doch, meiner Seel! alles, was wir vor dem andern Vieh voraus haben. Dichtung dieſer Art iſt darum die reine Antitheſe der ſatiriſchen: denn fühlen wir dort uns erhoben, ſo fühlen wir hier uns niedergeſchlagen; ergreift uns dort Achtung, ſo ergreift uns hier Verachtung für den Dichter, welche aber freylich gerade ſein Triumph iſt, eben ſo wie bey einem Schauſpieler, der eine boshafte Rolle übernimmt, wenn er gehaſst wird. Auch der bur-

burleske Dichter *spielt eine Rolle*, er ist ein Maskenträger. Freylich thäte es oft Noth, dass der Komiker den Fabulisten nachahmte, und mit einem: *Docet haec fabula* schlösse. Dann würde man die theilenden Löwen, die Füchse, die über die Hörner des Bocks aus dem Brunnen steigen, die aufgeblasenen Frösche besser verstehen, und unsre alten Komiker thaten daher recht wohl daran, den *Teufel* als Pagliasse zu brauchen und mit einem christlichen Gesange zu schliessen: denn nun wusste jeder woran er war. Wird indess der burleske Komiker auch verkannt; so sey diess nur nicht seine Schuld: wohl ihm, wenn man ihn verachtet, er aber keine Verachtung *verdient*; was unfehlbar der Fall seyn wird, wenn er der niedern Maske nicht bedarf, weil sein eignes Gesicht schon, aus Natur und Gewohnheit, eine solche Maske darstellt. Dann ist das Gemeine, das Niedrige ihm nicht Mittel, sondern sein eigenthümliches Element, worin er allein lebt, er selbst eine gemeine, niedrige Natur.

Wie unähnlich sich daher auf den ersten Anblick auch der Satiriker und der burleske Komiker sehen: so erscheinen sie doch, genauer betrachtet, als Zwillingsgeschwister, nur dass jener seine Subjectivität frey und offen zeigt, dieser sie gänzlich verbirgt. Beide streben auf verschiedenen Wegen zu demselben Ziele. Weist uns der erste stets auf den Gipfel hin, welchen die Menschheit zu erstreben hat, so zeigt der letzte den Menschen, die sich doch recht viel damit wissen, so erhabne Wesen zu seyn, den ungeheuern Abstand, in welchem sie sich von dem Ziele befinden, und dass sie eigentlich nur die Froschgesichter aus dem Sumpfe strecken, und hinauf quacken, im Sumpfe selbst aber sich am wohlsten befinden.

Der Humorist nähert sich wieder dem reinen Komiker, durch seine Disposition, auch da noch lächeln zu können, wo andre das Gesicht in finstre Falten ziehen. Wenn wir zwey Säcke tragen, den einen hinten mit unsern, den andern vorn mit des Nächsten Fehlern, so unterscheidet sich der Humorist dadurch von uns, dass er beide vor sich trägt, und demnach nicht sich alles, andern nichts verzeiht. Der wahre Humorist, der nichts ohne Menschenliebe ist, zweifelt daran, dass es jemals ein Juvenalisches Ungeheuer *nulla virtute redemtum e vitiis* gegeben habe, sieht die menschliche Natur als eine eigne Mischung guter und schlimmer Eigenschaften an, und im Ganzen mehr Schwachheit als Verbrechen, mehr Thorheit als Laster. Kurz, er reducirt alle Verkehrtheit, auch die moralische, auf ein falsches Urtheil, mit dem Unterschiede aber vom Komiker, dass er selbst sich mit allem anscheinenden Ernst in den Gesichtspunkt des falsch Urtheilenden stellt und zu der Klasse zu gehören scheint, während der reine Komiker, auch wo er, ohne ins Didaktische überzugehn, nur das Factum darlegt, doch leicht als ausserhalb der Klasse befindlich erkannt wird. Daher mag wohl die gewöhnliche Erklärung vom Humor kommen, dass er sey ein mächtiger Trieb in der Seele, welcher sie zu einem besondern Punkte hinlenkt, den der Mensch als höchst wichtig ansieht, ob gleich er es nicht ist, und durch den er sich, bey der übertriebenen Ernsthaftigkeit, womit er denselben betrachtet, auf eine lächerliche Art von andern unterscheidet; eine Erklärung, welcher wir weiter nichts, als eine Menge Karrikaturzeichnungen zu verdanken haben, welche man uns für humoristische Charaktere ausgegeben hat. Das sind sie aber eben so wenig, als eine gewisse Art wetterwendischer Uncharaktere, die, statt einen stetigen Gang zu halten, allaugenblicklich einen Vor- oder Seitensprung machen. Das sollen launige Charaktere seyn, sind aber launenhafte, (*lunatici*), und werden, wenn sie ein böser Dämon besitzt und übel zurichtet, launische. Solche Charaktere aufzustellen mag nun ganz gut seyn; allein wenn der Dichter glaubt, ihn selbst annehmen zu müssen, dann legt er hiemit das Bekenntniss ab, nicht zu wissen, was sein Zweck erfordert. Desto schlimmer nur für ihn, wenn er einen solchen Charakter nicht bloss angenommen hat, sondern wirklich besitzt und von ihm beherrscht wird: denn da hört die Willkürlichkeit auf, und mit ihr die wohlthätige Wirkung, welche das Kunstwerk (jetzt Naturspiel) sonst auf die Gemüther äussert; aber auch schlimm genug schon, wenn der Dichter ihn nur annimmt: denn er steht sehr in Gefahr, statt launig, barok, statt originell, bizarr zu werden. Da er das Wesentliche, das er nicht erkannt hat, verfehlt, sucht er im Unwesentlichen sein Heil, und meint nun durch Plaisanterien, neuen Witz, der, um neu zu seyn, schwerfällig wird, Paradoxien und Eigenthümlichkeiten, oder vielmehr Verschrobenheiten, in Wendungen und Vortrag sein Heil.

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Leipzig*, b. Hartknoch: *Ueber die Quarantaine-Anstalten zu Marseille*, von D. C. A. *Fischer*. 1805. 63 S. 8. (10 gr.) — Der besondere Abdruck dieser Abhandlung, welche sich auch in des Vfs. Reise nach Marseille findet, wird besonders den Aerzten sehr angenehm seyn. Wir haben keine Nachricht von diesen Anstalten, welche so genau, so deutlich und so bestimmt wäre als diese. Musterhaft sind diese Anstalten in Rücksicht auf Polizey, fehlerhaft in medicinischer Rücksicht; und statt der Räucherungen mit Schubsolen würde man jetzt Salpetersäure und oxydirte Salzsäure, statt des Essigs ebenfalls die letztere anzuwenden haben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 29. November 1806.

ROMANEN-LITERATUR.

(*Beschlufs von Num. 279.*)

Dafs alles diefs auf *Jean Paul* paffe, leidet keinen Zweifel; und daher find feine Compofitionen nicht felten Ungeheuer, feine Darftellungen oft unerträglich. Eben fo unläugbar aber ift auch, dafs *J. P.* fich nur diefer Fehler begeben dürfte, um vortrefflich zu feyn: denn dafs er wirklich feltne Talente zu einem echten Humoriften befitze, ift unverkennbar. Der Humorift mufs uns ergötzen durch die Harmonie einer Natur, welche die Komik und Satyrik in ihrer Entzweyung darftellt. Wie fehr auch von der Hoheit überzeugt, zu welcher die menfchliche Natur fich fteigern läfst, hat er doch das befangene Menfchengefchlecht, wenigftens feinem jetzigen Zuftande nach, losgefprochen von der die Freuden des Dafeyns raubenden Mühe, einen Gipfel zu erklimmen, den wir kaum mehr zu finden wiffen, weil Wiffenfchaften, Politik, Erziehung, Druck der Verhältniffe fchon am Fufse des Berges einen fo dichten Verhau gemacht haben, dafs oft auch der muthigfte Wille und die kühnfte Kraft nicht durchbrechen kann. Darum findet er die Menfchen weder lächerlich, noch abfcheulich, fondern bedauernswerth, woraus fich jene milde Empfindfamkeit erklärt, welche dem Humoriften vor andern eigen ift, und durch welche feine Stimmung bald bis zum weichen Elegifchen herab, bald bis zum erhabenen Tragifchen hinauf fteigt, jenes, wenn er die Lage des Menfchengefchlechts, diefes, wenn er die Gegenftände bedenkt, welche die Rolle des Schickfals in der Welt übernommen haben. Bemächtigt fich der Gedanke an beide zugleich feiner Seele, fo entfteht jene Luftigkeit, welche mit Thränen im Auge lacht, mit zitternder Stimme fcherzt, und, gleichfam als wollte fie den Schmerz betäuben, eine Ausgelaffenheit affectirt, in welcher der lebendige Witz lauter barocke Behauptungen ausftrömt, deren jede aber ein bittrer Sarkasmus ift. Diefe Stimmung, welche den Humoriften von feiner erhabenen Seite zeigt — er hat, wie Janus, ein Doppelgeficht — darf aber nicht die vorherrfchende feyn, weil er fonft nur verwunden würde, da er doch, menfchenliebend wie er ift, vielmehr heilen, und aus der Entzweyung die Harmonie wieder herftellen will. Darum kehrt er weniger fein Geficht mit dem Ausdruck des erhabenen Ernftes nach den Menfchen hin, als das andere voll milden Lächelns. Sein Streben ift dahin gerichtet, die Menfchen in eine mittlere Region zu führen, wo fie, zwar nicht frey von den Stürmen und Dünften, doch einen milden Himmel fehen, und des Sonnenfcheins fich freuen, Himmel und Erde zugleich geniefsen können. Welche Mittel ftehen ihm dabey zu Gebot? „*On voit fortir des traits d'une morale douce et fublime, et des aperçus profonds fur le coeur, dont il demêle les plus délicats mouvemens. Et puis il parait fi difpofé au bonheur! il le trouve fi facilement. Quel plaifir on goûte dans cet abandon de fon ame, dans cet innocent libertinage de fon imagination, fur-tout dans ce fentiment de bonté, d'indulgence, de bienveillance univerfelle qui l'attache à tous les hommes.*" — Da find fie beyfammen, diefe Mittel, wie fie in einer feinen Charakteriftik Sterne's verzeichnet wurden. Auch *Jean Paul* weifs fich ihrer trefflich zu bedienen, etliche feiner Schriften find wirklich vortrefflich dadurch geworden; und in andern, wo feine Helden uns keine grofse Freude machen, feine Compofition aber wahres Leiden, zieht er uns doch immer durch diefe feine Perfönlichkeit an; wir gewinnen in feinen Büchern, die wir nicht lieb gewinnen können, doch ihn felbft lieb. Und fo erklärt fich (einen andern Grund davon geben wir zu einer andern Zeit an) leicht das Intereffe, welches man bey allen feinen gar nicht unbedeutenden Fehlern, die er uns fo gern als Tugenden angerechnet hätte, doch an feinen fonderbaren Werken finden konnte.

Eines folchen Intereffe's aber wird fein Nachahmer Hr. *Bergius* in Nr. 13. fich nicht erfreuen. Der Dämon, der ihn befitzt, gehört zur böfen Sorte, heifst nicht Humor, fondern *Spleen*, und bewirkt, ftatt Harmonie hervorzubringen, vielmehr eine fchmerzliche Entzweyung. Nicht geheilt, fondern tiefer verwundet verläfst man den Vf., in deffen Natur etwas Bitteres und Grollendes liegt, das ihn *Swiften* mehr als *J. P.* nähert. Nur von der plaftifchen Bildungskunft des Dechanten, und von jenem Hauptvorzug deffelben, den *Blair* an ihm rühmt, dafs er *in the midft of much correctnefs maintains the eafy natural of an unaffected Speaker*, ift hier keine Spur, wohl aber alles jenes Fehlerhafte, was nach *J. P.* Wefenheit des Humor feyn foll, und beym Sentimentalifiren, hauptfächlich wenn von Weiblichkeit die Rede ift, ftatt plaftifcher Kunft, eben jenes Nebeln und Schwebeln, wodurch die Geftalten *Jean Pauls* zu blofsen Wolkengeftalten werden. Deffen allen ungeachtet fagt Hr. *Wagner* in feinem *Syftem der Idealphilofophie* (S. 252.) von diefem Schriftfteller: er habe von Natur, was *J. P.* gröftentheils fich angekünftelt hat, und wir befitzen an ihm einen Humoriften, der es den Engländern bieten dürfe. Nun fetzt freylich Hr. *W.* die Haupttendenz des Humoriften darein, durch feine Subjectivität gelten zu wollen;

len; allein auch dieses angenommen, wird doch schwerlich jemand dem Hn. *Bergius* oder *Kanne*, wie nach S. 176. sein wahrer Name zu seyn scheint, den Vorzug ertheilen, es wäre denn etwa darin, dass er wirklich lauter Extrablätter giebt, da *J. P.* seine *quasi* Compositionen nicht für lauter solche will gehalten wissen. Was wir an unserm Vf. mit Wahrheit rühmen können, ist sein in der That nicht gemeines Talent zur Komik und Satirik, von welchem wir uns etwas Ausgezeichnetes versprechen dürfen, wofern er jemals von dem vornehmen Dünkel, schon vollendet zu seyn, woran er jetzt sehr krankt, genesen sollte. Von Autoritäten hält zwar der Vf. (und mit Recht) nichts; eine aber wird er gewiss nicht verschmähen, und diese führen wir ihm, seiner Darstellungsart wegen, vor. „Was soll der Mensch thun, der zu Göttingen studirt hat, dass er selig werde? Wir sind die Leute darnach, dass wirs den Griechen nachthun wollen. Der Grieche schrieb hell und war hell, aber wenn er auch zu Athen ausstudirt hatte, so durfte er nur von Calais nach Dover, von Dyrrhachium nach Antikyra, daselbst dreymal niessen und er war freyer Magister der 7 freyen Künste, wo ist in ganz Deutschlard dazu Ort und Gelegenheit? Man muss reisen, und um zu reisen, gejagt werden, 6 Jahr zu Fusse laufend, 7 Jahr im Amte arbeitend schwitzen, um zu verschwitzen, was auf keinem andern Naturwege fort will: alles ist dafür, lieber durch Excretion als Secretion hell gesund und leicht zu werden, durch an den Nagel hängen, durch niederschlagende Mittel, Ehe und Amt; der Mutterwitz kann dem Gelehrten nur kommen, wenn er Vater wird, eine verbesserte Ausgabe desselben ist allezeit eine verminderte, freien und aufgeben, hecken und mausern, aber mancher, ehe er etwas an den Nagel hienge, thäte sich lieber selbst daran hängen und alles im Kopfe zuschnüren. *Sapere aude!* Schön! — wie ist aber ein Kind so ein Wagehals, ein Laxier zu nehmen?" Siehe *kleine Handreise* S. 64 f., dem Original völlig getreu abgedruckt, die schlechte Interpunction nicht ausgenommen.

Eben so wenig als dieser Vf. das Wesen des Humoristischen, hat der Vf. von Nr. 14 — 18. das Wesen des Komischen aufgefasst. Hr. Lieut. *Schilling* in Freyberg ist der Vf. dieser Schriften. Wenn wir angeben sollen, durch welche Eigenschaften es ihm gelungen sey, ein Lieblingsschriftsteller zu werden: so sind wir in einiger Verlegenheit. Er vernachlässigt die Zeichnung, weiss seinen Gestalten keine Haltung zu geben, motivirt häufig nur zu mittelmässig, und fällt mit seinem blendenden Kolorit ins Grelle. Ist es vielleicht eben das blendende Kolorit, über welchem man jene andern Fehler vergisst? Leicht möglich, zumal da Zeichnung, Haltung, Motivirung und richtige Farbengebung Tugenden sind, auf welche das grössere Lesepublicum sich eben nicht besonders versteht, weshalb wir auch nicht weiter fortfahren wollen, von plastischen und pittoresken Eigenschaften zu reden. Sagen wir nun, dass Hr. *S.* einen angenehmen leichten Erzählungston besitzt, einen lebhaften, schnellen Witz, dass er die Kunst des Hinhaltens, die Erwartung zu spannen, frappante Situationen herbeyzuführen versteht, und durch diese das Interesse immer zu fesseln weiss: so kann es ja wohl scheinen, wir hätten genug gesagt, um die Theilnahme an seinen Werken erklärbar zu finden. Und doch scheint alles diess wieder nicht hinreichend, sobald wir bedenken, dass z. B. *die Geschichte eines Deutschen*, *der Weltmann und der Dichter*, die vorhin genannten Schriften *Anton Wall's* u. a., welche jene Eigenschaften sogar mit den hier mangelnden Tugenden besitzen, lange nicht so häufig müssen gelesen werden, als etwa die Schriften der Hrn. *Laun* und *Schilling*. Ist es denn nun wohl unsere Schuld, wenn wir bey diesen Werken immer auf *die Materie* zurückkommen? Bey Hn. *S.* ist uns jedesmal die Xenie eingefallen:

Willst du den Kindern der Welt und zugleich den Frommen gefallen:
Male die Wollust, doch male den Teufel dazu.

Augenscheinlich gefällt sich Hr. *S.* in der gefährlichen Region des Schlüpfrigen; denn schlage jedes seiner Bücher aufs Gerathewohl auf, und du kannst sicher seyn, die mehresten Male schlüpfrige Scenen zu finden, und zwar nicht selten mit üppiger Phantasie, und immer *con amore* ausgemalt. Um aber doch nicht das Ansehen eines Libertins zu haben, lässt er es von der andern Seite auch wieder nicht an Moralien fehlen, und spielt in den Ton einer weichen Sentimentalität über. Kennt er also die Fleckchen nicht genau, an denen das liebe Publicum sich gern kitzeln lässt? Eine Sophascene — nichts geht ihm darüber! Die Busspredigt hinterdrein lässt es sich recht gern gefallen, und du bist ganz sein Mann, wenn du endlich auch die Thränendrüsen ausleerst. Darin liegt wieder so etwas Wollüstiges, dass man sich unvermerkt gestimmt fühlt, am Busen eines Freundes oder einer Freundin recht — auszuweinen und auszuschmachten, um es desto eher zum Da capo zu bringen. Diess ist einer von den Gründen, wegen dessen wir sogar eine nachtheilige Wirkung auf das Zeitalter von der erschlaffenden Sentimentalität *Jean Pauls* befürchten, der doch der Gegenmittel mehrere hat. Zu einer Zeit, wo, wie Hr. *S.* in Röschens Geheimnissen selbst sagt, „auch die unschuldigsten Mädchen in Gesellschaftskreisen aufmuntern, *die Rose zu pflücken, weil sie noch blühe*", sollte doch wohl der unterhaltende Schriftsteller behutsamer in der Wahl seiner Mittel seyn. Das aber ist Hr. *S.* ganz und gar nicht, vielmehr, um ihn nicht härter anzuklagen, einer der aller unbehutsamsten Schriftsteller, die wir kennen. „Schon in dem ersten Buch Mosis — sagt er in den Ignoranten, Th. 3. S. 45. — geht es her, wie in Jukundens Romanenbüchern. Was Evens Töchter lassen sollten, das thaten sie, und trachteten am liebsten nach dem Verbotenen. Vergebens weisen die Engel sie zurecht, vergebens spricht, schilt, donnert der Herr selbst aus Wolken und Gebüschen, vergebens regnet es Feuer vom Himmel, vergebens ersäuft endlich die ganze Welt. Kaum ist die Arche wieder aufgethan: so ist auch die gewaschene wieder entheiligt,

so wachsen Hofräthe und Susannen ohne Ziel und Zahl aus dem Schlamme, und thun, wie ihre Mütter thaten." Diese Stelle könnte Hr. *S.* als Motto auf alle seine Romane setzen lassen, und der Rec. könnte allenfalls fertig seyn, wenn er darunter schriebe: Warum nun ein solches Geschlecht noch dazu lüstern machen, es selbst, uns, und die folgende Generation dadurch verderben? Was wollte Hr. *S.* darauf wohl antworten? Was? Er schriebe aus *Gottliebs Abentheuer* Th. 2. S. 155. folgende Stelle ab: „Ich muss künftig wahrhaftig besser auf die Bestrafung des Lasters merken, denn sonst entgehen mir die moralischen Tendenzen meiner Bücher, und die Recensenten, mit denen ich zeither auf dem freundschaftlichsten Fusse gestanden habe, fangen wohl noch gar verdriessliche Händel mit mir an." Wenigstens werden sie Hn. *L's* Genialität deshalb um keinen Deut höher anschlagen.

Seit es einer gewissen Klasse von Schriftstellern eingefallen ist, das Moralische als ein fremdes Ingrediens von dem Aesthetischen auszusondern, schütten andere das Kind mit dem Bade aus, und glauben recht ästhetisch zu seyn, wenn sie sich recht unsittlich zeigen. Als ob zwischen Predigten offenbar moralischer Absicht, welcher die Poesie bloss dient, und Priapeien, Unfläthereyen und andern Gemeinheiten und Erbärmlichkeiten nicht etwas in der Mitte läge! Poetische Darstellung selbst des Gemeinen von einer *auch sittlich* schönen Natur, das ist es, wovon diese Herren so wenig verstehen. Gern erlassen wir ihnen die eigentlich moralischen *Tendenzen*, die Predigten, und alles sonst noch hieher Gehörige: denn sie sind es ja nicht, welche das Buch moralisch machen. Sonst müsste keins moralischer seyn, als *Röschens Geheimnisse*, welches gleichwohl zu den unmoralischen gehört, so wie, trotz seiner dritten Auflage, zu den sehr mittelmäsigen.

Eben so waren die Elisa, und der ganze romantische Tross *wie er seyn soll*, wahrhaft unsittlich, trotz der langweiligen Predigten, die sie hielten. Eine gelungene Parodie derselben würde, zu ihrer Zeit, sehr wünschenswerth gewesen seyn. Der Vf. von Nr. 19. hat etwas der Art im Sinne gehabt; allein die Nähe so vieler einschläfernden, faden und platten Vortrefflichkeiten muss eine nachtheilige Wirkung auf ihn geäussert haben, und seine ganze komische Kraft ist dabey — schlafen gegangen. Fast fürchten wir, auch er dürfe in der Unterwelt zu der Strafe fader Schriftsteller verurtheilt werden, zu welcher er S. 12. den armen *Spieß* verdammt seyn lässt, hundert Ostermessen hindurch jedesmal hundert schlechte Romane hundertmal durchzulesen, und sich dabey ja in Acht zu nehmen, niemals das kleinste Wörtchen zu überhüpfen, weil jeder solcher Verstoss eine neue hundertmalige Lectüre des ganzen Buchs nach sich zieht. — Die Strafe ist in der That entsetzlich!

Darf man aber, weil man Tugendhelden der genannten Art für langweilig, fad, abgeschmackt und in jeder Hinsicht unfähig erkennt, irgend ein Interesse einzuflössen, Lumpe zu seinen Helden wählen? Man darf, kein Zweifel, nur muss man auf keinerley Weise seinem Helden selbst ähnlich sehen. Es sagt z. B. einer: „Ihr habt gross Prahlen mit Eurer Humanität, es ist doch nichts daran. Ihr möchtet Euch zu Engeln aufschrauben, und seyd doch eben nichts als Menschen, und recht menschliche Menschen, deren grosses Triebrad nicht der freye, erhabne Wille, sondern der Magen ist, und die ihre hohen Flüge damit enden werden, durch Evacuationen sich an das Nest zu gewöhnen, und lieber warm darin zu sitzen, als wieder aufzufliegen; von einem Platonischen Symposium geht ihr in ein Bordell;" wenn einer so sagt, ist er darum noch kein Lump, und eben so wenig der Dichter, der einen darstellt, welcher wirklich nach dieser Maxime handelt, und für sich noch hinzusetzt: „Lasst also eure Grimassen, und thut ohne Umstände, was ihr ja doch am liebsten thut." Zu Darstellungen dieser Art ist Hr. *S.* geeignet, kennt aber entweder seine Sphäre selbst nicht, oder hat nicht den Muth, sie zu beschreiten. Muth gehört allerdings dazu: denn wie der Satiriker gefasst seyn muss auf Hass, weil er gefürchtet wird, so muss der groteske und burleske Komiker sich gegen Verachtung stählen, besonders wenn er, wie es doch der Beruf des erzählenden und dramatischen Dichters heischt, bloss das Factum darlegt, und mit seiner Individualität zugleich scheinbar jeden Anspruch auf Belehrung verbirgt, den Lesern oder Zuschauern überlassend, den Masstab zur Beurtheilung selbst anzulegen. Nun stelle er dar das Sittenloseste, das Verworfenste; kein Vorwurf kann ihn treffen. „Der Mensch, der nicht von allem sittlichen Gefühl entblösst ist, ärgert sich über die Darlegung solcher Situationen." Desto besser, so hab' ich meinen Zweck erreicht. „Wird's aber den Menschen ohne sittliches Gefühl bessern?" Nein! über solche müsst ihr aber den Büttel, und nicht den Dichter schicken. „Wenn du aber die Sittenlosigkeit mit so vielen Vorzügen des Geistes vereinbart, so glänzend darstellst, wirst du nicht die Herkulisken auf dem Scheidewege irre leiten?" Dafür lasse ich Prediger, Moralisten und Erzieher sorgen, sage aber, dass ein solches Herkuleschen auch ohne mich ein Taugenichts geworden wäre. Kurz, in diesem Falle ist dem Dichter durchaus nichts anzuhaben: denn er kann durchgehends zeigen, dass er keine Verachtung *verdiene*. Zu solchen Darstellungen also entschliesse sich Hr. *Sch.*, und auch der Anschein, als habe er an Gemeinem, Unsittlichem, ein geheimes Vergnügen, wird wegfallen. Nicht aber auch der Beyfall des Publicums, dem gerade diese moralisirend-unmoralische, schlüpfrig-sentimentale Mixtur so wohl behagte? — Für einen Mann von Hn. *S's* Talenten wäre es zu viel Kleinmuth, nicht zu glauben, er werde nicht auch einem bessern Publicum gefallen, als dem er jetzt hat gefallen können.

Von dem Vf. von Nr. 20. hat man Lustigmacherey statt der Komik, abgedroschenen Spott statt der Satire, langgedehnte Plattheiten statt des Humors, gemeine und oft pöbelhafte Sprache zu erwarten. Wenn über gewisse Spässe in gewissen Zirkeln gelacht wird:

wird: so glauben die Inhaber dieser Späfse sofort ein entschiednes Talent zum Komischen zu haben, und geht nun das Schreiben leicht von der Hand, so ist ja der komische Schriftsteller fertig. Schade um Hn. *Cr.*, er hätte doch wohl etwas Besseres leisten können; nun ist keine Hoffnung mehr. Bey vorliegendem Producte fiel dem Rec. das militairische Schriftstellercorps aus dem *Leben im Fegfeuer* ein (S. 23.), wo der Feldwebel die Vorreden, die Corporals die nöthigen Ausfälle, und alles was ins Fach der Satire gehört, der Fahnjunker die Kinderschriften, der Trommelschläger die Ankündigungen, das erste Glied die Familiengemälde, das dritte die Taschenbücher, und die neue Mannschaft das Schrecken- und Ritterfach besorgt. Zum Motto hat Hr. *Cr.* eine Xenie gewählt:

Alles ist nicht für Alle; das wissen wir selber; doch nichts ist
Ohne Bestimmung; es nimmt jeder sich selbst sein Paket.

Die Vorrede schliesst mit den ominösen Worten: Selig sind die Schwachköpfe: denn sie werden nicht an der Schwindsucht sterben, sondern auf fetter Weide grasen für und für!!!

Hr. *Döhnel*, Vf. von Nr. 21., schimpft weidlich auf Hn. *Cramer*, und beneidet ihn doch. „Ich hörte — heisst es S. 10. — dafs ein gewisser Forstrath, der mehr Arme haben mufs, als die Hyder Köpfe, aber gewifs nicht halb so viel Köpfe, auch durch seine Feder, die er in das Dintefass des ewigen Einerley getaucht hat, noch jetzt Brot und Ehre (?) vom Schriftstellerhandwerke erwerbe, und beschloss daher, auch mich an ihn anzuschliessen, den Leuten eine hundertmal gesagte Wahrheit noch einmal wieder zu kauen." Er hat redlich Wort gehalten. Was aber wird dereinst seine selige Grofsmutter sagen? Diese rieth ihm, nach S. 6., ab, *seine Dinte zu verspritzen*. „Wovon soll ich aber leben, wertheste Grofsmama? fragte er kleinmüthig. — Der dem Vieh sein Futter giebt, und den jungen Raben, die ihn anrufen, wird dich auch nicht verlassen, entgegnete die Grofsmutter, nur musst du die schönen Wissenschaften bey Seite legen." O wahrhaftig, sie muss eine kluge, verständige Frau gewesen seyn, die selige Grofsmutter! Der ungerathene Enkel aber! Er hat viel weniger Talente als Hr. *Cramer*, schreibt, wo möglich, noch schlechter als dieser, schimpft auf ihn, und — *verspritzt dennoch seine Dinte.*

Da ist man in der That dem Vf. von Nr. 12. Dank schuldig, dafs er seinen Pitt auf eine anständige Weise ins Ehebett reisen liess. Wenn aber selbst ein nichts weniger als Schlüpfrigkeiten liebender Schriftsteller Titel wählt, welche eine geheime Beziehung darauf zu haben scheinen, — welchen Schluss auf den Geschmack des Zeitalters mufs man daraus ziehen? Vielleicht thun wir seinem Buche wohl gar Schaden bey der Lesewelt, indem wir dem Vf. eine Tugend nachrühmen, die eben für keine gilt. Das sollte uns Leid thun, da das Buch in mancher Hinsicht Empfehlung verdient. Zwar sind wir in unserer ersten Hoffnung getäuscht worden, ein Werk in *Anton Wall's* Manier zu finden; allein wir dürfen dem Vf. rathen, sich selbst treu zu bleiben. Was sein Buch an Fehlern hat, scheint dem Rec. eben daher zu kommen, dafs der Vf. es anfänglich auf ein Werk in *Anton Wall's* Manier angelegt hatte, aber weiterhin aus der Rolle fiel. Darum pafst Mitte und Ende nicht recht zum Anfang. Weil aber der Vf. in der Malerey des Details glücklich und geübt ist, hält man sich gern bey dem Einzelnen auf, und betrachtet jedes Kapitel für sich wie ein sauber gearbeitetes Mignaturgemälde. Will der Vf. etwa einmal den Anfang ändern, und das Buch um 3 oder 4 Bogen kürzer machen, dann wird es noch an Interesse gewinnen. Oder auch mache er das ganze Buch dem Anfang entsprechend, denn es ist nicht zu läugnen, dafs er zum launigen Erzähler viele Anlagen besitze. „Um weder die Leser noch mich selbst zu geniren — heisst es S. 9. — will ich mich auch an keinen bestimmten und durchdachten Plan binden, sondern ohne alle Ordnung bunt durch einander erzählen, so dafs man fast gar keine Spur von Zusammenhang entdecken soll. Mein Plan wird so nach höchstens der seyn, keinen zu haben. Dafür mag man mir denn aber auch, wenn es seyn kann, die Gefälligkeit erweisen, mich, wie so manchen Autor, der es eben so macht, für einen originellen Kopf zu halten, damit ich doch in der Welt ein wenig zu Ehren komme."

KLEINE SCHRIFTEN.

OEKONOMIE. *Leipzig*, b. Leo: *Tabelle für Brodverkäufer und Käufer, um den Preis des Brodes nach dem Gewichte bestimmen zu können.* 1805. 36 S. gr. 8. (6 gr.) — Lauter Tabellen, keine Zeile Text. Die Hauptfrage ist: Wie viel 1 Loth bis 21 Pfund Brod kosten, wenn das Pfund Brod kostet 3 Pfennige, bis 2 Groschen 3 Pfennige? Es lassen sich demnach aus einer einzigen Aufgabe drey verschiedene Fragen aus diesen Tabellen formiren und beantworten: 1) Wenn das Pfund Brod kostet 16 Pfennige, was kosten 24 Loth? Antwort: 1 Groschen. 2) Wenn ich für 16 Pfennige bekomme 1 Pfund Brod, wie viel bekomme ich für einen Groschen? Antw. 24 Loth. 3) Wenn 24 Loth kosten 1 Groschen, wieviel bekomme ich für 16 Pfennige? Antw. 1 Pfund. Für Leute, die nicht rechnen können, sind solche leicht zu fertigende Tabellen ganz bequem. Rechnungs- und Druckfehler hat Rec. nicht gefunden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 1. December 1806.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Paris: *Lettre critique* de *F. J. Bast*, Secretaire de la Légation de S. A. S. Msgr. le Landgrave de Hesse à Paris etc., à Mr. J. F. Boissonade, *sur Antoninus Liberalis*, *Parthenius et Aristénète*. 1805. 254 S. 8.

Dieses kritische Sendschreiben eines durch verschiedene ähnliche Schriften rühmlich bekannten Hellenisten war ursprünglich für *Millin's Magazin encyclop.* bestimmt, und ist deshalb in französischer Sprache abgefasst. Beym Anwachsen seiner Materialien änderte der Vf. seinen ersten Plan; doch liess er dem Werke die erste Form. Es enthält dieses einen so reichen Schatz von Notizen mancherley Art, die dem Literator, dem Kritiker und dem Freunde der griechischen Sprache überhaupt nützlich und wichtig sind, dass wir uns zu einer ausführlichen Anzeige verpflichtet halten.

Die Veranlassung zu diesem Sendschreiben gab die Untersuchung eines trefflichen Codex des *Antoninus Liberalis* und *Parthenius*, der zuerst aus der Heidelberger Bibliothek in den Vatican, und von hier nach Paris gewandert ist. Hr. *B.* erklärt ihn für einen der kostbarsten, die ihm je zu Gesicht gekommen. Er ist auf Pergament mit grosser Zierlichkeit in Text und Scholien geschrieben, und scheint in das *zehnte* Jahrhundert zu gehören. Was aber seinen Werth ganz vorzüglich erhöht, ist der Umstand, dass sich die meisten Schriften, die er enthält, nur in ihm allein erhalten haben, wie die *Metamorphosen* des *Antoninus*, die *Erotica* des *Parthenius*, und noch einige andre, von denen sogleich die Rede seyn wird.

Eine ausführliche Beschreibung dieser kostbaren Handschrift, von welcher *Fr. Sylburg* in seinem Catalog der griechischen Manuscripte der pfälzischen Bibliothek (s. *Mieg Monumenta pietatis et literaria*, T. I.) nur eine oberflächliche Notiz gegeben hat, macht den Anfang dieser gelehrten Schrift. Die zehn ersten Blätter von 331., aus denen der ganze Quartband besteht, sind wahrscheinlich seit langer Zeit verloren, so dass die erste Schrift darin der *Periplus Ponti Euxini et Paludis Maeotidis* ist, den *Isaacus Vossius* zuerst, nach *Salmasii* Abschrift nebst dem *Scylax* (Amsterd. 1639. 4.) und nach ihm *Jac. Gronov* (*Geographica antiqua*, Lugd. Bat. 1694.) und *Hudson* (*Geogr. minor.* Tom. I.) edirt haben. Diese Schrift eines Ungenannten hat zu einer interessanten literarischen Frage Veranlassung gegeben. Da einige Zeit nach ihrer ersten Bekanntmachung *Theod. Ryckius* zugleich mit den *Notis et castigationibus posthumis L. Holstenii in Stephanum Byzantinum* auch die Fragmente des *Scymnus Chius* mit der lateinischen Uebers. desselben Gelehrten herausgab, mit dem Geständniss, dass er den Ursprung und die Quelle dieser Fragmente nicht wisse, auch von niemand habe erfahren können: so stellte *Jac. Gronov* die Vermuthung auf, dass sie aus Stellen des *Periplus* genommen, und von *L. Holstenius* selbst in die Form von Versen gebracht worden. Dieser Vermuthung, für welche die grosse Uebereinstimmung der Fragmente mit den Worten des *Anonymus* spricht, setzte *Dodwell* (in seiner Abhandlung *de Scymno Chio* in den *Geogr. minor.* II. S. 102.) mehrere Gründe entgegen, von denen der wichtigste ist, dass sie nicht auf die letzten 75 Verse passe, von denen keine Spur in dem *Periplus* zu finden sey; auch, dass in den Fragmenten nicht die geographische Ordnung des *Periplus*, sondern die, welche *Scymnus* in seiner *Periegesis* beobachtet, angetroffen werde, und hieraus schloss er, dass *L. Holstein* alle diese Fragmente aus irgend einem unbekannten Codex geschöpft habe. Hr. *B.* setzt dieser Meinung triftige Gründe entgegen. *Holstein* hat die Heidelberger Handschrift gekannt und benutzt; in seinen Fragm. des *Scymnus* finden sich die besten Lesarten desselben; und diese stimmen mit der Prosa des *Anonymus* auf das vollkommenste überein. Wenn aber *Holstein* den Text des *Anonymus* in Verse verwandelte, und diese Verse dem *Scymnus* beylegte, ohne dabey eine andre Quelle zu gebrauchen, als das Heidelberger Mscpt.: so hatte er hierin einen Vorgänger an *Hoeschelius*, der die von ihm edirte Periegese ebenfalls aus der Prosa seiner Handschrift, die sie dem *Marcianus* beylegte, in Verse umsetzte. Was aber die letzten 75 Verse betrifft, auf denen *Dodwell's* Hypothese am meisten ruht: so sind sie alle, ohne Ausnahme, aus einer andern kleinen Schrift genommen, welche von *Holstein* für eine Sammlung geographischer Schriften bestimmt war (s. *Lambec. in Comm.* T. I. p. 107. *Fabr. Bibl. Gr.* T. IV. p. 664. ed. Hasl.), zuerst aber von *Hudson* in den *Geogr. min.* T. III. p. 1. an das Licht gestellt worden ist. Dieser Umstand entscheidet für *Gronov's* Meinung. Denn hätte *Holstein* die sogenannten Fragmente des *Scymnus* in einer Handschrift gefunden, wie sollte es gekommen seyn, dass diese Handschr. durchaus nur solche Fragmente enthielt, die sich in den beiden anonymen Werken finden, ohne einen einzigen, eigenthümlichen Zusatz? Die Verschiedenheit in der Anordnung kann hierbey keine Schwierigkeit mehr machen. Denn da *Holstein* eine vollständige Ausgabe der Ueberreste des *Scymnus* beabsichtigte: so musste er natürlich der Ordnung folgen, in der dieser Schrift-

steller

steller seine Materialien gestellt hatte. Auch ist wohl kein Zweifel, dass, wenn er jenen Vorsatz ausgeführt hätte, wir von ihm selbst über alles dieses unterrichtet worden wären.

Uebrigens ist gerade dieser *Periplus* des *Anonymus* mit der grössten Nachlässigkeit abgeschrieben und edirt worden, und da sich *Salmasii* Versehn in allen Ausgaben fortgepflanzt haben: so theilt hier Hr. *B.* von S. 12 — 27. die Lesarten des Cod. nebst seinen eignen Bemerkungen mit; ein Verdienst, das er sich auch bey mehrern kleinen Schriften dieser reichhaltigen Sammlung gemacht hat. Wir setzen das Verzeichniss derselben her: *Arrianus de Venatione* (welchen *Salmasius* aus diesem Cod. zuerst abschrieb, und *L. Holstenius* zuerst daraus edirte. Paris 1644.) *Arriani Periplus Ponti Euxini* (aus demselben Cod. mit grosser Genauigkeit edirt von *Sigism. Gelenius.* Basil. 1533.) *Arriani Periplus Maris Erythraei* (ebenfalls von *Gelenius* edirt. Beide Schriften sind in dem Cod. voll von Fehlern, welches der Abschreiber selbst bemerkt, der am Schlusse hinzufügt, διώρθωται οὐ πρὸς σπουδαῖον ἀντίγραφον.) *Hannonis Periplus Libyae* (ebenfalls von *S. Gelenius* edirt.) *Philo Byzantinus de septem miraculis mundi* (zum ersten Mal aus diesem Cod. edirt von *Leo Allatius.* Rom. 1640.) *Chrestomathia Strabonis* (von *Gelenius* edirt. Diese Schrift findet sich in keinem andern Codex, so wenig als die folgende *de Fluminibus*, die dem *Plutarch* beygelegt wird. Dass sie diesem Schriftsteller nicht angehöre, bemerkt schon ein Scholion am Rande des Mscpts: ψευδεπίγραφον τοῦτο· πόῤῥω γὰρ τῆς Πλουτάρχου μεγαλοφυΐας ἥτε διάνοια καὶ ἡ φράσις, εἴ μή τις ἕτερος εἴη Πλούταρχος. Der Text ist an vielen Stellen fehlerhaft.) *Parthenii Erotica. Antonini Liberalis Metamorphoses. Hesychius Illustris de Origine Constantinopolis* (zuerst von *Meursius* aus diesem Cod. edirt). *Phlegon Trallianus de rebus mirabilibus. Idem de Ludis Olympicis. Apollonii Historiae miraculosae. Antigoni Carystii historiae paradoxae.* Sieben der zuletzt genannten Schriftsteller sind zuerst von *Xylander* mit einer lateinischen Uebersetzung und einigen wenigen Anmerkungen herausgegeben worden. *Basileae* 1568. 8. — *Hippocratis Epistolae XXI.* sehr correct. *Themistoclis Epistolae XXI. Epistolae Diogenis XLIX. Bruti Epistolae.*

Nach der vorläufigen Beschreibung dieser interessanten Handschrift nehmen S. 63. die Anmerkungen über den *Antoninus Liberalis* ihren Anfang. Mit grosser Sorgfalt hat der Vf. alle, auch die kleinsten, Abweichungen angezeigt, und eine nicht unbedeutende Anzahl von Stellen theils aus dieser Quelle, theils durch treffende Conjecturen berichtigt. Wir können uns das Vergnügen nicht versagen, ihn auf seinem Wege zu begleiten. Im I. Cap. ist in den Worten ἐγέγραπτο δ' ὅρκος κατὰ τῆς Ἀρ. die Präposition in dem Cod. nicht lesbar; aber gewiss hat *Xylander* Recht gethan, κατὰ zu lesen. Bey dieser Gelegenheit verbessert Hr. *B.* im *Alciphron* III, 3. καὶ ὤμοσα κατ' ἐξωλείας ἐμαυτοῦ statt κατ' ἐμαυτοῦ, wo einige Codd. κατὰ λῷνας, andre κατεξ. . . ἐμαυτοῦ lesen. Die Richtigkeit dieser glücklichen Conjectur erhellt aus *Demosth. c. Aristocr.* I. p. 642. διομεῖται κατ' ἐξωλείας αὑτοῦ. Am Schlusse des Cap. nimmt er die Lesart κομίσαντες in Schutz, obschon κοσμήσαντες gefällig genug ist. In den folgenden Worten, wo sich in der Handschr. keine Verschiedenheit zu finden scheint, ἔφερον ὅπως κηδεύσωσιν, würde die Regel κηδεύσουσιν fordern, so wie wiederum c. XIII. p. 69. ed. Verh. und beym *Parthenius* c. IV. δεησόμενον ὅπως . . . ἀκέσεται . . καὶ . . λήθην ποιήσεται statt ἀκέσηται und ποιήσεται gelesen werden sollte. — C. IV. Κραγαλεὺς ᾤκει γῆς τῆς Δρυοπίδος παρὰ τὰ λουτρὰ τὰ Ἡρακλέους. Wir können hier des Vfs. Meinung nicht beytreten, welcher den Genitivus unmittelbar von ᾤκει abhängen lässt, und diese Construction des Zeitworts οἰκέω mit ähnlichen Beyspielen zu belegen sucht. Aber in allen diesen Fällen ist nur der Genitivus vor dem regierenden Substantiv vorausgesetzt, welches dann gewöhnlich von einer Präposition begleitet steht. So muss man hier verbinden ᾤκει παρὰ τὰ λουτρὰ τὰ Ἡρακλ. γῆς τῆς Δρυοπίδος. So *Herodot.* I, 62. καὶ πρῶτον τῆς Ἀττικῆς ἴσχουσι Μαραθῶνα. V, 83. ἱδρύσαντο τῆς σφετέρης χώρης ἐς τὴν μεσόγαιαν. VIII, 93. φεύγοντας γίνεσθαι τῆς Σαλαμινίης κατὰ τὸ ἱρὸν Ἀθηναίης. *Thucyd.* I, 114. οἱ Πελοποννήσιοι τῆς Ἀττικῆς ἐς Ἐλευσῖνα καὶ Θρίαζε ἐσβαλόντες. *Diodor. Sic.* IV, 74. Τάνταλος κατῴκει τῆς Ἀσίας περὶ νῦν ὀνομαζομένην Παφλαγονίαν. Im XI. Cap. des *Antoninus*: πανδάρεως ᾤκει τῆς γῆς τῆς Ἐφεσίας ἵνα ἐστὶ νῦν ὁ πρηών, hängt der Genitivus von ἵνα ab; fast wie beym *Herodot.* II, 172. ἵδρυσε τῆς πόλιος ὅκου ἦν ἐπιτηδεώτατον. S. *Valkenaer.* I, 134. S. 167. Nicht anders ist C. 31. ἀφίκοντο τῆς Ἰταλίας παρὰ τὴν Ἀδρίαν auszudeuten (wo Hr. *B.* den Genitivum ebenfalls mit dem Verbo ἀφικέσθαι verbindet), und die S. 140. angeführte Stelle des *Thucydides* beym *Suidas*: ἀφίκετο· ὁ δὲ στρατὸς ἀφίκετο τῆς Ἀττικῆς εἰς Οἰνόην. — In dem IV. Cap. liest übrigens der Cod. γηραιὸς ἤδη statt γεραιός, und bey ἀφ' ἧς ἡ πόλις ist das erste Wort mit einem Punkte (dem Zeichen der Missbilligung) notirt. Der Abschreiber wollte wahrscheinlich ἀφ' ἧς lesen. Gleich darauf nimmt der Vf. die Lesart καὶ αὐτὸς μέγιστα χαρίσασθαι τοῦτο τῇ πόλει gegen *Munker* in Schutz, indem er τοῦτο durch διὰ τοῦτο erklärt. Weiter hin erklärt er sich gegen *Burmann's* Conjectur, welcher S. 26. den Namen des von der Löwin zerrissnen Tyrannen auf *Aelians* und *Ovids* Autorität in Φαῦλος (statt Φάλαικος) ändern wollte, weil derselbe von verschiednen auch verschieden könne genannt worden seyn. So wahr dieses ist, so ist es doch auffallend, dass in der Erzählung des Antoninus Apollon und Artemis ihre Verdienste um Ambrakia beide an einem Tyrannen *Phalaecus* geltend machten, und dass dieses doch, wie aus der Geschichte erhellt, nicht Einer, sondern zwey waren. Sollte es nicht glaublicher seyn, dass der Abschreiber, dem der Name Φάλαικος aus den vorigen Zeilen noch vor Augen schwebte, den ähnlichen, Φαῦλος, unrichtig gelesen habe? Etwas weiter oben (S. 24.) liest die Handschr. αὐτὸς ἐν τῇ πόλει ποιῆσαι πλειστάκις ἐμφύλιον πόλεμον, welches gerade das Gegentheil von Apollo's Meinung ist; daher auch *Xylander* παῦσαι vorschlug. Wir dachten an κοιμίσαι, das eben so nah trifft und der Mischlings-Prose Antonins

tonius noch besser zuzusagen scheint. So *Aeschyl. Choëph.* 1066. μένος ἄτης κοιμισθέν. *Rhes.* 669. θηκτὰ κοιμίσαι ξίφη. Cf. *Brunk. ad Hippol.* 565. S. 363. — Cap. V. S. 32. nach den Worten ἦν εἰώθει παρὰ Τιμάνδρην ὁ Αἰγ. sind zwey Blätter ausgerissen, welche zu *Xylander's* Zeiten noch vorhanden waren. Wir bemerken, dass *Verheyk* S. 34. die Worte ηὔξατο σὺν ἑαυτῷ ..άντα ἀφανισθῆναι sehr ungereimt für den Wunsch erklärt, das Weltall mit sich aufgelöst zu sehn, und daher das tragische ἐμοῦ θανόντος γαῖα μιχθήτω πυρὶ und ähnliche Ausdrücke vergleicht. Dem unglücklichen *Aigypius* war es genug, wenn das Andenken seines Verbrechens und alles, was damit zusammenhinge, dahin schwand. — καθ' ἥντινα πρόφασιν S. 32. nimmt Hr. *B.* mit *Munker* in Schutz, indem er zeigt, dass ἥντινα für τινὰ gesetzt seyn könne. — C. VI. S. 38. ἐπείπερ ἴσος αὐτὸν ἐτίμα. Da *Antoninus* im Anfange der Erzählung sagt, das *Periphas* den *Apoll* sehr geehrt: so liest Hr. *B.* vollkommen richtig ἐπεὶ περισσῶς αὐτὸν ἐτ. Eben so verbesserte auch *Jakobs* in *Specimine Emend. in Script. veteres*, Gothae 1784. — C. IX. Der Cod. ἐβασίλευε πίερος statt ἐβασίλευσε, und ἔπαυσεν statt ἔπαυεν. C. X. p. 66. καὶ ἐκ τῶν κελεόντων ἐῤῥύη νέκταρ αὐτῷ καὶ γάλα. Hr. *B.* nimmt bey αὐτῷ Anstoss, und schlägt αὐτὸ oder αὐταῖς vor, ohne doch endlich die gemeine Lesart ganz zu verwerfen. Wir halten diese in der That für richtig; αὐτῷ ist, *ihm*, dem Bacchus, *zu Gefallen*; d. h. hier, nach seinem Befehl und Willen; oder vielleicht noch besser, *ihm zu Ehren*. Der Dichter, aus dem diess entlehnt war, hatte vielleicht:

αὐτίκα δ' οἱ νέκταρ τε ῥέεν γάλα τ' ἐκκελεόντων.

Weiter hin liest das Mspt. καὶ αὐτῶν ἡ μὲν ἐγ., ohne das müssige μὲν nach αὐτῶν. — C. XI. p. 72. ἄχρι μὲν οὖν θεοὺς ἐτίμων εὐδαίμονες ἦσαν· ἐπεὶ δὲ λόγον ἀχρεῖον ἀπέῤῥιψαν, ὅτι πλέον ἀλλήλους Ἥρας καὶ Διὸς φιλοῦσι καὶ Ἥρα... Der Vf. bemerkt ganz recht nach *Wakefield*, dass καὶ hier durch *tum* erklärt werden könnte. Denn *Munker* hat ganz Unrecht, wenn er es für müssig hält, und also die Worte καὶ Ἥρα μεμψαμένη τὸν λόγον für den Nachsatz von ἐπεὶ δὲ λόγον .. hält. Ἐπεὶ steht hier für ἔπειτα, und bedarf keiner Apodosis. Durch dieselbe Bemerkung erklärt sich C. XXVIII. S. 186. eine von *Verheyk* durchaus missverstandene Stelle: ἐπεὶ δὲ Τυφῶνα Ζεὺς βάλλει κεραυνῷ. καιόμενος δὲ ὁ Τυφῶν, . . . *Tum Jupiter Typhonem percussit fulmine; Typhon autem* . . . C. XI. ὅπως ἂν τάχιον . . Hr. *B.* billigt *Munkers* Conjectur ὅτῳ ἂν, doch so, dass man auch ὅπως beybehalte, wovon γένηται abhängt. Gleich darauf fehlt in allen Ausgaben nach den Worten τῇ νίκῃ τῆς Ἀηδόνος eine ganze Zeile, ἀφίκετο πρὸς τὸν Πανδάρεων, καὶ ὑπὸ τῆς Ἀηδόνος πρ., welche *Xylander* beym Abschreiben des Textes übersehn hatte. — In dem Worte ἀναπαγάγῃ sind die beiden ersten Buchstaben durch darüber gesetzte Punkte getilgt, und Hr. *B.* zeigt, dass die griechische Sprache keine Zusammensetzungen von ἀνὰ und ἀπὸ anerkenne. Gelegentlich wird hier von εἰ mit dem Conjunctivo gehandelt. Hr. *B.* ist der Meinung, dass die Regel des *Thomas Magister*, εἰ nehme nur den Conjunctiv des Aoristi 2di (τῶν αὐθυποτάκτων, so muss man lesen, nicht ἀνθυποτάκτων) zu sich, ausserdem aber den Optativ, ihre vollkommene Richtigkeit habe; und seine Anführungen geben dieser Behauptung allerdings eine grosse Wahrscheinlichkeit. Die Erklärung des grammatischen Ausdrucks führt auf andre, z. B. ἀπολελυμένος und ἀπολελυμένως, womit die Grammatiker den Positivum bezeichnen. — S. 76. ἀπείργεν ἐκ τοῦ πολυτέχνου τὰς ἐσέβησεν μυίας. Das vorletzte Wort ist durch ein sonderbares Versehn in den Text gekommen; das Mscpt. hat es nicht. Gleich darauf liest dieses ἐπεὶ δὲ αὐτὴ κατεφράσθησαν, welches Hr. *B.* ganz richtig in αὐτὴν κατεφράσθησαν verwandelt. — C. XII. S. 90. τῷ δὲ κύκνῳ παρέστη δεινόν erklärt der Vf. *il eût une pensée affreuse, une pensée cruelle s'empara de lui.* Auf ähnliche Weise sagt *Herodot.* VI, 138. καί σφισι βουλευομένοισι δεινόν τε εἰσέδυνε, *crudele illis consilium in mentem venit.* — C. XIV. Statt περιεῖδεν liest der Cod. περιίδεν, eine Form, deren sich *A.* auch an andern Stellen bedient. — C. XV. ὅτι ταῖς αὐταῖς χώραις κόραις ὀφθαλμὸς ἐνῆν μέλας. χώραις findet sich nicht in dem Manuscr. — C. XVII. προηγόρευσε Cod. statt προηγόρευε. — In der Geschichte des Tiresias bemerkt der Vf. bey den Worten S. 116.: ἐκ δὲ γυναικὸς αὖτις ἀνὴρ ἐγένετο, διὰ τὸ δράκοντα πολλάκις, der Fehler sey von der Art, dass er ohne Hülfe der Handschriften nicht mit Wahrscheinlichkeit geheilt werden könne. Ziemlich nah käme man indess doch den Buchstaben der verdorbnen Lesart, wenn man διὰ τὸ δράκοντα ποδὶ λακτίσαι läse. Gelegentlich verbessert hier Hr. *Bast* S. 106. eine Stelle in dem Briefe des *Chilon* III. p. 13. ed. Cober. ταῦτα μὲν οὖν οὐ τοῦ ἱκανοῦ μόνον, ἀλλὰ καὶ τοῦ πάνυ πέρα. Einige Codd. lesen τοῦ πάνυ πολλοῦ πέρα. Hr. *B.* verbessert ἀλλὰ καὶ τοῦ ἱκανοῦ πέρα, welches wir für unbezweifelt halten; doch so, dass auch πολλοῦ aufgenommen werde: ἀλλὰ καὶ τοῦ ἱκανοῦ πολλοῦ πέρα. πολλοῦ steht hier für πάνυ, wie *Aristoph. Nub.* 912. θρασὺς εἶ πολλοῦ. V. *Fischer ad Weller.* III, 1. S. 224. — C. XX. παύσαιτο Cod. wie *Verheyk*, statt παύσατο. Der Vf. schaltet hier S. 109. ein Fragment aus dem lesenswürdigen Scholiasten des *Dionysius Thrax* ein, von welchem *Villoison* in den *Anecdotis* T. II. einiges bekannt gemacht. Einen Theil des hier edirten Bruchstücks hatte schon *Sainte Croix* im *Examen critique des anciens historiens d'Alexandre le Grand* S. 864. edit. 2de ans Licht gestellt. Es enthält unter andern einige noch unbekannte Verse des Komiker *Theophilos*, welche die Handschrift so liest:

καὶ τί φημὶ καὶ τι δρᾶν βούλομαι
προδοὺς ἀπιέναι τὸν ἀγαπητὸν δεσπότην,
τὸν τροφέα, τὸν σωτῆρα, δι' ὃν εἶδον νόμους
ἕλληνας ἔμαθον γράμματ' ὑφ' ὧν ἐμυήθην θεοῖς.

Im 1. Vers liest Hr. *B.* καὶ δρᾶν β. Im letzten ἕλληνας. ἐμ. γρ. ἐμυήθην θεοῖς. Vielleicht muss man lesen:

καί τοι τί φημι; ἢ διαδρᾶναι βούλομαι;
προδοὺς τ' ἀπιέναι τὸν ἀγαπητὸν δεσπότην;
τὸν τροφέα, τὸν σωτῆρα, δι' ὃν εἶδον νόμους
ἕλληνας, ἔμαθον γράμματ', ἐμυήθην θεοῖς;

C. XXI.

C. XXI. S. 138. εἰ τῷ ξένων Cod. statt εἰ τῷ ξ., wie schon *Munker* verbessert; und εἰς τὰ οἰκεῖα st. οἰκία. und S. 140. ηὔξατο θεοῖς st. ηὔξετο. — C. XXII. Σπερχειοῦ Cod. st. Σπερχίου, und τὰ γένεια κινεῖ st. κινεῖν. — C. XXIII. Ἀπόλλωνα ἰδόντα st. Ἀπόλλων αἰδόντα. — ἐκ τῶν οἰκείων st. οἰκίων. — ἐν τῷ Πρηῶνι st. Πριῶνι. — C. XXIV. ἐποιήσατο γέλωτα st. ἐποίησε, und ἐκέλευε st. ἐκέλευσε. — C. XXV. Hr. *B.* zeigt hier S. 119. gelegentlich, in einer gelehrten Abschweifung, dass das attische Tribunal Μητιχεῖον auch Κάλλιον genannt wurde. — δύο τοὺς Ἐριουνίους θεούς. Cod. Die Ausgaben entbehren das letzte Wort. — εἰ δύο δυσὶν ἔχουσαι Cod. st. ἐκοῦσαι, und S. 168. παρὰ τὸν ἱστὸν ἔχουσαι, τὸν ὑπὲρ αὐτῶν (sic) θάνατον ἐδέξαντο st. παρὰ τ. ἱστὸν, ἑκοῦσαι τὸν . . . Die Lesart der Handschrift ist ohne Zweifel die richtige. — C. XXVII. προεσήμαινον Cod., wie *Valkenaer* verbessert statt προεσεσήμαινον. — οἱ μὲν ἀριστεῖς st. οἱ ἀριστεῖς. — Ὀρ[σι]ειλοχίαν st. Ὀρειλοχίαν. Der Vf. zeigt, dass man Ὀρσιλοχίαν lesen müsse. — C. XXXI. Die Erwähnung von Βρεντήσιον führt den Vf. auf eine Stelle des *Alciphron.* III. Ep. 66. λέγω δὲ τὸν ἀδόλεσχον, καὶ λάλον, τὸν Ἀβροτησίου προτιθέμενον ἔσοπτρα. Niemand hat hier die Spiegel des *Abrotesius* zu erklären gewusst. Eine Pariser Handschrift liest ἐκβροτησίου, woraus Hr. *B.* sehr glücklich τὸν ἐκ Βρεντησίου πρ. ἔσοπτρα macht. Die Spiegel von *Brindisi* wurden in dem Alterthum vorzüglich geschätzt. Bey dieser Gelegenheit mustert der Vf. den Apparat der Barbierstuben, und indem er die kleinen Messer (μαχαιρίδια) erwähnt, erinnert er sich einer Stelle beym *Lucian.* I. S. 612., wo sich in dem Ranzen eines entarteten Cynikers ein Spiegel und ein μαχαιρίδιον θυτικὸν findet. Hr. *B.* ist nicht abgeneigt, eine Verbesserung von *Bellin de Ballu* zu billigen, welcher μ. θρυπτικὸν liest. Schwerlich dürfte *Lucian* einen so unbestimmten Ausdruck gebraucht haben. Wir lesen μαχαιρίδιον ὀνυχιστικὸν oder ὀνυχικόν, Messer, mit denen man die Nägel beschnitt, hiessen ὀνυχιστήρια. *Pollux.* X, 140. *Phanias* Ep. VI. nennt sie, unter den Geräthschaften eines Barbierers, συλόνυχας ὄνυχας. Nun muss man sich erinnern, dass es einem echten Cyniker eben so wenig anstand, sich zu salben und zu rasiren, als sich die Nägel zu beschneiden; denn in allen Stücken musste die Natur ihr Recht behaupten. — In der Geschichte des Wettstreites der tanzenden Nymphen S. 108.: ταῖς δὲ νύμφαις πᾶν ὅσον ἢ πλεῖστον ἐπέδωκεν εἰς κάλλος, schlägt Hr. *B.* vor πᾶν, ὅσον ἦν, πλ., oder bloss πᾶν ὅσον, πλεῖστον. Wir fürchten, dass die Wunde etwas tiefer liegt, und dass in ἢ πλεῖστον ein poetischer, dem Dichter entlehnter Ausdruck enthalten sey, nämlich ἔπλισσον oder ἐπλίσσοντο, i. e. πάντα τῶν Νυμφῶν βήματα καὶ κινήματα. Ein Dichter konnte sagen:

πᾶν ὅσον ἐπλίσσοντο ποσὶν εἰς κάλλος ἔδωκε.

C. XXXIII. S. 218. Die verdorbne Stelle im Anfang liest Hr. *B.* mit Wahrscheinlichkeit so: ἐξελάσας αὐτοῦ τοὺς παῖδας (st. αὐτοὺς τῆς πατρίδος), αὐτὸς ἐβασίλευεν, und weiter hin S. 220.: οἱ ἄλλοι Ἡρακλεῖδαι . . . κατοικίζονται πάλιν ἐν Θήβαις statt πόλιν. Mit ihm stimmt *Clavier ad Apollodor.* T. II. p. 335. überein. In den vorhergehenden Worten aber glauben wir lesen zu müssen: οἱ ἄλλοι Ἡρακλεῖδαι καὶ οἱ σὺν αὐτοῖς . . C. XXXIV. αὐτὴν προῆγεν Cod. st. προσῆγεν. — In den Worten καὶ ὁ μὲν κατέκρυψε bezeichnet die Handschr. καὶ mit einem Punkt. Hr. *B.* glaubt, dass es ausgestrichen, oder wenigstens nicht übersetzt werden dürfte. Sollte nicht die ganze Stelle so gelesen werden müssen: καὶ πλείονα χρόνον ἐλελήθει πρασσόμενον ἄχρι καὶ ἄθεσμον ἔργον, ἕως ἐκύησε μὲν ἡ Σμύρνα, Θείαντα δὲ πόθος ἔλαβεν ἐκμαθεῖν, ἥτις ἦν ἡ κύουσα. καὶ ὁ μὲν . . , wodurch alles zusammenhängend und in Uebereinstimmung gebracht wird. — S. 230. προενεχθέντος st. προσενεχθ. — καὶ ἐκάλεσεν Cod. st. ἐκάλει. Bey Gelegenheit der Fabel vom Adonis handelt Hr. *B.* von den Adonis-Gärten, und verbessert beym *Alciphron.* I. Ep. 39. ὅπως δ' ἥξεις φέρουσα κήπιον καὶ κοράλλιον, indem er das letzte Wort von einer Puppe versteht, die den Adonis vorstellte. Hierdurch bekömmt diese dunkle Stelle ihr volles Licht. — C. XXXV. συναντόμενοι Cod. st. συναντώμενοι. — C. XXXVII. nach den Worten ἐπεὶ δὲ παραγενόμενον sind wiederum zwey Blätter von einer frevelnden Hand ausgerissen. Der Text fängt erst wieder C. XXXIX. bey den Worten πλεῖστα δῶρα πέμψας an. — C. XXXIX. πείθει τροφὸν ἑαυτοῦ. Hr. *B.* verbessert τροφὸν αὐτῆς. Bey den Worten aber, εἴ πως αὐτῷ δύναιτο κρύφα μιχθῆναι — nimmt er die gemeine Lesart gegen *Piersons* αὐτῇ in Schutz, indem er zeigt, dass μιχθῆναι von beiden Geschlechtern gebraucht wird. — C. XLI. S. 276. Die Worte εἰ γένοιντο παῖδες· ὁ γὰρ Μίνως οὐρεσχεν stehen in der Handschrift am Rand, ohne ein Zeichen, das ihre Stelle bestimmt nachwiese. Hr. *Bast* ordnet sie, wie *Tollius*, ἐδίδασκε τὸν τρόπον αὐτῷ, εἰ γένοιντο παῖδες· ὁ γὰρ Μίνως οὐρεσχεν ὄφεις κ. τ. λ. Sollte nicht aber εἰ aus ἢ (*qua via, quemadmodum*) entstanden, und zwischen den Worten ὑπισχνεῖτο καὶ ἐδίδασκεν das Wort τέχνα ausgefallen seyn? Doch kann dieser Begriff allenfalls auch aus dem folgenden παῖδες ergänzt werden.

(*Der Beschluss folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 2. December 1806.

GRIECHISCHE LITERATUR.

PARIS: *Lettre critique* de *F. J. Baſt* etc.

(*Beſchluſs der in Num. 281. abgebrochenen Recenſion.*)

Die Anmerkungen zum *Parthenius* folgen von S. 168. an. Wir wollen hier vor allen Dingen die Lesarten der Handſchrift auszeichnen, und dann noch einige Bemerkungen folgen laſſen. *Praef.* μετέρχῃ ſtatt μετέρχων. — C. I. ἢ ἂν ſt. κἂν. — οἱ ἐδεδράκει, woraus Hr. *B.* οἷα macht. — C. II. ἀλινδουμένη ſt. καλινδουμένη. — καὶ πείθει τὸν π. ſt. ποιεῖ. — C. III. συμβόλαιά τινα ſt. συμβόλια. — αὐτὸς αὐτοῦ ſt. αὐτοῦ. — C. IV. ἐκ του θεῶν κατεχ. ſt. ἐκ τοῦ κατεχ. — C. V. Φαμένης τελέσειν ſt. ἐκπλήσειν. — πρόσεισι ſt. πρόσεστι, und ὑπακούσαντος. — ἀνακραγούσης ſt. ἀνακραυγ. — C. VI. χωρήσοντος ſt. χωρήσαντος. — ἐπὶ τὸν Κλεῖτον καὶ οἱ τροχοὶ ſt. ἐπὶ Κλ. καὶ τροχοί. — C. VIII. ἐκέλευεν ſt. κελεύειν. — C. IX. in der Aufſchrift ἐν τῷ Δ τῶν ſt. ἐν τῷ Α. — C. IX. κατὰ τὴν ἀνεῳγμ. πολίδα ſt. κατὰ ἀν. π. — und κατέκαινον ſt. κατέκτεινον. — C. XI. οἶτον ἔχ. ſt. οἶκτον, und ἀπαπρὸ πυλῶν, wie *Ruhnkenius* las. — C. XII. καὶ ἄλλα πολλὰ μειλίγμ. ſt. καὶ ἄλλα μειλ. — und παραπλὴξ ἴεται ſt. ἴσταται. — C. XVI. διοιχομένη, wie *Heyne* lieſt, ſt. διοιχομένην. — C. XVII. ἐπιεικῆ τε καὶ πρ. ſt. ἐπ. καὶ πρ. und τὴν νόσον, wo der Artikel in den Ausg. fehlt. — C. XVII. εἰς δὲ τούτου οὐκ ſt. τοῦτο, wodurch *Koen's* Verbeſſerung ἐκ τούτου beſtätigt wird. — C. XIX. πολλάς τε ἄλλας γυν. ſt. πολλάς τε γυν. — C. XX. τὸν θάλαμον ἔνθα . . mit *Heyne*, ſt. θάλαμον καὶ ἔνθα. — C. XXI. Λεπετύμνου ſt. Λεπετίμνου. — ἔτλη ſt. ἔθλη. — ἑλκομένων ſt. ἑλκομενῶν. — C. XXIII. ἐπιτεταμένου mit *Heyne*, ſt. ἐπιτεταγμένου, und καὶ ἄλλως δὲ οὐκ ἀρεσκ. ſt. ἄλλως οὐκ. — C. XXXII. λανθάνοντες ſt. λανθάνοντε. In demſelben Cap. ſchützt die Handſchr. die Leſearten κατειλήθησαν und ἀπολισθάνει, deren Richtigkeit der Vf. erweiſt.

Auſser dieſen Anführungen, die dem Vf. häufige Gelegenheit zu gelehrten philologiſchen Erörterungen geben, enthält auch dieſer Abſchnitt mehrere eigenthümliche Verbeſſerungen ſowohl des *Parthenius*, als andrer Schriftſteller. C. VI. iſt die gewöhnliche Lesart: τὸν δὲ Σίθων πρῶτον μὲν κελεύειν τοὺς ἀφικνουμένους μνηστῆρας πρὸς μάχην ἰέναι τὴν κόρην ἔχοντα. Hr. *Heyne* lieſt πρὸς αὐτὸν εἰς μάχην ἰέναι, *cum patre pugnare puellam tenentem.* Unſer Vf. aber πρὸς μάχην ἰέναι τὴν oder τῷ τὴν κόρην ἔχοντι, ohne doch die Richtigkeit der Vermuthung, oder auch nur überhaupt des gegebenen Sinnes zu behaupten. Wir glauben, daſs *Parthenius*, welcher oft durch übermäſsige Kürze fehlt, habe ſagen wollen, es ſey Sithons Abſicht geweſen, ſeine Tochter immer zu behalten, welches er, im Vertrauen auf ſeine Kraft, bey dem Vorſchlage eines Zweykampfs mit den Freyern zu erhalten hoffte. Dieſer Sinn wird etwas deutlicher hervortreten, wenn man lieſt: πρὸς μάχην ἰέναι, ἀεὶ τὴν κ. ἔχοντα, wobey ſich von ſelbſt verſteht, daſs die Worte εἰ δὲ ἥττον φανείη τεθνάναι auf den Sithon zurückführen. Daſs jener Sinn aber der richtige ſey, erhellt aus der Fortſetzung der Geſchichte: μετὰ δὲ, ὡς αὐτόν τε ἡ πλείων ἰσχὺς ἐπελελοίπει, ἔγνωστο δὲ αὐτῷ τὴν κόρην ἁρμόσασθαι. — Im IX. Cap. S. 26. muſs in den Worten οἱ δὲ καὶ τεῖχος ὑπερελθόντες der Artikel hinzugeſetzt werden τὸ τεῖχος, wie in der vorhergehenden Zeile der Cod. τὴν πυλίδα lieſt. Gelegentlich erläutert hier der Vf. S. 186. Not. 64. die oft verſchriebenen oder unrichtig verſtandenen Partikeln οὕτω δὲ καί. — Bey dem XIII. Cap. S. 190. führt er eine Stelle *Aelians* an, *H. A.* XVI, 15.: καὶ μυρμήκων μὲν Ἰνδῶν πέρι ἴσμαι πάλαι, ἐμοὶ δὲ νῦν ἐς τοσοῦτον λελέχθω. Eine vaticaniſche Handſchrift lieſt Ἰοβαπάλαι. Sollte man aber nicht, dieſe Spur verfolgend, leſen müſſen: Ἰόβᾳ πολλὰ (λέλεκται ſcil.), ἐμοὶ δὲ . ., wodurch die Gegenſätze genauer und richtiger werden, auch zugleich noch mehr erhellt, wie ἰοβαι (das β gleicht in alten Handſchriften dem μ) in ἴσμαι habe übergehen können. — Im XVI. Cap. S. 44. hätten wir des Vfs. Meinung über folgende Stelle zu hören gewünſcht: πάσῃ μηχανῇ ἐπεὶ τὸν Ἀκάμαντα εἰς Δάρδανον ἀφικέσθαι πείθει. *Legrand* tilgt das, in dieſer Wortverbindung freylich müſsige, ἐπεί, welches auch die Heyne'ſche Ausgabe nicht lieſt. Aber wie ſoll es entſtanden ſeyn? Wir zweifeln unſrer Seits nicht, daſs es der Reſt eines verſtümmelten Participii ſey, etwa πάσῃ μηχανῇ ἐπείγων τὸν Ἀκ., wo die Urſache des Verſehens in die Augen fällt. Auf ähnliche Weiſe redet *Parthen.* C. XXXII. S. 68.: ταύτην ὑπελθὼν πάσῃ μηχανῇ πείθει αὐτῷ συμμιγῆναι. — C. XXV. S. 201. eine gelehrte Abſchweifung über die Namen auf ὕλλος und ὑλος.

Zuletzt folgen von S. 209. an einige Bemerkungen über den *Ariſtaenetus*, zu denen eine Ausgabe dieſes Schriftſtellers von einem Griechen *Polyzois Kontou*, Viennae 1803. 8., Veranlaſſung giebt, und welche eben ſo ſehr den Beruf unſers Vfs., ſein ſchon vor mehrern Jahren mit Ruhm angekündigtes Werk zu vollenden, als die Ungeſchicklichkeit des griechiſchen Herausg. beurkunden. Wir haben vormals von dieſem *Polyzois* ein Heldengedicht in altgriechiſcher Sprache in den Händen gehabt, das in jeder Schule des alten *Hellas* ein *unauslöſchliches Gelächter* erzeugt haben würde, und ſich nicht ſehr über die Elegie erhob,

hob, welche die philosophische Tischgesellschaft beym *Lucian* (T. IX. S. 78 f. ed. Bip.) in so gute Laune setzt. Am Schlusse dieser Bemerkungen (S. 228.) theilt der Vf. einen Brief von *Aristaenetus* mit, der, bisher ungedruckt, zuerst in *Polyzois* Ausgabe, aber mit vielen Abweichungen von der Handschrift, erschienen ist.

Wir haben bey der Anzeige dieser gelehrten und reichhaltigen Schrift eine Menge von Anführungen aus unedirten Schriftstellern, und eine grosse Anzahl von Verbesserungen übergangen, die zum Theil aus den trefflichen Handschriften der Pariser Bibliothek geschöpft sind. Auf allen Seiten zeigen sich ungewöhnlicher Fleiss, Uebung und treffliche Einsichten, die, wenn sich der Vf. einst der Kritik ausschliessend wird widmen können — und die Stelle, zu welcher er designirt ist, giebt die Aussicht dazu — die schönsten Früchte hoffen läst. Der Plan einer Ausgabe des *Aristaenetus* ist nicht aufgegeben; auch die Bekanntmachung mehrerer noch unedirten Lexicographen läst er uns hoffen (S. 242. Not.), und eine neue Bearbeitung *Lucians*. Manchem wird es vielleicht angenehm seyn, zu erfahren, dass Hr. *B.* reichhaltige Sammlungen zum *Xenophon Ephesius* besitzt (S. 135. Not. 49.), die er einem künftigen Herausg. zu überlassen geneigt ist.

NEUERE SPRACHKUNDE.

ERLANGEN, b. Palm: *Theoretisch-praktisches Handbuch zur leichtesten Erlernung der englischen Sprache*, von *Heinrich Joachim Jäck*, Custos der Kurfürstlichen Bibliothek und Lehrer der englischen Sprache am Lyceum zu Bamberg. *Erster* Theil. 1804. 270 S. nebst Vorrede und Inhaltsanzeige. — *Zweyter* Theil. 1804. 142 S. 8. nebst Vorr. u. Inh.

Der *zweyte* Theil auch unter dem besondern Titel:

Ausführlicher Unterricht über die Wortfügung und Tonmessung der englischen Sprache u. s. w.

Sonst pflegt es Regel zu seyn, aus zehn Büchern das eilfte zusammen zu schmieden; der Vf. des vorliegenden Werkes aber hat es sich noch leichter gemacht, und dasselbe vielleicht nicht einmal aus fünfen zusammengestoppelt. Die vorzüglichsten Federn hat er *Murray'n* ausgerupft, und nur, aber freylich manchmal sehr zerknickt, in einer andern Ordnung an einander gereihet. Am sichtbarsten ist diess im *zweyten* Theile: denn da im *ersten* Theile meistens von der Aussprache gehandelt wird, für welche die Vorschriften *Murray's*, da er für Engländer schrieb, nur dürftig sind: so musste sich freylich der Vf. an andere halten, welches auch nicht zu tadeln gewesen wäre, wenn er nur geleistet hätte, was er nach seinen Vorgängern hätte leisten können. Dass er ausserdem aber fast nichts als eine wörtliche Uebersetzung von *Murray's* Englischer Sprachlehre geliefert habe, bestätigt jede Seite; hier mag eine, auf den ersten Blick und ohne alles Suchen sich darbietende, Stelle als Beweis hinreichen. Th. I. S. 146. heisst es: „Zur Unterstützung unserer Behauptung, dass die Engländer nur zwey Beugfälle der Nennwörter annehmen, berufen wir uns auf das Ansehen eines *Lowth*, *Johnson*, *Ruddiman*, *Priestley* u. a. m.; Namen, die zur Beurtheilung und Entscheidung der Sache anerkannt genug sind. Bedeutet Beugfall in der Sprachlehre nur die am Ausgange oder an ihm selbst vorgenommene Veränderung eines Nennwortes oder Fürwortes, wie die ansehnlichsten Sprachlehrer behaupten, mit welchem Grunde und mit welcher Richtigkeit können wir durch den blossen Namen, *Casus*, so mannichfaltige Veränderungen und Beziehungen unterscheiden, welche nur durch den Beysatz der Artikel und Präpositionen angezeigt werden? — Allein obgleich wir in dem Satze: *a man controls his passions* — nicht eigentlich sagen können, dass das Nennwort *passions* im Objectiv-Casu ist, und von dem thätigen Zeitworte, *control*, regiert wird: so können wir doch mit Grunde behaupten, dass das Nennwort *passions* der Gegenstand des thätigen Zeitwortes ist, und diess kann allen den Endzwecken der Analyse entsprechen, und die Verbindung und wechselseitige Abhängigkeit der Wörter unter solchen Umständen zeigen." — Nichts weiter nun ist dieses, als eine wörtliche Uebersetzung aus *Murray's* Sprachlehre, wo in dem Abschnitte vom Casus gesagt wird: „*In support of the position, that there are in English but two cases of nouns, we cite the authority of* Ruddiman, Lowth, Johnson, Priestley, *etc.; names which are sufficient to decide the point. If case in Grammar means only the variation of a noun or pronoun, by termination or within itself, (for which there are the highest authorities,) with what propriety can we distinguish the relations signified by the addition of articles and prepositions, by the name of cases? — But though in the sentence, a* wise man controls his passions, *we cannot properly say, that the noun* passions *is in the objective case, and governed by the active verb* control, *yet we may with propriety assert, that the noun* passions *is the object of that active verb; and this may answer all the ends of parsing, and of showing the connexion and dependence of words under such circumstances.*"

Und so findet man durchaus *Murray'n* wieder. — Jetzt nur noch einen Blick auf die Regeln für die Aussprache, wo der Herausg. andere Hülfsmittel benutzen musste, es aber nicht so that, wie man es hätte erwarten sollen. Ueberall finden sich Unrichtigkeiten. Der lange Laut des *a* ist nicht *äh*, sondern *eh*, oder der des *ee* in *See*; nur vor einem *r* mit dem stummen *e* wird es wie *äh* ausgesprochen, wie in *care*. Vor einem blossen *r* lautet es beynahe völlig wie das deutsche *a*. In den Endungen *age* hat es nicht den Laut *i*, sondern *e*, wenn gleich *Walker* selbst, durch den Zischlaut in der Aussprache des *ge* getäuscht, jenes behauptet. Auch *ai* lautet wie *eh*; wie *äh* wird es nur ausgesprochen, wenn es, wie in *pair*, vor einem *r* steht. Man schreibt nicht *fourty* (S. 63.), sondern *forty*. In *couch* (S. 64.) lautet das *ou* nicht wie *u*, sondern wie *au*. Das betonte *oi* darf nicht wie *ei*, sondern nur mit einem Laute, der dem deut-

deutschen *eu* gleichkömmt, ausgesprochen werden, s. *Nares*, S. 73. Die Lehre vom Accent, die doch so wichtig ist, fehlt ganz.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Ulm, b. Wohler: *Jahrsschrift für Theologie und Kirchenrecht der Katholiken.* Herausgegeben von einigen kathol. Theologen. *Ersten* Bandes *erstes* Stück. 1806. 170 S. gr. 8. (1 fl.)

Je mehr gegenwärtig in dem kathol. Deutschland auf der einen Seite ein philosophischer Mysticism, und auf der andern ein ungünstiger Einfluss einer lichtscheuen Politik die freye und unbefangene Prüfung des kirchlichen Systems zu unterdrücken, und selbst die schon gemachten Fortschritte einer reinern und aufgeklärten Erkenntniss immer mehr zu hemmen drohen, um so erfreulicher muss jeder Versuch seyn, der uns noch Freunde derselben entdeckt, welche jenen leidigen Wirkungen mit edler Freymüthigkeit und Zuversicht entgegen zu streben suchen. Je deutlicher sich nun die Herausg. dieser Jahrsschrift als solche ankündigen, um so mehr hält sich Rec. verpflichtet, auf die Erscheinung derselben sogleich bey diesem *ersten* Stücke aufmerksam zu machen, da sie schon in diesem die angegebne Tendenz so schön erreicht. Nach dem von den Herausgg. angegebnen Plan schliessen sich ihre Aufsätze an die im J. 1793. in eben diesem Verlage von dem bald darauf verstorbenen Canonicus *Danzer* herausgegebenen *Beyträge zur Reformation der christl. Theologie überhaupt und der kathol. Dogmatik insbesondere* an, können aber auch als eine Fortsetzung des in Hadamar erschienenen, aber durch die ungünstigen Zeitumstände bald unterbrochenen *Journals für kathol. Theologie* angesehen werden, indem derselbe Geist einer liberalen Untersuchung sich auch hier wieder findet, und wohl nicht mit Unrecht auch auf dieselben Vff. schliessen lässt. Auch wird ihre Jahrsschrift vorzüglich für praktische Theologen jeder Kirche gleich interessante Belehrungen und Nachrichten enthalten, und neben *Schudroffs* und andern ähnlichen Zeitschriften in deren Büchersammlungen und Lesezirkeln aufgenommen zu werden verdienen. Ohne daher der Selbstprüfung und eignen Ansicht der Leser vorzugreifen, führt Rec. nur einiges aus dem vorliegenden Stücke als Beleg seines Urtheils an. Die *erste* Abhandlung untersucht *das Ansehen der Vulgata bey den Katholiken*, welche „selbst *Galura*, der sich doch als einen Reformator der Theologie darstellen will, engherzig genug, für eine Glaubensregel ansieht, der auch nur darum auf das Erlernen der morgenländischen Sprachen zu dringen versichert, um ihr Ansehen gegen die Einwürfe retten zu können, welche die Feinde aus den Ursprachen hernehmen." Nachdem der Grund dieses Ansehens in den Aussprüchen der Kirchenversammlung zu Trient nachgewiesen worden, heisst es S. 13. eben so freymüthig, als nachdrücklich: Kann man, wenn man so schulgerechte Theologen so thöricht sprechen hört, den Protestanten es übel nehmen, dass sie mit dem Kirchenrathe zu Trient nichts zu schaffen haben mochten? Nach genauer histor. Erforschung der Entstehung der Vulgata überhaupt, und ihres Ansehens insbesondre, wird nun gründlich dargethan, dass ihr selbst die Erfordernisse einer echten Traditionslehre abgehen, indem sie weder *semper*, noch *ubique*, noch *ab omnibus* angenommen worden sey. Nr. II. giebt über den Krankendienst des Landgeistlichen und die damit verbundnen Schwierigkeiten treffende Bemerkungen. Nr. III. liefert die neuern Ehegesetze Frankreichs, wodurch verschiedne frühere päpstliche Bullen, besonders Pius VI., nach dem Concordate der Vergessenheit übergeben wurden, und also auch der gegen den ehemaligen Hofprediger *Werkmeister* aufs neue wieder erregte Streit, gegen den die juridischen Facultäten in Würzburg und Heidelberg, Hr. *Jäger*, ein Weltpriester in Würzburg, und selbst die Oberdeutsche Lit. Zeitung, erst noch auf eine nicht humane Weise zu behaupten suchten, dass es einem Katholiken nicht erlaubt sey, eine rechtlich geschiedne Protestantin zu heirathen, ohne Widerspruch entschieden ist. Dann folgen kürzere Aufsätze: 1) Ueber das Sittenverderbniss des Volks. 2) Rom, ehemals und jetzt noch die Festhalterin religiöser Missbräuche. 3) Ueber den vorgeblichen Unglauben des Landvolks. 4) Waren die ersten Christen lauter Heilige? 5) Ueber die Beweggründe zur Tugend. Ein Wort für Prediger. 6) Drey Fragen über den kathol. Katechismus. Ueber die Urtheile der Vff. in den Bücheranzeigen wieder zu urtheilen, würde zu weit führen; doch ist es uns vorgekommen, dass, im Durchschnitt genommen, eher zu viel gelobt, als getadelt werde.

München, in Comm. b. Scherer: *Baierische Volkstrachten*, herausg. von *J. L. C. Rheinwald.* 1804. 6 Blätter Text und 6 Blätter Kupfer, nebst 3 Blättern Titel, Dedication und Vorrede. fol. (2 fl. 45 Kr.)

Unter diesem Titel will Hr. *R.*, nach der auf dem Umschlage zu diesem Hefte abgedruckten Ankündigung, in *sechs* bis *acht* Heften diejenigen Volkstrachten herausgeben, die sich in den zum bayerischen Kreise gehörigen Kurländern vorzüglich auszeichnen. In dem vor uns liegenden *ersten* Hefte sind der Schlierser Bauer und die Schlierser Mädchen, der Bauer und die Bäuerin an der Mangfall, der Audorfer Bauer und die Audorferinnen abgebildet und beschrieben. Die Zeichnung und den Stich besorgte der Hofmaler *Neureuther*, die Illumination der Miniaturmaler *Rummel*, den Stich der Schrift (denn Titel und Dedication sind gestochen) der Negociant *Schindler.* Die Beschreibung hat man dem Landesdirectionsrath *Obernberg* zu danken. Kein Kenner, und kein Liebhaber des Guten und Schönen, wird diese Schrift unbefriedigt weglegen. Wer die Bildnisse einmal gesehen hat, wird sie wieder zur Hand nehmen, und an ihnen öfter die liebenswürdige Einfalt und ungeschminkte Redlichkeit, die Kühnheit und Entschlossenheit, den Frohsinn

finn und die Heiterkeit, die in den Mienen und in der ganzen Haltung dieser Gebirgsvölker fich ausfprechen, mit Rührung betrachten. Sie find trefflich, und ganz nach der Natur gezeichnet, geftochen, und illuminirt. Die einem jeden Blatte beygefügte Befchreibung fchildert in kurzen treffenden Zügen, und in einer blühenden Schreibart, nicht nur die Lebensart, Gebräuche und Sitten des abgebildeten Volks, fondern auch die Befchaffenheit und die Producte der Gegend, die fie bewohnen. Recht fehr zu wünfchen ift, dafs diefe fchönen Blätter hinlängliche Unterftützung finden, und die übrigen Hefte bald nachfolgen mögen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Alte Litteratur. *Upfala: Notitia Codicum Manufcriptorum Graecorum Bibliothecae Academiae Upfalienfis.* Auctore *Petro Fabiano Aurivillio*, Bibliothecario Acad. et litterar. human. Prof. Reg. et Soc. Reg. Scient. Upfal. Secretario. Pars I. 1806. 14 S. 4.

Ebendaf.: Notitia Codicum Manufcriptorum Latinorum Biblioth. Acad. Upfalienfis. Auctore *P. Fab. Aurivillio.* Pars I. 1806. 8 S. 4.

In diefen zwey kleinen Schriften, bey Gelegenheit von Doctorpromotionen gefchrieben, beginnt Hr. *Aurivillius* eine Arbeit, die von den Gelehrten aller Nationen mit der gröfsten Dankbarkeit aufgenommen werden mufs. Wie fchwierig ift es, aus entfernten Gegenden Nachricht über die Exiftenz von Handfchriften zu erhalten; wie oft find Nachfragen vergeblich; und wie viele Schriften exiftiren nur noch in einer einzigen Abfchrift, die um fo leichter unbekannt bleibt und endlich verloren geht, je kleiner die Sammlung ift, in welcher fie fich findet! Oeffentliche Bekanntmachung von Handfchriftenfammlungen daher erleichtert gelehrtes Studium, und fichert die Erhaltung feltener und vorzüglicher Manufcripte. Mag nun auch die Univerfitäts-Bibliothek in Upfala fich nicht den an Manufcripten reichften Bibliotheken Europa's gleichftellen können; doch zeigen fchon diefe wenigen Bogen, dafs fich manches Bedeutende dafelbft findet, deffen Exiftenz bisher gewifs nur Wenigen bekannt war. — Gedruckt war bis jetzt: 1) das Verzeichnifs der Bücher und Mfpte, welche der Grofskanzler *Gabr. de la Gardie* der Akademie vermacht hat (Stockholm 1672. *fol. auctore Joh. Hadorphio*); 2) das Verzeichnifs der zum Theil arabifchen, perfifchen und türkifchen Bücher und Handfchriften, welche *Joh. Gabr. Sparvenfeld* 1705. der Univerfitäts-Bibliothek in Upfala fchenkte (Upfal. 1706. 4.; auct. *Ol. Celfio* fen. et *Er. Benzelio* jun.); und 3) das Verzeichnifs der 93, meift griechifchen, hebräifchen, chaldäifchen und arabifchen Handfchriften, welche die Bibliothek in Upfala von *Joh. Jak. Björnftåhl*, Profeffor in Lund, erhielt (Stockholm 1785. *oct. una cum memoria Vitae celeberrimi Viri, ab Ol. Efpling compofita*). Zwar wünfchten wir vor Allem, dafs *Aur.* uns das Verzeichnifs der in Upfala befindlichen Mfpte gäbe, die in jenen Schriften nicht genannt find. Da aber diefe Schriften, befonders aufserhalb Schwedens, äufserft felten angetroffen werden: fo vereinigen fich gewifs alle Gelehrte mit uns in dem Wunfche, dafs es Hn. *Aur.* gefallen möchte, uns mit einem vollftändigen Catalogus aller Mfpte der akademifchen Bibliothek in Upfala zu befchenken.

Von *griechifchen* Codd. hebt Hr. *Aur.* diefsmal aus Nr. I—IX. 9 Codd. des neuen Teftaments und der Alexandrinifchen Ueberfetzung des A. T., die er in einer eigenen Abhandlung zu befchreiben verfpricht. Nr. X. *Gelafii Cyziceni Commentarius Actorum Nicaeni Concilii. Libri duo*; weicht wenig ab von *Manfi's* Ausgabe, Florenz 1759. Nr. XI. *Meletius de Natura Hominis*, griechifch noch nie gedruckt. Befonders wichtig fcheint der Codex Nr. XII., welcher mehrere kleine gröfstentheils ungedruckte Schriften enthält, z. B. Νικηφόρου τοῦ Βλεμμίδους γεωγραφία συνοπτική. griech. und lat. in 34 Kap.; Νείλου μητροπολίτου Ῥόδου τοῦ Διασσωρινοῦ περὶ λίθων. *gr. et lat. qua partem*, mit beygefchriebenen Varianten; und von demfelben Vf. noch eine kleine Schrift über Steine. Aus Nr. XIII. ift *Mauricii Artis Militaris libri* XII. Upfal. 1664. 8. mit lat. Ueberfetzung von *Joh. Scheffer* abgedruckt; der Codex hat den Namen Οὐρβικίου. Nr. XIV. *Λέοντος φιλοσόφου δεισοφιστική*, weicht in vielen Stellen ftark ab von *Rigaltius* Ausgabe, Paris 1612. Nr. XV. *Αἰσώπου Μῦθοι*, enthält 60 Fabeln. Nr. XVI. *Aelian von der Natur der Thiere.* Hr. *Aur.* giebt die Varianten der erften 40 Kap. des dritten Buchs.

Von *lateinifchen* Codd. find nur zwey genannt, von denen der eine die erften zehn Bücher des Livius, der andere den ganzen Horaz enthält. Den Codex des Livius fetzt Hr. *A.* ins zehnte oder eilfte Jahrhundert; die Varianten aber, welche er aus den erften zehn Kapiteln des erften Buchs auszeichnet, find meift Nachläffigkeitsfehler, oder zeugen von einem fchlechten Original. Den Codex des Horaz hat fchon *Karl Aurivillius*, in den neuen Acten der Upfalifchen gelehrten Societät Bd. I., befchrieben, und einige Varianten in der *Ars poëtica* beygefügt. Hier erhalten wir die Abweichungen im erften Buche der Oden von dem Bentley'fchen Text in der Amfterdammer Ausgabe von 1713.

Eben fo verdanken wir dem Fleifse des Hn. *Aurivillius* in Benutzung der feiner Auffícht anvertrauten Bibliothek:

Emendationes et Supplementa Commentariorum Procli Diadochi in librum primum Elementorum Euclidis. Pars I. 1806. 8 S. 4.

Der Commentar des Proclus zum Euklides ift nämlich nur einmal griechifch gedruckt, hinter Euklides Elementen *cura Simonis Grynaei*, Bafileae 1533. fol., aber fo fehlerhaft und voll von Lücken, dafs man keine vier Zeilen ohne Anftofs lefen kann. Diefen Text ergänzte fich ein venetianifcher Patrizier, *Francifcus Barocius*, aus alten Handfchriften, die er auf der Infel Kreta und in Bologna fand, und arbeitete nach diefem vollftändigern Texte eine lateinifche Ueberfetzung, Patavii, 1560. fol., die *Th. Taylor* 1788. in zwey Qu. Bänden ins Englifche überfetzt hat (mit neuen Titelblättern und Vignetten, London 1792.). Mehrere Gelehrte hatten den griechifchen Text vollftändig zu haben und zu geben gewünfcht. „*Hos inter vir litteratus Eutinenfis Upfalienfium quoque Mufarum ante aliquot annos operam efflagitavit.*" Auf der dortigen Bibliothek ift nämlich ein Exemplar der Bafeler Ausgabe, welchem *Conrad Dafypodius*, Profeffor der Mathematik in Strasburg, aus mehrern Handfchriften Verbefferungen und Ergänzungen, nicht blofs am Rande, fondern auch auf eingelegten Blättern beygefchrieben hat. Damals habe man dem Wunfche des Eutiner Gelehrten (Prof. *Bredow* itzt zu Helmftädt) nicht genügen können; die Anforderung indeffen habe den Hn. *Aur.* veranlafst, felbft diefe beygefchriebenen Anmerkungen genauer zu vergleichen, und obgleich ihrer über 1600, was irgend wichtig fcheine, nach und nach drucken zu laffen. So giebt er hier die Verbefferungen und Ergänzungen zu den erften 20 Seiten der Bafeler Ausgabe, und eine oberflächliche Vergleichung lehrt, wie man fo erft den wahren Proklus erhält. Ift diefe Vergleichung vollendet, und verbindet man hiermit die Varianten und Supplemente, die *Morelli* in der *Bibliotheca Mfcr. Venet. Graeca et Latina* I. p. 187., und *Th. Burgefs* in dem *Confpectus Mufei Oxonienfis*, Oxon. 1792. p. 31—44., aus einem Leidener und einem Bodlejanifchen Codex gegeben haben, fo wird nun eine vollftändige Ausgabe des griechifchen Textes von Proklus möglich. Wichtig aber ift er nicht blofs als der *einzige* Schriftfteller, aus dem wir Nachrichten zur Gefchichte der Mathematik vor Euklides haben, fondern auch wichtig durch feine philofophifche Würdigung der Mathematik im Allgemeinen, und durch eine ihm eigenthümliche Theorie der geraden Linie.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 3. December 1806.

GOTTESGELAHRTHEIT.

STUTTGART, b. Erhard: *Rede an dem Grabe* Hn. D. *Gottlob Christian Storr (Storr's)*, krf. Würtemberg. Oberhofpredigers und Consistor. Raths, den 21. Jan. 1805. (gehalten), von *Gli. Heinr. Rieger*, Specialsuperintend. und Hospitalpred. zu Stuttgart. *Ein kurzer Abriß der vorzüglichsten Lebensumstände und Charakterzüge des Verewigten.* Nebst dem *Verzeichniß seiner Schriften.* (Wiederholter Abdruck.) 32 S. 8.

Der grundgelehrte biedere *Storr* hätte gewiss einen Kirchenredner verdient, welcher die ungewöhnliche Geistesbildung desselben zum wenigsten nach den charakteristischen Grundzügen zu zeichnen, und den guten Eindruck, den die einfachste Schilderung hätte machen müssen, durch nichts unschickliches zu stören verstanden hätte. Der kurze Abriss, welchen diese Rede hoffen lässt, giebt mehr nicht, als den blossen Namen, die gewöhnlichen Aussenlinien des menschlichen Schicksals. Er wollte kurz seyn. Aber ein Drittheil an der Worte Zahl könnte, unvermisst, noch fehlen, und dennoch vom Einfluss der Aeltern, gelehrten Hauslehrer, Reisen, Schwiegerältern, Aemter u. s. w. auf die Entwicklung eines Theologen, welchem Wirtemberg, seit Weissmann, keinen gleich zu stellen hatte, vieles bestimmte, wahre und unterrichtende angedeutet seyn. Nur Ein Beyspiel. *Storr's* innigste, unerkünstelte Humanität gegen Andersdenkende und seine (wie seltene!) Fertigkeit, sich in die Gedankenreihe anderer zu versetzen, und daher fast auch jede Einwendung nach ihrem Sinn und Gewicht zu verstehen, waren sicher grösstentheils *exotische* Früchte der glücklichen Gelegenheit, auf seinen Reisen so manche denkende, gar vieles aber aus andern Gesichtspunkten betrachtende und doch für die Wahrheit, deren Schleyer kein Isispriester lüftet, rein enthusiasmirte Männer kennen zu lernen. Von dieser wichtigsten Lebensperiode *Storrs* (1769. 1770. 1771.) nun weiss S. 15. nicht besser zu handeln, als dass sie mit einem: „die Reise gieng über Bruchsal u. s. w." beginnt, und, wie man auch am Grabe eines auf der Wanderung gewesenen Handwerksgesellen thun könnte, die Ohren der staunenden Menge mit vier, fünf Dutzenden fremder Ortsnamen füllt. Man vergl. dagegen, was *Eichhorn* in seiner Charakterschilderung von *J. D. Michaelis*, welcher gleichfalls unter fleissig gelehrten, aber durch lokale Andächteleyen am Geiste beschränkten Umgebungen erwachsen war, über den Einfluss von dessen gelehrten Reisen auf geistige Entfesselung zu bemerken gewusst hat. Freylich möchten wohl *Storr's* Reisen die Hauptursache seyn, warum Er, wie doch so manche in ihrer Frömmigkeit anmasslicher gewordene Seele wünschte, gleich einem *Bengel*, *Oettinger*, *Hahn* u. a. sich zum sichtbaren Haupt- und Namengeber eines gläubigen Häufchens erheben zu lassen, niemals zugab, und selbst, als man ihn nach Stuttgart gezogen und in dem höchsten Kirchencollegium zur Stütze des Wirtembergischen, für Sectenluft wegen seiner bisherigen engen Mauern zu empfänglichen Zions, bestimmt hatte, noch immer einen nachdenkenden, redlichen Schüler lieber sah und befördern half, als einen seine Manieren nachäffenden Storrianer. Die einzige brauchbare Notiz entfällt dem Vf. bey Leyden, wo eben eine seiner Perioden eine Cadenz erhalten musste. Diese sagt denn, dass dort, „die griechischen Vorlesungen des berühmten Valkenaer, so wie die hebräischen und arabischen des *berühmten Schultens* (welches denn nun von den Berühmten dieses Namens?), nebst der öffentlichen Bibliothek den Reisenden *anhefteten*." Bey London wird (wie wichtig!) in einer Note nachgeholt: „Der Selige *predigte mehr als einmal* in der deutschen Hof- und in der Savoy-Kirche *zu London*." Wohl! Aber diess hätte *St.* Jahre lang thun, und doch an Kenntnissen nicht bereichert, durch Menschenstudium nicht veredelt zurück kommen können! Die Auswahl dieser, eigentlich bloss den Grabredner charakterisirenden Predigtanekdote ist um so ungeschickter, da ausser den vielen Vorzügen *Storr's* gerade das Talent des Homileten *(non omnia possumus omnes!)* nicht hervorstach, und dennoch, ohne seine Schuld, die Nachahmungssucht, welche sich gewöhnlich auf das wirft, was sie leicht erreichen kann, ihn am meisten in seiner Predigtmanier zu copiren gesucht hat: so dass auf den wirtembergischen Kanzeln jene homiletischen Deductionen gewisser Lieblingsdogmen mit den ihm nachgekünstelten Geberden und Wendungen noch lange ertönen, die Sachkundigen aber den von ihm möglichen Ersatz, *Storr's* Fülle und Auswahl des Gründlichen, die Herzlichkeit seiner Ueberzeugung und selbst die Gutmüthigkeit seines, ob gleich allzu individuellen, Affects um so mehr vermissen lassen werden. Statt der biographischen Kunst, den Lebensgang des Würdigen, welcher zugleich das Glück hatte, frühzeitig in die seinen Talenten angemessenste Wirksamkeit versetzt zu werden, vor den Augen der Wissbegierigen nach der Harmonie von Ursachen und Wirkungen sich selbst erklären zu lassen, finden wir in der Folge der Rede die sonderbarsten, fast unbegreiflichen Verknüpfungen. Nach S. 19.

S. 19. blieb dem guten, *Storrischen* Aelternpaar von fünf Kindern Eine Tochter. „*Auch das*, fährt nun Hr. *R.* fort, *musste*, *wie denen*, *die Gott lieben*, *alles*, *zum Besten dienen*. Im J. 1777. dem Jubeljahr der vaterländischen Universität u. s. w. „wurde *Storr* Doctor der GG. und ausserordentlicher Professor derselben." Begreift hier jemand einen Zusammenhang mit jenem „zum Besten dienen." Vom Tode der Kinder? Andächtige Reflexionen mögen gut seyn, aber nur nicht in Verbindungen, durch welche sie lächerlich werden müssen. Man lese weiter S. 25. die Gedankenfolge: „Unser Zeitalter, dachten *wir*, bedarf eines solchen *Lichts*, eines solchen *Salzes*, solcher Beyspiele. *Ach dass diese Hoffnung so trügen*, *so täuschen musste! Der Selige war überhaupt zu katarrhalischen Anfällen geneigt* u. s. w. Diess ohne Absatz, in Einem Athemzug! Den höchsten Schwung scheint S. 26. die Stelle genommen zu haben: „Gott liess *Storr* gewiss nicht anders, als in der *glücklichsten Minute für ihn selbst und andere*, sterben. Doch; *was sage ich sterben? Er durfte den Tod nicht sehen*, *den* Jesus Christus auch für ihn, wie für uns alle, *geschmeckt* hat." Wie würde der bescheidene, aber schnell fühlende *Storr* bey diesen gesucht abenteuerlichen Emphasen die Augen niedergeschlagen haben, wenn er dem Redner noch collegialisch zur Seite gestanden hätte. *Er* hatte den berühmten *Valkenaer* nicht umsonst gehört! Wozu diente es nun vor einer andächtigen, aber in Sachen der Sprachenkunde auf Geschmack und Kenntnisse des Lehrers vertrauenden Versammlung von Menschen aus allen Ständen, unmittelbar an dem Sarge eines Frommen, dessen reinerer Sinn viele exegetische Andächteleyen (z. B. die ganze *Chronenrechnung Bengels* durch eine einzige, milde Note in der Neuen Apologie der Offenbarung Johannis S. 328.) selbst von den Frömmlingen, unter denen ihn sein Schicksal hatte aufwachsen lassen, zu entfernen wusste, dergleichen Samen mystischen Afterglaubens wieder zu erneuern? Aber wie? Kurz vor der sinnreichen Personification des *Todes*, welcher *nicht mehr zu sehen* seyn soll, weil ihn ein anderer *geschmeckt* habe, übertrifft in noch einer Allegorie und Zusammensetzung von gleicher Art und Kunst der Grabredner sich selbst. „*Ein anderer Feind*, heisst es, eine neue traurige Folge jenes hartnäckigen Katarrh- und Schleimfiebers, *ein Stickkatarrh*, *brach plötzlich aus dem Hinterhalt hervor* und — machte dem kostbaren Leben unsers verewigten Lehrers ein über alle Vorstellungen (!!) sanftes und *seliges* Ende." Man könnte einen Preis darauf setzen, ob je eine Periode furchtbarer beginnen, tragicomischer fortschreiten und einschläfernder schliessen könne. Jedoch; noch zehn dergleichen Stellen wären immer nur Vergehen gegen das wahre, thätige Andenken an *Storr's* exegetischen Geschmack und an seinen humanistischen Sinn für das Schickliche. Die kläglichen Misstöne der Ketzermacherey aber, welche nach S. 22 — 24. das stille, allen Leidenschaften Ehrfurcht gebietende Grab entweihten; waren diese nicht Sünden gegen *Storr's* Herz und Geist? Oder konnten sie für *Storr's* Geistesverwandte, Verehrer, Anhänger, ein würdiger Bestandtheil in der Todtenfeyer des frommen Weisen seyn, dessen seltenster, edelmüthigster Vorzug es war, dass seine so straffe Anhänglichkeit an sein Dogmensystem, welche jener eigenthümliche, mikroskopische Kunstsinn der Zusammenfügung aller Theilchen des ihm anerzogenen Glaubens so natürlich erzeugte, in ihm dennoch den von Johanneischer Bruderliebe belebten Respect für die gleiche Ueberzeugungsfreyheit der Dissentirenden, wenn nur gewissenhaften und gründlichen, Wahrheitsforscher nie verletzte? Ohne diese Beziehung betrachtet, sind freylich dergleichen leichenrednerische Explosionen oder Herzenserleichterungen eben so altherkömmlich als bedeutungslos. Wie man bey manchen Aufzügen des Volks das Knallpulver nicht sparen darf: so kennt eine wohlbekannte Klasse von Volksrednern *ihr* Publikum schon darauf, dass ohne einige (blinde) Lärmschüsse gegen die sogenannte Aufklärung und gegen die, *bekanntlich* in gewissen *theologisch wissenschaftlichen* Grundirrthümern liegende, Grundursachen aller Staats- und Sittenverderbniss, die Menge schwer hörender, alter Mütterchen beyderley Geschlechts nicht erschüttert und gerührt genug nach Hause wandern würden. Uebrigens fand Rec. gerade mitten unter diesen polemischen Anstrengungen des Vfs. dessen beste Bemerkung, (S. 22.) dass nämlich *Storr*, „ausgerüstet mit allen dazu nöthigen Naturanlagen, Sprachkenntnissen und andern Hülfsmitteln sich *ein Hauptgeschäfte* daraus gemacht habe, die heiligen Schriften, als Urkunden unserer Religion zu studieren und aus ihnen die *biblische* Glaubenslehre, *abgesondert von der Kunstsprache und den nähern* (soll heissen: beengteren) *Bestimmungen des Kirchensystems abzuleiten*." In diesem Sonderungsversuch, wenn er gleich Versuch bleiben musste, und sogar, weil er nicht mit chemischer Scheidung der allerersten Prämissen begann, in einem neuen, individuellen Vermischungsversuch sich endigte, liegt dennoch für *Storr* die wahrste Lobrede. Man bedenke nur, von welcher Zeit (der vor-Semlerischen d. h. theologisch-unhistorischen und unkritischen, apokalyptischen und pietistischen) und wo er von derselben ausgehen und unter welchen Einflüssen unwissender Herzenstheologie oder geistloser Buchstabenstudien er sich von jenen Erbübeln reinigen musste. Nicht das individuelle Ziel, über welches etwa der zuerst genommene Anlauf nicht mehr hinaus reichte, sondern die Bahn, welche man zu durchlaufen hatte, muss über den Preis solcher Bemühungen das Urtheil bestimmen. Bald nachdem Rec. von des seltenen Mannes frühem Tode hörte, zeichnete er ihm in Gedanken ein Monument. An seiner liebreich ernsten Büste, unter diesen Zügen voll überdenkender Aufmerksamkeit und freundlich heiterer Würde, reichen sich mit traurig gesenkten Blicken Religiösität und Erudition die Rechte. Neben dem Glauben, der dem Edlen den Kranz der Unsterblichkeit darbietet, tritt, mit ihrer Entschleyerung noch beschäftigt, die Religionswissenschaft herzu: während Exegese und Kirchengeschichte seine nie (auch neben den

den Consistorialacten nie!) verlöschte Lampe bewahren, die hell und rein, aber in eine Nische gestellt, erscheint, wo der Wiederschein vielfarbiger, mit alter Mussivarbeit durchkreuzter Spiegelwände unvermeidlich ist, und die Lichtstrahlen meist aufs Einzelne und Nahe fallen müssen. (Der Genius des Vaterlands, oder die Zeit, wird nicht vergessen, sie in einen freyern Umkreis hervorzurücken!) Statt der nur in sich verliebten Toleranz, dieser zweydeutigen Halbschwester der alleinseligmachenden Infallibilität, wird die Denkfreyheit von der Menschenliebe herbeygeführt, um auf den Anker des Glaubens das Paulinische Axiom einzugraben: Auch dieser Rechtschaffene lebt durch Ueberzeugungstreue (Hebr. 10, 38.)! Man sieht wohl, dass diesen höhern Gestalten sich eine dem Verewigten durchaus unbekannte Figur, welche der Sykophantie oder Religionsspionerey ähnlich wäre, unter keiner Art von Maske beyzumischen wagen kann. — Die Lampe, wie wir indess erfahren haben, brennt bey *Storr's* Amtsnachfolger fort.

Die Schwächen der bisher charakterisirten Grabrede veranlasste eine

Rüge über die Rede an dem Grabe des Hn. D. *Storrs* .. von *Gottli. Heinr. Rieger* .. Constantinopel. 1805. 20 S. 8.

Eigentlich sollte der Titel seyn: *Rüge über Hn.* ... *Riegers Rede an dem Grabe des* u. s. w. Der Vf. tadelt die Leichenrede, theils als Rede, theils wegen der ketzermacherischen Jeremiaden. Wäre sein Ton weniger aufgebracht und heftig, so würde der Hauptzweck der guten Sache sicherer erreicht werden. Der Kunstgriff, dass *R.* die Gelehrten, welche von *Storr* über die wissenschaftliche Begründung der Theologie dissentirten, im *Fluss* der Rede mit der falschen Aufklärung und derselben staatsverderblichen Folgen nahe und fast in Eines zusammen bringt, muss allerdings Unwillen erwecken. Wer weiss aber, wie viel davon auf überdachten Vorsatz, wie viel etwa bloss auf Rechnung der polemischen Erbsünde zu schreiben ist. Von *Storr* selbst wird einiges berührt, worüber die Billigkeit von selbst einen Schleyer wirft; nur müssen diesen nicht die schwärmerischen Hände unbesonnener Idololatrie zerreissen. Nicht gemässigter ist

Ein Wort gegen die Rüge über die Rede am Grabe des Hn. D. *Storr's* .. von *Carl Christi. Flatt*, Prof. der Theol. Tübingen. 1805. 14 S.

Die Rüge wird als Schmähschrift geschmäht. Sie soll in keinem Punkte recht haben. Merkwürdig ist die kunstmässig gehaltene Scala von Consequenzmacherey in Stellen, wie S. 8. sie intonirt: („Bekämpfte dann *Storr* nicht *wenigstens mittelbar auch den frechen und kühnen* Unglauben, indem er gegen den *gelehrten* Unglauben *oder doch* gegen solche *Behauptungen von Gelehrten* stritt, die zum frechen Unglauben wirklich geführt haben oder sehr leicht führen *könnten*. Hat denn *Storr* nicht auch gegen solche, (die alle *positive* Religion *umstürzen*, geschrieben? Man sehe seine Abhandlung über den Geist des Christenthums u. s. w.") Wir bitten unsere Leser, dennoch in dem Vf. nicht etwa einen in der Streittheologie ergrauten Zionswächter zu vermuthen. Zwar klingt seine Schlussart völlig so, wie die vom Wolf gegen das Lamm: „Du hast mir den Bach getrübt, oder wenigstens deine Sippschaft, oder hätten sie ihn sehr leicht trüben können." Der Vf. aber kann der Logik zu Ehren, doch ein solcher Wolf gewiss nicht seyn wollen. Wenn er nicht im Eifer ist, muss er doch recht gut wissen, dass die Gelehrten, mit welchen *Storr* über den Geist des Christenthums im Gegensatz gegen den Buchstaben in Discussionen sich einliess, ohne seinen Glauben zum Massstab des Unglaubens zu machen, auch das Geschichtliche der christlichen Religion, weil alle Ideen unter den Menschen in geschichtlicher Form erscheinen und gangbar werden müssen, sehr achten; nur aber das, was *an sich wahr* ist (gereinigte Religionseinsichten) *nicht erst um der Geschichte willen* für wahr halten, dass sie folglich die positive Religion anders, und, wie sie wenigstens denken, gründlicher, nämlich auf das Allgemeingültige der höchsten und ewigen Religionswahrheiten, gründen. Ob sie dabey zum Positiven der Religion weniger rechnen *dürfen*, als etwa der Vf. im gegenwärtigen Augenblick, diess müsste sich durch die Vorfrage entscheiden: ob man als symbolisch-orthodox erscheinen dürfe, wenn man weniger, als die symbolischen Bücher wollen, zum Positiven des Kirchenglaubens rechnet. Vergl. Matth. 7, 1 — 5. Tiefer in die Hauptsache geht eine vierte Schrift:

Kritische Beyträge zu Storr's Dogmatik, aus Veranlassung des von Hn. *Flatt* .. ausgesprochenen Worts gegen die Rüge u. s. w. *sammt einigen verwandten Materien*. Frankfurt und Heidelberg. 1806. 86 S. 8.

Achtung dem *Geiste Storr's!* Aber das hinterbliebene Corpus seiner Dogmatik ist nur Hülle von einem Theile dieses Geistes. Glück genug für die wirtembergische Geistlichkeit, dass endlich, nachdem der Zeitenlauf die Fülle ihrer Gedult durch *Compendia Theologiae* von den Kanzlern *Jäger* und *Sartorius*, lange genug auf die höchste Probe gestellt hatte, ein besserer Zufall (denn äussere Umstände thaten doch auch dabey, was nur der Inhalt hätte wirken sollen!) ihr ein Werk in die Hände gab, welches die gründlichste Prüfung belohnt. Es sollte als Probierstein gelten! Wer das, was er theologisch glaubt, nicht so scharf, wie diese *Storrische* Reliquie, zu vertheidigen weiss, oder wer das, was er theologisch nicht glaubt, nicht gegen die hier niedergelegten Gründe des Gegentheils rechtfertigen kann, der sollte für einen Pfuscher erklärt werden, jener in der Orthodoxie, wie dieser in der Heterodoxie. Auf dieses „Entweder - Oder" dringen auch diese Beyträge.

Kopen.

Kopenhagen, in Poulsens Verlag: *Samlinger for Theologer, efter Tidernes Fornødenhed og den nyeste Literaturs Aand.* (*Sammlungen für Theologen, nach dem Bedürfnisse der Zeiten und dem Geiste der neuesten Literatur.*) Af *Joh. Paludan*, Sognepraest i Phaneford paa Möen. *Erster* Band. 1803. XXVIII u. 444 S. *Zweyter* B. 1805. XX u. 494 S. gr. 8. (2 Rthlr. 20 gr.)

Es erregt zwar nicht die beste Erwartung von des Vfs. Beruf, sich um die Bildung junger Theologen durch vorliegende Sammlungen ein wahres Verdienst zu erwerben, wenn man findet, dass (Band 2. S. XV.) unter den Namen der liberalen Theologen, eines *Spalding*, *Teller*, *Schmid* u. s. w. auch der Name eines *Balle* vorkommt, der zu „den *großen* Christenthumslehrern" gezählt wird, welche „durch ihren *Geist* und ihre Arbeiten das Ansehn der christlichen Religion aufrecht gehalten hätten" und die den Theologiestudirenden zum Muster dienen müssen, um sich eine „*gründliche*, *vielseitige* und gelehrte Bildung" zu verschaffen. Auch fällt es auf, wie ein Mann, der, nach Band 1. S. 89. und Band 2. S. 129. zu urtheilen, sich nicht die vortheilhaftesten Begriffe von der ausländischen Geistlichkeit im Vergleiche mit der dänischen machen muss, und unter andern die Behauptung hinwirft: „Der dänische Clerus ist gewiss weit *vollkommener* (!) und *brauchbarer* (?), als der engländische, holländische und der Clerus einiger deutschen Staaten" — es gleichwohl dienlich und gerathen findet, seinen Landsleuten zwey starke Bände, angefüllt mit lauter Producten des Fleisses und der Gelehrsamkeit ausländischer und besonders deutscher Theologen, in die Hände zu geben. — Rec. will sich indessen durch diese Bemerkungen nicht abhalten lassen, Hn. *P.* das wohlverdiente Zeugniss zu geben, dass er sich durch diese Sammlungen als einen Mann beweist, der sein Zeitalter, den Zustand der ein- und ausländischen theologischen Literatur, die wahren Bedürfnisse heutiger junger Theologen, und die Mittel und Wege zur Befriedigung derselben genau kennt. Beiden Bänden sind Einleitungen vorgesetzt, worin man den warmen Eifer des Vfs. für die Veredlung des Predigerstandes mit Vergnügen wahrnimmt; und Rec. wünscht aufrichtig, dass diese Einleitungen von keinem jüngern und keinem ältern Prediger in ganz Dänemark unbeherzigt bleiben mögen. Die Sammlungen selbst sind (Band 1. S. 14. u. s. w.) weder „für Doktoren und Professoren der Theologie und andere *wirklich* gelehrte Männer, noch für *eingebildete* Hochgelehrte, denen es um kein Fortschreiten in ihrem Fache zu thun ist" bestimmt, sondern für praktische Theologen, junge Prediger und besonders solche Freunde der theologischen Literatur, denen es, weil sie auf dem Lande leben, schwer fällt, sich mit jedem neuen Messproducte schnell genug bekannt zu machen. Ausgeschlossen sind also alle gelehrte Untersuchungen oder weitläuftige Abhandlungen über schwere Gegenstände der Dogmatik, Moral und Exegetik, alle Predigten und liturgische Formulare. Dagegen werden aufgenommen: 1) Abhandlungen, welche die Cultur und Veredlung des Predigerstandes und theologischer Kandidaten zum Gegenstand haben; 2) kleine Schriften zum Trost und zur Ermunterung der Leidenden unter der Geistlichkeit, welche in Gefahr stehen, wegen des heutigen ungünstigen Loses für Religionslehrer, die Wahl ihres Standes zu bereuen; 3) Beyträge zur Kenntniss der neuesten Literatur, in so fern sie den praktischen Theologen interessirt; und endlich 4) vermischte Aufsätze, als Miniaturschilderungen grosser Theologen, seltene Casualfälle, sich auszeichnende Verordnungen, Anstalten, Notizen u. s. w. welche dem praktischen Theologen lehrreich sind. — Wer es weiss, wie dürftig die dänische Literatur noch an Originalwerken ist, welche der praktischen Theologie gewidmet sind, der wird es dem Herausgeber doppelten Dank wissen, dass er diesem Bedürfniss durch gute Uebersetzungen abzuhelfen sucht; der wird aber auch mit dem Rec. wünschen, dass der wissenschaftlichen und wirklich lehrreichen Abhandlungen, besonders aus dem Fache der Pastoraltheologie, mehrere, und dagegen der gehaltleeren Erzählungen und bloss übersetzten Recensionen weniger aufgenommen worden seyn möchten. Doch trifft dieser Vorwurf den *zweyten* Band schon weniger, als den *ersten*. Dass Hr. *P.* gut zu wählen wisse, erhellt aus den Namen der Schriftsteller, die er benutzt hat, z. B. *Sartori*, *K. H. Heydenreich*, *K. A. v. Raden*, *Löffler*, *Fichte*, *Schuderoff*, *Velthusen*, *Garve*, *A. W. P. Möller*, *Häfeli*, *Kant*, *Kiefeker*, *Stäudlin*, *Herder*, *Schulze*, *Fr. Münter*. Aus des letzten dänischer Reformationsgeschichte findet man hier (S. 306.): *Nic. Palladii regulae quaedam utiles ac necessariae concionatoribus observandae.* Hafn. 1556. und unter diesen manche homiletische Verhaltungsregel, welche bis auf den heutigen Tag ihren Werth behält.

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. *Grätz*, b. v. Widmanstätten: *Einige Blicke in die Natur* nach *Sander*. 1804. 51 S. kl. 8. (8 gr.) — Ein warmes Gefühl, eine reine nicht unkräftige Sprache werden diese Blätter dem Freunde physicotheologischer Declamationen empfehlen. Es gehört eine gewisse Stimmung dazu, an dergleichen Schriften Geschmack zu finden; der Naturforscher sieht sich unbelehrt, und bringt Zweifel an manchen zu stark ausgedrückten Behauptungen mit, der Philosoph lächelt über die Schwärmereyen. Man muss sich in das jugendliche Zeitalter der Wissenschaft versetzen, wo das Halbdunkel derselben zu angenehmen Träumen einlud, zu Träumen, welche süsser, unschuldiger und eben so gegründet waren, als die Träume einer neuen halbdunkeln Naturphilosophie.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 3. December 1806.

RECHTSGELAHRTHEIT.

HAMBURG, b. Hoffmann: *Ueber die Actio de recepto in Bezug auf die Gastwirthe, als Recipienten, und deren heutige Anwendung in Deutschland, besonders in Hamburg.* Nebst einem, die Urtheile so wie die Zweifels- und Entscheidungsgründe der Akademieen Jena und Göttingen in einem praktischen Falle enthaltenden Anhange von *A. C. Wolters*, d. R. Lt. 1804. 150 S. 8. (12 gr.)

Diese Schrift läſst den Fleiſs, welchen der Vf. darauf gewandt hat, seine Kenntnisse und das eigene Nachdenken, wodurch er sich in den Stand gesetzt hat, die Sache richtig zu beurtheilen, nicht verkennen. Sie enthält *vier* Abschnitte. I. Grundsätze der *actio de recepto* in Betreff der Gastwirthe. II. Ueber die Entstehung der *actio de recepto* und deren Anwendung in Deutschland überhaupt. III. Ueber die Anwendung der *actio de recepto* in Hamburg. IV. Von dem Beweise der Illation und des erlittenen Schadens. Als Anhang ist die Erzählung eines interessanten Rechtsfalls, mit den darin ergangenen Entscheidungen, hinzugefügt. Was die allgemeinen Grundsätze und Vorschriften des römischen Edicts: *Nautae, caupones* etc. anbetrifft, womit sich der *erste* Abschnitt beschäftigt: so hätte 1) der Unterschied *actionis de recepto*, wovon hier eigentlich die Rede ist, und der Klage *in factum quasi ex delicto*, noch wohl etwas besser ausgehoben werden können, obgleich die Sache an sich vom Vf. allerdings berührt ist. Beide Klagen können den Wirth aus fremden Handlungen verantwortlich machen, aber die erstere nur als *rei persecutoria*, die letztere als Pönal-Klage. Diese findet in deutschen Gerichten keine Anwendung, wohl aber jene, wenn gleich einige Rechtslehrer dagegen sind. Es kommen in dem Pandecten-Titel *Nautae* etc. Gesetzstellen vor, die nicht sowohl die *actio de recepto*, als vielmehr die Klage *quasi ex del.* betreffen, mithin eigentlich in den Titel *furti adversus nautas* gehören; L. 6. § 3. L. 7. D. *Nautae, caup.* vergl. mit L. 1. §. fin. und L. 2. ibid., wie besonders *Glück* Erläut. d. Pand. Th. 6. §. 490. 494. richtig bemerkt hat. 2) Nur *vis major*, oder des Reisenden eigne Schuld befreyt den Wirth von der Verantwortlichkeit. Nicht jeder gewaltsame Einbruch ist aber zu der erstern schon hinreichend, wie selbst der Rechtsfall, welcher im Anhange vorkommt, beweist; sondern es wird eine solche Ueberwältigung durch Räuber u. s. w. erfordert, daſs der Wirth physisch auſser Stande war, derselben abzuhelfen, oder Widerstand zu leisten. Die Digression über die Entstehung der Wirthshäuser, womit der *zweyte* Abschnitt anhebt, ist hier keineswegs überflüſsig; sie lieſt sich sehr gut, und bahnt den Weg zur richtigen Ansicht der Gesetze, die den Reisenden gegen manche Nachstellungen, denen er ausgesetzt ist, in Schutz nehmen. Was man auch gegen die Anwendbarkeit der hierauf berechneten römischen Gesetze sagen mag; die Gründe dafür sind überwiegend, wie der Vf. bündig dargethan hat. Er bemerkt sehr richtig, „daſs diejenigen, welche am hülflosesten, und den Beeinträchtigungen durch Andere am meisten bloſs gestellt sind, auch am meisten von den Gesetzgebern begünstigt werden müssen. Das ist aber offenbar der Fall mit den Reisenden. Diese sind in der Fremde, und stehen allein; sie müssen sich der Treue unbekannter Menschen anvertrauen, und verdienen daher rechtliche Begünstigung." — Das Hamburgische Statut enthält im 3ten Titel des 2ten Buchs Art. 5. eine Vorschrift, woraus man in dieser Reichsstadt die Zuläſsigkeit der *actio de recepto*, so wie das römische Gesetz sie den Reisenden zugesteht, zu bestreiten gesucht hat. Und wirklich ward auch in dem angehängten Rechtsfalle die Klage in erster Instanz verworfen. Der *dritte* Abschnitt hat es mit einer nähern Prüfung dieses Streitpunktes zu thun. Es wird einleuchtend gezeigt, daſs der gedachte Artikel, welcher beynahe nur eine wörtliche Uebersetzung L. 1. §. 8. D. *depositi* etc. enthält, eigentlich bloſs den Fall betreffe, wo Jemand, er sey Wirth oder nicht, wegen besonders ihm anvertrauter Sachen, als *Depositar*, oder den Verhältnissen nach, *ex locato conducto* in Anspruch genommen würde; daſs aber übrigens die besondere Verbindlichkeit aus der Aufnahme des Reisenden überhaupt, worauf jene Klage sich gründe, durch das erwähnte Statut keineswegs aufgehoben sey; wie denn auch diese richtige Erklärung in zweyen, nachher erfolgten Urtheilen der Facultäten zu Jena und Göttingen anerkannt worden ist, deren Entscheidungsgründe, als erhebliche Beyträge zur Erläuterung der vorkommenden Rechtsmaterie, vollständig mit abgedruckt sind. — Die Beweisführung ist bey dieser Klage mit vielen Schwierigkeiten verknüpft. Davon handelt der *vierte* Abschnitt. Der Kläger muſs zwey Punkte rechtlich auſser Zweifel setzen. 1) Daſs er die Sachen eingebracht, 2) daſs er Schaden oder Verlust daran erlitten habe. Allein wie soll dieser Beweis geführt werden? Selten werden hierüber die ordentlichen Beweismittel in gehörigem Maſse zur Hand seyn; man wird meistens zu Wahrscheinlichkeitsgründen seine Zuflucht zu nehmen haben. Diese sucht

ſucht der Vf. zu begünſtigen: „Entweder, ſagt er, wir müſſen die Annahme der *actio de recepto* ganz läugnen, oder es muſs auch mit dem Erweiſe des erlittnen Schadens nicht ſo ſtrenge, als bey dem Beweiſe anderer Thatumſtände, genommen werden." Er hat hierin die angeſehenſten Rechtslehrer auf ſeiner Seite, und das Reſultat der nähern Unterſuchung der Sache nach Rechtsgründen geht dahin, daſs dem Kläger, nach beygebrachten Wahrſcheinlichkeitsgründen, der Ergänzungseid in Anſehung beider Punkte nicht zu verſagen ſey, daſs aber beſonders in dem Falle, wenn eine geſchehene Entwendung an ſich ſchon glaubwürdig gemacht wäre, und es nur noch auf die Quantität des Verluſtes ankäme, die Zuläſſigkeit jenes Eides, um dieſen zu beſtärken, am wenigſten einen Zweifel leiden könne. Die *Jenaiſche* Facultät erkannte auch dieſen Grundſätzen völlig gemäſs. Das darauf von *Göttingen* eingeholte Urtheil legte aber dem Kläger noch erſt einen beſſern Beweis auf, „daſs er die in Klage gebrachte Summe in ſeinem Koffer gehabt habe, und ſolche ihm daraus entwendet worden ſey." Der Kläger brachte in der Folge den Brief eines immittelſt verſtorbenen Reiſegefährten bey, worin dieſer einem Freunde den ganzen Vorgang erzählt hatte; und das Gericht gab nicht undeutlich durch weitere Verfügung zu erkennen, daſs hierauf allerdings zum Zweck des Ergänzungseides werde zu achten ſeyn. Die Sache ward darauf verglichen. — Beyläufig klagt der Vf. in einer Note über den nachtheiligen Zeitverluſt, den das Rechtsmittel der Reviſion, wegen der damit verbundenen Actenverſendung, meiſtens verurſache. „In der Regel, heiſst es, liegen die Acten ziemlich lange auf Akademieen, und ich weiſs Fälle, wo ſie mehrere Jahre lang dort gelegen haben. Das iſt für den Reviſor, der in der Zwiſchenzeit nichts vornehmen kann, ganz ungemein nachtheilig. Wenn es recht ſchnell geht: ſo bekommt man doch erſt innerhalb 6 oder 8 Monaten ein Erkenntniſs. Es iſt auffallend, daſs Männer, die ſich ausſchlieſslich dem Geſchäfte gewidmet haben, zu lehren, wie Gerechtigkeit geübt und eine Partey ſchleunig zu ihrem Rechte verholfen werden könne, ſelbſt in der Adminiſtration der Juſtiz ſo ſäumig ſeyn können. Sie müſſen doch am beſten wiſſen, daſs langſame Juſtiz nur halbe Juſtiz iſt." Rec. findet dieſe Klagen *der Regel nach* ungerecht. Man muſs bedenken, daſs ein Facultiſt mehr zu thun hat, als Acten leſen und Urtheile machen, — daſs die rüſtigen und allezeit fertigen Actenarbeiter nicht immer in eben dem Grade gründlich ſind — daſs den Parteyen mit flüchtigen und übereilten Arbeiten doch auch nicht gedient ſeyn kann; daſs hingegen gründliche und ſorgfältige Ausarbeitungen auch Zeit erfordern, und eine geſchwinde Beförderung nach dem Wunſche der ſtreitenden Theile, dabey nicht ſelten unmöglich iſt, — daſs die Gerichte *in loco* ſich auch wohl Zeit nehmen, da doch ihre Mitglieder die *wirkliche* Rechtspflege als Hauptgeſchäfte zu betrachten haben, was doch bey dem Rechtslehrer auf der Akademie eigentlich nur *Nebenſache* iſt — daſs alſo von dieſem mit Recht nicht mehr verlangt werden kann, als was er in Nebenſtunden hierin zu leiſten vermag; und daſs es gleichwohl Facultäten giebt, die dergeſtalt mit Acten überhäuft werden, daſs die Vertheilung für ein Mitglied in dem Raum eines Jahres an hundert Urtheile und Belehrungen beträgt.

GIESSEN, b. Taſché u. Müller: *Erörterung der beym Concursproceſſe vorkommenden wichtigſten Gegenſtände*, von *George Happel*, Heſſen-Caſſelſchem Amtsverweſer zu Grüningen. 1803. 220 S. 8. (16 gr.)

Die Rechtsgelehrten ſind bekanntlich über den Begriff des Concurſes, und beſonders über die Eintheilung deſſelben, noch nicht gänzlich einverſtanden. Leute, die keine Rechtsgelehrte ſind, aber einmal an irgend einem Concursverfahren Theil zu nehmen hatten, werden ſich nicht ſelten geneigt finden, auf die Frage: *Was ein Concurs ſey?* die naive Antwort zu geben, wie ſie in der Vorrede bemerkt wird, „es ſey ein Bemühen der Richter und Advocaten, dasjenige, was vom Vermögen des Schuldners noch übrig ſey, wo nicht ganz, doch gröſstentheils an ſich zu bringen." — Man könnte ſich über dieſs Urtheil der Layen wohl wegſetzen, aber es fehlt auch nicht an Zunftgenoſſen, die über das Unheil der Verfahrungsart in Concurſen dieſelbe Sprache führen. *Burchard Bardili* bemerkt bey Gelegenheit der deutſchen Benennung G a n d p r o c e ſ ſ: *non male forte diceretur*, ein S c h a n d p r o c e ſ ſ; *ſive de debitore ſermo ſit*, *qui infamiam auctionis metuere debet*, *ſive de creditoribus*, *qui plerumque creditis ſuis ita defraudantur*, daſs es eine Schande iſt. — Noch ſtärker druckt ſich *Leyſer* aus: *Inter publica mala proximus poſt bellum et peſtilentiam locus proceſſui, qui in concurſibus creditorum uſu judiciorum Germanicorum obſervatur, tribuendus eſt. Intrepidus adfirmo, hoc proceſſu maximam privatorum patrimoniorum partem abſorberi, atque ingentem civium numerum ad incitas, ſeu ut loquuntur, ad ſaccum et peram redigi.* Der Vf. verwirft den ſogenannten materiellen Concurs im Gegenſatz des formellen gänzlich, und hat ſich darüber ſchon in mehrern Schriften näher erklärt. Mit der gegenwärtigen ſind noch zu vergleichen: Deſſen *Beobachtungen beym Ausbruch eines Concurſes und bey Zurückforderung des vom Schuldner vorher veräuſserten Vermögens* von 1801.; ingleichen: *Die Rechte der Gläubiger in Anſehung der Fauſtpfänder und antichretiſchen Vorſätze beſonders bey ausgebrochenem Concurſe* 1802. In der vorliegenden Abhandlung werden dann nun drey Fragen erörtert: 1) Ob in dem Falle, wenn der Schuldner an mehrern Orten Vermögen beſitzt, dieſes in *eine* Maſſe zuſammengebracht werden müſſe, und *alle* Gläubiger nur bey demjenigen Richter, der über *dieſe* Maſſe zu verfügen hat, ihre Forderungen zu liquidiren, und hier ihre Befriedigung abzuwarten ſchuldig ſeyn? 2) Ob und unter welchen Umſtänden die Veräuſserungen angefochten werden können, die der Schuldner vor ausgebrochenem Concurſe vorgenommen hat? 3) Müſſen beym Ausbruche eines Concurſes die Zinſen

en aufhören, welche die Gläubiger bisher zu fordern berechtigt waren? Der Vf. hat die vorzüglichern Vertheidiger der sich hier durchkreuzenden Meinungen grösstentheils wörtlich angeführt, und ihre Gründe geprüft. Das Resultat seiner Untersuchungen geht bey der *ersten* Frage dahin, dass die Römer, deren Verfahren in Schuldsachen überhaupt von dem unsrigen sehr verschieden war, kein allgemeines Concursgericht, dem sich alle Gläubiger unterwerfen mussten, gekannt haben, dass dieses zuerst von den Spaniern eingeführt, und darauf in Deutschland nachgeahmt, an sich aber mehr nachtheilig, als vortheilhaft, und als *gemeinrechtlich* bey uns nicht begründet sey. Rec. ist zwar nicht gewohnt, dem Gerichtsgebrauche sehr das Wort zu reden; in diesem Falle glaubt er jedoch nicht, dass es einer Apologie desselben an zureichenden Gründen fehlen würde, deren Ausführung er freylich hier nicht übernehmen kann. Eher will er bey der *zweyten* Frage, wo es der Vf. vorzüglich mit *Dabelow* zu thun hat, darin beystimmen, dass der sogenannte materielle Concurs in jeder Bedeutung so viel als Nichts gesagt, die ganze Abtheilung auch dazu nicht brauchbar sey, um unerlaubte Veräusserungen des Schuldners anfechten zu können, dass man vielmehr den Grund dieser Zurückforderung, worauf sich ein neueres Rechtssystem lieber gar nicht einlässt, nach dem römischen Recht ganz einfach darin zu setzen habe, wenn der Schuldner gerade durch seine Handlung das Vermögen wissentlich und absichtlich so vermindert, dass die Gläubiger Schaden leiden; da denn die Zurückforderungsklage wider diejenigen Adquirenten Statt findet, welche die schädliche Absicht des Veräusserers wussten, oder sich doch mit dem Nachtheile seiner Gläubiger bereicherten — vergl. L. 10. D. *Qui et a quib. manum.* §. 3. S. *Quib. ex cauf. manum.* L. 10. §. 1. D. *Quae in fraud. creditor*, und dass es genau betrachtet darauf, ob bey der Veräusserung der Concurs schon bevorstand, besonders aber darauf, ob zu der Zeit schon Gläubiger geklagt hätten, gar nicht ankomme. Die *dritte* Frage wird dahin beantwortet, dass das Aufhören der Zinsen mit dem Ausbruche des Concurses nicht als Regel angenommen werden könne, obgleich Fälle als Ausnahmen Statt finden könnten, in welchen die Gläubiger wegen des rechtlich auszusetzenden Abtrags ihrer Forderungen keine Zinsen verlangen dürften; z. B. wenn diese Forderungen erst in Gewissheit zu setzen wären. Im Ganzen ist diese Frage hier noch nicht erschöpfend beantwortet; und an mehrern Stellen fehlt es dem Vortrage überhaupt an der gehörigen Klarheit.

Cöln, b. Keil: *Actenmässige Geschichte der Räuber-Banden an den beiden Ufern des Rheins*, verfasst vom Bürger *Becker*, Sicherheits-Beamten des Bezirks von Simmern; im 12. Jahr (1804). *Erster* Band. 152 S. *Zweyter* Bd. 474 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Eine der gewöhnlichen traurigen Folgen des Kriegs, die Vereinigung müssiger und brodloser Menschen zum Behuf des Stehlens und Raubens, trat auch bey dem französisch-deutschen Kriege zu Ende des vorigen und zu Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts ein. In den ohnehin durch den Krieg so sehr mitgenommenen Rhein- und Mosel-Gegenden bildeten sich mehrere Räuberbanden, welche die unglücklichen Bewohner der Rhein-Ufer und der Mosel-Gegenden heimsuchten, eine unerhörte Menge Diebstähle und Gräuelthaten, oft mit empörender Grausamkeit, verübten, und nur mit unendlicher Mühe und nach Ueberwindung vieler Schwierigkeiten zerstört oder doch wenigstens zersprengt werden konnten. In diesem Buche liefert Hr. *B.* im *ersten*, und ein ungenanntes Mitglied des Bezirks-Gerichts zu Cöln in dem *zweyten* Theile eine Erzählung der Verbrechen, die von sämmtlichen dortigen Räuberbanden begangen wurden, der Art der Verhaftung und der Bestrafung der Thäter, die um so mehr Glaubwürdigkeit verdient, da beide die Thatsachen aus den Acten liefern, und sie selbst zur Vertilgung der Räuberbanden mit beygetragen haben. Es waren deren überhaupt neune, nämlich die Moselbande, diejenige, deren Anführer der unter dem Namen Schinderhannes so berüchtigte Johann Bückler war, die Brabantische, Holländische, Mersener, Crevelder, Neusser, Neuwieder und Westphälische; die Geschichte der ersten beiden findet man im *ersten*, und die Räubereyen und Mordthaten der übrigen im *zweyten* Theile. Die letztern bestanden nach einer am Schlusse befindlichen Berechnung zusammen aus 205 Personen, hätten 360 Diebstähle begangen, und ungefähr für den Werth von 3½ Millionen Franken geraubt. Leider! sind, nach der Versicherung des Vfs. des *zweyten* Theils, trotz aller angewendeten Bemühungen noch 124 Verbrecher der strafenden Gerechtigkeit entgangen. — Im Ganzen genommen lässt sich wohl nicht läugnen, dass die Menge der hier erzählten Verbrechen zuletzt Ekel und Ueberdruss erwecken muss; indessen ist doch die vor uns liegende Geschichte in mehrerer Hinsicht sowohl für den Psychologen als auch für den peinlichen Richter lehrreich. Psychologisch merkwürdig ist unter andern die Beobachtung, dass auch bey den ärgsten Bösewichtern doch oft Ein guter Zug ihres Charakters zu bemerken ist, und dass ihnen die Gefühle der Natur nicht durchaus fremd sind, wie z. B. bey Bücklern die Liebe zu seiner Frau, und bey Fetzer, dem Anführer der Neuwieder Bande, die ängstliche Sorge und Anhänglichkeit an sein Kind zeigt. Für den Criminalrichter sind besonders die hin und wieder gegebenen Winke, wie Verbrecher zum Geständnisse zu bringen sind, interessant, z. B. Th. 2. S. 260. u. a. a. O. Auch findet man darin einen Beweis, dass die öffentlichen Verhandlungen im peinlichen Processe und die Untersuchung und Entscheidung durch Geschworne, die von Manchen so sehr empfohlen wird, nicht ungetheilten Beyfall verdienen; denn, nach Th. 2. S. 174. u. 280. u. a. a. O., wurden mehrere Verbrecher losgesprochen, theils weil die Geschwornen, die aus der gewöhnlichen und oft aus der am wenigsten unterrichteten Volksklasse genommen waren,

ren, die Ueberführung der Räuber durch Indicien nicht hinlänglich zu beurtheilen vermochten, theils weil die Zeugen bey den öffentlichen Verhandlungen mehrere Räuber unter den Zuhörern gewahr wurden, vor deren Rache sie für sich und die übrigen fürchteten, und daher die Wahrheit zurückhielten. Ein andermal ward die ganze Criminal-Procedur von dem Revisions-Gerichte bloss um deswillen cassirt, weil Einer von den zwölf Geschwornen das dreyssigste Jahr seines Alters nicht völlig erreicht hatte; ein Beweis, dass die Förmlichkeiten bey Criminal-Proceduren nicht allzusehr zu häufen sind. — Eine ehrenvolle Erwähnung verdienen übrigens die Bürger Werner, Keil, Felix, Schmitt u. a., die vorzüglich zur Entdeckung und Bestrafung der Räuber mit beytrugen; desto mehr Rüge hingegen der, mit K. bezeichnete, im Jahr 1801. in Eckederoth unweit Gelnhausen angestellte Amtmann. Von diesem sagt im *zweyten* Th. S. 297—299. einer der zu der Neuwieder Bande gehörenden Räuber aus, dass er ihn und seine Kameraden gegen Geld versteckt, und als die wider ihn erlassenen Steckbriefe auch nach Eckederoth gekommen, ihn dennoch, gegen Bezahlung von 8 Carolin, verheimlicht habe. Er streckte sogar ein andermal, nach S. 299., dem Räuber Geld mit den Worten vor: wenn ihr einen guten Coup gemacht habt, so denkt an den Amtmann!!!

HAMBURG, b. Perthes: *Die Zulässigkeit der Widerklage und der Vorstandsforderung*, insonderheit im Executiv-Processe, erörtert von *A. Hennings*, J. U. D. königl. Dänischem Kammerherrn u. s. w. 1806. 107 S. gr. 8. (12 gr.)

Wie Gerichtsbrauch und Usualinterpretation, die so oft Feinde einer guten Gesetzgebung sind, über die Gesetze die Oberhand gewinnen können, davon ist, ausser so vielen andern, auch die in den Herzogthümern Schleswig und Holstein eingerissene Observanz ein Beyspiel, nach welcher, trotz der in der Holsteinschen Landesgerichtsordnung Part. III. Tit. X. enthaltenen gesetzlichen Vorschrift, dass 1) gegen einen genugsam possessionirten einheimischen Kläger keine Reconvention Statt finde, sondern ein jeder in *suo foro ordinario* zu besprechen sey, und dass 2) ein Fremder und im Herzogthum nicht Angesessener, oder die Abgaben nicht Abhaltender, *in judicio conventionis* wegen der *Reconvention* zu antworten, und *cautionem pro reconventione expensis et judicatum solvi* zu leisten schuldig sey, die Untergerichte selbst von begüterten Einländern, wenn sie nicht vor ihrem competenten Gerichtsstande belangt werden, Vorstand der Widerklage und Unkosten wegen fordern. Dass dieser Gerichtsbrauch oder vielmehr, um die Sache mit ihrem rechten Namen zu nennen, Gerichtsmissbrauch, einer Verordnung vom 25. Juli 1781., den Grundsätzen und der Natur des Executivprocesses, dem öffentlichen Credit, dem Wohl des Staats, der vernünftigen und ökonomischen Behandlung des Geldumlaufs, der Sicherheit der Gläubiger und den Rechten der Eigenthümer entgegen sey, hat der Vf. gründlich und umständlich gezeigt. Nur wäre zu wünschen gewesen, dass er, um die Geduld seiner Leser zu schonen, sich der weitläuftigen Excerpte aus Gesetzbüchern, und der noch weitläuftigern aus den bekannten Schriften eines *Claproths*, *Danz*, *Gönners*, *Schmidts* u. s. w., die in den Händen eines jeden juristischen Geschäftsmannes sind, enthalten, oder sich doch dabey mehr eingeschränkt hätte, welches ganz füglich, der Gründlichkeit unbeschadet, hätte geschehen können. — Ungeachtet es nun eben keine schwere Arbeit war, den Ungrund der angeführten Observanz darzustellen: so ist es doch immer verdienstlich, dass Hr. *H.* die vaterländischen Gerichte auf die gemachten Fehler, und die gesetzgebende Gewalt auf die Behauptung ihres Ansehens aufmerksam gemacht hat. Und da man sich jetzt fast überall von dem schädlichen Vorurtheil für den Gerichtsbrauch immer mehr losreisst, und immer mehr die Pflicht anerkennt, die unrichtigen und gesetzwidrigen Meinungen der Vorfahren im Collegium zu verlassen: so ist man zu der Erwartung berechtigt, dass die Untergerichte im Schleswig- und Holsteinschen nunmehr eines Bessern belehrt, oder von den Obergerichtshöfen, welche die Aufsicht über jene haben, an ihre Schuldigkeit erinnert, sich künftig genauer in ihren Erkenntnissen an die gesetzliche Vorschrift halten werden. Sollte hingegen diese Erwartung nicht erfüllt werden: so wäre es doch wohl hohe Zeit, dass die Regierung diesem Missbrauch, nachdem solchen Hr. *H.* zur Sprache gebracht hat, durch angemessene Verfügungen ein Ende machte.

Am Schluss seiner Abhandl. hat der Vf. Vorschläge gethan, wie etwa künftig von einer neuen Gesetzgebung der von ihm abgehandelte Gegenstand zu bestimmen seyn möchte, die wir aber, ohne die Gränzen dieser Blätter zu überschreiten, nicht anführen können, sondern nur diess bey diesen Vorschlägen erinnern wollen, dass dabey hin und wieder zu viel Spielraum dem richterlichen Gutdünken gestattet wird, welches wahrscheinlich bald wieder solche Observanzen herbeyführen würde, wie diejenige ist, gegen welche sich Hr. *H.* so eifrig aufgelehnt hat.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 4. December 1806.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

1) Leipzig und Gera, b. Heinsius: *Brevis Partus humani historia.* Auctore D. *Joann. Christian. Godofred. Joerg*, cum Tab. III. aen. Ohne Jahrzahl. (1805.) 124 S. 4. (1 Rthlr. 12 gr.)

2) Jena, im Verl. d. Cröker. Buchh.: *Tabellarische Uebersicht der praktischen Entbindungskunst* in Hinsicht auf die verschiedenen Lagen des Kindes und die wichtigsten Manual- und Instrumental-Operationen. Zur bequemen Uebersicht für junge Geburtshelfer und zum Leitfaden bey meinen praktischen Uebungen am Phantom entworfen von D. *Franz Heinr. Martens*, Prof. der Heilkunde zu Jena. 1805. XIII Tabellen. Querfol. (16 gr.)

3) Marburg, in d. n. akad. Buchh.: D. *Joh. Dav. Busch*, der Menschen und Thierheilkunde ordentl. Professors und Hebammenlehrers zu Marburg, *Kurzgefasste Hebammenkunst.* Zum Unterrichte für Wehemütter und zunächst für seine Lehrtöchter entworfen. *Zweyte* Auflage, mit der Hessischen Hebammen-Ordnung vermehrt. Mit 10 erklärenden Kupfertafeln. 1805. 112 und 24 S. 8. (10 gr.)

4) Leipzig, im Comt. f. Literatur: *Katechismus der Entbindungskunst*, oder die wohlunterrichtete Hebamme in der Stadt und auf dem Lande. Ein Büchelchen, worin über alles, was auf Erkenntniss der Schwangerschaft, die Lebensart der Schwangern, ihre Niederkunft, das Wochenbette, die neugebornen Kinder Bezug hat und sonst einer Hebamme zu wissen nöthig ist, ein vollständiger, gründlicher und äusserst fasslicher Unterricht ist ertheilt worden. Von D. *G. W. Becker*, in Leipzig. 1805. 184 S. 8. (9 gr.)

In der Entbindungskunst, welche die Erleichterung des Gebärens zum Gegenstande hat, muss die gar zu grosse Vorliebe für Manual- und Instrumentaloperationen eben so schädlich werden, als die zu weit getriebene Vernachlässigung derselben. Wenn man also zwey sich widersprechende Systeme, worin entweder jene Vorliebe oder diese Vernachlässigung vorherrschend ist, zur Richtschnur der Technik aufstellt, so ist man wahrlich im Irrthum; weil man das einzig wahre System, das zwischen beiden in der Mitte liegt, übersieht. Der Akt des Gebärens gehört zwar zum physiologischen Zustande des Weibes und bedarf, als solcher, der vielen Handgriffe und Werkzeuge nicht, die in unsern Lehrbüchern beschrieben werden; aber leider! gehört der physiologische Zustand der meisten Weiber jetzt gar zu sehr in's Gebiet der Pathologie, als dass er der Kunsthülfe entbehren könnte. Rec. will hiermit nicht behaupten, dass jede zögernde Geburt, jede regelwidrige Lage des Kindes, mit dem Kopfe, Steisse oder mit den untern Extremitäten voran, der Zange oder Wendung bedürfte, um dem Leben des Kindes und der Mutter nicht gefährlich zu werden; er weiss es aus eigener vielfältiger Erfahrung, dass solche Geburten, wenn die Gebärende und der Geburtshelfer die Geduld nur nicht verlieren, sehr häufig, ohne Beyhülfe der Kunst, glücklich beendigt werden können. Aber es frägt sich: hat die Entbindungskunst jenen Grad von Vollkommenheit noch nicht erreicht, um jene Geburten beschleunigen und erleichtern zu können, ohne das Leben und die Gesundheit der Mutter und des Kindes zu gefährden? Diese Frage dürfte jeder Geburtshelfer, der die Gränzen seiner Kunst kennt und die erforderliche Kunstfertigkeit besitzt, doch wohl bejahen, und so wird er, in der Mitte zweyer Parteyen stehend, wovon die eine die bewundernswürdigen Wirkungen der Naturthätigkeit, die andere das Wohlthätige der Kunsthülfe kennen lehrt, beide mit gleicher Achtung grüssen.

Dass sich der Vf. von Nr. 1. zu jener Partey wende, bekennt er in dem Vorberichte selbst. Er hält die geübte Hand des Geburtshelfers für den besten Beckenmesser und ein gut zubereitetes Bette für das zweckmässigste Geburtslager. Die Geburt wird eingetheilt in die natürliche und künstliche. Zur ersten sollen nicht allein diejenigen Fälle gehören, wo der Kopf des Kindes mit dem Hinterhaupte eintritt, sondern auch wo Scheitel, Gesicht, Hintrer, Knie und Füsse vorliegen. Natürlich mögen und müssen diese Geburten zwar seyn; aber regelmässig sind sie gewiss nicht, und nicht selten dürften sie so gut, als die Seiten-, Brust- und Rückenlagen, zu den künstlichen Geburten gezählt werden. Uebrigens ist der Hergang der regelmässigen Geburt ganz der Natur getreu beschrieben. Das sogenannte Milchfieber leitet der Vf. nicht von der Milchsecretion, sondern von der durch den Druck des Kindes hervorgebrachten Entzündung der Geburtstheile her. Rec. kann ihm hierin um so weniger beystimmen, je öfter er bey Weibern, die schon mehrmalen und geschwind gebaren, ein heftiges, bey andern, die zum erstenmal und beschwerlich entbunden wurden, gar kein Milchfieber beobachtete.

Die ursachlichen Momente jenes Fiebers möchten wohl eher in der Entleerung der Gebärmutter, in der Affection des Nervensystems und in dem Blutverluste zu suchen seyn, welche bey jeder Geburt mehr oder weniger statt finden und bey einem reizbaren Gefässsystem leicht ein Fieber verursachen können, bey dessen Nachlasse ausser der jetzt vermehrten Milchsecretion, auch andere Ausleerungen erscheinen. Wenn ein zu weites Becken als ein Hinderniss der natürlichen Geburt angegeben wird, weil der Kopf des Kindes zu geschwind und oft mit seinem grössern Durchmesser in die kleinern Beckendurchmesser herab getrieben wird, so scheint der Vf. zu vergessen, dass er selbst die regelwidrigen Kopflagen noch zu den natürlichen Geburten gerechnet hat; und wenn man jene Kopflagen auch dann, wenn es füglich geschehen kann, durch vorsichtige Handgriffe nicht verbessern und die Geburt dadurch erleichtern soll: so sieht Rec. noch weniger ein, warum man die geschwinden Geburten, bey weitem Becken, durch Einbringen eines Schwamms zwischen Kopf und Mutterscheide, nach dem Rathe des Vfs. erschweren solle. Eine horizontale Lage der Gebärenden und nicht zu heftiges Verarbeiten der Wehen dürfte doch wohl hinreichend seyn, um die schädlichen Folgen, welche eine sehr schnelle Geburt haben kann, zu verhüten. Der Vf. empfiehlt zu Zangenentbindungen eine Zange, deren Löffel nach *Sieboldscher* Art gestaltet und deren Schluss wie bey der *Boerschen* Zange beschaffen ist. Dass es bey dringenden Anzeigen nicht immer geschehen könne, auf den Eintritt des Kopfs in die obere Apertur des kleinen Beckens zu warten, würde Rec. dem Vf. durch mehrere Fälle beweisen, wo der überhängende Leib nur einen kleinen Theil des Kopfs über dem Schaambeinrande hervorragen liess, und doch die Anwendung der Zange nicht aufgeschoben werden durfte. Den Kopf mit der Zange bis an die untere Apertur des Beckens zu führen und dann die Entbindung den Wehen zu überlassen, findet Rec. unbarmherzig. Mit der Zange kann die Gebärende bey weitem geschwinder ihrer Bürde entledigt und das Mittelfleisch eben so sehr geschont werden, als wenn man die schmerzhaftesten Wehen noch abwarten wollte. Die dieser gutgerathenen Abhandlung beygefügten Kupfer stellen ein wohl gebildetes Becken mit seinen Durchmessern, einen Vertikaldurchschnitt dieses Beckens und den Eintritt des Kopfs in die obere Apertur vor.

Die Tabellen von *Martens* (Nr. 2.) sind zum Unterricht und zur Uebung am Phantom sehr brauchbar. Auf der ersten ist eine allgemeine Uebersicht der praktischen Entbindungskunst gegeben. Die zweyte bis fünfte Tabelle enthalten die Lage des Kindes und der Nachgeburtstheile, die sechste bis eilfte Tabelle die einfachen und complicirten Handgriffe, welche an den Geburtstheilen, am Kinde und an der Nachgeburt angewendet werden, die zwölfte und dreyzehnte Tabelle die Anwendung der Zange, des Hebels, Hakens und Kopfbohrers.

Die schon oft wiederholte Behauptung, dass es nicht so gar leicht sey, das Wissenswürdigste der Entbindungskunst, in so fern sie den Hebammen überlassen werden kann, in einem fasslichen Lehrbuche vorzutragen, bestätigt sich auch in den beiden folgenden Schriften.

Hn. *Busch's* Werk (Nr. 3.) unterscheidet sich in dieser *zweyten*, von der im J. 1801. herausgegebenen *ersten* Auflage durch die beygefügte Kurfürstl. Hessische Hebammen-Ordnung. Da diese Schrift in dem Marburger Hebammen-Institut als Lehrbuch eingeführt *ist*, und der würdige Vf. hoffentlich noch mehrere Auflagen erlebt: so will Rec. hier einige beym Durchlesen niedergeschriebene Bemerkungen mittheilen. Der kleine Durchmesser der obern Oeffnung des kleinen Beckens wird auf $4\frac{1}{4}$ — $4\frac{1}{2}$ Zoll angegeben, *da er* doch in gut gebildeten Becken, die Rec. vor sich hat, nur 4 Zoll (Pariser altes Mass) beträgt. — Die kleinen Schamlefzen dienen wohl nicht dazu, dem Urin den Weg zu weisen, damit er die Beine nicht benetze; denn dazu wären wohl die grossen Schamlefzen hinreichend. Die Erweiterung der grossen Schamlippen beym Durchgange des Kindes macht die unter dem Namen der kleinen Lefzen bekannte Hautfalte nothwendig. — Es ist doch wohl jetzt durch viele Leichenöffnungen schwangerer Weiber ausser Zweifel gesetzt, dass der Kopf des Kindes schon in den ersten Monaten nach unten gesenkt sey, und dass sich das Kind nicht erst im siebenten Monate auf den Kopf stürze. — Zur Erleichterung der Geburt möchte es wohl von weniger Bedeutung seyn, wenn das abfliessende Fruchtwasser die Mutterscheide schlüpfrig macht. Hierzu dient vorzüglich die vermehrte Absonderung der *Schleimdrüsen*. — Rec. würde den Hebammen den Rath nicht geben, bey heftigen Nachwehen eine Mischung aus 4 Loth wässriger Rhabarbertinktur und 1 Quentchen Sydenhams Landanum, alle 2 Stunden zu 1 Esslöffel voll, zu verordnen und noch weniger, wenn diess nicht helfen sollte, zwey Loth Glaubersalz in einer Theeschale voll heissen Wassers auf einmal nehmen zu lassen. Das bösartige Kindbetterinnenfieber dürfte dadurch nicht verhütet, sondern befördert werden. — Das Zurückhalten des Muttermundes während der Wehen ist ein unnützer Handgriff, der von Hebammen sehr leicht gemissbraucht und schädlich werden kann; noch schädlicher ist das Einbringen des Mittelfingers in den After, um dem Kopfe herauszuhelfen und das Mittelfleisch vor dem Einreissen zu schützen. Wenn irgend ein Handgriff diesen Riss begünstigt, so ist es das Einführen des Fingers in den Mastdarm. — Das Verschliessen der Nase des scheintodten Kindes beym Einblasen der Luft lässt dem Schleime keinen andern Weg offen, als in die Bronchien zu dringen und das Athmen vollends zu unterdrücken. Auch sind Tabacksrauch-Klystiere nicht bey allen scheintodten Kindern nützlich. — Aus dem mütterlichen Theile des Nabelstrangs fliesst nur äusserst selten etwas Blut, wenn der Mutterkuchen abgelöset wird; man kann folglich hieraus kein Zeichen

chen der geschehenen Ablösungen abnehmen. Beym Herausziehen des Mutterkuchens ist das Einfahren mit der Hand in die Mutterscheide unnöthig und für die Entbundene nur schmerzhaft. Die meisten Hebammen sind doch schon so sehr daran gewöhnt, dass es nützlich wäre, ihnen solche Handgriffe nicht zu empfehlen. — Es giebt zu einer zweckwidrigen Behandlung, zur Anwendung sogenannter treibender Mittel, welche leider! noch zu häufig gebraucht werden, den bestimmtesten Anlass, wenn man behauptet, das plötzliche oder zu frühe Aufhören der Lochien mache die Weiber krank. Vielmehr soll es heissen: die Weiber sind krank, wenn der Abgang plötzlich oder vor der Zeit aufhört. — Ein Aderlass am Fusse darf eine Hebamme bey hartnäckigen Krampfwehen doch gewiss nicht anrathen. — Ueber die Schieflagen der Gebärmutter drückt sich der Vf. nicht ganz deutlich aus. Gewöhnlich bestimmt man die schiefe Lage der Gebärmutter nach der Seite, wohin sich der Grund derselben geneigt hat; der Vf. bestimmt sie nach der Lage des Muttermundes. — Ein wässriger Aufguss von aromatischen Kräutern, mit einer Compresse lauwarm aufgelegt, zertheilt die Geschwulst der Geburtstheile eher, als das Einschmieren mit warmem Bier und braun gebratener Butter. — Es ist so nothwendig nicht, als der Vf. glaubt, dass eine Wöchnerin täglich oder wenigstens über den andern Tag Leibesöffnung haben, und dass sie reichlich Zwetschenbrühe trinken müsse, wenn in den ersten 24 Stunden nach der Geburt nicht von selbst Stuhlgang erfolgt. Gewöhnlich erfolgt dieser erst nach 3 bis 4 Tagen, und Rec. hat in seiner ausgebreiteten Praxis noch nie nöthig gefunden, vor dieser Zeit ein Klystier und noch weniger Zwetschenbrühe, welche nur Blähungen verursacht, zu verordnen. — Es ist eine unerwiesene Behauptung, dass sich beym Kindbettfieber die Milch in den Unterleib absetze; sehr oft ist die Milchabsonderung in den Brüsten, während dieses Fiebers, gar nicht unterdrückt, und wenn man der Kindbetterin in den ersten drey Tagen ein kühlendes Laxirmittel oder Tamarinden- und Weinsteinmolken verordnet, wie es hier empfohlen wird, so darf man in den bey weitem häufigsten Fällen keine Heilung erwarten. — Man sollte doch endlich aufhören, dem neugebornen Kinde, welches die erste Muttermilch geniesst, durch Laxirsäfte Leibgrimmen zu verursachen. Wenn man sie gar so lange fortsetzt, bis ein Poltern im Bauche des Kindes die Wirkung des Safts verkündigt, so fängt man an, ein gesundes Kind krank zu machen und in die Gefahr des Kinnbackenkrampfs zu setzen. — Ob die angehängten Kupfertafeln dieses übrigens recht brauchbare Lehrbuch den Hebammen verständlicher machen werden, bezweifelt Rec.; da es schon einen gewissen, bey solchen Weibern nicht voraus zu setzenden Grad von Bildung erfordert, wenn das Wichtigste auf solchen Kupfern nicht übersehen werden soll.

Hn. *Becker's* Katechismus Nr. 4. ist mehr zum Lese- als Unterrichtsbuche für Hebammen bestimmt, und, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, eine empfehlenswerthe Schrift; indessen möchte sie doch für die Hebammen in manchen Gegenden Deutschlands nicht verständlich genug geschrieben seyn.

Anstatt dass nach Nr. 3. die kleinen Schamlippen zum Schutze der Beine vor dem Nasswerden beym Urinlassen dienen sollten, sind sie nach Hn. *Becker* dazu bestimmt, die grossen Schamlippen vor dem Harne zu schützen, welches wohl nicht dadurch bewirkt werden kann. — Die Durchmesser des Beckens sind in einer Figur dargestellt, welche zur Verdeutlichung wenig beytragen wird. — Auf den Nutzen des Fruchtwassers bey der Entbindung ist von dem Vf. zu wenig Rücksicht genommen. — Aderlässe würde Rec. so wenig, als krampfstillende Tropfen aus Bibergeilessenz, Thebaischer Tinktur und *Hoffmanns* Balsam von Hebammen anrathen lassen. — Wenn die Gebärende, während jeder Wehe, das Kinn auf die Brust hält, so hat sie ja, nach der Versicherung des Vfs., vom Kropfe nicht leicht etwas zu fürchten, warum soll denn noch ein Tuch um den Hals geschlungen werden, welches so, wie jedes fest anschliessende Kleidungsstück, keiner Gebärenden anzurathen ist? — Es ist schädlich, bey schwächlichen Kindern so lange das in der Nabelschnur enthaltene Blut in den Nabel des Kindes zu drücken, bis es zu athmen anfängt. Der Nabelstrang darf nicht gedrückt werden, so lange man ein Klopfen darin bemerkt, und so bald diess Klopfen aufhört, ist das Hineindrücken des stockenden Bluts wenigstens unnütz, wenn es auch nicht zu Unreinlichkeit, faulem Geruche und Nabelgeschwür Veranlassung geben sollte. — Warum mag der Vf. in jenem Falle, wo der Kopf des Kindes sich gegen den Vorberg — denn das wird doch wohl der innere scharfe Rand des Kreutzbeins bedeuten — stemmen sollte, den Hebammen rathen, einen Finger so hoch, als möglich in den Mastdarm zu bringen und den Kopf abzudrücken, da der Finger weit bequemer und zweckmässiger durch die Mutterscheide an den Kopf gebracht werden kann? Noch nachtheiliger, als jener Handgriff dürfte das Drücken und Einschnüren des Leibes werden, wenn die Nabelschnur zu kurz wäre. — Die bekannte Mischung aus Borax und Rosenhonig ist zur Reinigung der Schwämmchen dem Rec. bis jetzt immer hinreichend gewesen, wenigstens kann sie unbedenklicher angewendet werden, als ein Salbeyaufguss mit weissem Vitriol. — Einem neugebornen Kinde bey Leibesverstopfung einen Esslöffel voll Rhabarbersaft zu geben und nöthigenfalls fünf Stunden darauf diese Gabe zu wiederholen, ist gewiss ein Druckfehler. — Wenn der Vf. auf diese und einige weniger bedeutende Mängel bey einer *zweyten* Auflage Rücksicht nehmen will, so kann seine Schrift jeder gebildeten Hebamme ohne Bedenken in die Hände gegeben werden.

ALTDORF und NÜRNBERG, b. Montag und Kessler: *Sammlung schwieriger medicinischer und chirurgischer Fälle für die praktische Heilkunde aus* eige-

eigener Erfahrung, von D. *Benedikt Christian Vogel*, der Heilkunde vorderstem Lehrer auf der Universität zu Altdorf. *Erste* Lieferung; grösstentheils den Ileus und die Schwind- und Lungensucht betreffend. 1805. 26 und 190 S. 8. (16 gr.)

Der Vf. — ein Veteran in der Praxis — verschob die Herausgabe seiner Beobachtungen, die er in einer vieljährigen ausgebreiteten und glücklichen Ausübung der Heilkunst machte, aus dem einzigen Grunde, um seine Bemerkungen reifer werden zu lassen und dann nur diejenigen auszuwählen, die er für nützlich hielt. Sein Princip war stets, nichts ungeprüft zu verwerfen, sondern jedes, das ihm nur gut und wahr zu seyn schien, wo er es fand, sich zuzueignen. Er hing weder der gastrischen Heilmethode, noch dem Erregungssystem blindlings an. Er reizte und stärkte, wo Schwäche eingetreten war, und schwächte, wo wahre Sthenie zugegen war. Oft hat er in einer und derselben Krankheit anfänglich incitirt und gestärkt, wenn sie zu der Zeit asthenisch war; und als sie ihren Charakter schnell veränderte, welches oft bey unvermuthet abgeänderter Luftbeschaffenheit geschehen kann, schwächte er sogleich wieder, jedoch mit Vorsicht und mässig. Diese entgegen gesetzte Art zu heilen, lehrte er seinen Schülern schon vor vielen Jahren. Er wendete die Arzneyen immer mit Vorsicht an, damit er, wenn ihre Wirkungen seinen Vermuthungen nicht entsprachen, so gleich wieder einlenken konnte. Er verband mit den Hauptmitteln oft aus mancherley Rücksichten andere Nebenmittel und ist über einen andern Recensenten seiner Abhandlung: *über den Ileus von eingeklemmten Brüchen* in der A. L. Z. Jahr 1799. Nr. 174. ungehalten, weil er die dort angegebenen Recepte tadelhaft gefunden hat, obschon sie ihrer Bestimmung vollkommen entsprachen. Der Vf. empfiehlt sie in der *ersten* Abhandlung über den Ileus neuerdings; weil er ihre heilsamen Wirkungen noch immer bestätigt findet. Rec. würde zu weitläuftig werden, wenn er über den Inhalt jener Abhandlung und die angehängten Beobachtungen etwas mehr anführen wollte, als dass der Vf. beym Ileus die Anwendung des Wienertränkchens, Ricinusöls, der Manna, des citronensauren Kali's und anderer gelinden Laxirmittel in Verbindung des Vitrioläthers und der Opiumtinktur empfiehlt, nebenbey sogenannte besänftigende und erweichende Salben, Bähungen und Klystiere, und je nachdem er die Versetzung eines rheumatischen, arthritischen oder eines andern fremdartigen Stoffes auf die Gedärme vermuthet, auch Spir. Mind. Guajak, Kampher, Spiesglanzschwefel und dergleichen anwendet. In der Abhandlung über die Schwind- und Lungensucht erkennt man nicht allein den aufmerksamen Beobachter, der auf alles, wodurch jene traurige Krankheit begründet werden kann, achtet, sondern auch den bedächtlichen Praktiker, der sich aller durch die Erfahrung vorzüglich gepriesenen diätetischen und pharmazeutischen Mittel nicht selten mit dem glücklichsten Erfolge bediente, um die Ausleerung des Eiters zu befördern, und die Hindernisse, welche sich der Vernarbung des Geschwürs in den Lungen so oft entgegen setzen, zu entfernen. Ausser den auf diese Abhandlung sich beziehenden Fällen sind noch zum Schlusse dieser Sammlung angehängt: die Geschichte und Heilung einer periodischen Gelbsucht und der darauf gefolgten Magenschwindsucht, die Geschichte und Heilung einer vermuthlich scrophulösen entzündlich gewordenen Fussgelenkgeschwulst, und die Geschichte und Heilung einer Gelbsucht verbunden mit Windsucht des Magens.

Rec. gehört nicht unter jene Aerzte, die bloss durch incitirende oder schwächende Heilmittel jede Krankheit entfernen zu können glauben; er ist durch Theorie und Erfahrung schon lange, ehe noch von einer Naturphilosophie die Rede war, davon überzeugt, dass der Heilkünstler eben so sehr das materielle, als das dynamische Verhältniss des Organismus zur anorganischen Natur berücksichtigen müsse, und dass es oft nothwendig werde, flüchtige Reitzmittel mit anhaltenden oder solchen Mitteln, welche vorzüglich auf die Secretionsorgane wirken und mit Unrecht direct schwächende genannt werden, zu verbinden; aber aus Gründen, deren Anführung hier zu weitläuftig werden dürfte, muss er die in vorliegender Schrift nicht selten vorkommende Verbindung anhaltender Reiz- und Laxirmittel wenigstens als unzweckmässig verwerfen; und wenn Rec. sich ehemals selbst solcher Mischungen mit Vortheil zu bedienen glaubte, so war diess nur Täuschung, und er versichert durch nachherige Versuche und Beobachtungen belehrt zu seyn, dass er in ähnlichen Fällen bey einer einfachern Behandlung seinen Endzweck früher und sicherer, als sonst, erreichen konnte. Bey näherer Prüfung, wozu es dem würdigen und erfahrnen Vf. nicht an Gelegenheit fehlen wird, dürfte sich die Wahrheit dieser Behauptung bald offenbaren, und Rec. würde sich sehr freuen, wenn er durch diese Erinnerungen den Vf. bewogen hätte, seine fernern Beobachtungen für jüngere Aerzte noch brauchbarer zu machen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 5. December 1806.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Hartknoch: *Grundsätze der Gesetzgebung.* Von *J. S. Beck*, Prof. der Philosophie in Rostock. 1806. XVI u. 853 S. gr. 8. (3 Rthlr. 16 gr.)

Da der Vf. längst als ein bewährter Forscher bekannt ist, und seine Vertraulichkeit mit dem obigen Gegenstande schon durch andere Schriften gezeigt hat: so erwarteten wir von der vorliegenden Schrift etwas sehr Vorzügliches; und wir finden diese Erwartung bey der Lectüre dieses Werks in reichlichem Maße erfüllt. Eben so erwarteten wir insonderheit von dem gesetzten Charakter des Vfs., dass ihn der Wind und das Wetter, welches seit einigen Jahren in der speculativen Atmosphäre getobt hat und uns mit jedem Jahre neue Schöpfungen zu bringen versprach, nicht aus seinem ruhigen und festen Gange bringen würde, und wirklich sind auch diese Lufterscheinungen vor ihm so vorüber gegangen, dass man auch kaum ihres Namens Gedächtniss in seinem Werke findet.

Die Absicht des vorliegenden Werks ist: „Die Gründe der allgemeinen Wohlfahrt und der Glieder der staatsbürgerlichen Gesellschaft aus dem gesellschaftlichen Systeme zu entwickeln." Sie zerfällt nach einer vorangeschickten Einleitung in *vier* Hauptstücke, und handelt im *ersten* vom Rechte im Naturzustande; im *zweyten* vom öffentlichen Rechte; im *dritten* vom Privatrechte im bürgerlichen Zustande; nämlich von der Unterthänigkeit der Staatsgenossen, von den Grundsätzen des Civil- und Criminalrechts; im *vierten* von den Grundsätzen des Völkerrechts.

Die Eintheilung, welche der Vf. hier gewählt hat, scheint uns nicht die gemessenste zu seyn. Das Recht kann nur entweder mit Wegsicht *von*, oder mit Hinsicht *auf* den bürgerlichen Zustand erwogen werden. Jenes ist das Privat-, und dieses das öffentliche Recht. Unter diesem Titel kann man daher nicht wieder vom Privatrechte handeln; was also von diesem hier vorkommt, hätte, so weit der Begriff der Oeffentlichkeit nicht in Rücksicht kommt, im *ersten* Hauptstücke abgehandelt werden sollen. Indessen wollen wir den Vf., der hier eben keine systematische Form beabsichtigt zu haben scheint, hierüber nicht weiter in Anspruch nehmen. Desto mehr wird sich der Systematiker durch die Materialien entschädigt finden.

In der *Einleitung* giebt der Vf. die Unterscheidungsmerkmale der philosophischen Erkenntniss von andern Erkenntnissen, der empirisch - philosophischen von der rein - philosophischen, desgleichen den Begriff von der Moralphilosophie, als einem Gliede im System menschlicher Erkenntnisse u. s. w. Hier heisst es unter andern: „Wenn die Materie der Urtheile, die ein Urtheil von dem andern verschieden macht, nicht in Betrachtung kommt: so bleibt das Bewusstseyn: *es ist*, als der allen Urtheilen bestehende Charakter. Aus dieser Form aller Urtheile entspringt der Begriff von einem *Gegenstande überhaupt*." (S. 4.). Wie einfach und wie richtig! Das menschliche Begehrungsvermögen wird dadurch sehr richtig von dem thierischen unterschieden, dass „jenes das Vermögen sey, durch seine *Begriffe* Ursache der Gegenstände derselben zu seyn, dagegen bewirke das thierische Begehrungsvermögen durch einen *blinden Trieb* seiner Natur, nicht aber, indem es sich eines Begriffs bewusst wäre, durch ein Bestreben, diesem zu entsprechen" (S. 13.). *Vernunft*, heisst es richtig (S. 17.), ist das Vermögen der Grundsätze;" wenn aber der Vf. hinzusetzt: „so fern sie (die Vernunft) Grundsätze sucht, nach welchen das Verhältniss der Objecte zum Gefühl erkannt werden kann, heisst sie *praktische* Vernunft:" so scheint diess den Begriff von der praktischen Vernunft nicht genau zu treffen: denn das Suchen der Grundsätze, diese mögen auch das Verhältniss der Objecte zum Gefühle betreffen, ist immer noch eine blosse Function der theoretischen Vernunft. Diese wird erst dadurch praktisch, dass sie aus sich selbst Begriffe und Grundsätze darbietet, welche ursprüngliche Causalität haben. So ist es mit dem Begriffe des Rechts und der Tugend. Mit ihnen ist das Bewusstseyn der Nöthigung ursprünglich und innigst verbunden, und eine ihnen angemessene Praxis ist das Einzige, was als ihr Object vorgestellt werden kann. Darum sind sie praktische Begriffe, und die durch sie gesetzgebende Vernunft eine praktische Vernunft: denn diese tritt in ihnen und durch sie unmittelbar als Begehrungs- und Handlungs-Vermögen auf; sie ist daher auch mit dem reinen Willen einerley. Auch bedarf es wohl noch eines nähern Beweises, dass „das bloss thierische Begehrungs-Vermögen unmittelbar nicht auf die Lust, sondern auf die Objecte, die ihm Lust geben, dagegen das menschliche Begehrungs-Vermögen unmittelbar auf die Lust gerichtet sey" (S. 23.). Es scheint vielmehr bey den Thieren auch nicht anders zu seyn. Sie werden unmittelbar durch die Lust und nur vermittelst dieser zur Begehrung des Gegenstandes bestimmt. Wenn also hier ein Unterschied Statt hat: so besteht er nur darin, dass sie in der Richtung ihres Begehrungs - Vermögens nicht

nicht durch Begriffe, sondern durch Instincte geleitet werden, und in dieser Hinsicht behauptet der Vf. ganz richtig, dass das Begehrungs - Vermögen des Menschen unter Regeln stehe, die er nach erkannten Gesetzen selbst annimmt, d. h. *Maximen* (S. 23.). — Treffend unterscheidet der Vf. den *Privatwillen* von dem allgemeinen Willen, und sagt: „eine Regel der Handlungen, die unter der Voraussetzung ihrer Allgemeingültigkeit begehrt wird, sey ein Object des Willens der Menschheit." (S. 25.). Abweichend scheint die Behauptung (S. 102.) zu seyn: „Es gebe ein *Recht des Stärkern* und ein Recht, durch Verschlagenheit und List einer Sache, die im Gebrauche eines Andern ist, theilhaftig zu werden." Allein was er hier Recht des Stärkern nennt, sollte eigentlich nicht so genannt werden: denn der Vf. versteht darunter die Befugniss, sich seiner Macht gegen den Ungerechten zu bedienen. Diese Befugniss liegt aber im Rechtsbegriffe überhaupt. Recht des Stärkern kann nur, wenn man nicht zweydeutig reden und am Ende nur einen Wortstreit führen will, ein Recht anzeigen, welches die Ueberlegenheit an Stärke zum *Princip* hat, und ein solches Recht giebt es nicht. Auch behauptet er (S. 108.) ein *Nothrecht*, und versteht darunter „das Recht, von der Sache eines andern einen Gebrauch zu machen, um sein Leben zu retten." Es versteht sich freylich schon aus dem Begriffe der äussern Freyheit, dass keiner Sachen also im Privatbesitz haben könne, dass dadurch selbst die Existenz des Andern, als eines Erdenbürgers, praktisch vernichtet werden dürfte, welches doch der Fall wäre, wenn es Unrecht seyn sollte, dass sich der Andere derselben zur Rettung seines Lebens bediene. Jedermann hat vielmehr den Willen, dass aller Privatgebrauch der Sachen der Existenz der Personen untergeordnet sey. Was aber dem Gesammtwillen der Menschheit conform ist, ist recht. Allein diess ist auch eigentlich nicht die Frage, welche man mit der Behauptung eines Nothrechts beseitigen will. Man versteht vielmehr darunter das Recht, in der eignen Lebensgefahr das Leben eines Andern, ob er gleich kein Unrecht thut, aufzuopfern. Z. B. das Recht der Bürger, Einen ihrer unbescholtenen Mitbürger aufzuopfern, um das Ganze zu retten; oder das Recht, einen Andern von dem Brete, worauf er sich rettete, herunter zu werfen, um sich selbst dadurch zu retten u. s. w. Ein *solches* angebliches Nothrecht findet nicht Statt.

Unter dem *öffentlichen* Rechte versteht der Vf. diejenigen Gesetze, welche den rechtlichen Zustand möglich machen; die also Bedingungen desselben sind, und wirksam seyn müssen, wenn dieser Zustand vorhanden seyn soll. Diese Erklärung ist so einfach als treffend, auch ist dieses ganze Hauptstück sehr gut ausgeführt. Jedoch stiessen wir bey der Behauptung an: „dass die Regierung diejenige Bedingung sey, unter deren Existenz die beiden andern (die Gesetzgebung und das höchste Gericht) sind; die Regierung *schaffe* die Gesetzgebung, und diese, wie der Gerichtshof, seyen jener nothwendig *untergeordnet*" (S. 213 ff.). Wir können hierin dem Vf. nicht beystimmen. Denn eine Regierung, welche jeden seiner Rechte theilhaftig machen soll, setzt schon Gesetze, mithin eine gesetzgebende Gewalt voraus, und da die ganze Function der Regierung allein dadurch den Charakter der Rechtlichkeit bekommt, dass sie nur das, was das Gesetz will, vollzieht: so ist sie allerdings der gesetzgebenden Gewalt untergeordnet, und nicht umgekehrt. Die Gesetze sind der Ausspruch des vereinten Willens, mithin des Willens *Aller*, und erst aus diesem Willen geht auch der Wille hervor, dass den Gesetzen eine äusserlich zwingende Gewalt beygesellt, mithin eine vollziehende Gewalt constituirt werde. Man kann daher, wenn man die durch Vernunft bestimmte Ordnung ins Auge fasst, nicht sagen, dass die Regierung die Gesetze *schaffe*, sondern nur, dass sie die geschaffnen Gesetze promulgire, vollziehe, anwende u. s. w. Dass das Volk hierbey auf die Urtheilsfähigkeit und den guten Willen compromittire, auch eine gute Meinung von dem Willen desjenigen haben müsse, in dessen Hand es alle physische Staatsmacht legt, dass auch weiter keine zwingende Gewalt gegen oder über den Regenten etablirt werden könne, ist alles wohl wahr; aber das hebt doch die rechtliche Unterordnung, in welcher der Vollzieher zum Gesetzgeber steht, keinesweges auf, und man kann weiter nichts sagen, als dass den Gesetzen der Charakter der äusserlichen Geltung abgehen würde, wenn keine Macht da wäre, die ihren Effect physisch nothwendig machte. — Der Vf. will den Regenten bloss von der *guten Meinung* des Volks abhängig machen. Allein diess hiesse, Rechtssachen in das Gebiet der blossen Tugendverpflichtung versetzen. Es liegt vielmehr im Begriffe des Rechts überhaupt, und der rechtlichen Function des Vollziehers insbesondere, dass dieser nichts vollziehen könne, als was die Gesetze sagen; folglich seine ganze Function ein vom Geiste des Gesetzgebers belebter Mechanismus sey. So will es die reine politische Idee, und so würde es auch seyn, wenn es möglich wäre, einen Vollzieher zu finden, auf dessen öffentliche Function keine Privatrücksichten irgend einen Einfluss haben könnten. Da aber dieses unter Menschen nicht zu erreichen steht: so wird jeder Regent nur immer mehr oder weniger der reine Arm der Gesetze seyn. Allein, die empirischen Schwierigkeiten, der reinen Vernunftidee des Politismus zu genügen, dürfen uns doch nicht berechtigen, das Ding selbst in der Theorie umzukehren, und eine Dependenz der Legislation von der Execution als Norm festzustellen. Denn diess würde offenbar zur politischen Anomalie und in seiner Consequenz das herbeyführen, was alle asiatische Despoten von je her im Sinne hatten. Auch lehrt der Vf. ja selbst (S. 242.), der Unterthan habe Rechte gegen den Regenten. Wie könnte er diese haben, wenn der Regent die Gesetze schaffte? Gegen den Schöpfer der Gesetze giebt es keine Rechte, sondern nur Pflichten: denn alles Recht wird ja erst durch die Gesetzgebung bestimmt. Daher kann auch der Gesetzgeber kein Unrecht thun, wohl aber der Vollzieher. — Was der Vf. über die Polizey sagt, verdient wohl überdacht und

und beherzigt zu werden. „Die Ausführung der Staats-Idee" heisst ihm überhaupt die *Polizey* (S. 342.). „Ein Gesetz, das Handlungen verbietet, die zwar niemanden an der nach Civilgesetzen ihm zustehenden Theilhaftigkeit der Gegenstände seines Willens hindern, aber entweder zu Rechtsverletzungen den Weg bahnen, oder doch Ursache von Beschädigungen seyn können, heisst ein *Polizeygesetz.*" Dieser Begriff wird im Folgenden sehr gut ausgeführt. Ganz besonders hat uns der *dritte* Abschnitt (S. 658 ff.): von den Grundsätzen des Criminalrechts, gefallen. „Gesetze, welche die Verbindung der Rechtsverletzung, als Ursache, mit einem Uebel für den Rechtsverletzer, als Wirkung, ausdrücken, heissen *Criminalgesetze.* — *Privatverbrechen* sind solche, wenn der gesetzliche Erfolg des Verbrechens von dem Willen des Beleidigten abhängt. *Oeffentliche* Verbrechen aber solche, wenn Jedermann gegen den Urheber des Verbrechens klagen darf, und es Pflicht der Polizey ist, gegen ihn durch Anklage zu verfahren. *Majestätsverbrechen* ist jede auf Zerstörung der öffentlichen Meinung von der Stelle der höchsten Gewalt gerichtete Handlung. *Hochverrath* ist das Verbrechen, das den Staat zu vernichten sucht, indem es die äussern Bedingungen seiner Existenz verletzt." S. 721. stossen wir auf folgende Behauptung: „Die Beziehung einer That auf einen von Naturbedingungen frey wirkenden Urheber ist ein Begriff ohne Anwendung, und diese Zurechnung, als Bedingung der Strafbarkeit der Handlungen, hebt alle Zurechnung auf." Dagegen behauptet der Vf.: „Wenn einer Handlung die Bestimmungen zukommen, die sie zu einer vom Gesetz verpönten That machen: so ist sie strafbar." — Wie es scheint, so will der Vf. den Begriff der Freyheit gar nicht bey der Imputation berücksichtigt wissen. Denn er setzt hinzu: „dass jede Willensbestimmung des Menschen von Ursachen abhänge, die ausser dem wollenden Subjecte vorhanden sind, zu welchen Ursachen selbst die innern Bedingungen seines Wesens gehören, unter welchen sich ein Wille äussert; dass das Daseyn einer Begebenheit mit Nothwendigkeit erkannt werde, wenn das Verhältniss zu ihrer Ursache gewusst wird, und diese Ursache mit allen ihren Bestimmungen vorhanden ist, und dass die Wirksamkeit jeder Ursache eben so wenig durch sich selbst bestehe, sondern nur als Wirkung früherer Ursachen möglich sey; diese Urtheile wird niemand zweifelhaft machen wollen. Wenn eine Reihe von Ursachen, deren jede die ihr folgende bestimmt, sich mit einem Aelternmorde schliesst: so würde diese Begebenheit für nothwendig gelten, so bald uns diese Ursachen bekannt wären." Hieraus folgert er dann endlich: „Wenn Zurechnung das Urtheil ist, das eine That auf einen Urheber bezieht, dessen Causalität nicht nach Naturgesetzen nothwendig war: so ist die Zurechnung eines solchen Verbrechens ein Widerspruch." — Wir gestehen, dass wir diesen Widerspruch nicht finden können, wohl aber nicht umhin können, alle Zurechnung für unstatthaft zu halten, wenn wir das, was der Vf. sagt, so platt hin verstehen, wie es seine Worte zu nehmen veranlassen. Die Vorfrage ist hier, was der Vf. unter *Naturnothwendigkeit* und *Freyheit*, in so fern beide Begriffe als entgegengesetzt gedacht werden, verstehe. Hierüber hat er sich nicht bestimmt erklärt, und daher läuft man Gefahr, mit ihm am Ende in einen blossen Wortstreit zu gerathen. Das Causalgesetz der Natur, nach welchem jede Begebenheit durch eine vorhergehende bedingt ist, räumen wir ihm allerdings ein; aber auch nur so weit, als die Rede von einer *sinnlich*-bedingten Natur ist. Es folgt nämlich nicht daraus, dass es nicht auch eine Causalität geben könne, deren Charakter nicht die Bedingtheit durch vorhergehende und ausser ihr liegende Ursachen sey. Wenn es eine solche Causalität giebt: so wird sie im Gegensatz mit der sinnlich-bedingten eine *freye* zu nennen seyn. *Ursache* ist hier immer, aber das *Gesetz* derselben ist ein anderes, als das der sinnlich-bedingten Ursachen. Wie wenn sich nun gerade eine solche Ursache dadurch als wirklich bewiese, dass sie durch selbstgemachte Regeln der Grund des Daseyns von Etwas wäre? Und so ist es, eben so gewiss, wie gewiss wir die Verkettung der Dinge von einer andern Seite, nämlich der sinnlich-bedingten Causalität, kennen. Denn was ist es am Ende, das uns die Gültigkeit des Gesetzes der bedingten Ursachen verbürgt? Es ist die Natur unsers Erkenntnissvermögens. Und was verbürgt uns die Gültigkeit des Gesetzes der unbedingten Ursachen? Es ist die Natur unsers Handlungsvermögens, und zwar des moralischen, es sey durch den Tugend- oder durch den Rechts-Begriff. Durch selbstgemachte Regeln aber Ursache von Begebenheiten in der Welt seyn, oder *frey* seyn, ist einerley.

Diess ist nun der Begriff, auf welchen alle moralische Beurtheilung zurücksieht und zurücksehen muss, wenn von Zurechnung die Rede seyn soll. Wir finden in allem, was der Vf. dagegen einwendet, nichts, was dieser Berücksichtigung im Wege stehen könnte. Es ist wahr, dass jede Willensbestimmung des Menschen von Ursachen abhänge; dass das Daseyn einer Begebenheit mit Nothwendigkeit erkannt werde, wenn das Verhältniss zu ihrer Ursache gewusst wird; aber es ist nicht wahr, dass jede Willensbestimmung von Ursachen, die *ausser* dem wollenden Subjecte vorhanden sind, abhange; es ist nicht wahr, dass zu diesen äussern Ursachen auch selbst die innern Bedingungen seines Wesens, unter welchen sich ein Wille äussert, gehören: denn diese innere Bedingung kann gerade eine solche seyn, welche den Charakter der absoluten Spontaneität an sich trägt, und diess gerade die Sache seyn, welche durch den Begriff der Freyheit getroffen werden soll. Es sey also immerhin, dass jede Begebenheit ihre Ursache ausser sich habe: so hat darum noch nicht jede Ursache wieder ihre Ursache ausser sich, und diess ist der Fall, wenn die Ursache durch selbstgemachte Regeln Causalität beweist: denn veranlassende Ursachen sind darum noch nicht bestimmende Ursachen, und das Gesetz, worunter die Phänomene einer Ursache, in so fern sie in den Context der Sinnenwelt gehö-

gehören, stehen, ist darum noch nicht das Gesetz der Ursache selbst, in so fern sie gar nicht zu den Erscheinungen gezählt werden kann. Es kann gerade Gesetz dieser Ursache seyn, dass sie, indem sie handelt, alle sie anderweitig reizende Motive in ihrer Gewalt habe, und sie einem einzigen, höhern und ihr eigenthümlichen Motive unterordnen könne; und wenn diess Motiv für sie gerade das ist, was wir den zureichenden Grund nennen: so handelt sie gerade in dem Acte aus diesem zureichenden Grunde frey. Diess ist es auch eben, was die Vernunft durch ihr *Sollen* anwinkt.

Wir behaupten nun, dass jeder Criminalist diese Freyheit immer im Auge haben müsse, wenn er von Zurechnung reden will, und verstehen gar nicht, wie der Vf. lehren wolle, dass eine solche Zurechnung alle Zurechnung aufhebe. Aber, wird er fragen, wie soll der Richter wissen, dass der Thäter ein frey wirkender Urheber seiner That ist, da ihn die Verfolgung der Ursachen der That am Ende dahin bringen werden, die That für nothwendig zu erklären? Wir behaupten aber dagegen, dass die Verfolgung der Ursachen den Richter entweder dahin bringen werde, oder nicht. Bringt sie ihn dahin: so findet keine Zurechnung Statt: denn da muss er urtheilen, der Thäter handelte nicht frey; bringt sie ihn nicht dahin: so findet die Zurechnung Statt: denn dann wird er urtheilen, der Thäter handelte frey. Aber, wird er weiter fragen, wie wird er je urtheilen können, dass der Thäter frey handelte, da er doch die Freyheit desselben, eben weil sie eine blosse intelligible Causalität bedeutet, nie zur objectiven Erkenntniss bringen kann? Wir antworten: der Richter könne diess allerdings und zwar bloss dadurch, dass er Grund hat, zu urtheilen, der Thäter sey gesundes Verstandes. Denn mehr braucht hier nicht fest zu stehen, als dass der Thäter mit Verstand gehandelt habe, mithin kein gestörter, wahnsinniger u. s. w. sey. Ob aber der Thäter mit Verstande handele, lässt sich aus den Urtheilen, als den Producten desselben, ohne Schwierigkeit abnehmen.

Es ist möglich, dass wir in allem diesem weiter nichts, als die eigentliche Meinung des Vfs. selbst exponiren; allein seine Worte geben doch einer Zweydeutigkeit Raum, und da diese Sache für die Criminaljustiz von so grosser Wichtigkeit ist, und manche Criminalisten selbst im Ernst ihr Räsonnement so treiben, als wollten sie alles gerichtliche Verfahren für eine blosse Maschinerie nach Gesetzen der sinnlich bedingten Causalität angesehen wissen: so haben wir diesen Punkt etwas umständlicher berühren, und das Weitere der Ueberlegung des Vfs. anheim stellen wollen.

In Ansehung der *materialen* Grundsätze der Strafgerechtigkeit ist der Vf. nicht bestimmt genug. Er versteht darunter solche, welche „zur Bestimmung der Materie der Strafen führen" (S. 760.). Der Begriff der Strafgerechtigkeit soll es nicht zu erkennen geben, dass die Art und Grösse des Strafübels dem Uebel gleich kommen müsse, das die gesetzwidrige That verursachte. Allein irgend einen obersten Grundsatz der Criminalgerechtigkeit muss es doch auch hier geben, und wenn es nicht das so genannte Wiedervergeltungsrecht ist: so muss es ein anderer seyn. Es ist diess freylich ein schwerer und bey weitem noch nicht gehörig erörterter Punkt in der peinlichen Rechtslehre. Wir wünschten daher, dass der Vf. allen seinen Scharfsinn aufgeboten hätte, um ihn der Entscheidung näher zu bringen. Dagegen äussert er nur, es *scheine* so und so. Indessen sagt er doch fest und bestimmt, die dem Verbrechen des Todschlags angemessene Strafe sey die Todesstrafe. Richtig; aber wir fragen nun, was es sey, wodurch er sich gedrungen findet, hier so bestimmt zu sprechen? Er muss doch ein Princip vor Augen haben, und, wenn diess hier richtig ist: so muss es auch anderweitig leiten. Es kann aber nach dem Rechte kein anderes Princip für den Criminalrichter geben, als dieses, dass er sich die Maxime des Missethäters als Naturgesetz denke, und ihn dann seinem eignen Gesetze unterwerfe. Das Problem der angewandten peinlichen Rechtslehre ist dann, jenes Princip für alle Fälle so zu modificiren, dass dem Geiste desselben Genüge geschehe. Es will uns daher nicht einleuchten, wenn der Vf. sagt: Zur Bestimmung der Materie der Strafen aus *Begriffen* Principien dieser Art finden wollen, könne nicht gelingen. Woher anders, als aus Begriffen von der That, können die besondern Regeln des peinlichen Verfahrens geschöpft werden? Doch wir brechen hiermit ab, und bemerken nur noch, dass wir diese Erinnerungen gerade darum gemacht haben, weil wir glauben, dass sie der Vf. selbst gern vernehmen werde. Möge übrigens kein Rechtslehrer dieses vortreffliche Werk unberücksichtigt lassen, und um der vielen vortrefflichen Sachen willen den Mangel übersehen, der sich hin und wieder in der Sprache und dem Periodenbau merklich macht.

KLEINE SCHRIFTEN.

CHEMIE. *Frankfurt a. M.*, b. Herrmann: *Grundriss der chemischen Analyse mineralischer Körper*, von Dr. *J. H. Kopp*, Landphysik. in Hanau. 1805. 100 S. 8. (12 gr.) — Rec. kann diese Schrift als sehr zweckmässig allen empfehlen, welche sich in der Anstellung chemischer Analysen der Mineralkörper unterrichten wollen. Nach einer kurzen Einleitung über die Art überhaupt, wie solche Analysen zu machen sind, werden die einfachen Bestandtheile der Mineralien angeführt, ferner die Mineralien, worin sie vorzukommen pflegen, und die Mittel, wodurch sie von den Substanzen zu scheiden sind, mit welchen sie am häufigsten verbunden vorkommen. Der Vf. hat dabey die neuesten Analysen von *Klaproth*, *Vauquelin* und *Rose* sorgfältig benutzt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 6. December 1806.

DEUTSCHLANDS JOURNALEN-LITERATUR.

Harte Beschuldigungen hört man jetzt öfters unserm Zeitalter machen, aber niemals dies, dass es nicht ein Zeitalter des regsten Strebens sey. Wenigstens wälzt Diogenes seine Tonne rüstig auf und nieder, dürfte freylich vielleicht ein Spötter sagen: allein da man nie sicher von Spöttern und Missvergnügten die Wahrheit erfährt, sondern dann nur, wenn man, von Lob- und Spottsucht gleich frey, die Zeichen der Zeit in ihrem unvermeidlichen Zusammenhang mit dem ewigen Gesetz der Nothwendigkeit betrachtet, auf Erkenntniss der Wahrheit rechnen, und gewiss seyn darf, mit roher Hand nicht in den Saat der Gegenwart zugleich die Aernte der Zukunft zu zernichten: so fordert die Pflicht, von dieser Seite jenes Streben der Zeit zu betrachten.

Unstreitig ist eins der sichersten Zeichen *unsrer* Zeit die Literatur und Schriftstellerey. Sie, im Alterthum als Eigenthum privilegirter Kasten, der Priester und Despoten gefährliches Geheimniss, in Zeiten öffentlicher Staatsverhandlungen, republicanischer Verfassung, Gleichheit der bürgerlichen Stände nur die stillen Gesellschafterinnen weniger für sie geschaffnen Weisen, sind in unsern Zeiten, wo Etikette die bürgerlichen Klassen trennte, dem Bürger, ausgeschlossen von aller Staatsverhandlung, nur in hausväterlicher Würde noch gross zu seyn verstattet war, und über den Bürger sich endlich siegend der Mensch erhob, ein heiliges Gemeingut geworden, dessen Besitz oder Verlust von unserer Humanität oder Barbarey zeugt, so wie dessen jedesmalige Beschaffenheit von dem Standpunkt, welchen ein Zeitalter zwischen diesen beiden Extremen behauptet.

Wer Deutschlands jetzige Literatur auch nur obenhin kennt, kann doch nicht läugnen, auch in ihr sey das regste Streben sichtbar. Hat es eine Zeit gegeben, wo der Studirende auf der Akademie seine Wissenschaft fertig hinnehmen, und gewiss seyn konnte, ein ganzes Menschenalter mit derselben auszureichen, — so ist sie vorüber, diese Zeit: denn wer, der auch nur ein Jahrzehend lang der Wissenschaften rasche Verwandlungen beobachtet, und nur einigermassen den Schwur auf des Meisters Wort verlernt hat, würde behaupten wollen, dieses oder jenes lerne er nun für sein ganzes Leben? Und ist wohl (kaum die mathematische ausgenommen) eine Wissenschaft zu nennen, die nicht mehr oder minder solche Verwandlungen erfahren hat, und den, der sich im trägen Besitz derselben bequem fühlen möchte, mit Gewalt aus seiner behaglichen Ruhe rüttelt?

Als eine bedeutende Folge hievon hat man die Menge periodischer Zeitschriften anzusehen, die uns seit jener Zeit geliefert werden. Wie, fragt man sich, ist die Begierde nach Nahrung des Geistes so gross geworden, dass sie periodisch gestillt werden muss? Der Witz hat bey dieser Antwort offenes Feld. Erinnert man sich aber, dass Journalschriftstellerey und Lectüre unter allen cultivirten Völkern des neuern Europa von je her Epoche gemacht hat, nicht nur in ihrer Literatur, sondern auch ihrer Culturgeschichte, dann dürfte man wohl geneigt seyn, hier eine andre als bloss witzige Antwort zu versuchen.

Mit Ausschluss aller kritischen Journale und Volksblätter, deren auch jede mittlere Stadt eins hat, zählen wir jetzt in Deutschland an 200 Zeitschriften, die wir eintheilen können in eigentlich *wissenschaftliche*, die ausschliesslich Einem Zweige der Gelehrsamkeit gewidmet sind, in *humanistische*, deren Zweck nicht Beförderung wissenschaftlicher Gelehrsamkeit, sondern menschliche Bildung ist, deren Stoff mithin Entwickelungsstoff der Gemüthskräfte und Geistesanlagen für Alle seyn muss, die sich zur Menschheit bilden wollen, und endlich in *gemischte*.

Hätten alle diese Zeitschriften mit der Zeit keine andre Verbindung, als ihr Erscheinen in bestimmten Zeitterminen, dann würden sie von der übrigen Literatur nicht unterschieden, oder meist nur zu ihrem Nachtheil davon zu unterscheiden seyn, indem es vielleicht gerade das Vergänglichste an der Wissenschaft ist, was in diesen Zeitschriften auftritt. Allein in diesem Vergänglichen selbst malt sich die Zeit ab, und wenn viele Herausgeber solcher Schriften kein anderes Interesse dabey haben, als das für den Zeitwerth ihrer Producte: so ist selbst dieses zu beachten, weil eben dieses Interesse dafür bürgt, dass sie sich möglich eng an den Geist der Zeit anschliessen. Darum ist vielleicht kein andres Werk so geeignet, die Entwickelungsstufen und Wendepunkte der Wissen-

senschaften und Cultur zu bezeichnen, als die Zeitschriften; weil gewöhnlich in ihnen Reformen, Metamorphosen und Uebergänge mit den lebhaftesten Farben aufgetragen werden. Wer aber diese wandelbare Individualität des Wissens in ihren verschiedenen Entwickelungsperioden sorgfältig betrachtet, kann gewiss seyn, selbst darüber hinaus zu kommen.

Der schnelle Wechsel wissenschaftlicher Cultur aber zieht einen eben so schnellen Wechsel dieser ihr gewidmeten Zeitschriften nach sich, so dass manche, kaum geboren, schon wieder sterben müssen, oft ohne eine Spur ihres Daseyns zu hinterlassen. Andre, wenn nicht verdienstlicher, fristen, wahrscheinlich weil sie dem Zeitgeist enger angeschlossen sind, doch glücklicher ihr Daseyn, und bezeichnen dasselbe überall mit ihren Spuren, die aber, wer es redlich mit dem wahren Vortheil der Wissenschaften und unsres Geschlechts meynt, lieber vernichten möchte. Glücklicher Weise ist es die Menge der Zeitschriften selbst und der verwirrte bunte Verkehr ihrer Liebhaber mit ihnen, der den schlimmen Folgen vorbeugt: denn indem die folgende immer rasch die vorige verdrängt, kann kaum Eine mehr eines dauerhaften Eindrucks gewiss seyn, wie wohl vordem, als weniger erschienen, der Fall gewesen ist. Dieser Umstand selbst aber, ist er nicht allein schon eine nur zu böse Frucht der Zeit, und kann er nicht, auch abgesehen von allem andern, als ein Zeichen der Zeit betrachtet werden? Sehen wir also ja nach, was diese Zeichen uns verheissen.

Unter allen Zeitschriften sind unstreitig die einer besondern Wissenschaft gewidmeten vom bleibendsten Werth; die Aufsätze alle einartig, der Herausgeber ein seines Faches kundiger Gelehrter, der Rück- oder Vorschritt seiner Wissenschaft wohl zu beurtheilen weiss: wie sollte der Mann des Faches also nicht begierig ein Werk ergreifen, welches ihn mit wissenswürdigen Neuigkeiten aus seinem Fache unterhält, dessen Mängel ihm aufdeckt und Verbesserungen mittheilt! Ist die Zeit der Neuheit vorüber, dann gewährt es ihm immer noch den Dienst einer pragmatischen Geschichte seiner Wissenschaft, ohne deren Kunde sich Keiner der Gelehrsamkeit in einem Fache rühmen darf. Und wie vortheilhaft ist es nicht, hier in der Kürze neue Ideen, Verbesserungen der alten mitgetheilt zu erhalten, die entweder zur Mittheilung in einer eignen Schrift nicht geeignet, oder in einer solchen übersehen worden wären!

Aber auch die humanistischen sind von einem nicht unbedeutenden Werth. Wie der Umgang mit Menschen von allerley Ständen, Völkern und Denkarten den Begriffen des einzelnen Menschen Ausdehnung und seinen Sitten Eleganz giebt, durch welche jene so nah an Karikatur gränzenden Individualitäten verloren gehen, so auch eine Schriftstellerey, welche statt Ersatz jenes menschlichen Verkehrs dient. Und wer wird unserm Zeitalter eine feinere Gewandtheit, eine grössere Vielseitigkeit absprechen wollen? Unstreitig ist die Cultur ausgebreiteter, die Politur allgemeiner geworden, und ein gewisser Encyclopädismus des Wissens hat jenen geistigen Conversationsluxus befördert, ohne welchen der Trieb nach Entwicklung und Bildung nicht so schnell in Blüthen geschossen wäre. Schade aber für eine taube Blüthe, die keine Frucht verheisst! Aber auch Frucht haben wir gesehen: denn Vorurtheile aller Art, vordem so häufig die Mütter blutiger Kriege, sind in ihr Grab gelegt, die Menschheit mit ihren Rechten und Ansprüchen, wenigstens in der Theorie, anerkannt, und so viel Licht über die wichtigsten Angelegenheiten derselben selbst bis in die untersten Stände verbreitet worden, dass man keine andern als freudigen Hoffnungen daraus schöpfen kann. Der Mensch gewinnt eben so viel an Humanität, als er von der Menschheit tiefere Gründe und höhere Zwecke denkt. Schon das Bedürfniss eines solchen Denkens aufgeregt zu haben, ist nicht wenig.

Nicht gleichviel Gutes indess möchte man von den vermischten Zeitschriften rühmen, zumal da diese uns an drey Zeichen der Zeit erinnern, die wir nicht eben zu den erfreulichen rechnen können. Wohl wissen wir, dass wir diesem thöricht, jenem rasend scheinen werden, wenn wir den neuen Gang des Erziehungswesens, die Art unsers Unterrichts und unsre Aufklärung als jene unerfreulichen Zeichen nennen; allein nicht Hohn noch Spott kann uns hindern, was wir als Wahrheit anerkannt, als solche zu sagen. Das freylich ist gewiss, die neuere Erziehung sollte Menschenbildung werden und seyn; allein ist grossentheils nur Bildung urbaner *Tölpelhaftigkeit* geworden. Um die Aufklärung ist es sicher auch etwas sehr Vortreffliches, weil es um die Vernunft etwas Vortreffliches ist; allein ist unsere Aufklärung eine — vernünftige? Verstandes - Aufklärung mag sie seyn; dann aber sind *Schillers* gewichtige Worte gar sehr zu beherzigen:

> Sie geben ach! nicht immer Gluth
> Der Wahrheit helle Strahlen;
> Wohl denen, die des Wissens Gut
> Nicht mit dem Herzen zahlen!

Und gewiss, Mangel an Energie, diess wesentliche Gebrechen unserer Zeit, diese Folge sinnlicher Ueberfeinerung, ist eine Folge jener Aufklärung, welche, da sie Cultur des sinnlichen Genusses für Humanität pries, und in dieser Humanität, duldend gegen Schwächen, auch der Immoralität den Schein der Schwachheit lieh, zu einer Zeit, wo die Grundsätze schwankten, durch lockenden Reiz von der Bahn des Rechts und der Wahrheit leicht genug ablenkte. Was Wunder demnach, wenn ein Geist, so hell, und ein Herz, so rein, wie der würdige *Graf von Benzel-Sternau* sagt: „Das Bedürfniss unserer Zeit scheint haupt- säch-

sächlich Reinigung und Veredlung der Moralität; Begränzung der lüsternen Sinnlichkeit; Erweckung und Nährung echter, unbefleckter Geisteskraft; Berichtigung der Geistescultur auf Festigkeit und Consequenz; Zurückführung des Gefühls auf die wahren Gesichtspunkte der Natur; Aufleben des Herzens, des Sinnes für echtes Menschenglück; Beförderung der innern moralischen Selbstbildung und Selbstständigkeit; Einschränkung des transscendentellen, intellectuellen, politischen Fanatismus; Verbreitung richtiger Grundbegriffe für individuelle und politische Thätigkeit, des Geistes redlicher Anwendung, mit steter Hinsicht auf die stufenweise Möglichkeit der Ausführung, des Hanges für Realität, glanzloses Gutes und Ausfüllung des Standpunktes; endlich nebst der Rettung des Sinnes für's Grosse, Wahre und Gute, auch Rettung des Sinnes für's Schöne, der den menschlichen Geist veredelt, indem er seinen Schmuck aus ihm selbst entwickelt, — alles diess scheint das Bedürfniss der Zeit zu fordern."

Auch rühmen wir uns einer vortrefflichen Unterrichtskunst, und thun uns viel darauf zu Gute, einerseits die gelehrten von den Bürger- und Landschulen abgesondert, andererseits überall den Wortkram verbannt und die nützlichen Realia an dessen Stelle gesetzt zu haben. Realia, — freylich, es ist auch um sie eine nützliche Sache. Von fast allen Wissenschaften aber etliche Brocken hinzuwerfen, und diese einzunöthigen, damit ja recht bald eine geistige Unverdaulichkeit eintrete, heisst diess Realien erlernen lassen? Aller Methode den Todesstoss geben, und es recht mit Absicht darauf anlegen, dass alles Wissen Stückwerk bleibe, diess heisst es. „Wer aber thut denn das?" Wer? Ey, so beseht doch einmal genau eure hochbelobten Lehr- und Lesebücher für Stadt- und Landschulen, und denkt darüber nach, dass ihr lieber hättet, alle gelehrten Schulen möchten sich in solche Indigestionsanstalten verwandeln.

Geistige Puerilität möchten wir den Zustand nennen, der hieraus hervorgegangen ist, so wie die Folge der andern Zeichen vielleicht am schicklichsten moralische Hektik genannt wird. Wohin musste der furchtbare Bund dieser beiden das Zeitalter führen? Ist es ein Wunder, wenn der Schwächling, von einer lüsternen Einbildungskraft in verrätherische Arme geführt, elend darin verwelkt? Verzehrt untergeht? Nur elende Triebfedern zu gleich elender Wirksamkeit bleiben übrig, und mit der versiegten Kraft, erstirbt der kühne Muth und die hohe That.

Kein Zweifel aber, jene gemischten Zeitschriften so wie sie von der kranken Zeit geboren wurden, tragen trefflich dazu bey, die Krankheit wieder erblich fortzupflanzen. Die Herausgeber solcher periodischen Schriften, natürlich von dem Wunsche beseelt, gern und von Vielen gelesen zu werden, sind genöthigt, vor allem für Interessantes, Mannichfaltigkeit und Leichtigkeit zu sorgen: denn nicht belehren sollen sie, sondern vergnügen, selbst dann vergnügen, wenn sie belehren. Ihr Interessantes aber ist ein Interessantes der Zeit, und dann desto schlimmer, wenn diese Zeit aus ihren Fugen gerückt ist: denn indem der Schriftsteller sie nun doch zum Mittelpunkt des Ganzen macht, muss er nicht nothwendig dahin wirken, das Ganze immer mehr in einen schiefen Gesichtspunkt zu stellen? Hat nun aber der Unterricht schon dafür gesorgt, dass der Umfang des Kreises zu gross für Kraft und Zeit dessen ist, der ihn durchlaufen soll: was dürfen wir uns dann von der beliebten Mannichfaltigkeit für Früchte versprechen? von der Leichtigkeit? Welche Gestalt würde wohl unser Zeitalter machen, wenn wir es *hierauf* im Spiegel der Wahrheit betrachteten? Würde wohl folgende Schilderung unpassend seyn?

Wahr ist's, die Vielwisserey hat unter Euch zugenommen, allein ihr habt über allem Wissen vergessen, es komme minder auf das an *Was*, als *Wie* man weiss. Eure sogenannte geistige Cultur und Politur ist eine gelehrte Seichtigkeit, gut genug für Conversationswitz, viel zu schlecht für wahre Bildung, wie denn auch Eure gepriesene Aufklärung nichts als moralische Gleichgültigkeit ist. Hang nach Entwicklung und Bildung triebe Euch zur Lectüre? Euch, bey Eurer Ernst- und Ordnungslosigkeit? Leerheit, die nicht nach Erkenntniss, sondern nach Neuheit strebt, jagt Euch von Blatt zu Blatt, und das beständige Jagen nach Neuheit erzeugt jenen frivolen Leichtsinn in Euch, der kurz und gut jedes schlechte Meteor für die strahlende Sonne selbst hält. Wer suchte Tiefe bey der unendlichen Flachheit? Wer Bestimmtheit in der ewigen Verworrenheit? Euern Mangel an allem diesem verdecktet Ihr gern: denn Ihr streicht Euch die Pariser Schminke des Encyclopädismus an, habt gewaltige Keckheit und Etourderie im Urtheil, allein — eben darum! Wahrer Muth macht keinen Renommisten; weislich durch Prüfung erlangte Ueberzeugung ist nie die Mutter der Parteywuth. Prahlt auch nicht mit Euerm rascheren Vorwärtseilen; die Schwalben fliegen rasch über Deutschland hin, allein, was wissen sie davon, als dass es dort auch Nester und Fliegen giebt? Euer Wissen ist Stückwerk, Euer Lesen aus Langeweile erregt nur neue Zerstreuung, und um Euch wieder zu zerstreuen, werdet Ihr gar Zerstreute. Verloren geht nun die reine Empfänglichkeit, die richtige Beurtheilung, der Geist des Selbstdenkens. Schon bedürft Ihr einer Gedächtnisskunst; verbannt aber nur Eure zerstreuende Leserey, leset wenig, aber mit Verstand und Ordnung, welche letzte wenigstens in Euern Zeitblättern nicht seyn kann, und Ihr werdet, ausser anderm Gewinn, auch noch die Ersparniss der Gedächtnisskunst haben. Vielleicht auch Ersparung der Brillen: denn auch physisch erblindet der leichter, wer schnell vielerley Schrift durchjagt, als wer langsam mit dem Auge auf Einer weilt.

In

In der That macht man einem grossen Theil des Publicums keinen bösen Leumund, wenn man diess und Aehnliches von ihm aussagt. Um aber gerecht zu seyn, müssen wir zugleich bekennen, dass die erstgenannten Zeitschriften von ähnlichen Vorwürfen nicht frey sind, und kaum frey seyn können, sobald auch ihre Zahl sich so beträchtlich vermehrt. Die Herausgeber, gebunden an eine Zeitfrist, binnen welcher ihre Hefte erscheinen, befinden sich selten in der glücklichen Lage, nur Geprüftes nach bester Einsicht geben zu können; das Gute, welches mitgetheilt werden könnte, zerstreut sich bey der Menge von Zeitschriften; bald werden also in allen die Lückenbüsser die Hauptfiguranten, und weil der ruhige Ton der Wahrheit selten Aufsehen erregt, von welchem nun ziemlich allein das Glück der Zeitschrift abhängt, erscheint auch hier die Etourderie in Urtheil und Behauptung als barocke Paradoxiesucht wieder, wenn nicht gar die dem sittlichen Anstand heiligen Plätze, zu niedrigen Tummelplätzen erbärmlicher Gemeinheit entweiht, bloss Pöbel zu einem seiner würdigen Schauspiel locken. „In dem Felde der Gelehrsamkeit, sagt der angeführte Schriftsteller, der Wissenschaften und Künste streiten sich Systemengeist und Anarchie des Vielwissens. Schulen strecken ihren eisernen Scepter über die ätherischen Schwingen des Genius aus, und der Abgrund positiver Kenntnisse öffnet sich unter den Füssen des himmelwärts Strebenden. Die Stimme der Polemik krächzt in den Hallen des Tempels der Weisheit, und auf dem zerfallenden Altar will jeder als einziger Priester einen Weihrauch anzünden, der sie nicht mehr ehrt. Statt jede Blume des menschlichen Geistes in den reichen Kranz seiner Blüthen frohlockend aufzunehmen, und alle seine Früchte zum Segen der Göttin zu sammeln, zertritt Unduldsamkeit die Blumen, die sie nicht erzog, und Parteygeist vernichtet die Früchte, die er nicht geniessen will, weil er sie nicht pflegte. Die Wahrheit verhüllt sich, die Weisheit entflieht mit ihrer misshandelten Mutter, und nur ihre wahren Freunde, ihre reinen Bekenner finden sie am Busen der Natur wieder, den ihre verirrten Brüder verliessen."

Eine aufgeputzte Nullität ist am Ende das Resultat des ganzen Strebens, und diese Nullität besetzt auch die Plätze, welche sonst ehrenvoll die gründliche Gelehrsamkeit einnahm. Zu einer Zeit, wo eine Art von Gelehrsamkeit sich durch alle Stände verbreitet hat, wo gelehrte Damenschulen [illegible] sind, die Wissenschaften nach dem Tarif einer Kammertaxe gewürdigt werden, die Künste zu Dienerinnen des Luxus erniedrigt sind, und fast in Allem nur gilt, was von heute ist, sucht endlich auch der Gelehrte, der nicht von gestern seyn will, seine Kenntnisse in der Zeitung, seine Gelehrsamkeit in dem Conversations-Lexicon, und so stürzt auch der letzte Damm zusammen, der gegen hereinbrechende Barbarey im Fall der Noth uns noch hätte schützen können. Je mehr Zeitschriften gelesen werden, desto weniger werden Bücher studirt, und — Heil uns! — wir haben ja auch schon Zeitungen für die Kinder. Ganz gewiss, wir werden bald recht viele Kinderzeitungen haben. Was aber lässt wohl von solchen Zeichen der Zeit sich erwarten?

Indess, blosse unfruchtbare Klagen anstellen, ist weibisch; gelassen zusehen, wie es endigen werde, unedel. Noch ist ja nicht alles verdorben; und erfreuen wir uns der guten Folgen, so lasst uns männlich den schlimmen vorbeugen. Schon fangen wir an, unsere Nullität einzusehen, und suchen zu verhindern, dass sie nicht ganz in Nichtswürdigkeit ausschlage; im Drange der Noth erwacht die entschlummerte Kraft, und wer wagt es vorauszusagen, in welcher Gestalt die neue Zeit durch den Druck der alten hervorgehen werde. Viel ist geschehen, Grösseres steht bevor, neue Zeichen der neuen Zeit steigen am Horizont auf, und das Panier der Hoffnung weht uns.

Wenn nun aber der Geist der Zeit in den literarischen Kindern der Zeit sich zu erkennen giebt, die Stimmung und Stimmbarkeit der Nation verräth, den Gang und die Beschaffenheit der Kultur zeigt: wird dann in einer Zeit, wie die unsrige, ein *aufmerksameres Betrachten der Zeitschriften* nicht Bedürfniss? Einer *allgemeinen Literatur-Zeitung* scheint es in dieser und mancher andern Hinsicht sogar Pflicht, diese flüchtigen Kinder der Zeit jetzt näher zu würdigen. Auch bloss als Niederlagen gelehrter Materialien betrachtet, bedarf der Literator jetzt einer Uebersicht des daraus zu ziehenden Gewinnstes. Zu einer Zeit, wo diese Schriften so sehr sich häufen, dass es auch dem leselustigsten Literator, wofern er nicht seine ganze Zeit darauf verwenden will, kaum möglich ist, nur alle die zu lesen, welche sein Fach betreffen, geschweige die übrigen, von denen er doch ebenfalls Notiz nehmen muss, wo er sich also in die ungünstige Alternative gesetzt sieht, entweder die kostbare Zeit durch unnütze Leserey zu verschwenden, oder durch gänzliche Hintansetzung dieser Lectüre mit manchem unbekannt zu bleiben, was ihm selbst manche Mühe hätte ersparen können; zu solch einer Zeit ist fast kein anderer Weg übrig, diese Art von Schriftstellerey der Nation und der Gelehrsamkeit unschädlich, dem jetzigen und künftigen Literator aber nützlich zu machen, als der des sorgsamen Beobachtens, Sichtens und Sammelns. Eine Anzahl unserer Mitarbeiter hat sich vereinigt, diesen Weg zu betreten, und sie werden in vierteljährigen Berichten die Resultate ihres Forschens dem Publicum vorlegen, die angegebenen Gesichtspunkte immer fest im Augen, und durch wissenschaftliche Ordnung den Nachtheil aller Zerstreuungen vermeidend. Auf diese Weise hoffen wir dem Bedürfniss des Zeitgeistes zu [illegible] und eine Pflicht zu erfüllen, welche der Gang der Zeit uns auferlegt hat. Wir werden also in unsern *Ergänzungsblättern* Berichte liefern aus den Zeitschriften für

1) Theologie
2) Jurisprudenz } mit ihren verwandten Wissenschaften,
3) Medicin
4) Naturgeschichte.
5) Chemie und Physik.
6) Mathematische Wissenschaften.
7) Philosophie der Schule und des Lebens.
8) Schöne Künste und Aesthetik.
9) Pädagogik.
10) Geschichte und ihre Hülfswissenschaften.
11) Geographie, Statistik.
12) Politik und Staatswirthschaft.
13) Handlung, Manufacturen, Oekonomie u. s. w.
14) Philologie, Alterthümer u. s. w.
15) Kriegswesen,

nicht bloss sammelnd, was über jedes dieser Fächer die ihm gewidmeten Zeitschriften enthalten, sondern auch, was in vermischten darüber befindlich hieher gehört. Wird auf diese Weise dem Nachtheil vorgebeugt, der Vortheil erhalten, und der Literator jeder Art in den Stand gesetzt, stets seinen leichten Ueberschlag machen zu können: dann haben wir in der, durch den Zeitgang aufgelegten, mit Ueberwindung vieler Schwierigkeiten nur, aber gern erfüllten Pflicht unsre Belohnung.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 8. December 1806.

RÖMISCHE LITERATUR.

PARIS, b. Levrault, Schöll u. C.: *Oeuvres d'Horace*, traduites en vers, par *Pierre Daru*, de l'Institut de Bologne; de la Société philotechnique; de celle des sciences, lettres et arts de Paris; et des Académies de Montpellier, d'Aix-la-Chapelle, et de Dijon. *Nouvelle édition* corrigée. *Première Partie.* 245 S. *Seconde Partie.* 285 S. XII. (1804.) *Troisième Partie.* 248 S. *Quatrième Partie.* 261 S. 8. XIII. (1805.)

Keiner unter den französischen Uebersetzern des Horaz hat die Schwierigkeiten einer poetischen Nachbildung der Werke dieses Dichters so richtig eingesehn, keiner sie mit so viel geschmackvollem Fleiss, so ausdauerndem Eifer bekämpft, keiner endlich sie mit so glücklichem Erfolge überwunden, als Hr. *Daru*, der schon ehemals seine Arbeit theilweise dem Publicum vorlegte, jetzt aber, ermuntert durch gerechten Beyfall, in dieser neuen Ausgabe seine Uebersetzung der sämmtlichen Werke des römischen Dichters, dem Originaltexte gegenüber, mit rühmlicher Sorgfalt verbessert, der Beschauung des Kenners und Liebhabers als eine Arbeit der letzten Hand, gewiss der dankbaren Anerkennung seines Verdienstes, ausstellt.

„Wenn es für einen Uebersetzer angenehm ist, sagt er (Vorr. S. VI.), sich in der Nachahmung eines der Vollkommenheit nahen Autors zu üben, so ist doch leicht einzusehn, wie mühvoll, ja oft wie hoffnungslos dieser Kampf selbst dieser Vollkommenheit wegen ausfallen müsse. Diese Schwierigkeit wächst noch durch die Gewandtheit und Vielseitigkeit, welche einen Hauptzug des Horazischen Geistes ausmacht. Er ist der Proteus der Fabel, der leicht und hinreissend, stark und anmuthig sich mit jedem Augenblicke verwandelt, um euch zu entwischen. Man müsste dieselbige Mannigfaltigkeit des Talents haben, um alle diese verschiedenen Formen zu erfassen, welche er nach einander annimmt, ohne dass auch nur eine ihm fremd oder unnatürlich erschiene. — Es ist ein Vortheil dieses Dichters, Lesern von jedem Alter und in allen Situationen des Lebens zu gefallen, weil er zugleich das Gefühl, die Phantasie und die Vernunft anspricht. Wenn Platon viel aus dem Homer geschöpft hat, so hat Horaz die Philosophie genöthigt, der Poësie eben so viel als sie von ihr entlehnt hatte, wiederzugeben. Es möchte aber doch schwer genug seyn zu sagen, welches seine wahren philosophischen Grundsätze waren. Wie es scheint, folgte er mehr seinem Charakter, als irgend einem System. Nachsichtig gegen die Sitten des Privatlebens, streng gegen die öffentlichen, zeigt er sich immer in der Mässigung, die er im Glücke sowohl als im Missgeschicke empfiehlt. Fast immer führt er sich als Beyspiel an, und doch fällt es ihm nie ein, sich als Muster aufzustellen. Sein grosses Princip ist überall, das Mittelmass zu lieben; er zeigt, dass hierin die wahre Quelle der Glückseligkeit liegt. Er lehrt sie uns unter allen Umständen finden; er lehrt uns Liebe der Tugend, des Vaterlandes und der schönen Künste, in denen eine unerschöpfliche Quelle unserer reinsten Genüsse fliesst. In seinen Episteln, die minder das Werk eines Dichters als Philosophen sind, hat er, wie es scheint, es ganz eigentlich darauf angelegt, diese schwere Wissenschaft der Glückseligkeit zu lehren; die sanfteste Moral ist hier mit allen Grazien des schönsten Geistes geschmückt."

Von einem Manne, der den Charakter seines Originals so richtig begriffen, lässt sich schon vermuthen, dass er, indem er sich an eine Nachbildung wagt, nicht unglücklich seyn werde; aber diese Vermuthung wird beynahe Prophezeihung, wenn man findet, dass ihn bloss die Freude an der Kunst, das reine Wohlgefallen an den Schönheiten des Urbildes zu seiner Unternehmung hinzog. „Anfänglich, sagt Hr. *Daru*, hatte ich nicht den Vorsatz, den Horaz vollständig zu übersetzen. Ich fing meine Arbeit über die Oden in einer Zeit an, wo ich noch jünger von Schwierigkeiten mich weniger schrecken liess. Das Motto, welches ich dem Bande, der die Episteln enthält, vorgesetzt habe [*Tyrannis mihi haec otia fecit:* denn der treffliche Mann war nahe daran, ein Opfer der Robespierrischen Tyranney zu werden], bezeichnet den Zeitraum und den Ort, wo er ausgearbeitet worden. Diese moralischen Lehren haben mir in schmerzlichen Lagen grossen Vortheil verschafft. Mein Geist war damals mehr zum Nachdenken, als für die Spiele einer glänzenden Phantasie aufgelegt, und wie nun auch meine Arbeit ausgefallen seyn mag, so hat mich doch diese Probe wenigstens überzeugt, dass das Studium der schönen Künste und der Philosophie uns in den Gefahren und im Unglücke jene Heiterkeit wiedergiebt, die uns selbst die Unschuld nicht immer erhält. Es steht nicht in der Gewalt boshafter Menschen, wie mächtig sie sonst auch seyn mögen, einem braven Manne, der Stärke der Seele besitzt und die schönen Künste liebt, jeden angenehmen Genuss zu untersagen." Vortrefflich; mit diesen Worten drückt unser Vf. dem Berufe zu dieser Arbeit das letzte Siegel auf. Ein so edles Gemüth mit fol-

solcher Ausbildung des Geschmacks, und so viel liberalen Kenntnissen verbunden, kann nicht den mindesten Zweifel übrig lassen, dass, wenn er ein Werk des Geistes unternimmt, das Werk den Meister loben werde.

Der Genius der französischen Sprache macht es unmöglich, den Horaz in seinen eigenthümlichen Sylbenmassen und überall mit buchstäblicher Treue zu übersetzen. Dadurch also, dass eine französische Uebersetzung sich in eignem Sylbenmasse bewegen, und sich noch dazu die Fesseln des Reims auflegen muss, entsteht eine gegenseitige gleich gerechte Forderung des Uebersetzers an den Leser, und des Lesers an den Uebersetzer. Der Uebersetzer kann mit Recht fordern, dass man ihm die Freyheit erlaube, oft nur die Gedanken, die Bilder, die Farben des Originals im Ganzen nachzuahmen, ohne sie gerade in jedem einzelnen Zuge wiederzugeben; der Leser hingegen ist befugt, zu verlangen, dass der Uebersetzer eignes poetisches Talent genug habe, um, was er vermöge jener Eigenheiten seiner Sprache fallen lassen muss, auf andre Weise wieder zu ersetzen.

Wer möchte nun diese Ader eignen Dichtergeistes in unserm Vf. verkennen, wenn er folgendes Gedicht an den Agrippa (Od. I, 6.) zuerst ganz für sich liest:

Que le cigne rival du chantre d'Aonie
Célèbre vos combats;
Sur la terre et les eaux votre puissant genie
A conduit nos soldats.

Ma Muse n'oserait chanter du fier Achille
L'implacable douleur,
Ni du fils de Laërte, en roses si fertiles
Conter le long malheur.

A mon luth amoureux les filles de mémoire
Ont donné peu de sons,
Et Phoebus me défend de ternir votre gloire
Par mes foibles chansons.

Qui peindra le Dieu Mars, dont le casque étincelle
Ou Mérion poudreux,
Ou Diomède enfin, qu'une auguste immortelle
Rendit égal aux Dieux?

Pour moi, libre, amoureux, je veux chanter la table
Et le joyeux Hylas,
Menacé par Chloé d'un ongle redoutable,
Mais qui ne blesse pas.

Wer, der die Horazische Ode nicht kennt, würde nicht diese Uebersetzung für ein schönes Original halten? Und doch wird man, bey der Vergleichung der Urschrift, mit Vergnügen durch die Treue überrascht, mit welcher fast alle Züge wiedergegeben sind. In mehrern andern hat sich der Vf. freylich weiter von dem Grundtexte entfernt, aber doch immer einen solchen Tausch der Bilder getroffen, dass dabey der Ton des Ganzen, der Totaleindruck seiner Schönheit nichts verloren hat. Dafür schmiegen sich aber wieder so viele andre Stellen so ganz dicht und bis in die kleinsten Nüaneen hin an die Urschrift an, dass die Geschmeidigkeit des Künstlers hohe Bewunderung verdient. Wie in dem herrlichen Schlusse der Ode an Munatius Plancus:

Quo nos cumque feret melior fortuna parente
Ibimus o socii comitesque.
Nil desperandum Teucro duce et auspice Teucro,
Certus enim promisit Apollo
Ambiguam tellure nova Salamina futuram.
O fortes pejoraque passi
Mecum saepe viri, nunc vino pellite curas:
Cras ingens iterabimus aequor.

La fortune est pour nous moins cruelle qu'un pere
Suivons la, compagnons, ne désespérons pas!
Phoebus nous a promis une terre étrangère,
Teucer en est garant, Teucer conduit vos pas.
Nous verrons s'élever une cité nouvelle
Vous avez avec moi souffert de plus grands maux.
Noyez dans le nectar la tristesse cruelle,
Demain, dignes amis, nous braverons les flots.

Einem Geiste von so schönen poetischen Talenten gereicht es zu desto grösserm Ruhme, auch die Gabe philosophischer Untersuchung in sich zu vereinigen, wovon er in der dem *ersten* Theile angehängten *Dissertation sur les Participes déclinables et indéclinables (de la langue française)* einen trefflichen Beweis gegeben hat. Scharfsinnig bemerkt der Vf., dass die Grammatik neuerer Sprachen oft unter der Anwendung der Regeln alter Sprachen gelitten hat. (Auch die deutsche ist von diesem schädlichen Einflusse nicht frey geblieben. Ein Beyspiel giebt die falsche Ansicht deutscher Adverbien, die man fälschlich mit für Adjectiva nach Art der lateinischen ansah.) Hr. *Daru* bemerkt nun, dass das französische indeclinable Particip, *faisant*, *aimant*, immer die Handlung, das declinable aber einen Zustand, eine Beschaffenheit andeute.

Doch wir kehren zur Uebersetzung der Horazischen Gedichte zurück. Es konnte dem geistvollen Vf. nicht entgehen, was er S. 17. der Vorrede bemerkt, dass die französische Sprache, welche so reich an Wendungen für die vertrauliche Conversation ist, leichter die scherzhafte Laune in den Satiren und Episteln, als die Kühnheit der Figuren, die Lebhaftigkeit der Wendungen, die Energie des Ausdrucks in den lyrischen Gedichten zu übertragen vermögend sey. Daher ist ihm auch in jenen der Horazische Ton ganz vorzüglich gelungen. Wir wählen zur Bestätigung als Beyspiel die neunte Satire des ersten Buchs, wo in der Erzählung von dem überlästigen Schwätzer, die Menge kleiner Wechselgespräche, die Kürze und Naivetät der charakteristischen Züge dem Uebersetzer die grössten Schwierigkeiten auflegen, wenn er sich zumal noch den Banden des Reims unterwerfen muss.

J'allais un jour, rêvant à quelque bagatelle
Comme c'est mon usage; un quidam qui m'appelle
Vient à moi, me salue, et me prenant la main:
„Comment vous va mon cher?" — „Tout à vous" et soudain
Je m'échappe en cherchant le nom du personnage.
Il me suivait. „Pour vous que puis-je davantage?"
Dis-je en courant toujours. — „Eh vraiment, mon ami,
Vous

Vous me connoîtrez bien: je suis auteur aussi."
— „Oui-da? tant mieux pour vous. je vous en félicite"
Déjà tout en sueur, pour tromper sa poursuite
Je m'arrête, je double, ou ralentis le pas,
Au valet qui me suit je dis un mot tout bas,
Et j'enviais le ton de ce grossier Tibère
Qui sait brusquer les gens pour se tirer d'affaire.

Herrscht nicht in diesem Gemälde eine so schöne, natürliche, leichte und freye Zeichnung, als ob der Maler nur von sich selbst abhängig gewesen wäre? Dennoch findet, wer die Urschrift dagegen hält, nicht den kleinsten Strich von einiger Bedeutung verwischt. Denn dass sich Hr. *Daru* zuweilen die Freyheit nimmt, wo nichts darauf ankommt, andre Namen statt der Horazischen zu setzen, welcher Krittler wäre so sehr Pedant, um diess zu tadeln! Ob der Grobian, der sich die Zudringlichen so gut vom Leibe zu halten wusste, Bollanus oder Tiberius geheissen, kann dem französischen Leser völlig einerley seyn.

Cependant mon fâcheux, rapide en ses discours
Me vantait le beau temps, la ville et les fauxbourgs.
Je ne repondais mot. „Je vois que je vous gêne
Vous voulez m'échapper; vous perdez votre peine,"
Me dit il, „je vous tiens, et ne vous quitte plus."
„Eh! pourquoi feriez-vous tant de pas superflus?
Je vais fort loin d'ici, pour voir en diligence
Des gens, qui ne sont point de votre connoissance."
— „Eh bien j'aime à marcher, je suis libre et partout
Je veux, bon gré malgré, vous suivre jusqu'au bout."
Que faire? il faut traîner le fardeau qui m'assomme.

Hier hat nun Hr. *Daru* das naive Gleichniss:

Demitto auriculas, ut iniquae mentis asellus,
Quum gravius dorso subiit onus.

gänzlich fallen lassen; vielleicht weil er es der Delicatesse seiner Nation und Sprache nicht angemessen hielt, das Thier, welches man, wie *Wieland* sagt, vor züchtigen Ohren nicht gerne nennt, hier einzuführen.

Il poursuit: „Varius est un bien habile homme,
Mais moi j'écris très-vite et beaucoup: vous ferez
Autant de cas de moi, quand vous me connaîtrez.
J'ai la danse moëlleuse, et la voix assez belle."
Je l'interromps alors: „Votre mère vit-elle?
Avez vous des parens? Menagez-vous pour eux."
— „Non j'ai tout enterré!" — „Les voilà bien heureux
Dis-je en moi-même, et moi, pour mon malheur je reste.

In dieser leichten fliessenden Manier geht das ganze Stück bis zu Ende fort. Nur den Schluss erlaubt uns der Raum noch herzusetzen.

Au détour d'une rue, enfin, pour mon bonheur
Mon homme nez à nez rencontre son plaideur.
„Ah te voilà coquin maraud" La foule arrive.
„Je vous prends pour temoin." — „De grand coeur."
Je m'esquive.
Ils courent vers le juge, et moi je fuis ces lieux.
C'est ainsi qu'Apollon me sauva d'un fâcheux.

In den Noten, welche übrigens bloss die nöthigsten Erläuterungen für französische Leser enthalten, rückt Hr. *D.* oft Nachahmungen neuerer Dichter, z. B. des *Boileau*, *Rousseau* u. a. zu einer angenehmen Vergleichung ein. Auch hat er im *dritten* Theile S. 237. die ganze zehnte Satire vom *Juvenal* in seiner Uebersetzung gegeben, und dadurch gezeigt, dass er auch dieser noch ungleich schwierigern Arbeit vollkommen gewachsen sey. Die Schreibart *Juvenal's* machte freylich eine buchstäbliche Treue durchaus unmöglich; aber als eine freyere Nachbildung betrachtet lässt dieser Versuch in Absicht der Schönheit, Energie und Aehnlichkeit der Juvenalischen Manier nichts zu wünschen übrig.

PHILOLOGIE.

1) Breslau, b. Grass u. Barth: *Grammatik der lateinischen Sprache.* Herausgegeben von *Karl Fr. Etzler*, Prof. u. erstem Coll. am Elis. Gymnas. zu Breslau. 1804. VIII u. 181 S. gr. 8. (14 gr.)

2) *Ebendas.*, b. Ebend.: *Lectiones stilariae* ad usum scholarum accommodatae. 1804. VI u. 334 S. 8. (20 gr.)

3) *Ebendas.*, b. Ebend.: *Anleitung zur Wohlredenheit* für die höhern Klassen der grösseren Schul-Anstalten, von *K. F. Etzler.* 1802. VIII u. 232 S. gr. 8. (14 gr.)

Wir verbinden hier die Anzeige einiger Schriften eines um den Jugendunterricht wohlverdienten Mannes. In der kleinen, in ihrer Anordnung und Verbindung eigenthümlichen und einfachen Sprachlehre Nr. 1. hat der Vf. sein Talent eines Grammatikers bewährt. Sie hat nicht, wie die andern, ihren besondern etymologischen und syntactischen Theil, sondern diese fliessen meist in einander, und es ist das Zusammengehörige und Verwandte überall besser mit einander verbunden. Das Ganze besteht aus folgenden 19 Abschnitten. 1) Von den Buchstaben. 2) Von der Entstehung und dem Bau der Wörter im Allgemeinen. 3) 4) u. 5) Von den Substantiven, deren Bildung, Flexionen, Bedeutungen und Beziehungen der Casus. 6) u. 7) Von den Pronominalformen, deren Bildung, Flexionen und Gebrauch. 8) 9) u. 10) Von den Adjectiven, ihrer Bildung, Flexionen und dem Gebrauch der adjectivischen Formen. 11) 12) u. 13) Von den Verbis, ihrer Bildung, Conjugationsformen und dem lateinischen Sprachgebrauch in Absicht der Verborum. 14) 15) 16) u. 17) Von den Adverbien, Präpositionen, Conjunctionen und Interjectionen. 18) Von den Sätzen. 19) Einzelne Abweichungen beider Sprachen. Ueber die Länge und Kürze der Silben ist Einiges, jedoch nur das Allernothdürftigste, theils zu Anfang, theils bey Untersuchung der Ableitungs- und Umbiegungs-Laute beygebracht worden. Wegen der Gründe seiner Abweichungen von den üblichen Formen in der Terminologie und Anordnung verweist der Vf. auf den *zweyten* Theil seiner Methodik des wissenschaftlichen Unterrichts, welches Werk uns noch nicht vor Augen gekommen ist.

In der Vorrede zu Nr. 2. deutet Hr. *E.* den Unterschied zwischen statarischer und cursorischer Lectüre der Classiker an, dem er eine genauere Auseinandersetzung im *zweyten* Theil seiner Methodik gewidmet habe. Das cursorische Lesen will er vorzüglich bey ganzen Werken, das statarische bey einzelnen wichtigern Abschnitten und Stücken angewendet wissen. Als Material für letztre hat er denn diese Sammlung veranstaltet, welche Beyspiele aller Gattungen der Rede und des Vortrags enthält und dadurch dem Lehrer Gelegenheit giebt, die Grundsätze der Grammatik, Rhetorik und Kritik genauer zu entwickeln. Das *erste* Buch enthält Beyspiele des Briefstils aus dem Cicero und Plinius; das *zweyte* Beyspiele des philosophischen aus dem Cicero, Seneca, dem ältern Plinius, Quintilian und Gellius; das *dritte* Beyspiele des historischen Stils aus dem Cäsar, Livius, Tacitus, Suetonius, Valerius Maximus u. a.; das *vierte* Beyspiele des Rednerstils aus dem Cicero, Livius und Sallust.

Nr. 3. schliesst sich an des Vfs. Lesebuch für die deutschen Stunden in den untersten Klassen der grössern Schulanstalten, und an dessen Leitfaden für den Unterricht in der deutschen Sprache und die damit zusammenhängenden Uebungen in den mittlern Klassen, an, und ist bestimmt, mit ihnen ein Ganzes auszumachen, über welches ebenfalls seine Methodik des wissenschaftlichen Unterrichts Rechenschaft ablegen soll. Der Vf. fasst sich viel kürzer als *Fülleborn*, und bringt die dem Schüler nöthigen Regeln der Wohlredenheit auf einige Bogen; ihnen lässt er erst Beyspiele eines fehlerhaften Stils, mit den Kritiken einiger, folgen, damit der Jüngling an ihnen sich gewöhne, das Richtige von dem Fehlerhaften zu unterscheiden, und lerne, wie man nicht schreiben müsse; auf diese folgen Bruchstücke aus deutschen Prosaikern als Muster des guten Vortrags und Uebungsstoffe zur Interpretation und Declamation, und endlich einige Gedichte zum Declamiren. Bey dem Gebrauche dieses Handbuchs wird man leicht die Zahl der Beyspiele vermehren und zum Theil mit solchen, die noch mehr Ansprüche auf Classicität haben, vertauschen können.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Sondershausen*, b. Ackermann: *Gedanken über Menschenbildung*, von *Joh. Thom. Schoch.* 1806. 119 S. 8. — Unser Vf. will die Welt auf eine Lehre aufmerksam machen, welche, wie er glaubt, wenn sie Eingang gewinnt, der Welt zum wenigsten einen so grossen Dienst erweist, als die Schutzblattern. Seine moralischen Schutzpocken bestehen nun kürzlich darin, dass er gar kein Genie, kein angebornes Talent gelten lassen will, sondern dass alle Menschen von Natur gleich sind an Fähigkeiten, und die Erziehung ihnen sonach einimpfen kann, was sie für gut findet. Die Gutmüthigkeit und Geistlosigkeit, mit welcher der Vf. diesen Satz in seiner kleinen Schrift durchführt, machen dieselbe amüsant genug. Alle Bildung ist nach ihm das Product günstiger Umstände und einer reifen Erziehung. Das Genie ist ein durch eben genannte Hülfsmittel *erreichter* so hoher Grad der Vollkommenheit, vermöge welcher der Mensch in irgend einem Fache bis zur äussersten schon bekannten Gränze des Wissens und der Geschicklichkeiten sich erhebt, oder gar (!) dieselben durchbricht und neue Kenntnisse erfindet (!). Jeder gewöhnlicher Massen gut organisirte Mensch ist ursprünglich fähig, zu dieser Vollkommenheit zu gelangen; und die Erzieher und Regierungen können seinen Geist dazu hinreichend wecken. Nach S. 78. gelingt die Bildung eines grossen Dichters, z. B. eines *Schillers*, durch ausdauernden Fleiss und Hülfsmittel, und wenn die Fürsten nur die Leute recht unterstützten, würden bald mehrere grosse Dichtergenies auftreten (S. 80.). Diese Sätze erläutert der Vf. mit einigen auf gut pädagogisch hingeworfenen Fragen zur Uebung. Z. B. Warum haben die Engländer so grosse politische Redner? Warum erlangte ihre Marine einen so hohen Ruhm? — Jede Kunst besteht aus Begriffen und Grundsätzen, aus einem geübten Gefühle, wozu bey den meisten noch körperliche Fertigkeiten kommen. Nun nehme man den ersten besten jungen Menschen, an welchem kein körperlicher Mangel entdeckt werden kann, der ihn zur Tonkunst untauglich machte, dessen Aufmerksamkeit noch keine bestimmte Richtung erhielt, warum soll er nicht ein grosser Tonkünstler werden können? Haben doch die Schüler gewöhnlich die Manieren ihrer Meister, und erkennt man doch daran, dass sich der Geschmack *lernen* lasse! (S. 99.) Ja die Genies gewinnen durch diese Vorstellung an Achtung. Nach der gemeinen Meinung sind sie reich durch Erbschaft, nach *Thom. Schoch's* Meinung haben sie sich ihre Schätze durch eigne Speculationen erworben, welches ja viel besser ist! (S. 100.) Der Vf. hat einen ungeschickten und schwerfälligen, abergläubischen Knaben, Adolph, so weit gebracht, dass er seinen Bruder, der ein guter Philosoph war, in der Philosophie *einholte* und sich schöne Fertigkeit in schriftlichen Aufsätzen erworben hatte! (S. 104.) Einen andern dummen Jungen, Otmar, brachte er so weit, dass er eine kaufmännische Correspondenz führen und eine Handlung dirigiren konnte, ja sogar nach S. 110. der Abgott aller derjenigen wurde, die ihn kannten. Da Hr. *S.* so viel Glück mit der Dummheit hat: so würden wir allen Aeltern, die mit ihren Kindern etwa nichts anzufangen wissen, rathen, sie ihm zuzusenden, da der Mensch unter *seiner* Leitung (nämlich als eines geschickten Erziehers) ein schönes Stück Alabaster ist, woraus der Künstler beliebig eine mediceische Venus, einen Apollo, oder eine andre Gottheit, allemal aber ein grosses Meisterstück macht (S. 116.). Hr. *S.* folgert daraus ganz richtig, wie bedeutend ein geschickter Erzieher für den ganzen Staat, besonders für den Thronerben wird, den *er* in den Stand setzen kann, mit starkem Geiste und kraftvoller Hand das Staatsruder zu ergreifen und den Ruhm der Nation gegen alle Anfälle auf immer zu befestigen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 9. December 1806.

NATURGESCHICHTE.

Strasburg, b. Eck: *Essai d'une Minéralogie économico-technique des Départemens du Haut- et Bas-Rhin formant la ci-devant Alsace*, ou Distribution méthodique de toutes les substances minérales et fossiles qui se trouvent dans ce pays; avec indication de leurs principaux caractères, de leurs gissemens et localités, des travaux des mines et du produit de leur exploition, des ateliers, manufactures et fabriques y relatives, ainsi que des applications et des usages de ces mêmes substances dans les arts, l'agriculture, l'economie domestique, la médicine, l'art vétérinaire etc. etc., Par *Jean Philippe Graffenauer*, Docteur en médicine etc. Avec une Carte minéralogique de l'Alsace. 1806. XIV und 354 S. (ohne das Subscribenten-Verzeichniss, und das 15 Seiten starke Mineralsystem, welches zugleich als Inhalts-Verzeichniss dienet.) 8.

Dieses Werk, dessen Abfassung gewiss mit mancherley Schwierigkeiten verbunden war, muss allen Freunden der Mineralogie, besonders aber den patriotischen Bewohnern vom Elsass, ein angenehmes Geschenk seyn. Zuerst giebt der Vf. eine geognostisch-statistische Uebersicht dieses Landes, mit besonderer Rücksicht auf die vogesischen Gebirge, und beschreibt hierauf die Mineralproducte vom Elsass, nach dem *Hauyschen* Mineralsystem, mit einigen unbedeutenden Abweichungen und mit Beyfügung der französischen, so wie fast durchgehends einer oder mehrerer der üblichsten deutschen Benennungen. Die Fossilien sind der Hauptgegenstand des Buchs. Den Gebirgsarten, den Versteinerungen und den Mineralwässern, sind besondere Anhänge gewidmet. Jeder Klasse von Fossilien gehen einige allgemeine Bemerkungen voran, die gut vorgetragen, obgleich weder neu noch erschöpfend sind. Bey den einzelnen Fossiliengattungen und Arten sind, ausser deren ökonomischem Gebrauche und den Arten ihres Vorkommens im Elsass, noch angegeben: einige chemische, manchmal auch einige äussere Kennzeichen, sehr oft auch das geognostische Verhalten derselben, so wie das Verfahren, wodurch sie in den Manufakturen, Fabriken und Hüttenwerken zu Gute gemacht werden. Ingleichen ist auch hin und wieder auf das Historische und Oekonomische der Berg- und Hüttenwerke einige Rücksicht genommen. Bey manchen seltenen Fossilien, z. E. beym Pharmakolith, hätte Rec. die äussern Kennzeichen genauer angezeigt, und in Ansehung des geognostischen Verhaltens manchmal deutlichere Bestimmungen gewünscht.

Für den höchsten Punkt der Vogesen hält Hr. G. den Bärenkopf bey Masevaux. Er ist 718 Toisen über die Meeresfläche erhaben. Wichtig in Bezug auf den Bergbau ist besonders die Gegend von Giromagny und Sainte-Marie-aux-mines. Auf mehrern Grubengebäuden in der Nachbarschaft des letztern Ortes, wo man den Bergbau schon im zehnten Jahrhunderte betrieben haben soll, haben in den Jahren 1530. u. 1539., 2 bis 3 Centner schwere derbe Massen gediegenen Silbers gebrochen. Die Grube Glückauf lieferte einstmals eine Stufe gediegenen Silbers, 60,000 Franken am Werthe. Auf einer andern Silberzeche bey Sainte-Marie-aux-mines wurden im 16. Jahrhunderte, jährlich 7000 Mark Silber ausgebracht. Einige Zeit vor der Revolution wurden jährlich aus allen Grubengebäuden um Sainte-Marie-aux-mines herum, kaum 1500 Mark ausgebracht. Je näher die Revolution rückte, desto niedriger fiel das Ausbringen; und während derselben wurden die Zechen grösstentheils auflässig. Das Daseyn vulkanischer Gebirge im Elsass wird von dem Vf. mit Recht geläugnet.

Nach dieser allgemeinen Uebersicht des Inhalts fügt Rec. noch einige Berichtigungen bey. Des Vfs. *Argile schisteuse noire impressionnée* heisst in *Werners* Systeme nicht Kohlenschiefer mit Abdrücken; sondern es ist darunter der Schieferthon und der Brandschiefer begriffen. Unter *Hauy's* Amphibole ist unser Schörl nicht begriffen, sondern bloss die Hornblende. Zwischen Bohn-Erz und Sumpf-Erz machen die deutschen Mineralogen einen sehr bedeutenden Unterschied. *Werners* Ausdruck für *Hauy's fer oxydé rubigineux géodique* ist: Eisen-Niere, nicht Adlerstein; dieser Ausdruck ist mit Recht veraltert. Die Gemengtheile des Granits sind unbestimmt angegeben. Quarz, Feldspath und Glimmer sind wesentliche, Schörl und einige andre Fossilien zufällige Gemengtheile desselben. Des Vfs. Syenit ist *Werners* Urgrünstein; den Syenit des letztern hat Hr. *G.* zum Granit gezogen. Auch hat Hr. *Werner* keinen Syenitschiefer, sondern Grünsteinschiefer. Dass der Serpentin Feuer am Stahle geben soll, hat Rec. hier zum erstenmal gelesen. Der Beilstein ist keineswegs ein Serpentin, sondern eine Art der Nephrit-Gattung. Die von einigen für vulkanisch gehaltene Gebirgsart bey Sainte-Marie-aux-mines kann, nach des Vfs. Beschreibung, nichts anders als Basalt seyn. — Zwischen Gängen und Lagern macht der Vf. nicht den gehörigen Unterschied; überhaupt scheinen ihm bergmännische Kenntnisse abzugehen. Auch Mineralogie

logie und Oryktognosie sind keineswegs gleichbedeutende Ausdrücke. Die Oryktognosie ist, so wie die Geognosie, ein Zweig der Mineralogie, oder besser der Oryktologie. — Manches hat Rec. überflüssig gefunden. Dahin gehört: die Beschreibung des Verfahrens bey Bereitung der Ziegeln und der Töpfergeschirre; die Beschreibung des Berghabits, besonders des deutschen, und der Wirkungen von der Arsenikvergiftung; endlich die, ohnehin oberflächliche Beschreibung eines Pochwerks und des Verfahrens beym Waschen. Auch ist es wohl etwas zu weit ausgeholt, wenn der Vf. die Beschreibung der Elsasser Glashütten mit einer Geschichte des Glases anfängt, und in dieser bis auf Moses und Hiobs Zeitalter zurückgeht. — Diese Bemerkungen, die sich leicht noch vervielfältigen liessen, sollen nur dazu dienen, dem Vf., bey einer neuen Auflage des Buches, eine sorgfältige Revision desselben, mit Zuratheziehung deutscher mineralogischer Schriften, welche derselbe nicht hinlänglich benutzt zu haben scheint, — zu empfehlen, keineswegs aber den Werth des gut geschriebnen und sauber gedruckten Buches herabzusetzen.

Die beygefügte mineralogische Karte ist eine ganz gewöhnliche nicht illuminirte politische Karte, worauf die Punkte des Vorkommens der Gebirgsarten und Fossilien mit besondern Zeichen angedeutet sind. Rec. hätte gewünscht, wenigstens die Namen der vorzüglichsten Grubengebäude, und mehr Hüttenwerke darauf zu finden. An Platz dazu hätte es nicht gefehlt. Die deutschen Städte- und Oerter-Namen sind nach der französischen Aussprache im Buche geschrieben, auf der Karte gestochen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Kleine Schriften*, von *Joseph Friedrich Engelschall*, Prof. der schönen Literatur zu Marburg. Nach des Vfs. Tode herausgegegen von *Karl Wilhelm Justi*, Superint., Konsistorial-Rath und Prof. zu Marburg. 1805. *Erster* Theil. XII u. 274 S. *Zweyter* Theil. 412 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Der sel. *Engelschall* war willens, seine in mehreren Zeitschriften zerstreuten Blätter selbst zu sammeln, und als ein besonderes Werkchen herauszugeben. Der Tod übereilte ihn jedoch bey dieser Arbeit. Er starb zu Anfang des J. 1798 Der jetzige Herausgeber führte den Entwurf seines Freundes aus, und bestrebte sich alles nach den Ideen des Verstorbenen zu ordnen, dessen Geschmack und Einsichten ihm hinlänglich bekannt waren. So entstand diese Sammlung, — die so mancherley Interessantes enthält, dass wir von den einzelnen Theilen derselben besonders sprechen zu müssen glauben.

Was Hr. *Justi* in der Vorrede S. VII. von der Darstellungsart des Vfs. im Ganzen genommen sagt, dass man den artistischen Aufsätzen desselben Scharfsinn, Interesse des Inhalts, correcten und eleganten Vortrag, den Erzählungen glückliche Erfindung und Anmuth, nicht absprechen werde — wird jeder Unparteyische vollkommen bestätigen. Dass hie und da ein üppiger Auswuchs stehen blieb — zuweilen auch gewisse Behauptungen mehr nachlässig hingeworfen, als gründlich ausgeführt wurden — das hat seinen Grund ohne Zweifel darin, dass der Vf. nur kurze Aufsätze, und keine erschöpfenden Abhandlungen schrieb, wiewohl auch manches über die Gränzen eines kurzen und gedrängten Aufsatzes hinaus geht. Den Anfang macht eine kleine Erzählung: *Kordelia* betitelt, mehr eine Allegorie, als eine Erzählung, die sich weniger durch ihre Erfindung, als durch die blühende Darstellung auszeichnet, die fast allen dergleichen Aufsätzen des Vfs. eigen ist. Darauf folgt II. *eine Beschreibung der Statüe des Landgrafen Friedrich des Zweyten in Cassel.* Die Beschreibung sowohl, als die beygefügten Bemerkungen enthalten für den Künstler viel Lehrreiches. In mehrern Rücksichten diesem ähnlich ist der folgende Aufsatz: *Das Begräbniß-Monument der heiligen Elisabeth zu Marburg.* Was dabey über die Entstehung des sogenannten gothischen Geschmacks erinnert wird, ist mehr das Resultat früherer Ideen, als die Aufstellung einer eigenen Hypothese, die man von dem scharfsinnigen Vf. hier gern gelesen haben würde. Er verweist auf den Engländer *Young*, der die Theorie des Gothischen Baustils in einer eigenen Abhandlung, in den *Transactions of the Royal Irish Academy* (1789.) hinlänglich erläutert hat. Das Monument der heiligen Elisabeth selbst ist weniger merkwürdig durch seinen Kunstwerth, denn es trägt alle Spuren des damaligen gesunkenen Geschmacks, als durch die Zeit, aus der es hervorgegangen ist. Es hat dem Vf. übrigens Stoff zu manchen Ideen gegeben, die eines weitern Nachdenkens wohl werth sind. IV. *Der Spiegel. Ein Traum Xenophons.* In Hinsicht der Form sowohl, als des Inhalts interessant. V. *Ideal und Nachahmung.* Dieser im J. 1780. geschriebene Aufsatz enthält manchen Gedanken, der späterhin von andern Aesthetikern als etwas Neues aufgestellt wurde, wiewohl vielleicht nicht in der richtigen Ordnung, als er hier gegeben ist. Uebrigens weissagte der Vf. von gewissen Systemen und Kunstphilosophieen der neuesten Zeit schon damals sehr richtig, wenn er sagt: „Wenn Mode, Originalsucht oder Schwärmerey irgend einen Lieblingssatz aufstellen, so convergiren gemeiniglich alle Untersuchungen in diesem lichten Punkte. Unerfahrne glauben dann die aufgehende Sonne zu erblicken: in den meisten Fällen aber ist's nur ein Meteor, dessen Flatterscheine blenden, ohne zu erleuchten." Das *Ideal* setzt unser Vf. „in das höchste Schöne der Natur, das aber keinesweges wirklich existire, sondern bloss in der Vorempfindung des Künstlers sein Daseyn erhalte. Ein vollendetes Kunstwerk könne daher nichts anders seyn, als harmonische Darstellung der versinnlichten Seele des Künstlers u. s. w." Alles, was über diesen Gegenstand weiter erinnert wird, ist sehr bemerkenswerth. VI. *Sefira.* Eine morgenländische Geschichte. Etwas empfindsam, aber nichts weniger als mystisch. Den plötz-

plötzlichen Tod zweyer Liebenden bey ihrem Wiedererkennen würden die Mystiker dem Vf. am wenigsten verzeihen. VII. *Ueber den Einfluss der bildenden Künste auf den Geist und die Sitten einer Nation.* Dieser Auffatz, so viel einzelne gute Ideen er enthält, ist zu wenig ausgeführt, um hier von des Vfs. Ansichten genauere Rechenschaft zu geben. VIII. *Doctor Faust und Ottmair.* Eine Novelle aus dem funfzehnten Jahrhundert. Eigentlich wieder eine Allegorie. Unter den folgenden Auffätzen ist der *Versuch einer Würdigung der deutschen Prosa* der beste. Ein andrer *über bildende Kunst der Alten, die Ursachen ihrer Schönheit, und ihre Anwendung auf den Geist des Jahrhunderts,* enthält nicht viel Neues, doch ist alles gut zusammen gestellt. Den Beschluss macht *ein Gespräch, die zwey Schutzgeister* — etwas eilfertig geschrieben.

Zweyter Theil. I. *Ueber Wachsbildnerey.* Der Vf. spricht dieser Afterkunst mit Recht den Namen einer Kunst ab, und beweist seine Behauptung mit triftigen Gründen. Die Erklärung des schauderhaften Gefühls, das der Anblick natürlich bekleideter Wachsstatüen fast immer hervorbringt, ist indess ein wenig weit hergeholt. Der *zweyte* Auffatz: *über die Möglichkeit und die Erfordernisse einer wissenschaftlichen Pathognomik* scheint gewissermaßen aus *Lavaterschen* Ideen entsprungen zu seyn, wenn auch der Vf. in seinen Grundsätzen viel tiefer geht, als *Lavater* je konnte. Die Schädellehre des D. *Gall*, hätte sie dem Vf. bekannt seyn können, würde ihn über manches vielleicht haben anders sprechen lassen. Genau mit diesem Auffatz hängen zusammen die darauf folgenden *Ideen zu einer allgemeinen Charakteristik der Menschheit, in Rücksicht auf Pathognomik.* IV. *Der Löwenstein.* VI. *Johann Georg Nispel.* VIII. *Der Elisabethen-Brunnen bey Marburg.* Diese Auffätze übergehen wir, da sie zu wenig allgemeines Interesse haben. Bedeutender sind: V. *die Skizzen über das Kunstgefühl, über die Ursachen seines Mangels und seiner Verstimmung,* und VII. *eine Charakteristik des deutschen Volks-Aberglaubens.* Die letztere giebt jedoch der Vf. selbst für weiter nichts aus, als für einen Versuch, die auffallendsten Seiten des Volks-Aberglaubens zu fixiren. Die Anhänglichkeit der Deutschen an Sagen der Vorzeit hält er für die Hauptquelle desselben. Eine noch ergiebigere Quelle möchte wohl der Hang zur Religions-Schwärmerey seyn. Die Erzählung von dem spukenden Geist zu Gehofen ist in psychologischer Rücksicht merkwürdig. Der kleine Roman, X. *Just Pöllner*, oder Abentheuer und Besonnenheit — hätte füglich aus der Sammlung wegbleiben können. An den Studenten-Streichen des Signor Pöllners kann unmöglich jemand Gefallen finden, der des Vfs. übrige Schriften zu lesen versteht. Das XI. *Fragment aus der Geschichte der Kunst, oder vielmehr Geschichte der Kunst des Jahres* 1794. enthält brauchbare Notizen. Den Beschluss dieses *zweyten* Bändchens macht ein Anhang von *Poesien*, welche in der von dem Verstorbenen selbst veranstalteten Sammlung seiner Gedichte, (Marburg und Leipzig 1788.) nicht vorkommen.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig u. Zeitz, b. Webel: *Das Weib ohne physische Liebe.* Eine wahre Geschichte von ihr selbst (von der Geschichte?) geschrieben. 1803. 348 S. 8. (16 gr.)

Der Zusatz „Eine *wahre* Geschichte" ist auf den Titeln so vieler Bücher, die nichts als *Romane* sind, zu lesen, dass man in der Regel dieser Versichrung wenig Glauben beymessen kann. Rec. erwartete daher auch von *diesem* Buche nichts anders, als er es zum Lesen in die Hand nahm. Jetzt mag er hierüber nichts entscheidendes sagen, sondern er glaubt nur, versichern zu dürfen, dass die Geschichte auf keinen Fall eine Dichtung zu nennen ist, vielmehr entweder die lautere Wahrheit, oder eine unverantwortliche *Lüge* seyn muss. Ueberall blickt nämlich eine so geflissentliche *Portrait-Malerey* hervor, die für ein wirklich lebendes Original zu interessiren strebt, dass Vf. oder Vfn. sich wirklich an dem menschlichen Herzen versündigt hätten, wenn es nicht strenge Wahrheit wäre, was hier über unglückliches Schicksal und schlechte Menschen geklagt wird. Die Frau, von welcher erzählt wird, ist eine sehr edle Leidende, die, als solche, den Kritiker entwaffnet, der sonst wohl manches gegen das Verfahren derselben in dem wirklichen Leben und hier in dem Buche einzuwenden haben könnte. Da dieses überhaupt auch zu weitläuftige Erörterungen veranlassen würde, so begnügt sich Rec. damit, zu versichern, dass neben manchen überspannten, eine Menge sehr guter und nützlicher Lehren und Grundsätze in diesem Buche enthalten sind, und dass es daher Frauenzimmern, doch nicht ganz jungen, zur nützlichen Lectüre wohl empfohlen werden kann.

Elberfeld und Leipzig, b. Büschler: *Züge edler Liebe in Erzählungen nach wahren Geschichten.* 1805. 295 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die Erzählungen nach wahren Geschichten scheinen in der Literatur allmählig wieder Mode zu werden, dass sie aber dadurch einen interessanten Zuwachs bekomme, möchte schwerlich zu erweisen seyn. Gewöhnlich erhält man dadurch weder Roman, noch wahre Geschichte. Die Wirklichkeit wird aufgeputzt, aber die falschen Federn stehen ihr übel an. Das Romantische geht nicht aus der freyen idealen Welt des Geistes hervor, sondern es ist die Zugabe einer kahlen Gewöhnlichkeit, die mit nichts harmonirt, als mit sich selbst, und oft diess nicht einmal. So verwirren und lösen sich die Begebenheiten in einem *gemachten* Knäuel, während die Nothwendigkeit des Zusammenhanges verloren wird, und die Natur der Sache untergeht. Vorliegende Erzählungen gehören zu dieser Klasse von Halbromanen, und der Vf., dem ein gewisser Beruf zur Schriftstellerey nicht abzusprechen ist, — ist in eine Manier gerathen, die ihm fremd zu seyn scheint, und in der er sich ungeschickt bewegt. Diess gilt vorzüglich von der zweyten Erzählung: *Die gute Tochter, oder die Irmensäule,* wo der Vf. eine ganz gewöhnliche Historie mit einer romantischen Einkleidung so wider-

spre-

sprechend verbindet, dass man nicht weiss, wofür man die Figuren, die sich in dieser Geschichte bewegen, nehmen soll. Der bekannte Hofrath *Zimmermann* spielt besonders eine traurige Rolle dabey. Das einzige Bedeutende, was man von ihm erfährt, ist, dass er damals noch Hofrath und nicht Ritter gewesen sey. — Besser gerathen ist die erste Erzählung: *der Triumph der Wahrheit, oder das belohnte Vertrauen.* Sie trägt zwar auch die Gebrechen des Halbromans, doch verrathen einzelne Züge, dass der Vf. nicht zu der gemeinen Klasse der fruchtbaren Roman-Schreiber gehört, und dass er wohl etwas besseres zu liefern im Stande ist, wenn er je aus der fremden Manier in seine eigene kommen sollte.

KLEINE SCHRIFTEN.

Physik. *Düsseldorf*, b. Dänzer: *Ueber die Natur der festen und flüssigen Körper*, von *J. P. Brewer*, Prof. zu Düsseldorf. 1805. 88 S. 8. m. 1 Kpfr. — Diese Schrift enthält manche scharfsinnige und gegründete Bemerkungen, manche hingegen, denen man nur bey einer genauern Entwickelung und Reife dieses Lob beylegen könnte. Ueberall zeigt sich aber der Vf. als einen denkenden Kopf, und seine Schrift verdient die Aufmerksamkeit der Physiker. Er redet zuerst von den flüssigen Körpern. Flüssige Körper nennt man gewöhnlich solche, deren Massentheilchen keinen merklichen Zusammenhang besitzen, aber diese Abwesenheit der Cohäsion sey bey weitem nicht hinreichend, die auffallenden Phänomene der flüssigen Körper, besonders den Seitendruck derselben zu erklären. Es sey also nothwendig, zur Erklärung eine eigene Kraft zu Hülfe zu nehmen, deren Existenz zwar längst erwiesen, deren Einfluss aber auf Phänomene dieser Art noch nicht hinlänglich bekannt sey, nämlich die Elasticität. Sie ist bekanntlich die Eigenschaft, einen an irgend einem Punkte angebrachten Druck in allen Punkten und nach allen Richtungen gleich stark zu äussern. Hieraus folgt nun sogleich ein Seitendruck, wie wir ihn bey den flüssigen Körpern anzutreffen pflegen. Versuche zeigen an tropfbaren Körpern eine Zusammendrückung, und selbst die grosse Kraft, welche nothwendig ist, um Körper von so geringem specifischen Gewicht, wie die meisten tropfbar flüssigen sind, zusammenzudrücken, deute schon auf eine innere Expansivkraft hin. Ueberdiess sehen wir, dass der Wärmestoff, welcher die Flüssigkeit verursacht, auch die Elasticität der Körper zu vermehren pflegt. Diese Theorie verdient allerdings Aufmerksamkeit, und scheint den meisten Erscheinungen völlig Genüge zu thun, aber sie ist nicht neu: denn *Link* hat sie schon in seinem Grundrisse der Physik vorgetragen. Den eigentlichen Charakter der flüssigen Körper, dass nämlich in ihnen die ziehenden Kräfte sich von allen Seiten aufheben, und dadurch sich die Theile leicht an einander verschieben lassen, hat der Vf. wohl eingesehen; aber er hält ihn nicht fest genug und drückt sich unbestimmt aus, indem er die Cohäsion derselben aus eben der Ursache für null annimmt, welches doch eigentlich der Fall nicht ist. Man kann ja nicht sagen, dass die Schwere in einem unterstützten Körper null sey. Den Charakter der festen Körper sucht er, wie gewöhnlich, in der Stärke der Anziehung der Theilchen zu einander. Wir haben aber eben erinnert, dass die Cohäsion in den flüssigen Körpern keinesweges null sey, und man bemerkt deutlich diese Cohäsion, wenn man Platten fester Körper von flüssigen abreisst, wobey diese benetzt abgerissen worden, also eine Trennung des Zusammenhangs geschieht. Die Theilchen lockerer Körper, z. B. Sandhaufen, lassen sich oft mit weniger Mühe von einander trennen, als die Theilchen des Wassers und anderer flüssigen Stoffe, ohne darum flüssig zu seyn. Der Vf. untersucht die scheinbaren Unterschiede zwischen Gravitation und Cohäsion; er findet sie nicht wesentlich, und glaubt daraus bewiesen zu haben, dass beide von einer Kraft herrühren. Allerdings lassen sich manche Erscheinungen der Festigkeit von der Anziehung der Theile zu einander herleiten, manche aber nicht. Hieher gehört schon der erste Unterschied, dass nämlich getrennte Theile nicht mehr zusammenhängen. Der Vf. sagt zwar, die Attraction der verbundenen (zusammenhängenden) Körper scheine sich wechselseitig so zu beschäftigen und zu binden, dass sie auf keinen andern Körper mehr wirke, und hiebey führt er das Beyspiel von Ebbe und Fluth an. Wenn nämlich der Mond durch den untern Meridian geht, so hebt sich doch das Wasser, weil die anziehende Kraft der Erde schon beschäftigt, nicht auf dasselbe so stark wirken kann. Aber ist in den Theilen eines noch zusammenhängenden Körpers die anziehende Kraft nicht ebenfalls auf dieselbe Weise beschäftigt, ist sie es nicht in jedem Punkte? Wird nicht in einer festen Linie jeder Punkt nach zwey entgegen gesetzten Seiten gezogen, und heben sich diese Kräfte nicht einander auf? Erst dann, wenn ein Theilchen aus der Linie tritt, wird es zurück gehalten, vorher hält es, wie in einer flüssigen Masse, nichts zurück. Hieraus folgt, dass ein fester Körper kein *Continuum* seyn könne, dass hingegen jedes *Continuum*, selbst bey starkem Zusammenhange, einen flüssigen Körper darstelle. Der Vf. hat dieses nicht bedacht, und ist überhaupt nicht tief genug in den Gegenstand eingedrungen. Die verschiedenen Arten des Zusammenhangs werden nun erörtert. Hiebey nimmt der Vf. an, dass die Anziehungskraft bey der Näherung der Körper endlich ein *Maximum* erreiche und nun in eine Repulsionskraft übergehe. Daraus erklärt er ganz finnreich, warum ein harter Körper beym Zusammendrücken zerspringe, was wir Sprödigkeit zu nennen pflegen. Newton nahm bekanntlich eine gleiche Hypothese beym Zurückprallen der Lichtstrahlen an. Aber man sollte erst andere Erklärungen versuchen, ehe man eine Voraussetzung annähme, welche nur wenig Erscheinungen erklärt, und nur durch die Analogie mit mathematischen Sätzen entstanden ist, wobey man doch nicht bedachte, dass eine Grösse in die Entgegengesetzte nur durch Null oder das Unendliche übergehen kann, und dass solche Fälle in der Natur nicht statt finden. Die übrigen Erklärungen der verschiedenen Arten des Zusammenhangs scheinen ebenfalls nicht treffend; der Vf. unterscheidet dabey Extensität und Intensität der anziehenden, ohne diese Begriffe genau zu bestimmen. Eben so erwägt er die Sachen nicht genau, und verliert sich in Hypothesen, wo er die Wirkungen der Reibung, nicht durch die Rauhigkeit der Oberflächen, sondern durch die anziehenden Kräfte erklärt, und sich besonders darauf beruft, dass die Reibung sich nur nach dem Drucke, wenig nach der Oberfläche, richte. Schon längst hat man dieses dadurch sehr leicht begreiflich gemacht, dass bey der Bewegung zweyer reibender Körper über einander nicht alle Rauhigkeiten abgestossen werden, sondern nur die wenigsten, und dass die Körper also müssen gehoben werden, um über einander weg zu gleiten, wobey offenbar der Druck der die Erhöhungen tiefer in die Höhlungen treibt, von bedeutendem Erfolge seyn muss. Doch es ist nicht der Ort hier, alle übrigen Behauptungen des Vfs. zu untersuchen. Rec. kann nur kurz anführen, dass ihm die Erklärung von den Wirkungen des *belier hydrostatique* nicht missfallen hat, und dass er den Vf. zu ähnlichen Untersuchungen aufmuntern möchte. Die Sprache ist unrein; man bemerkt hin und wieder Provincialismen, als: zwarn statt zwar u. dgl. m.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 10. December 1806.

PASTORALWISSENSCHAFTEN.

1) MARBURG, in d. akad. Buchh.: *Liturgisches Handbuch.* Von *F. W. Wolfrath*, Doctor der Theologie, Consistorialrath, Superintendent der Grafschaft Schaumburg, erstem Professor der Theologie und erstem Prediger in Rinteln. *Erstes* Bändchen. 1806. XXIII u. 114 S. 8. (10 gr.)

2) CASSEL, in d. Griesbach. Hofbuchh.: *Formulare und Reden bey der öffentlichen Gottesverehrung und bey Amtshandlungen*, von *Georg Friedr. Götz*, erstem Prediger bey der evang. luth. Gemeine in Cassel. *Erste* Sammlung. 1805. 120 S. 8. (8 gr.)

Das *liturgische Handbuch* enthält meistens Gebete, als Kirchengebete, Gebete bey der allgemeinen Beichthandlung u. dgl.; doch sind auch einige Taufformulare, eine Trauungsrede, eine Meineidsverwarnung u. a. angehängt. Die *Kirchengebete* zeichnen sich dadurch aus, dass sie eine Hauptidee vorzüglich berücksichtigen, und diese in der Ueberschrift andeuten, z. B. Ergebung an Gott, Menschenliebe, Werth der Gesundheit u. s. f.: denn nach des Vfs. Theorie soll sich das jedesmalige Kirchengebet dicht an die Predigt anschliessen, den Hauptinhalt derselben in sich fassen, und den durch diese gemachten Eindruck dieser oder jener einzelnen Religionswahrheit verstärken, und Anwendung derselben aufs Herz und Leben, durch Erregung religiöser Empfindungen befördern. Er nennt diesen Zweck den besondern, und ordnet ihm den allgemeinen, der in Dank und Gebet zu Gott, so fern es die allgemeinen Landesbedürfnisse, wie gewisse besondere, zum öffentlichen Vortrage sich eignende Angelegenheiten einzelner Gemeindeglieder betrifft, unter. Doch will er diesen gar nicht vernachlässigt, sondern fest mit jenem verbunden wissen. Gegen diese Theorie hat Rec. nichts einzuwenden, fürchtet aber, dass sie leicht zu einer übermäfsigen Länge der Gebetsformeln verführen könne, und diese sich nicht gut werde vermeiden lassen, wenn man auch nicht, wie der Vf. will, die so genannten Abdankungen Verstorbener, mit einer kurzen Charakteristik derselben, einschaltet. Jene Besorgniss wird durch die Sammlung des Vfs. bestätigt, so sehr er auch selbst die energische und gefühlvolle Kürze empfiehlt, und sich auch wirklich derselben meistentheils befleissigt hat. Nur bisweilen ist er im Strome und in dem Ergufs der Empfindungen zu wortreich, ob er gleich übrigens sich mit Kraft und Würde ausdruckt, und fromme Gefühle zu wecken und zu beleben sucht. — Eine ähnliche Theorie stellt der Vf. für die *Segenswünsche*, als für kurze Gebetsformeln, auf Sie berücksichtigen eine Hauptidee, z. B. Demuth, Lebensdauer u. s. w., und zeichnen sich, wie diess der Vf. auch mit Recht fordert, durch eine sententiöse und energische Kürze, verbunden mit einem gewissen Rhythmus der Diction, so weit er in der Prose Statt finden kann, aus. So legen auch die auf die Gebete folgenden *Taufformulare* jedesmal eine Hauptidee zum Grunde, z. B. Unsterblichkeit, leibliches und geistiges Leben u. s. w., wodurch zwar der Liturg auf der einen Seite eingeengt, aber ihm auch auf der andern die Rede leichter, und das Ganze den Zuhörern übersehbarer gemacht wird. In Kreisen gebildeter Zuhörer würde Rec. gern diese Formulare brauchen, so wie überhaupt das ganze Handbuch für ein gebildetes Auditorium berechnet zu seyn scheint.

Die *Formulare* und *Gebete* des Hn. *Götz* sind sehr prosaisch, und es fehlt ihnen häufig an Kraft und Salbung. Man vergleiche z. B. das Gebet am Pfingstfeste, welches so anhebt: „Du hast, weiser Vater der Menschen, einst den Aposteln Jesu ausserordentliche Geistesgaben mitgetheilt, damit sie das von Jesu, deinem Sohne, angefangene grosse Werk der Belehrung der Welt fortführen möchten, und wir erneuern heute das Andenken an diese merkwürdige und wohlthätige Begebenheit" u. s. w. Wie matt! und von der Art sind die meisten, als die für den Sonntag (zwey vor der Predigt), fürs Osterfest (eins), Pfingstfest (eins), Christfest (eins), den grünen Donnerstag (eins), und beym Antritt eines neuen Predigers (eins) — sonderbare Stellung! — bestimmt sind. Auch die *Umschreibungen des Vaterunsers* für bestimmte Gelegenheiten, z. B. bey einer Predigt über den Eid u. s. f. theilen meistens den Fehler mit allen Umschreibungen, dass sie das mit kraftvoller Kürze gesagte oder angedeutete dehnen, wie diess auch nicht wohl anders seyn kann. (Rec., der schon mehrmals seine Meinung über diese besonders seit *Döderleins* kleiner Schrift so sehr in Gang gekommenen Paraphrasen des V. U. geäussert hat, wiederholt auch hier die Frage: Muss denn alles an diess Gebet gereihet, und dasselbe bey jeder Gelegenheit, sey's nun in seiner ursprünglichen oder in einer andern Gestalt, mit allen seinen Bitten gebetet werden?) — Nun folgen einige *Tauf-* und *Trauungsreden* bey bestimmten Fällen, z. B. eine Rede bey der Taufe eines Sohnes des geh. Staatsministers von ***. Es scheint Rec. wider die Delicatesse zu seyn — vielleicht urtheilen andere anders — bey dieser Gelegenheit von dem Gedanken auszugehen, dass äusserer Glanz, grosse Glücksgüter und hohe Ehren-

Ehrenstufen keinen sonderlichen Werth haben u. s. w. Mag diess doch immerhin wahr seyn, es scheint nur nicht recht passend, so sehr es auch der Vf. durch die Verbindung, in welche er seine Ideenreihe stellt, zu mildern sucht, und so gern es Rec. auch sieht, und mit dem Vf. von Nr. 1. darin einverstanden ist, dass *die* Formulare für die zweckmässigsten zu halten sind, in welchen der Prediger auf individuelle Lagen und Umstände Rücksicht nimmt. Wenn diess nur mit Feinheit geschieht! Uebrigens ist die Rede plan und verständlich, und sagt das Bekannte recht gut. Diess ist überhaupt der Charakter aller folgenden Tauf- und Trauungsreden. Sie begeistern nicht, reissen nicht zu frommen Gefühlen und Empfindungen hin; auch ist keine grosse Gedankenfülle in ihnen: aber sie sind doch fasslich, und erinnern an manche nützliche Wahrheit. Einige *Confirmationshandlungen* beschliessen das Ganze. Dass der Vf. bey diesen sich band — oder binden musste — an die Gebote aus der Kirchenagende, an Vorlesungen aus dieser, an die Fragstücke aus Luthers kleinem Katechismus, gefällt Rec. nicht. Sonst sind diese Handlungen und die dabey gehaltenen Reden rührender als die übrigen; auch ist die Auswahl der Liederverse sehr zweckmässig und gut.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Breitkopf u. Härtel: *V. L. Brera medicinisch-praktische Vorlesungen über die vornehmsten Eingeweidewürmer des menschlichen lebenden Körpers und die sogenannten Wurmkrankheiten.* Aus dem Italienischen übersetzt und mit Zusätzen versehen von *F. A. Weber.* Mit 5 Kupfern. 1803. 20½ Bog. 4. (2 Rthlr.)

Nach der ersten Absicht des Vfs. sollte diese Monographie einen Theil seiner *Annotazioni medico-pratiche* etc. (Pavia, 1802. 4.) ausmachen; allein in der Folge fand er es besser, sie davon zu trennen, und besonders herauszugeben, weil der theoretische Theil derselben mehr Platz einnimmt, als er für jenes bloss praktische Werk schicklich hielt. Da er jedoch für ausübende Aerzte, und nicht für Naturforscher schrieb: so berührt er das, was zur Naturgeschichte der Eingeweidewürmer gehört, nur kurz, und breitet sich mehr über das aus, was auf die praktische Medicin einen unmittelbaren Bezug hat. Das Ganze zerfällt in *vier* Vorlesungen, aus denen wir das Merkwürdigste kurz anzeigen wollen. I. Vorles. *Untersuchung der vorzüglichsten Würmer im Menschen.* Diejenigen, welche ausser den Eingeweiden des menschlichen Körpers gefunden werden, und mehr den Naturforscher, als den praktischen Arzt, beschäfftigen müssen, nennt er anomalische; diejenigen aber, welche man beständig (?) im lebenden menschlichen Körper antrifft, Principal-Würmer. (Die *taenia hydatigena* z. B. würde also bald zu dieser, bald zu jener Klasse gehören?) Um den Bau der letztern von aussen oder innen darzustellen, muss man sich keiner todten, von Kälte starren, durch Weingeist verhärteten, oder in heissem Wasser gelegenen Exemplare bedienen: in lauem Wasser erhalten sie sich zum Beobachten am natürlichsten. Die Verschiedenheit der äussern Structur bey Bandwürmern von einerley Species rühre nicht bloss von dem verschiedenen Alter des Wurms her, sondern die so mannichfaltige natürliche Beschaffenheit des menschlichen Körpers trage zu der Abänderung ihrer äussern Form weit mehr bey, als man gemeiniglich denkt. Den Rüssel des Haarkopfs scheint der Vf. geneigt für einen Theil der Zeugungsorgane anzusehen. Von den spulwurmähnlichen Springwürmern fand er sehr viele Massen im Schlunde einer Frau, die am schleichenden Nervenfieber gestorben war. *Zweyte* Vorles. *Von der Erzeugung der menschlichen Eingeweidewürmer.* Es ist dem Vf. nichts wahrscheinlicher, als dass ihre Eyer u. s. w. von den Milchgefäsen absorbirt, in den Strom des Kreislaufs mit fortgerissen, und mit dem Blute an verschiedene Plätze des Körpers, auch in die Masse der Säfte der Leibesfrucht u. s. w., gebracht und da abgesetzt werden. Sie können durch das Säugen, durch den mit Küssen mitgetheilten Speichel, mit Speisen und Getränken sich bey uns einschleichen. Uebrigens ist die Gegenwart der Würmer wenigstens die Anzeige einer anfangenden Asthenie, und diese ist mit vollkommenem Gesundheitszustande im Widerspruche. *Dritte* Vorles. *Von Wurmbeschwerden.* Sie sind örtlich, consensuel oder allgemein. Die sichersten Kennzeichen im Darmcanale lebender Würmer bey Kindern und schwachen Frauenzimmern sind, neben der Erweiterung des Augensterns, widernatürlichem Speichelflusse und Zukken der Nase, der rheumatischen Gicht nicht unähnliche Gelenkschmerzen. Ein sonderbarer Zufall, den der bewaffnete menschliche Bandwurm oder Kürbiswurm verursacht, ist das Gefühl des Kranken, als ob ihm die Nase häufig in die Länge gezogen würde; der Vf. hatte eine Patientin, die sich alle Augenblicke über diese Empfindung beklagte. *Vierte* Vorles. *Von der Heilung der Wurmkrankheiten.* Die Rinde der *Geoffraea Surinam.* fand der Vf. vorzüglich im Absude äusserst wirksam. Von der Angelinarinde bloss *Grieve's* Nachrichten. Den Kampfer empfiehlt er sehr, sowohl als Arzney für sich, oder mit Teufelsdreck, Baldrian, *cort. Geoffr. Surin.* u. s. w., als auch in Klystiren. Die salzsaure Schwererde taugt nicht bey Neigung zur Entzündung oder bey grosser krankhafter Reizbarkeit im Saugadersysteme. Das laufende Queckfilber hat keine reizende Kraft auf den Körper, die ausgenommen, welche von seiner Schwere, beständigen Bewegung und Fähigkeit herkommt, sich im Magen und Darmcanale leicht zu oxydiren, wodurch es aber eher schwächend als stärkend wird: in einer Darmgicht, die der Vf. damit heilte, konnte er aus den Excrementen des Kranken einen wahren mineralischen Mohr ausziehen. Gegen Wurmkrankheiten kann es nichts leisten: zu Idria, Schemnitz und Freyberg sind die letztern gleichsam endemisch. Aufforderung, die Methode von *Chabert*, durch mit Hirschhorngeist abgezogenes Terpentinöl zahme Thiere

Thiere vom Bandwurme zu befreyen, auch am menschlichen Körper zu versuchen. Das verschiedene Alter der Bandwürmer erfordert auch eine verschiedene Curart: auch wider den bewaffneten Bandwurm kann die Nuffersche Methode mit Erfolg angewandt werden, so lange er klein ist; aber sie wird unzulänglich, wenn er dicker und stärker wird. Ebenfalls ist gegen denselben das Ricinusöl sehr brauchbar. *Desaults* Methode kann gefährlich, ja tödlich, werden; die von *Rathier* ist vorzüglicher. Wo bey einem reifen bewaffneten Bandwurme die Nuffersche Methode unwirksam war, wurde er durch den regelmäfsigen Gebrauch des Zinns geschwind und sicher abgetrieben. Letzteres muss aber äusserst gereinigt seyn: bey einem Kranken, der aus Unbedachtsamkeit, doch nicht von Seiten des Vfs., starke Dosen inländischen Zinns und die Bleykolik bekommen hatte, fand sich in dem Harne etwas über zwey Drachmen eines ausserordentlich weissen Pulvers, das, wie die Untersuchung ergab, eine wahre Zinnhalbsäure war. Der Vf. bewirkte mit dem klein geteilten Zinne vier glückliche Curen. Auch bediente er sich mit grossem Vortheile immer des äthiopischen Pulvers von *Puy*. Gegen die Blasenwürmer können erregende, harntreibende und Schwitzmittel, in Verbindung mit den wirksamsten permanenten Reizmitteln, die schicklichste Heilmethode darbieten; die Cur würde von der Cur asthenischer Wassersuchten in nichts verschieden seyn. Gegen die Afterwürmer muss man eine beharrliche und lange Cur gebrauchen, auch wenn sie ganz verschwunden zu seyn scheinen: denn die junge Brut ist nicht so bald merklich und sichtbar; nach des Vfs. Beobachtungen sind Tabaksrauch-Klystire mehr nachtheilig, als vortheilhaft dagegen. Wider die Spulwürmer verdient, nach seinen Wahrnehmungen, unter allen Mitteln keins ein grösseres Lob, als der Kampfer.

Uebrigens versichert der Vf., dass die beygefügten Kupfer äusserst treu seyn und auch im kleinsten Punkte den Urbildern gleichen: er habe sie Stück für Stück mit der, im akademischen Naturaliensaale zu Pavia befindlichen, Götzischen Sammlung verglichen, und sie seyn eine Auswahl aus den von *Bonnet*, *Marx*, *Pallas*, *Götze* und *Werner* gelieferten und seinen eignen Exemplaren dieser Thiere. Wir können über die, dieser Uebersetzung angehängten, nichts urtheilen, da wir das italiänische Original zur Vergleichung nicht vor uns haben; den Künstler finden wir nicht genannt, und die Unterschrift unter der vierten Tafel ist in unserm Exemplare bis auf das: *Lips.* gar nicht zu lesen.

In einem *Anhange des Uebersetzers* tadelt der letztere den Vf., dass er aus der Geschlechterzahl der Intestinatwürmer die *fasciola intestinorum L.* und den *gordius aquaticus L.* ausschliesse. Die *Ascaris stephanostoma* und *conosma Jördens.*; auch das von demselben bekannt gemachte Geschlecht *Hexathyridium* (vielleicht auch wohl das *Ditrachyceros bicorne rude Sulzer.*?) habe *Brera* noch nicht kennen können. Ihm, dem Uebersetzer, dünke die Blochsche Meinung von der „Angeborenheit" der Eingeweidewürmer noch immer unter allen andern die annehmlichste, und *Brera* habe *Bloch's* Gründe dafür nicht widerlegt. Am Schlusse bringt er den von *Brera* übergangenen *Tract. de vermibus intestinorum* von *Ant. de Haen* ins Andenken.

Die auf Veranlassung des Vfs. selbst veranstaltete Uebersetzung übrigens ist nicht so deutsch und rein, dass wir einer Erinnerung darüber uns ganz enthalten könnten. Als Beyspiele zeichnen wir aus S. 13. „welches doch *Winslow* versichert, ihm gerathen" (gelungen) „zu seyn;" S. 22. „vorbelobter *Werner*;" S. 71. „fühlte die Kranke, dass es in ihrer Nase grübelte;" S. 74. „im Schwächestande;" S 75. „Nun bleibt noch übrig" u. s. w. ist durchaus ohne allen Zusammenhang; S. 82. „in Bälde" st. bald u. s. w.; S. 82. „ein Geselz;" S. 100. „Man giebt die Wurzel in Pulver, kleinen Kindern zehn bis zwölf Gran die Dosis" u. s. w.; S. 101. und öfter: „sonderheitlich;" S. 122. „Geschmeise *(razza)*" st. Brut oder dgl.; S. 155. „Gesöffe;" u. s. w.

Regensburg, b. Montag u. Weiss: *Medicinisch-praktische Jahrgänge*, von D. *Joh. Jac. Kohlhaas*, Stadtphysicus u. s. w. *Erster* Jahrg. 1774. 1804. 181 S. 8. (12 gr.)

Dieses Werk ist in der einzigen Hinsicht interessant, dass man daraus ersieht, der Vf. als ein aufmerksamer Arzt vermöge auch auf eine andere, als die jetzt gewöhnliche Weise, schwere Krankheiten zu heilen. Seine Krankheiten finden sich, wie im Jahr 1774, so in der jetzigen Zeit; wir würden sie aber grösstentheils anders behandeln. Dennoch lesen wir bey den meisten, dass die Kranken wieder hergestellt worden sind. Dadurch wird aller Tadel entwaffnet, und es bleibt nur das einzige zu tadeln, dass der Vf. diese Geschichten — drucken liess. Es kann wohl kaum ein Arzt etwas daraus lernen, es müsste denn das Schema selbst seyn, nach welchem Hr. *K.* seine Bemerkungen aufzeichnete. Die Krankheitsgeschichten sind zu kurz, um aus ihnen die vorhergegangenen schädlichen Einflüsse, die symptomatischen Verwicklungen, die metastatischen oder metaschematischen Ausgänge u. dergl., woraus ein junger Arzt lernen kann, was er zu fürchten und zu hoffen, zu suchen und zu finden habe, gehörig zu ersehen; die charakteristischen Zeichen, um eine Krankheitsform als diejenige zu erkennen, wofür sie ausgegeben wird, nicht scharf genug bezeichnet und herausgehoben; die Recepte nicht dem jetzigen Geiste der Medicin angemessen. Im Allgemeinen befolgt Hr. *K.* die zu jener Zeit gewöhnliche *Methodus per exspectationem*, giebt milde Mittel, geringe Gaben, bindet sich nicht streng daran, stärkende nur mit stärkenden, und schwächende mit schwächenden Heilmitteln zu ver-

verbinden, macht nur mäfsigen Gebrauch von Purganzen bey acuten, stärkt durch bittere tonische Mittel bey chronischen Krankheiten — eine Methode, die manchmal geholfen, und fast nie geschadet hat. Selten findet man bey ihm die Hauptmittel der heutigen Aerzte, Opium, Kampfer, Baldrian, Naphtha u. dgl. China wird nur zu wenig Granen, oft mit Salpeter, S. 91. 108 f., Regenwürmerpulver innerlich, Menschenfett äusserlich angewandt, und mehrere solche Dinge, deren sich die jetzige Arzneykunst schämt. Einige Krankheitsgeschichten sind jedoch interessant. Rec. rechnet dahin gleich die erste, eine Hypochondrie mit Verlust des Gedächtnisses, des Geruchs und Geschmacks, und eine Hysterie, welche mit unsern heutigen hysterischen Krämpfen viel Aehnlichkeit hat. Diese Kranke brach durch einen Fall das Bein; als sie wieder gesund war, bekam sie ein viertägiges Fieber; der Arzt, aber nicht Hr. *K.*, gab 18 Mal zum Brechen, und jedesmal brach sie zehn und mehrere Male, so dafs endlich das Blut wie ein Strom aus dem Munde quoll. (Die dasige medicinische Polizey hätte diesem medicinischen Pfuscher zur Strafe wenigstens einige Tage hinter einander zu brechen eingeben sollen!) Während dieser gewaltthätigen Kur entstand ein sehr empfindlicher Schmerz mit Geschwulst in der linken Lendengegend, mit einer Ecchymosi und hysterischen Zufällen. Dem letzten ging ein tiefes Stillschweigen, Benebelung der Sinne, drückender Schmerz in der Stirne mit einigem Thränengufs voran. Dann folgte Kälte der Extremitäten, Blässe, Herzklopfen, Bangigkeit, intermittirender ungleicher Puls, Zuschnüren des Halses und gehemmte Sprache. Nun ward das Gesicht roth, die Adern schlugen heftig, der Kopf ward zurückgezogen; bald lachte die Kranke, bald weinte sie, und phantasirte, sobald die Sprache wiederkam; die Pupille war widernatürlich erweitert, und ihrer Contractilität beraubt u. s. w. Nach häufigem eiterichten Stuhlgange verloren sich die Zufälle. Es wird nicht uninteressant seyn, in folgenden Heften den fernern Gang der ärztlichen Cultur des Vfs. und sein Fortschreiten mit der Wissenschaft auch an der Behandlung seiner Kranken und den ihnen gegebenen Vorschriften zu beobachten.

WEISSENFELS u. LEIPZIG, in d. Böse. Buchh.: *Der Familienarzt*, oder die Kunst, sein Leben im Genusse der Gesundheit zu sichern und diese selbst erträglicher, kürzer und gefahrloser zu machen. Ein Hausbuch für Familien und jeden Freund der Gesundheit. Herausg. von D. *G. W. Becker* in Leipzig. 1804. 483 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Der Vf. mufs eine ausserordentliche Fertigkeit im Schreiben haben; jede Messe bringt eine, auch wohl mehrere Schriften desselben ins Publicum. Alle sind auf populären Unterricht angelegt, mehrere beschäftigen sich mit den Geheimnissen des Ehestandes, einige haben auch schon ähnliche Gegenstände behandelt, wie die gegenwärtige. Es sind physiologische, pathologische, diätetische und therapeutische Bruchstücke, ohne Ordnung ausgewählt, mit grosser Weitläuftigkeit vorgetragen, zum Theil mit langen Auszügen aus andern Schriftstellern erweitert, wie es diese Art Schriftsteller zu machen pflegt. Die vor uns liegende Schrift zerfällt in *drey* Abschnitte. Der *erste* giebt *allgemeine Bedingungen des Lebens, der Gesundheit und Krankheit und des Todes.* Es wird in demselben manches von der Lebenskraft, von den Reizen, viel von den Nahrungsmitteln, vom Blute und von den übrigen Säften des menschlichen Körpers, von der Kleidung, von den Seelenreizen vorgetragen, was mitunter wirklich recht gut ist. S. 235. kommt der Vf. auf die Frage: wie besteht Gesundheit, und wie entstehn Krankheiten? Er theilt alle Krankheiten in zwey Klassen, entweder von zu vieler, oder aus zu geringer Lebensthätigkeit. Nachdem hierüber etwas, aber verhältnifsmäfsig viel zu wenig angegeben worden ist, geht der Vf. auf Bewegung und Ruhe, Schlaf und Wachen über, Dinge, welcher weit früher hätte sollen Erwähnung gethan werden. Der *zweyte* Abschnitt enthält die *besondern Bedingungen* für Erhaltung der Gesundheit und Abhaltung der Krankheiten. Hier führt der Vf. die verschiedenen Perioden des Alters an, um an ihnen zu zeigen, wie der Mensch sich in denselben zu sichern habe. Am weitläufigsten ist der Vf. bey der Erziehung der kleinen Kinder und den Beschwerden des weiblichen Geschlechts. Unter die übrigen Bedingnisse zu Krankheiten rechnet er erbliche Anlage, Ansteckung, Vergiftungen und andere Unglücksfälle. Den *dritten*, letzten und kürzesten Abschnitt füllt die eigentliche *Behandlung der Krankheiten* selbst aus. Sie ist am magersten ausgefallen, und doch hätte gerade dieser Abschnitt am fruchtbarsten gemacht werden können, wenn der Vf. hier die Regeln einer guten Wartung und Pflege, an welcher so viel liegt und welche so oft versäumt wird, genauer und bestimmt hätte wollen angeben. So hat er sie nur höchst oberflächlich berührt, und auch in diesem Abschnitte, wie im ganzen Buche mehreres unter einander geworfen, was nicht zusammengeworfen werden darf. Sollte der Vf., was zu vermuthen ist, mehreres schreiben wollen: so bitten wir ihn vorzüglich um mehr Ordnung, Präcision und die bündigste Kürze; ausserdem dürften sich seine Schriften nie über die Mittelmäfsigkeit erheben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 10. December 1806.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

1) DUISBURG u. ESSEN, b. Bädeker: *Beyträge zur Beförderung der Humanität*, und insbesondere eines reinmenschlichen Wohlwollens zwischen den verschiedenen christlichen Religionsparteyen. Von *P. J. H. Hoogen.* — *Erstes* Bändchen. 1805. 243 S. 8. (20 gr.)

2) *Ebendas.*: *Die Volksschulen, keine kirchliche, sondern allgemeine Staats-Institute*, mit besonderer Hinsicht der preussischen Provinzen in Westphalen. Ansichten, Wünsche und Hoffnungen eines kathol. Religionslehrers. 1805. 64 S. 8.

3) QUEDLINBURG, b. Ernst: *Freymüthige Untersuchung des Landschulwesens als Stadtssache*, von einem Freunde der Wahrheit. 1805. 139 S. 8. (8 gr.)

Es giebt gewisse Lieblingsthemata, die, wenn es gerade, man möchte sagen, Mode ist, darüber zu schreiben und zu reden, viele Bearbeiter — berufene und unberufene — finden. Dahin gehört, in unsern Tagen, Erziehung und Unterricht, insonderheit das *Schulwesen.* Das letztere fängt, zum Heil der Völker, an, mehr Interesse, selbst bey ihren Herrschern, zu erregen. Wie könnte diess aber in Deutschland geschehn, ohne dass darüber auch *viel geschrieben* würde? Es ist allerdings dem edeln Zwecke förderlich, wenn solche allgemeine Angelegenheiten durch grössere Verbreitung und erregte Aufmerksamkeit Gegenstände des Nachdenkens vieler Menschen werden; aber bey einer Menge unberufener Schriftsteller, die da getrieben werden nicht von einem heiligen Geiste, sondern von dem Dämon der Eitelkeit oder dem Drange der Noth, kann es nicht fehlen, dass das viele Geschwätz darüber manchen verwirret, manchem die Sache verleidet, und guten Schriften den Zugang zu den Lesern erschwert. Wenn immer nur Männer von Beruf das Wort führen, besonders wenn sachkundige und bewährte Schul- und Volkslehrer aus dem Schatze gereifter Erfahrungen und gediegener Beobachtungen mit wohlwollendem Herzen und ohne jede Nebenrücksicht ihre Gaben mittheilen: so ist diess von den Zeitgenossen dankbar anzuerkennen und zu beherzigen. Eine solche Gabe ist das Buch des ehrwürdigen *Hoogen*, der unter den Männern seines Standes als ein hohes Muster erscheint, und ein gegründetes Recht hat, seine Stimme zu erheben. Sie verdient von vielen gehört zu werden. Diese Schrift bietet einen solchen Reichthum von beherzigungswerthen Gedanken, Bemerkungen und Vorschlägen dar, dass sie jeder, dem Jugend- und Volksbildung am Herzen liegt, dankbar empfangen wird; was der Vf. sagt, ist von einer so freundlichen Wärme durchglüht, dass es keinen Leser von Gefühl kalt lassen kann, und alle, denen Begeisterung für eine heilige Angelegenheit nicht fremd ist, mit dem Herzen des Vfs. befreunden wird. Er gehört zu den seltenen Schriftstellern, die mit Gemüth schreiben, und deren Sprache durch die Würde des Gegenstandes, der ihr Inneres erfüllt, eine edele Form erhält; er ist (nach *Greilings* Idee) *popular*, und kann von jedem, nicht ganz ungebildeten, Leser verstanden werden. Wäre es nur möglich, dass solche Schriften in unsern Tagen sich durch die Menge seichter Machwerke den Weg zu recht vielen Lesern bahnen könnten!

„Mit inniger Wehmuth," sagen die Verleger in dem kurzen Vorbericht, „überliefern wir hier dem Publicum die vor Kurzem angekündigten *kleinen Schriften* unseres ehrwürdigen *Hoogen.* Der Tod hat ihn bey seiner Arbeit übereilt." — Gewiss stimmen die Leser dieser Schriften mit uns in diese Klage ein; sie werden sich aber auch mit uns freuen, wenn sich unter dem Nachlasse des Verewigten noch Abhandlungen zu einer zweyten Sammlung finden, besonders wenn seine Freunde uns bald mit der, ihnen auf seinem Todtenbette anvertraueten, *Autobiographie* beschenken, die dann ein schönes Seitenstück seyn wird zu den Lebensbeschreibungen eines *Mutschelle* und *Heggelin*, und den Schlichtegrollschen Nekrologen.

Die hier anzuzeigenden Beyträge enthalten *drey* Auffätze, deren *erster* die Ueberschrift führt: *Die guten Aussichten, welche die Verbesserung der Schulen für Aufklärung oder eine moralische und staatsgedeihliche Bildung des Volks gewähren kann, wenn diese Schulen bloss als staatsbürgerliche Institute, unabhängig vom kirchlichen Religionswesen, behandelt werden. Mit besonderer Hinsicht auf die preussischen Staaten.* Dieser Auffatz ist auch unter Nr. 2. besonders abgedruckt. Dieser zweyte Titel deutet zugleich die Gränzen und damit auch den Massstab der Beurtheilung dieses Auffatzes an. Die *Ansichten* gereichen dem Geiste des Vfs. eben so sehr, als die *Wünsche* und *Hoffnungen*, seinem Herzen zur Ehre. Durch die Ausführung seiner Idee wäre ein bedeutender Fortschritt mit den Anstalten für die Volksbildung gemacht. Jedem, dem diese am Herzen liegt, muss es Pflicht seyn, auf die Hinwegräumung der, zumal von Unthätigen, leicht aufzufindenden Schwierigkeiten, die sich der Ausführung dieser, in unsern Tagen öfter angeregten, Idee entgegensetzen möchten, zu denken. — Der Vf. hat seine Gedanken immer in einige Hauptsätze zusammengefasst und diese zu Ueberschriften gemacht, ohne immer

mer eine strenge Gedankenfolge zu beobachten und immer jeden dieser Sätze erschöpfend auszuführen; oft damit nur Stoff zum Denken gegeben. Wir heben einige Hauptgedanken aus. „Die Verbesserung der öffentlichen Unterrichts - Institute sollte in keinem Lande weniger Hindernisse finden, als wo die vollkommenste Religionsduldung Grundsatz der Regierung ist." — Er nährt die Hoffnung, dass der preussische Staat, der durch diesen Grundsatz vielen andern ein Muster seit langer Zeit war, es auch bald durch jene Verbesserung seyn werde. „In einem solchen Staate kann das Phantom der Furcht vor Volksaufklärung nicht Statt finden; — vor einer Aufklärung nämlich durch eine moralische und staatsgedeihliche Bildung des Volks, welche die Stütze des Staats und allgemeiner Wohlfahrt ist." Der Vf. wusste, *womit* und *wie* diese Aufklärung beginnen und *wohin* sie führen müsse. Gegen diese Aufklärung, die nicht durch unzeitige und plötzliche Erhellung blendet; nicht mit leichtsinniger Umkehrung anhebt; nicht das Heilige gemein macht; nicht den heilsamen Ernst der Zucht in weichliches Kosen, nicht den Religionsunterricht in eine ökonomische und herzlose Klugheitslehre verkehrt; vielmehr „den Menschen zum Menschen bilden, und alle Staatsbürger so verständig machen soll, dass sie, durch Religion geleitet, ihre Pflichten ausüben und moralisch glücklich seyn können" —: gegen diese Aufklärung können nur Uebelwollende eifern. Mangel derselben hat schreckliche Uebel zur Folge. Er entsteht durch versäumten Volksunterricht. Um diesem aufzuhelfen, ist „Beförderung christlicher Toleranz Pflicht aller Religionslehrer." Nur wenn diese herrscht, kann mit Erfolg für „Verbesserung der öffentlichen Religionsanstalten" gewirkt werden. Von dieser und von „zweckmässiger Ausbildung des Religionslehrerstandes" muss jene moralische Volksaufklärung ausgehn. Zu dem Ende muss „der öffentliche *Volksunterricht eine Anstalt der Gesetzgebung und ein blosses Staats - Institut für alle Bürger, unabhängig von ihren kirchlichen Religionsmeinungen,* seyn." — Wahre und warme, doch nicht übertriebene, Schilderung der traurigen Folgen von jener Trennung (S. 29 u. ff.). Der Vf. kommt dann auf die Mittel zur Hinwegräumung der Schwierigkeiten, die der Vereinigung im Wege stehn. Viele dieser Schwierigkeiten liegen leider! wie Beyspiele gelehrt haben (S. 37.), in den *Lehrern* selbst, von denen die wohlthätigen Absichten der Regierung ausgeführt werden sollen. „*Unsere bisherige Schuleinrichtung* (in den Volksschulen) *war ein moralisches Ungeheuer*" (S. 38.). Schilderung einer gewöhnlichen katholischen und einer gewöhnlichen protestantischen Volksschule (S. 38 — 42.), die auf die meisten dieser Schulen, so wie sie jetzt noch sind, passt. — Man vergleiche nur des edeln *v. Türks Beyträge* u. s. w., wenn man keinen Begriff davon hat, oder besuche die nächsten Volksschulen! Sehr lesenswerthe Gedanken *über den Gebrauch der Bibel* in Volksschulen. Für Unmündige ein ihrer Fassungskraft angemessener Kern; für Katechumenen und die grössere Mehrheit der Erwachsenen ein fruchtbarer Auszug, der das alles enthält, was den Religionsunterricht für alle Christengemeinen lehrreich und überzeugend machen, und die praktische Uebung des Christenthums immer mehr befördern kann (S. 46.). — Man vergleiche hier *Niemeyers* Bemerkungen im 3ten Th. der *Grundsätze der Erziehung* u. s. w. S. 316. — Ein liebliches Bild einer den verschiedenen Confessionen gemeinsamen Volksschule (S. 48 — 55.). Fände man es auch noch nirgends, und mag es jetzt nur an wenigen Orten aufgestellt werden können: so möge es doch betrachtet werden von den Volkslehrern, auf dass es ihr Herz rühre und sie begeistere! — Der in einer solchen Schule zu ertheilende *christliche Unterricht* soll, unabhängig von allen Unterscheidungslehren, dem Herzen der Kinder aller Confessionen *die allgemeinen Grundlehren des Christenthums* einprägen, bis etwa zum 10ten Jahre. Vom 10ten bis 15ten Jahre sollen sie die Pfarrer weiter unterrichten. — „Wir wissen recht wohl, dass Lehrer, die einen Unterricht, wie ihn der Vf. S. 50 u. ff. beschreibt, und zwar in einem Geiste, wie er ertheilt werden muss, ertheilen können, selten sind; aber sollten wir es darum bey müssigen Klagen bewenden lassen? Von den Pfarrern wollen wir zu ihrer Ehre hoffen, dass sie mit dem Vf. übereinstimmen. Wirke nur jeder in seinem Kreise, wie der ehrwürdige *Hoogen* gewirkt hat, und das Vollkommene wird über das Unvollkommene siegen! — Welche Vortheile für die bürgerliche Gesellschaft, die Religion und die Menschheit eine solche Vereinigung gewähre, wird einleuchtend gezeigt S. 55 — 62. Der Versuch müsse übrigens erst im Kleinen gemacht werden. Ein Hauptbedürfniss wäre dann ein religiöses Handbuch für den ersten Unterricht, welches nach der schönen Idee des Vfs. entworfen, und einem auswärtigen Ordinariat, so wie zweyen auswärtigen Consistorien, beider protestantischen Kirchen zur Censur vorgelegt würde. — Der edle Vf. wünscht am Ende eine gerechte Würdigung seiner Schrift; wir hoffen, dass er diese überall finden werde. Mit ihm übereinstimmend und gleichen Antheil nehmend an der Angelegenheit seines Herzens, verweilten wir länger dabey, um die gebührende Aufmerksamkeit darauf zu erwecken. Bey den übrigen Auffätzen werden wir kürzer seyn, ohne dadurch ihren Werth für geringer zu erklären. Der *zweyte* Aufsatz: *Die Tugend ist eine freundliche Stimmung*, oder *über die Veredelung der öffentlichen Bildungsanstalten und des praktischen Religionsunterrichts durch Beförderung des Frohsinns im Menschen*, — Hn. *P. Natorp* gewidmet, — ist mit vorzüglicher Liebe geschrieben, und trägt das Gepräge eines sehr menschenfreundlichen Gemüths. In der Einleitung, statt des Vorberichts, wird gezeigt, wie gegen den Charakter und den Zweck der Lehre Jesu, die alles, was die vernünftige Menschennatur an sittlicher Güte und Würde in sich schliesst, berichtigen, verschönern, veredeln und vervollkommnen, die alle Erdenkinder als Kinder Gottes, als eine grosse Familie umfassen soll, — die Waffen der Furcht und der Schrecknisse zu Hülfe genommen worden, um sie wirksam zu machen,

chen, und wie sie dadurch verunstaltet sey. — Er wendet sich an die Edelsten unter den edeln Freunden der Wahrheit. — Es sey vergeblich, länger zu schweigen! — „Geschichte und Philosophie, Religionsindifferentismus und Aberglauben, die Cultur und das Bedürfniss der Zeit klagen die Mehrheit der Verweser des geistlichen Lehramts laut an. Es ist Zeit, auf ihre Stimme zu merken!" *Erster* Abschnitt. *Die Erkenntniß Gottes oder die Religion ist die beste Quelle der Freuden und menschlicher Glückseligkeit.* 1) *Die ganze Schöpfung athmet Frohsinn.* 2) *Auch das Evangelium ist der laute Ausdruck eines freundlichen und freudigen Wohlwollens.* Die Schilderung des Stifters des Christenthums, seines Wirkens in der Welt, seines Umgangs mit Menschen, seiner Lehre, seines Lebens, hat eine ergreifende Lebendigkeit und Innigkeit. „Er kam, wieder herzustellen die verdunkelte Menschenwürde, zurückzubringen auf die Erde ihre verloschene Schönheit, abzutrocknen die Thränen des Elends, die Sklaverey der Furcht zu verscheuchen und das Reich Gottes in aller Menschen Herzen aufzurichten, und zwar durch die vollkommenste Religion, deren der Mensch fähig ist. Humanität im reinsten Verstande ist ihr Name. So wie Jesus das grosse Werk der Menschenerziehung auf die unerschütterliche Basis der Vernunft, wie sie aus Gottes Hand kam, der Wahrheit, wie sie nur vom Himmel kommen konnte, gründete: so erschienen, oder wurden in des Menschen Brust aufgeweckt Glaube, Hoffnung und Liebe, als drey verschwisterte Genieen der Menschheit." — 3) *Die christliche Religion zeichnet sich aus durch die Einfalt ihrer Verfassung, ihrer Lehren und ihres moralischen Zwecks.* — Sie war mehr auf innerliche als auf äusserliche Verfassung gegründet. Nur das Reich der Wahrheit sollte in aller Seelen herrschend werden. „*Eine äußerliche Verfassung war nothwendig; aber diese sollte so wenig herrschen, daß sie vielmehr jeder Staatsverfassung untergeordnet seyn sollte.*" — Es war das Unglück der Zeitumstände, dass sie sich mit äusserer Macht bewaffnete und ihr himmlisches Angesicht mit äussern Prunk verhüllte. *Zweyter* Abschnitt. *Da die christliche Religion die herrschende ward, verlor sie an schöner Einfalt und Einfluß auf das bürgerliche Leben, was sie an Ausbreitung und äußerer Macht gewann.* Dieses wird in einem lebendigen Gemälde dargestellt. Der Historiker wird hier keine neue Ansichten, aber in den kräftigen Zügen einen gelehrten und geistvollen Kenner der Kirchengeschichte finden. Wir müssen hier die Leser auf das Buch selbst verweisen, da der Raum dieser Blätter keine Auszüge mehr gestattet, so sehr sich auch viele treffliche Stellen dazu eignen. In dem Kapitel mit der Ueberschrift: *Kampf des Lichts mit der Finsterniß*, ist eine richtige Würdigung der Jesuiten von ihrer guten und bösen Seite. Die Reformation ist nicht genannt; nur ihre Wirkungen sind angedeutet. *Dritter* Abschnitt. *Durch welche Mittel läßt sich der Frohsinn im Menschen veredeln und die Freude an Gott herstellen.* Wirkung der *Musik* auf die Herzen der Menschen. Anwendung derselben bey der Erziehung im Alterthum. Treffende Bemerkungen über die Veredelung des Kirchengesangs. In den Schulen muss der Anfang gemacht werden. Hier mehrere Gedanken von *Natorp*, da der Vf. selbst kein Kenner, aber wohl ein grosser Verehrer der Musik war. Die öffentliche Gottesverehrung und der praktische Religionsunterricht selbst sollte ein Beförderungsmittel des moralischen Frohsinns seyn (S. 149.). — Verschönerung der Kirchen (S. 151.). — Ausschliessung unmündiger Kinder vom Gottesdienste der Erwachsenen. — Mehr Anstand in den kirchlichen Versammlungen (S. 153.). Verbesserung der Liturgie (S. 154.). Taufe und Firmung. Der Vf. würde hier auch über das heil. Abendmahl und andere kirchliche Feyerlichkeiten geredet haben, wenn ihn nicht abgehalten hätte „die Blindheit derer, die nicht einsehen, dass die äussere Einrichtung des Gottesdienstes sich nach Zeit und Umständen richten müsse." — Noch viel Treffliches über den Satz: *Je edler, liberaler und menschenfreundlicher der praktische Religionsunterricht seyn wird, desto mehr muß die Religion als eine Angelegenheit des Herzens wirken* (S. 160.); — und endlich *über die Veredelung des Frohsinns und der öffentlichen Volksfeste.* Angehängt ist ein schöner Aufsatz von Hn. *P. Natorp*, *über Concerte*, der, nach dem Wunsche des edeln *Haagen*, eine wichtige Lücke in seiner Schrift ausfüllen sollte, und auch gewiss zur Freude der Leser ausfüllt. Der *dritte* Aufsatz: *Ueber die Laune, als Hinderniß des Frohsinns und einer guten Kindererziehung*, verdient die Aufmerksamkeit aller Aeltern und Lehrer. Er hat eine ganz praktische Tendenz. Der Vf. zeigt im *ersten* Abschn., was Laune sey und wie sie sich äussere; redet im *zweyten* von ihren Wirkungen auf Verstand und Herz; thut im *dritten* dar, dass von Laune beherrschte Aeltern nicht Erzieher ihrer Kinder seyn können; giebt im *vierten* Ordnung, Frohsinn und Wohlwollen als die besten Mittel gegen launisches Wesen an; und zeigt endlich im *fünften* Abschnitt, wie Aeltern und Erzieher die Kinder vor der Angewöhnung eines launischen Wesens bewahren können. — Die Sprache des Vfs. ist, wie oben bemerkt wurde, edel, gerundet, lebhaft und innig. Einige wenige Ausdrücke, wie: *abgelebt*, im Gegensatz mit lebend; *drang sich*, statt drängte sich; *auferbaulich; quecksilbericht; Vorfallenheiten; Anheischigmachung*, werden bey Lesern, die den Geist der Schrift verstehen und würdigen, Entschuldigung finden.

Nr. 3. Diese Schrift hat *zwey* Abschnitte, deren *erster* die Frage abhandelt: *In wie fern hat der Staat die Verbesserungsvorschläge zweckmäßiger Landschulen angenommen?* Ohne bey dem verfehlten Ausdruck dieser Frage zu verweilen, bemerken wir nur, dass sie nach allerley allgemeinen und besondern Betrachtungen, hauptsächlich über die Vernunft, die mit bekannten Stellen aus den Alten hin und wieder seltsam aufgestutzt sind, auf der 18ten Seite etwas bestimmter wiederholt wird, indem der Vf. daselbst also anhebt: „Doch diess alles (auf den 18 Seiten) bey Seite gesetzt, ist es in jeder Hinsicht der Mühe werth, zu fragen: Was haben unsere Staaten bisher zum Besten der Volkserziehung gethan? Sind ihre Einwirkungen auf

auf Landschulen sichtbar gewesen, und haben sie mit Ernst für ihre Verbesserungen gesorgt oder nicht?" — Die Antwort enthält eine Aufzählung von bekannten, schon öfter gerügten Thatsachen, Klagen über Mängel und Missbräuche, die schon oft erhoben sind, und mancherley fromme Wünsche, in einer matten und welken Sprache. Einzelne gute Gedanken schwimmen in der breiten Fluth eines unangenehmen Wortschwalls. Der Vf. hat besonders den preussischen Staat im Auge. Er kennt aber weder alle und die wahren Mängel der Schulanstalten dieses Staats, noch das, was bisher zur Verbesserung derselben geschehn ist und gegenwärtig überall geschieht. Es kann freylich nicht überall sogleich sichtbar werden. — Statt zu klagen, wirke lieber jeder in seinem Kreise so viel er kann, und stelle dann das Gute, was er geschaffen, zum Spiegel und zum Beyspiel der Nachahmung auf! Hat er dann noch Wünsche, so trage er sie seiner Behörde vor. Wer öffentlich klagen will, muss dazu befugt und gerüstet seyn, und die Sprache besser in seiner Gewalt haben, als der Vf. Erweckung des Gemeingeistes, Ermahnung zu ernster Thätigkeit, begeisternde Ermunterung zu würdiger Kraftübung, besonders durch gute Beyspiele, möchten in unserm Zeitalter heilsamer wirken, als leere Klagen! — Den *zweyten* Abschnitt beginnt der Vf. also: „Ich schicke mich jetzt zur Beantwortung einer, in jeder Hinsicht wichtigen Frage an, der Frage: Was hat der Staat künftig zu thun, wenn das Werk allgemeiner Schulverbesserung zu einem gewissen Grade der Vollkommenheit hinaufsteigen und durch sie Nationalbildung bewirkt werden soll?" Es gehört dahin: *Anstellung geschickter Schulmänner, mit angemessenem Gehalt; eine hinlängliche, der Zahl der Ortschaften gemäße, Anzahl von Schulen; unentgeldlicher Schulunterricht an manchen Orten; Uebertragung der Besetzung von Schulstellen von den untern Behörden und Patronen auf den Staat; Sorge für unausgesetzten Schulbesuch.* Alles dieses ist allgemein bekannt, und wir bedurften dazu nicht erst eines Fingerzeigs von dem Vf., der übrigens, um diesen zu geben, sich viel kürzer hätte fassen, und die vielen Nebenbemerkungen, die ihn immer von der Sache abführen, so wie die gelehrt aussehenden Betrachtungen über die Bildungsanstalten der Griechen, Römer und Perser, von welchen er seltsame Ansichten hat, ersparen können, so gut er es auch damit meynen mag.

OEKONOMIE.

Glogau, in Comm. b. Günther: *Praktische Abhandlung über die auf den kubischen Inhalt sich gründende Ausmittelung des wahren Holzwerths*, für Forstinhaber, Forstbedienten, Beamten, und alle diejenigen, welche sich *mit dem Ein- oder Verkauf des Holzes* beschäftigen. Herausg. von *Joh. Gottlob Scherer*. 1805. 160 S. 8. mit 15 Tabellen. (4 Rthlr.)

Diese zunächst nur für Schlesien anwendbare Tabellen enthalten alles, was bey der Abgabe des Brenn-, Bau- und Nutzholzes aller Art Anwendung finden mag. Vorausgeschickt ist eine vollständige Berechnung der Klaftern, der Waldbäume und des Bauholzes, mit passenden Räsonnements über die zeither in Schlesien noch hin und wieder eingeführten Maximen bey Veranschlagung der Bäume, mit Rücksicht auf die mehr oder mindere Vollholzigkeit derselben; so dass Forstmänner, welche der stereometrischen Berechnungen noch nicht kundig sind, in dieser Abhandlung deutliche und fassliche Anweisung hiezu finden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Berlin*, b. Spener: *De viis, quibus ei, qui aetatis nostrae juventutem instituit, gradi liceat*, Auct. *J. B. Tilly*. 1805. 59 S. 8. (4 gr.) — Hr. *T.* hat eine gute Meinung von unserm Zeitalter. Es ist viel ausgebildeter, als die vorigen; die rohe Selbstliebe ist grossentheils verschwunden; Urbanität ist der Charakter unserer Zeit. Zwar sind wir noch nicht ganz tolerant; das zeigt der Beyfall, womit die Schriften gegen die Juden aufgenommen wurden. Aber man bemüht sich doch jetzt, in der Bildung des Verstandes, der Sitten und des Herzens *zugleich* vollkommener zu werden. — Diesem Culturstande des Zeitalters gemäss soll der Lehrer die Knaben 1) *mild und fein behandeln*, welche milde und feine (*elegans*) Behandlung besonders darin gesetzt wird, dass er die Ehrbegierde erwecke. Damit aber nicht unter der Bildung der äussern Sitten und des Verstandes die Bildung des Herzens leide, soll 2) der Knabe *frühzeitig mit der christlichen Sittenlehre bekannt gemacht und nach derselben gebildet werden*. Dass sie und mit ihr die christliche Religion überhaupt, besonders für unsere Zeiten, das passendste Mittel zu jenem Zwecke sey, wird daraus dargethan, weil sich diese Religion in unsern Zeiten eine neue Würde und grössere Wirksamkeit dadurch erworben habe, dass das zahlreiche Volk, das sie verspotten wollte, in ihren Schoss zurückkehrte! Ferner, weil jetzt Armuth die Hauptquelle der Laster sey: so müsse der Lehrer frühzeitig den Kindern dieselbe als das grösste Uebel (*acerbissimum maximeque fugiendum*) vorhalten, und deswegen 3) *den Trieb, immer etwas zu thun, in ihnen erwecken*. Er soll sich 4) bemühen, *was er lehrt, angenehm zu lehren*. Endlich 5) *hat der Lehrer, besonders in unsern Zeiten, Standhaftigkeit und Geduld vonnöthen*. — Hr. *T.* mag Rec. das Geständniss verzeihen, dass er nach diesem *Specimen* einer unkräftigen, der Schlaffheit des Zeitalters huldigenden, Pädagogik auf die Fortsetzung solcher Betrachtungen, wozu Hoffnung gegeben wird, keineswegs begierig ist. — Der lateinische Ausdruck trägt zwar das Gepräge mühsamer Ausarbeitung; doch finden sich noch Germanismen in nicht geringer Zahl, z. B. *emendatio, quae hominibus sensim sine sensu contingit* (S. 15.), *in juventutis animum agere, homo sese explicans* (S. 19.); *illuminatio non amplius quod antea valet* (S. 23.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 11. December 1806.

ERDBESCHREIBUNG.

STOCKHOLM, b. Delén: *Portugisisk Resa, beskrifven i Bref till Vänner af C. J. Ruders. Första Delen.* (Reise nach Portugal, in Briefen an seine Freunde. von — *Erster* Theil.) 1805. 309 S. 8.

Schon in seinen *Anmärkningar öfver Portugal*, die in diesen Blättern angezeigt und neulich von Hn. Prof. *Link* in Rostock ins Deutsche übersetzt sind, versprach der Vf. diese seine Reisebeschreibung. Und wenn diese einigen vielleicht nicht ganz so interessant scheint, als jene Bemerkungen waren; so muss man bedenken, dass sie nur für Freunde des Vfs., die nie in Portugal gewesen waren, geschrieben worden, dass sie nicht eigentlich für Geographen und Gelehrte bestimmt war, und nur eine Art von Tagebuch enthält, worin der Vf. zu seinem Vergnügen, das was ihm sowohl in Ansehung des Landes als der Einwohner desselben merkwürdig schien, nach den Eindrücken den es auf ihn machte, in einem lebhaften Vortrage schildert. Niemand wird indessen die gute und unparteyische Beobachtungsgabe des Vfs. verkennen. Besonders hat er sich vor dem Fehler, der mehresten Reisenden, vorzüglich der Engländer gehütet, alles in einem andern Lande und bey einem andern Volk, nur nach ihrem Lande und den Sitten ihrer Nation zu beurtheilen. Dieser *erste* Theil enthält 15 Briefe, welche seine Seereise von Dalarö durch den Sund und Kanal nach Portugal, seinen Aufenthalt in Lissabon, und seine Ausflüge von da besonders nach Setubal und Cintra enthalten. Lissabon unterscheidet sich in Ansehung der Bauart in dem nach dem Erdbeben neu erbaueten Theil, sehr von dem alten stehend gebliebenen Theile der Stadt, und dessen engen und krummen Strassen, worin die hohen und schmalen Häuser ohne Glasfenster mit Jalousien beynahe als gegitterte Logen aussehen. In der Kleidertracht herrschen besonders die englischen Moden. Der gemeine Mann trägt im Sommer und Winter einen weiten Mantel ohne Aermel. Der Vf. klagt sehr über das dortige üble und nasse Wetter, die Unsicherheit der Strassen, die doch nun, seit dem der Prinz Regent geworden ist, etwas abgenommen hat, über die Unreinlichkeit derselben, über die Menge Hunde und Bettler, und über den Mangel der Kachelöfen. Schon die Spiele der Kinder zeigen die Gegenstände, womit sich dort die Einbildung am meisten beschäftiget; eins ihrer gewöhnlichsten Spiele ist Beichte und Absolution. Ein Deutscher von Geburt, mit Namen Müller, dänischer Missionär und Pastor an der deutschen lutherischen Kirche, trat, da er mit seinem Gehalt von 600 Rthlr. Banco nicht auskommen konnte, in portugiesische Dienste, ward, da man vorgab, er habe die katholische Religion angenommen, Translator bey der Marinespedition, Mitglied der Akademie der Wissenschaften und *Censor librorum regius*, mit dem Titel eines Fregatten-Capitäns, welcher Obristenrang giebt. Portugal hat Pombal, diesem berühmten unter K. Joseph allmächtigen, und beym Antritte der Regierung der jetzigen Königin, gestürzten Minister, seine höhere Cultur zu danken. Er ward das für Portugal, was Peter I. für Russland war. Freylich ist manche seiner nützlichen Einrichtungen nach seinem Fall wieder eingegangen, aber den Grad von Aufklärung den er verschaffte, die Richtung die er der Denkungsart und den Sitten, und die Modification die er dem Nationalcharakter gab, werden schwerlich ganz wieder getilgt werden. Sein ältester hinterlassener Sohn von der östreichischen Gräfin Daun ist Mitglied des Staatsconseils; der jüngere, ein Mann von wenigen Geisteskräften, lebt ganz eingezogen. Die Statüe zu Pferde, die Pombal K. Joseph auf dem Terreiro de Paco errichten liess, wird hier beschrieben. — Der Portugiese lebt überhaupt sehr mässig; man lernt hier auch die Einrichtung seiner Tafel kennen. Hr. *R.* nimmt die Portugiesen gegen die vielen unbilligen Beschuldigungen und Urtheile, besonders der Engländer in Schutz. Der Prinz von Brasilien soll seiner Gemahlin versprochen haben, kein Todesurtheil zu unterschreiben; diess trägt mit zur Vermehrung der Gewaltthätigkeiten und Unsicherheit bey. Ihre Feste, besonders das Festo do Corpo de Deos, das des S. Antonio de Lisboa, St. Josephs, Johannes des Täufers, St. Patrick, des Patrons der Irländer u. a. m. werden mit vielen hier beschriebenen Feyerlichkeiten begangen. Während der Krankheit der Königin hatte das Ministerium zugleich mit dem Prinzen von Brasilien die Regierung verwaltet; allein den 19. Jul. 1799. erklärte sich dieser Fürst selbst für den Regenten, und der Minister der einheimischen Staatsgeschäfte, José de Scabra da Silva, erhielt seinen Abschied, mit der Erlaubniss sich 12 Meilen von der Stadt entfernt aufzuhalten. Pombal hatte ihn früher, da er noch Sekretär war, wegen Entdeckung einer wichtigen Sache nach Afrika verwiesen. Er wäre dort im Elende und vor Hunger umgekommen, wenn ihm nicht eine Negerin das Leben erhalten hätte. Nach Pombals Fall kam er mit dieser Negerin, die nun an seinem Tisch speiset, zurück, und ward endlich Minister. Man beschuldiget ihn, dass in seinem Departement viele Verkäuflichkeit und Bestechung geherrscht habe, auch habe er

er in Beförderung zu geistlichen Aemtern wenig auf Kenntniss und guten Namen gesehen. Einem fremden Minister stellte er einen dicken Mönch, der mit ihm spielte, mit den Worten vor: *Regardez ce gros moine là qui ne sait que manger et jouer au whist!* Bey den dortigen hier beschriebenen Stiergefechten, kommt doch selten, so wie bey denen in Spanien, jemand ums Leben. Nichts hat der Vf. ausführlicher behandelt als die dortigen Schauspiele, von S. 168 bis 211., und 256 bis 271. Das italiänische Theater ist das vornehmste. Die Königin hat verboten, dass Frauenzimmer auf dem Theater erscheinen, sie werden also durch verkleidete Mannspersonen vorgestellt, welches eine üble Wirkung thut. Jetzt haben doch drey Schauspielerinnen von dem Prinzen Erlaubniss bekommen, es zu betreten. Man liest hier nicht allein eine Beschreibung des Theaters, sondern auch der vornehmsten Schauspieler, Tänzer und Tänzerinnen, und Musiker, eine Recension mehrerer dort aufgeführten Tragödien und Dramen, auch sogar Auszüge aus einigen. Eben so auch von dem dortigen Nationaltheater, auf welchem aber auch nur Mannspersonen spielen dürfen. — Auch von dortigen Klöstern wird geredet, besonders dem dortigen Kloster der irländischen Nation, dem von der Königin gestifteten Nonnenkloster des Herzens Jesu; ferner von den dortigen schlechten Armenanstalten, den nur zu häufigen Feuersbrünsten, da die Einwohner so höchst unvorsichtig mit dem Feuer umgehen; den Seebädern bey Junqueiro, dem dortigen Fuhrwerk, den dortigen Höflichkeitsbezeugungen, worin man mit dem *Euer Gnaden* sehr freygebig ist; den Dienstboten, den Lustbarkeiten und Volksvergnügungen u. d. m. Die Wäsche wird nie im Hause, sondern auf dem Lande von Bauerweibern verrichtet. Auch von Setubal finden wir einige Nachrichten, sehen uns aber vergebens nach Nachrichten von dortigen Salzwerken und Salzhandel um. Cintra beschreibt der Vf. besonders mit sehr gefälligen und reizenden Farben, und sagt davon mit dem *jungen Anacharsis en Grèce: C'est un bien pour un voyageur, d'avoir acquis un fond d'emotions douces et vives dont le souvenir se renouvelle pendant toute sa vie; mais il ne sauroit les partager avec ceux qui, ne les ayant pas éprouvées, s'intéressent toujours plus au récit de ses peines, qu'à celui de ses plaisirs.*

Bey dieser Gelegenheit zeigen wir die oben im Vorbeygehen erwähnte Uebersetzung der in diesen Blättern früher (1803. Nr. 330.) angezeigten Schrift des Vfs. über Portugal an:

Rostock und Leipzig, b. Stiller: *Einige Bemerkungen über Portugal*, in Briefen von *C. J. Ruders*, aus dem Schwedischen übersetzt mit Anmerkungen, von D. *H. F. Linck*, Prof. zu Rostock u. s. w. 1805. 159 S. gr. 8. (12 gr.)

Hr. *L.* hat so treu als möglich zu übersetzen gesucht, ohne dass dadurch die Uebersetzung an fliessendem Vortrag verloren hätte; und die Gelegenheit benutzt, in den Noten noch manche Bemerkungen beyzubringen, die man als Nachträge zu seiner Reise durch Portugal ansehen kann. Zu wünschen wäre es, dass Hr. *L.* auch aus dieser Reise, so bald sie vollständig seyn wird, das Interessanteste in einem Auszuge lieferte, der vollends alles erschöpfte, was ihm zur Kenntniss Portugals und seiner Einwohner nützlich scheinen dürfte, um so durch ihn das Neueste und Wahrste über diess Land in deutscher Sprache zu besitzen.

Leipzig, b. Weigel: *Reise durch Kursachsen in die Oberlausitz nach den Evangelischen Brüdergemeinorten Barby, Gnadau, Herrnhut, Niesky und Kleinwelka.* Nebst einer Schilderung des bürgergerlichen, religiösen und sittlichen Zustandes der Evangel. Brüdergemeine. 1805. IV und 467 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die Reise geht von Barby erst nach Magdeburg, dann über Gnadau, Cöthen, Zörbig, Landsberg, Leipzig, Dresden, Bautzen, nach Herrnhut, Niesky und Kleinwelka. Ueber die Seichtigkeit seiner Reisebemerkungen entschuldigt sich der Vf. in der Vorrede selbst. Aber wenn es ihm nun einmal, wie es scheint, bloss um eine genaue Darstellung der evangelischen Brüdergemeinde zu thun war, warum liess er die vielen seichten, und zum Theil unrichtigen Reisebemerkungen sammt dem kleinen höchst unbedeutenden Reisekärtchen nicht weg, oder warum nahm er nicht wenigstens die ausführlichen Werke von *Leonhardi* und *Engelhardt* zu Hülfe, aus welchen allen, selbst von der Stube aus, eine weit gehaltvollere Reisebeschreibung sich geben liesse? Welche Trivialitäten sich hier finden, davon nur einige Beyspiele. S. 5. z. B. werden die Bewohner Barbys von dem ehemaligen (Rec. unbekannten) Vorwurfe der Trägheit entbunden, indem sie ja zur Zeit der Aernte von früh bis Abends auf den Feldern wären. — S. 9. heisst es: wer in Barby zum Abendmal gehe, erscheine, ohne dass es auffalle, in seiner gewöhnlichen Kleidung. — S. 10. wird die geringe Sterblichkeit des Orts, wie es scheint, fast einzig dem D. *Lieberkühn*, ferner einem ungenannten Wundarzte und — den *Lieberkühnschen Visceralpillen* zugeschrieben, von welchen der Vf. sogar zu berichten nicht unterlässt, dass sie in dortiger Apotheke gefertigt werden. — S. 13. meynt er, dass in Absicht der Ehrlichkeit und Redlichkeit (der Barbyer) besonders in den niedern Ständen, freylich noch manches zu wünschen übrig bleibe u. s. w. (Wo existirt wohl der Ort, der solcher Wünsche nicht bedürfte!) S. 95. wird von der Leipziger Messe berichtet, dass sich Betrüger aller Art dort einfinden, dass zuweilen ein beträchtlicher Diebstahl vorfalle u. s. w. S. 113. wird von der so denkwürdigen Meissner Domkirche fast nichts gesagt, als dass sie von Pirnaschen Sandstein gebaut und ein *majestätisches Haus* sey. Bey Erwähnung der Dresdner Bibliothek, die auf fünf Zeilen abgefertigt wird, ruft der Vf. sehr naiv aus: Welcher literarische Schatz mag sich aber erst in diesen Büchern und Handschriften befinden!!!

Doch

Doch genug zum Beweis, wie *trivial* die Bemerkungen des Reisenden sind. Sie ermangeln aber auch nicht selten der Wahrheit. Die Meissner Brücke z. B. (S. 113.) ist bey weitem nicht ganz von Holz: denn sie ruht auf steinernen Pfeilern, hat auch, nach beiden Ufern zu, gewölbte Pfeiler und Steingeländer. — Der Platz der Bildergallerie in Dresden (S. 117.) heisst nicht der Judenmarkt (darunter versteht man einen ganz andern Platz), sondern der *Jüdenhof*. Den Kurfürsten soll man in Dresden beständig nur *Serenissimum* nennen. (Das thun höchstens nur Advokaten). S. 74. kennt der Vf. nur *eine* Fabrik lakirter Blechwaaren in Sachsen; allein (laut *Engelhardt* IV. 259. der *dritten* Auflage) giebt es auch eine in Dresden. Die Bevölkerung von Oschaz (S. 104.) ist nicht 6000 sondern kaum 3400. Schmiedefeld (S. 124.) ist kein Städtchen, sondern ein Dorf mit Poststation. Bautzen (S. 125.) hat nicht 9 — 12,000, sondern, mit allen dazu gehörenden Dorfschaften, höchstens 10,000 Einwohner. Uebrigens ist bey diesem industriösen Orte nichts von Tuch und Strumpffabriken, Parchentweberey, Kattundruckerey u. s. w., bey der Ortenburg nichts von der kostbaren Stückarbeit erwähnt. Von Löbau heisst es: es *scheine* ein nahrhafter und betriebsamer Ort zu seyn. — Doch, wie gesagt, der Vf. muss *Leonhardi* und *Engelhardt* (besonders des letztern genaues Werk über die Lausitzen) gar nicht kennen, sonst würde er doch wohl etwas für sich daraus genommen haben.

Was nun den Hauptgegenstand dieses Buchs, nämlich die Darstellung des Innern und Aeussern, des Glaubens und des Thuns der Brüdergemeinde betrifft, so erfährt man freylich, wenn man mit *Spangenberg* und *Frohberger* bekannt ist, nicht viel Neues von Bedeutung. Indess muss man es dem Vf. doch nachrühmen, dass er nicht auffallend Partey nimmt, dass er die guten, wie die schwachen und schlimmen Seiten dieser Sekte erkennt, dass er also nicht alles (wie *Frohberger*) ohne Tadel findet, und dass er endlich da, wo er tadelt, es in einem bescheidenen Tone, ohne die geringste Bitterkeit thut, die manchen doch bey Gegenständen dieser Art nur zu leicht anwandelt. Nur hätte er sich der zu häufigen und zu gedehnten Belehrungen aus Moral und Bibel, die mit den angeführten Reisebemerkungen ziemlich auf *einer* Stufe des Werthes stehen, und den angehenden Kandidaten der Theologie verrathen, billig enthalten sollen. Denn der Herrnhuter selbst lässt sich dadurch nicht belehren. Und wer der Sekte nicht angehört, weiss grösstentheils schon, was er von ihr zu halten habe. Manche Punkte berührt der Vf. zu oft, z. B. die bedauernswerthe Lage der Herrnhuterinnen *in puncto sexti*. Die Sage, (S. 213.) dass Herrnhuter ihren Weibern wöchentlich nur dreymal, und ein ganzes Jahr nach der Niederkunft gar nicht beywohnen dürfen, ist Rec. unbekannt. Ueber den Kleinigkeitsgeist der Herrnhuter (S. 318.) hätte sich weit mehr und nachdrücklicher sprechen lassen: denn eben dieser ist ja grösstentheils der Geist der herrnhutischen Verfassung und Lehre; aus diesem gehen ihre meisten moralischen, religiösen und kirchlichen Schwachheiten hervor. Ueber den Industriegeist, die Geschichte, wie auch über die Missionsanstalten der Brüdergemeinde hat der Vf., da er nun einmal genau über die Herrnhuter schreiben wollte, viel zu wenig gesagt. Das Brod wird (S. 364.) nicht knieend beym Abendmahl genossen, sondern wenn die Austheilung durch Brüder geschehen ist, steht alles auf, der Prediger ruft: Nehmet, esset u. s. w. Jeder isst, und dann erst fällt alles auf die Knie und betet. Unter den Erziehungsanstalten hat der Vf. die zu Uhyst vergessen, und die zu Grosshennersdorf nur mit ein paar Worten berührt. Ueberhaupt lobt er die herrnhutischen Bildungsanstalten zu unbedingt. Ein Herrhuter kann, aus vielen Gründen, wohl nicht leicht vielseitig gebildet werden. Dass er aber in manchen Kenntnissen sich auszeichnet, ist kein Wunder, weil sein Lernen dem Strome gleicht, der, gedämmt, desto tiefer wird. — Dass übrigens die Bemerkungen über die Herrnhuter nicht logisch genug geordnet sind, kommt vielleicht daher, dass der Vf. nicht mit *Frohberger* zusammentreffen wollte.

HERMANSTADT, b. Hochmeister: *Beyträge zu einer statistisch - historischen Beschreibung des Fürstenthums Moldau*, von *Andreas Wolf*, der Arzneygelahrtheit Doctor, ausübendem Arzte zu Hermanstadt u. s. w. 1805. *Erster* Theil. XIV u. 286 S. *Zweyter* Theil. XVI und 226 S. ausser dem Register. 8. Mit dem Bildnisse des verstorbenen Erzbischofs der Moldau, Jakob.

In einem Zeitpunkte, wo zwey bekannte Gelehrte, Hr. *Reinhardt*, französischer Seits, und Hr. *v. Hammer*, östreichischer Seits zu Jassy angestellt worden, wo ein junger preussischer Gelehrter, der daselbst lebt, uns in der Berliner Monatsschrift und im Freymüthigen (s. z. E. Februar 1805.) so manche Nachricht aus der Moldau zukommen liess, und noch erst neuerlich (1804.) eine sehr ausführliche und aus noch ungenutzten Quellen geschöpfte Geschichte der Moldau, von einem ungrischen Geschichtsforscher, die des Hn. *v. Engel* (Halle, b. Gebauer) erschien, erhält man über dieses Land auch eine nicht zu verachtende Auskunft von einem Siebenbürger. Der Vf. reiste zu vier verschiedenen malen als Arzt nach Jassy, und hielt sich daselbst auf verschiedenen Reisen in andere Districte der Moldau bald länger bald kürzer (einmal drey, das andere mal zwey ganze Jahre) auf. Das letzte mal verweilte er daselbst vom J. 1795. bis zum Februar 1797. Der Gönner unsers Vfs. war vorzüglich der moldauische Erzbischof Jakob (starb den 21. März 1803.), dem Vaterland nach ein Siebenbürger, (aber wo geboren?) der durch Verbesserung der erzbischöflichen Druckerey, durch Herausgabe mehrerer Werke in walachischer Sprache, und unter andern eines Verzeichnisses der moldauischen Woiwoden, das Denkmahl, das ihm Hr. *Wolf*

Wolf Theil *I.* S. 276—286. gestiftet hat, auch in literarischer Rücksicht verdient.

Der bey weitem wichtigere Theil dieses Buches ist der *erste*: denn er ist grösstentheils auf des Vf. eigene Bemerkungen gebaut. Zu diesen eigenen Bemerkungen trug viel bey die Kenntnifs der walachischen Sprache, die in Siebenbürgen so leicht zu erlangen ist, und der Eintritt in verschiedene gute Häuser, die dem Vf. als einem geschickten Arzte offen standen. Der erste Abschnitt handelt von der physischen Beschaffenheit, der *zweyte* von der Regierung, der *dritte* von den Finanzen und dem Handel, der *vierte* von der kirchlichen Verfassung, der *fünfte* von der Sanitäts-Beschaffenheit, und der *sechste* von der häuslichen Verfassung der Moldau und Moldauer. Im *siebenten* wird die Hauptstadt Jassy näher beschrieben. Keiner dieser Abschnitte ist leer an neuen, interessanten Angaben. So z. E. wird die Bevölkerung der Moldau im J. 1794. (S. 88.) auf 77,000 steuerbare Familien angegeben, und im Ganzen auf 420,000 Seelen berechnet. Das Kopfgeld der Bauern soll jetzt jährlich auf 1,350,000 Piaster herabgesetzt seyn (I. 123.). Dass es in der Moldau auch in neuern Zeiten bis zu der Regierung des letzten biedern Fürsten (seit 1802.) nicht viel besser ausgesehen habe, als zu den Zeiten *Carra's* und *Sulzers*, erfährt man durch unsern Vf. auf jeder Seite. Desto interessanter war dem Rec. die im *siebenten* Abschnitt S. 267 f. gegebene Uebersicht der jetzt lebenden vornehmern und besser denkenden Familien in Jassy, wovon der Vf. mehrere Mitglieder persönlich kennt. Für Aerzte ist besonders der *fünfte* Abschnitt lesenswerth. Nach S. 261. soll der D. *Hesse* die Moldau verlassen haben, und nach Russland gereiset seyn. Erst der letzte Fürst der Moldau liess 1804. 30 neue Brunnen in Jassy graben, um dem Mangel an geniessbarem Trinkwasser abzuhelfen. Nach S. 177. fand der Vf. im J. 1796. auch nicht einen der seit der Regierung griechischer Fürstenthumspächter in die Moldau eingedrungenen neugriechischen Privat- oder öffentlichen Lehrer, der mit dem Genius der altgriechischen Sprache hinlänglich vertraut gewesen wäre. Mit der Erziehung steht es überhaupt noch schlecht aus, und daher kann man dem Vf. seine harten Urtheile über den Charakter der Bojaren und des gemeinen Mannes in der Moldau gern glauben. Folgende Anekdote, die nicht die mindesten historischen Belege für sich hat, wünschte Rec. weg, weil der Vf. ein siebenbürger Deutscher ist, und die Sachsen in Siebenbürgen ohnehin mehr oder weniger des (immer ungerechten) Nationalhasses gegen die Walachen beschuldigt werden (S. 178.). „Der verstorbene Metropolit Jakob redete im Jahr 1796. einige junge Bojaren so an: Meine Freunde, wie können wir denn doch so hochmüthig seyn? Wir stammen ja nur von *den Räubern und Sklaven* ab, welche Trajan als Gefangene aus seinem römischen Reiche nach Dacien brachte und in diese Länder austheilte." — (S. 24. sollte es statt Zadonazkoi heissen [Rumanzow] Sadunaiskoi, S. 69. statt Kunichi — Kunitzki, S. 91. statt Bisade — Beisade.)

Minder lehrreich und brauchbar ist der *zweyte* Theil, enthaltend die Geschichte des Woiwoden der Moldau, die grösstentheils abgedruckt war, als der Vf. die Geschichte der Moldau des Hn. *v. Engel* (im May 1805.) erhielt, aus der er ersehen hätte, dass sein Woiwoden-Verzeichniss noch immer nicht kritisch richtig sey. Dass der Vf. kein Geschichtschreiber von Profession sey, merkt man an der Art, wie er die Handschriften, die er in der Moldau eingesehen hat, citirt. Z. E. S. 146. „Zwey moldauische Manuscripte bey Dekan Kantakuzeno S. 165. Schriften des metropolitanischen Archivs S. 179. Die moldauischen Annalisten. Hieraus wird niemand ersehen, ob unser Vf. den Miron Costin oder einen andern, ob er einen vollständigen Miron und bis zu welchem Jahre jemals gesehen oder vor sich gehabt habe? Von der Chronik des Dwornik Vreke, die noch älter ist, als die Mironische, weiss er uns gar nichts zu sagen. In die ältere Geschichte der Moldau würde besonders mehr Verwirrung als Licht hineingebracht werden, wenn man dem vom Vf. so genannten verbesserten Woiwoden-Verzeichniss S. 214 f. folgte; auch in den mittlern Zeiten ist dieses Woiwoden-Verzeichniss des Vfs. mangelhaft, und irrig, z. E. bey den Jahren 1621—1630 weil der Vf. *den Petricki, Wassenberg, Kussevics* und andere Quellen nicht hat benutzen können. Von den neuen Woiwoden seit Constantin Murusi, unter deren Regierung der Vf. mehrmals im Lande selbst gewesen, sollte man von unserm Vf. ausführliche Nachrichten erwarten; allein auch mit diesen ist er sehr sparsam, und die letzten Fürsten werden am kürzesten abgefertigt. So z. E. erwähnt er von Alexander Callimachi nicht einmal, dass er diejenigen Polen, die sich im District Henze in der Moldau sammelten, und einen Einbruch in Galizien und Podolien vorbereiteten, begünstigt habe: von Alexander Suzzo erzählt er nicht, was ihm der russische Consul Molinowski in amtlichen Noten für Bedrückungen seiner Unterthanen vorgeworfen habe, und bey der Regierungsperiode des letztren Fürsten Alex. Murusi wird des berühmten Hattischerifs vom J. 1802. nur Theil *I.* S. 123. gelegentlich gedacht.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 12. December 1806.

GESCHICHTE.

OFEN, a. K. d. Universitäts - Buchdr.: *Syntagma historicum de Sigillis Regum et Reginarum Hungariae pluribusque aliis*, auctore *Georgio Pray*, Canonico quondam Magno Varadinensi. Opus postumum cum XVI tabulis aeri incisis. Accedunt 1) Vitae ac Scriptorum Auctoris recensio. 2) Series chronologica Cancellariorum et Vice Cancellariorum Hungariae. 3) Vetera duo Calendaria in usum Ecclesiae Strigoniensis. 1805. 161 S. 4.

Die Kosten zum Drucke dieses Werks gab der Baron Ignatz Eötvös bey seiner Promotion zum Doctor der Philosophie; der eigentliche Herausgeber ist aber der Exjesuit und Pesther Universitäts - Bibliothekar, Hr. *Stephan Schönwiesner*. Der Palatinus, welcher mehrere dem Hn. *Schönw.* durch Testament vermachte Handschriften des sel. *Pray* an sich gekauft, hat die Handschrift des vorliegenden Werks zum Drucke hergegeben. Der Exjesuit *Mich. Paintner*, jetzt Studien - Director im Raaber Bezirk, hat das Buch mit einer Lebensbeschreibung seines Vfs., und mit einem Verzeichnisse seiner gedruckten und ungedruckten Werke ausgestattet, worin man noch manches liest, was in der Zeitschrift von und für Ungern Jahrg. 1802. nicht vorkommt. Unter den noch ungedruckten Handschriften ist besonders auszuzeichnen *Gabrielis Bethlenii Principatus Transsilvaniae coaevis documentis illustratus* Tom. II. *Epitome rerum sub Josepho* II., *Leopoldo* II. et *Francisco* II., *regibus Hung. gestarum*, und *Commentatio de initio et progressu Comitiorum Regni Hung.* Es ist nicht zu zweifeln, dass der humane Palatin die erste Gelegenheit ergreifen werde, die Herausgabe auch dieser und anderer Handschriften zu begünstigen, und dadurch der ungrischen historischen und statistischen Literatur einen wichtigen Dienst zu erweisen.

Die eigentliche ungr. Siegelkunde hatte bisher nur ein Werk aufzuweisen, die *Cerographia*, gedr. zu Tyrnau 1734. 8., die man dem Jesuiten *Jos. Koller* zuschreibt; obwohl die Heraldik sehr in die Sphragistik eingreift, und also gewissermaßen *Palmas Specimen Heraldicae Regni Hung.* 1766. 4. hieher gehört. *Schwartners* Diplomatik enthält einen wohlausgearbeiteten Abschnitt über die ungr. Siegelkunde. Die ungr. Siegelkunde, so wie die ungr. Heraldik, Diplomatik, Numismatik, ja selbst die historische Entwicklung des ungr. Staatsrechts kann ferner nicht anders bearbeitet werden, als mit beständiger Rücksicht auf das Siegel -, Wappen -, Diplomen -, Münzwesen und Staatsrecht der benachbarten Länder, besonders der Slaven, des deutschen und orientalischen Kaiserthums. In dieser Hinsicht hat *Pray* viel, aber noch nicht alles, für die ungr. Siegelkunde gethan, die er übrigens nur bis zum J. 1526. bearbeitet hat, ohne die neuere zu berühren.

Der Vf. bearbeitete seine Werk nach folgenden Rubriken: 1) *Alterthum und Gebrauch der Siegel in Ungern.* Der Vf. datirt die Einführung der Siegel überhaupt seit Errichtung des Königthums in Ungern; den ungrischen uralten Gerichtsgebrauch, durch Siegel vor Gericht zu citiren (der zum Theil, wie es hätte angemerkt werden sollen, in der siebenbürgischen Gerichtspraxis noch fortlebt), leitet er von Heinrich III. und dem von ihm in Ungern eingeführten Bojoarischen Rechte her; allein dieses Recht wurde eben so schnell wieder verbannt, als es eingeführt war. Rec. würde hier sehr darauf achten, dass das ungr. Wort *petsét* (Siegel) slavischen Ursprungs ist (*petschät*), dass die alten ungr. Gerichtsausdrücke (*Prawda Pristaldus* von *pristoit* etc.) aus dem Slavischen herstammen, dass bey den slavischen Nationen deutliche Spuren von der bey ihnen gewöhnlichen gerichtlichen Vorforderung durch Zusendung eines Siegels (s. *v. Engels* Geschichte von Servien S. 298. §. 27.) vorkommen, und dass die Praecones und die Archipraecones den heutigen Stuhlrichtern entsprechen, und ungrisch wahrscheinlich *Szolgabiró* (von *Sluga*, *Judex Servientium*, d. h. der Adlichen) hiessen. — 2) *Ursachen der öftern Veränderung der Siegelstempel.* Die Beyspiele der Verfälschung der Urkunden und Siegel waren in der ungr. Geschichte nicht selten. Unter Andreas II. war die Fabrication von ältern und neuern falschen Urkunden und Siegeln am meisten im Gange; und sowohl die Presburger Bürger, als der Bischof von Vesprim behaupteten, dass das Diplom von Stephan I., das der Abt von Martinsberg vorzeigte, falsch und unecht sey. Das eigene Siegel Andreas II. ward nachgemacht (S. 17.), daher er genöthigt war, auf ein Siegel stechen zu lassen: *Istud sigillum est verum, alia sigilla sunt falsa.* Die Kennzeichen der gültigen und ungültigen Siegel von Karl Robert Ludwig I., Sigmund, auch von Andreas II. und Ludwig dem Cumanier, sind auch juridisch wichtig. — 3) *Stoff, auf welchem das Siegel abgedruckt ward.* Wachs oder Gold. Sigmund brauchte zuerst rothes Wachs, aber nur in Siegeln, die den Reichsadler führten. Zu ungr. Majestätssiegeln wurde bis zum K. Ferdinand I. nach *Pray* niemals rothes, sondern weisses Wachs genommen. Ein wächsernes und ein goldnes Siegel zugleich soll Geisa II. in einer Urkunde vom J. 1156. gebraucht haben.

haben. (Hier hat *Pray*, wie öfters, das Wichtigste ausgelassen; er hat die Urkunde weder ganz geliefert, noch näher charakterisirt, damit man über die Echtheit hätte urtheilen können.)" Sonst wurden Urkunden in wichtigern Angelegenheiten im Original mit Gold, und die Transsumta mit Wachs gesiegelt. (Ein Beyspiel von Bela IV. S. 33.). Die goldnen Bullen waren entweder solid oder hohl, je nachdem die Urkunde wichtig oder der Fürst zum Luxus geneigt war. Dafs der Fürst Lazar von Serwien grössere goldene Bullen als die ungrischen Könige brauchte, ist weniger auffallend, wenn man bedenkt, dafs die Bergwerke zu Nowobrdo 200000 Ducaten jährlich abwarfen, und dafs Lazar zu der Klasse der natürlichen Söhne und Parvenus gehörte, welche aus guten Ursachen gewöhnlich mehr Aufwand machen, als alte Königshäuser. 4) *Von einfachen und doppelten Siegeln.* Die einfachen sind entweder angedruckt, oder hängend, die doppelten immer hängend. Hr. *P.* vermuthet, dafs die doppelten von Andreas II. eingeführt worden: die angedruckten einfachen seyen älter, als die hängenden (S. 35.). — Dennoch, fährt er, uneingedenk des Gesagten, S. 47. fort, sey es schon unter Stephan I. üblich gewesen, die Siegel mit pergamentenen Bändern zu befestigen und anzuhängen, und widerlegt die Meinung der deutschen Diplomatiker, dafs diefs nur im XIII. Jahrhundert üblich geworden, durch zwey Beyspiele aus den Zeiten Otto's III. und des Eroberers von England Wilhelm (welches letztere für die Zeiten Stephans I. nicht beweisend ist; das erstere bedürfte einer nähern Untersuchung). Solche Corrigies finden sich weiter in der ungrischen Diplomatik nicht als bis unter Stephan V. im XIII. Jahrhundert und unter seinen Nachfolgern. Siegel auf Wachs, mit Papier gedeckt, ausgedrückt, kommen schon vom K. Sigmund vor. 5) *Von den Inschriften, Titeln, Abbildungen und Wappen auf den Siegeln.* Die Zunahme der Länder-Titel übersieht man aus S. 53., aber manche Titel blieben auf den Siegeln aus, die in den Urkunden statt fanden: so z. B. nannte sich schon Andreas II. nicht nur *Galiciae*, sondern auch *Lodomeriae Rex* in Urkunden. Die genealogischen Siegel-Inschriften, wodurch mehrere Arpadische Regenten bezeichneten, welcher Könige Söhne sie seyen, erinnern an den griechischen ähnlichen uralten Gebrauch und an die slavische ähnliche Sitte (z. B. *Roman Mstislawitsch*). Ueber die Entstehung und das Alter des ungrischen Wappen-Theiles, nämlich des Doppelkreuzes auf drey Hügeln und der vier Balken muss mit dem, was Hr. *P.* aus Siegeln sagt, die ungrische Numismatik zusammen gehalten werden. So z. B. ist es aus *Schönwiesners* Numismatik S. 127. erweislich, dafs Belas III. Münzen schon das doppelte Kreuz in einem Schildchen führen: und dafs also dieses Kreuz nicht zuerst von Andreas II. gebraucht worden. Ueber die vierfachen Balken ist von *Schwartner* (in *Diplomatica* S. 179.) eine sinnreiche Hypothese aufgestellt. Hingegen hat *Pray* nach der Meinung des Rec. Recht, wenn er die drey Hügel im ungrischen Wappen weder auf die drey Gebirge: Tatra, Fatra, Matra, noch auf die drey Stände deutet, sondern sie von drey zirkelförmigen Schnirkeln ableitet, die ein Künstler zuerst zu Otto's Zeiten unter das Kreuz statt einer Verzierung angebracht hat, da vorher das Kreuz spitzig, zackicht, oder gerade abgeschnitten endete (S. 64. Note *f.*). 6) *Von der Eintheilung der Siegel nach ihrem Gebrauche*, in goldne Bullen — einfache und doppelte authentische oder Privilegien-Siegel — Secret-Siegel — Finger-Siegel — Gerichts-Siegel. Auskunft giebt hierüber *Nic. Isvánfi*, und Hr. *Pray* erläutert seinen Aufsatz. Wichtig für das ungrische Recht selbst ist die Bemerkung: dafs der König zur ersten Schenkung brauchen konnte, welches Siegel er wollte: allein wenn es nach der Einführung in den Besitz zur Ausfertigung einer solennen Schenkungsurkunde kam: so musste das Privilegial-Siegel dazu genommen werden. 7) *Von den Siegeln der Königinnen, der jüngern Könige und der gekrönten Königssöhne.* Auch die Königinnen fertigten Schenkungen aus, aber ihr Recht hiezu war bald mehr bald weniger beschränkt. Das nämliche gilt von den jüngern Königen Bela und Stephan; von den Schenkungen des erstern und von der Gültigkeit derselben erwähnt *Verbötzi* nichts: aber *Pray* führt deren mehrere Beyspiele an. Es ist hier nicht das erstemal, sondern es kommt im Buche mehrmals vor, dafs der Geschichtforscher und Diplomatiker *Pray* den Rechtsgelehrten *Verbötz* berichtigen muss: daher diese Siegelkunde nicht nur den Historikern, sondern auch den Advocaten wesentlich nöthig ist. — Von ungekrönten Königssöhnen hat man auch Urkunden, wodurch sie die Schenkungen ihrer Väter bekräftigten. Dieser Missbrauch rührte daher, dafs die Beschenkten sich seit dem jüngern König Bela vor Zurücknahme der Schenkungen fürchteten, und daher sich auch auf kommende Zeiten von Seiten des Thronfolgers sicher stellen wollten. 8) *Von den Siegel-Formeln*, oder den Schlussformeln der Diplome (S. 109.) hat die eingerückte Urkunde einen doppelten Datums-Fehler; wovon einer vom Vf. nicht gerügt wird, nämlich der, dafs es 1399. heisst, statt etwa 1389. oder 1390., denn im J. 1399. war Halitsch für Sigmund längst verloren. Von Missbräuchen bey den *Transsumtis* hätte der Vf. mehr erwähnen können, wenn diefs zu seinem Eifer wider die Kritiken der Schenkungen für den Clerus gepafst hätte. Auf Anlafs solcher Schluss- und Siegelformeln handelt der Vf. 9) *Von den Kanzlern und Vicekanzlern* der Könige und Königinnen. Dafs dem Abt von Casino der Titel eines ungrischen Kanzlers noch von Stephan I. beygelegt worden (S. 113.), bedürfte einer nähern Bestätigung. Dafs die Hofkanzler allemal Geistliche gewesen bis 1733. (zwey Fälle ausgenommen), davon hat Ungern die übeln Folgen empfunden. Ein sehr brauchbares, aber nicht vollständiges Register von Kanzlern und Vicekanzlern steht S. 123 f.; der Vf. schöpfte es aus Diplomen, die er selbst gesehen, und aus sogenannten *Libris regiis*; allein es hätte ihm nur einen Gang nach Ofen gekostet, um die von *Spiefs* publicirte Urkunde Belas III. vom J. 1181. im Cameral-Archive einzusehen, und einen

einen Kanzler oder Notarius, der bey ihm fehlt, gehörigen Orts einzutragen.

Das angehängte doppelte *Calendarium Ecclesiae Strigoniensis* vom J. 1484. und 1501. ist sehr brauchbar, um die nach dem römischen Kalender und nach den Heiligen-Tagen eingerichteten Tagbezeichnungen der alten Urkunden in die heutige Terminologie zu übersetzen.

Rec. merkt noch an, dass die XVI Kupfertafeln sehr deutlich und gut (von Binder) gestochen worden, und dass diess Buch auch manche ungedruckte oder doch vorher nicht echt abgedruckte Urkunde enthalte; z. B. Sigmunds Schenkung von Ungern an Albert Herzog von Oesterreich mit Einwilligung der Stände 1402. (S. 41 f.), aus dem geheimen Hausarchiv; — den Rákoser Reichsabschied vom J. 1446. (S. 65 f.) (der jedoch auch bey *Kovachich Vestigiae Comitios* S. 253. ganz abgedruckt ist) — die Gerichts-Urkunde des Szalader Comitats vom J. 1232. (S. 85.); und mehrere andere.

Prag, gedr. b. Haase: *Kritische Beyträge zur Münzkunde des Mittelalters. — Zweyter* Theil. Von *Joseph Mader.* Für die Abhandlungen der k. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften. 1806. 171 S. 8. Mit 2 Kupfert. (1 Rthlr.)

Den Anfang dieses *zweyten* Theils macht der Vf. (S. 1 — 23.) mit einer *Revision seines ersten Theils der kritischen Beyträge*, der im J. 1804. Nr. 238. angezeigt wurde. Hier zeigt er mit vieler Offenherzigkeit, wo er durch Recensionen belehrt wurde, giebt aber auch freymüthig Gründe an, wenn ihn Bemerkungen nicht befriedigten. Alles dieses ist für den Numismatiker, der sich mit Münzen des Mittelalters beschäftigt, wichtig, aber nicht wohl eines Auszugs fähig. Nun folgt eine Abhandlung *über Gränzen und Ordnung einer Sammlung von Münzen des Mittelalters* (S. 24 — 35.). Da Münzen der mittlern Zeit ehedem wenig gesammelt wurden, und wenn einem Sammler ein ihm wichtig scheinendes Stück dieser Art in die Hände kam, er es zu den Münzen desjenigen Landes legte, wohin er es ordnen zu müssen glaubte: so bekümmerte man sich auch nicht um die Gränzen des numismatischen Mittelalters. Da man aber zu unsern Zeiten hier und da eigene Sammlungen von Münzen dieser Art findet: so ist es allerdings sehr gut, wenn die Gränzen fest bestimmt werden. Um genau zu bezeichnen, wo man mit den Münzen des Mittelalters anfangen und aufhören könnte, und zugleich zwey berühmte Epochen zur Gränzscheidung zu wählen, schlägt der Vf. vor, die Sammlung antiker Münzen mit Kaiser Theodosius dem Grossen zu schliessen, bey dessen Söhnen die Münzen der mittlern Zeit anzufangen, und sie bis auf Karl V. fortzusetzen. Freylich wird manchem Numismatiker *dieser* Anfang des Mittelalters zu früh, und das Ende desselben etwas zu spät scheinen. Aber die Münzen des unter Theodosius Söhne getheilten Reichs sind von den Münzen der Deutschen und Normänner, Slaven und Ungarn eben so wenig zu trennen, als die Münzen ihrer beiden Reiche getrennt werden können, und wenn der Vf. das Ende des Mittelalters bis zu Karl V. annimmt, doch so, dass die Münzen dieses Kaisers selbst davon ausgeschlossen bleiben und zu den neuern gerechnet werden, so kann man nicht viel Erhebliches dagegen einwenden. *Bruchstücke über das österreichische Münzwesen im Mittelalter* (S. 36 — 97). Dass der Vf. den Gedanken, ein eignes Werk über das österreichische Münzwesen in der mittlern Zeit zu liefern aufgeben will, wird gewiss jedem Numismatiker unangenehm seyn, zumal da wir in eben diesen Bruchstücken einen Beweis sehen, wie sehr er der Mann ist, der ein solches Werk unternehmen kann. Sollte auch die eigene Münzsammlung des Vfs. dazu nicht hinreichend seyn: so giebt es gewiss theilnehmende Sammler genug, die ihre Schätze gern einem so nützlichen Unternehmen öffnen werden. Ueberhaupt wird es nicht leicht eine Privatsammlung geben, in welcher man *alles* hierher gehörige beysammen findet. Mit grosser Sorgfalt hat Hr. *M.* alles aufgesucht, um das Alter der österreichischen Münzen richtig zu bestimmen. — Papst Innocenz XIII. spricht in einem Briefe vom Jahr 1208. von 300 Pfennigen Wiener Münze; in einer Urkunde H. Friedrichs I. von 1196. wird ein Mautheinnehmer und ein Münzmeister zu Krembs erwähnt; ja schon in einer Urkunde der verwittweten Markgräfin von Steyer, Cunigunde, vom J. 1166. kommen 40 Pfennige Wiener Münze vor. Auf diese Art wäre es also urkundlich erwiesen, dass die österreichische Münze um 60 Jahr älter sey, als *Herrgott* geglaubt hat, obgleich bis jetzt die österreichischen Schriftsteller noch keine Münze haben vorlegen können, die unzweifelhaft österreichisch, und von so hohem Alter wäre. Diese Abhandlung enthält viele Bemerkungen, die den Liebhabern der Münzwissenschaft, besonders der österreichischen, sehr interessant seyn werden; vielleicht wird manches zu mikrologisch scheinen, aber diese scheinbare Mikrologie führt zu Resultaten, welche Untersuchungen dieser Art einen sehr guten Weg bahnen. *Ueber die Prägeart der bayerischen (und österreichischen) Halbbracteaten* (S. 98 — 103.). Eine Widerlegung und Berichtigung der Vorstellung, die sich *Obermayer* hievon macht, die viel Sachkenntniss in Absicht auf das Mechanische des Münzwesens beweist, kurz und bündig vorgetragen, und daher auch nicht wohl eines Auszugs fähig. *Ueber einige dunkle, oder falsch gelesene, Aufschriften auf alten Pfennigen* (S. 104 — 130.). Ein besonders interessanter Abschnitt, der viel schöne Muthmassungen und Berichtigungen enthält. Z. B. Die Buchstaben: *PRISIN* auf der ostanglischen Münze im Grosch. Cab. Fach V. S. 342. liest Hr. *M.*: *PRInceps INclytus.* — Auf einer cölnischen Münze, die er in Dresden bey einem Münzfreunde fand (Gr. Cab. Fach V. S. 342.) erklärt er die Schrift: *SCIPSTRVSATES*, durch: *SCS PETRVS A TE* (ganz in dem Geiste dieses Prälaten). — Den Buchstaben: *I.*, den man auf nicht wenigen Münzen des Mittelalters vor oder nach dem Namen oder Titel des Münzherrn findet, liest er: *Indignus*; z. B

z. B. *RODVLPH. EPS Indignus*, und beweist dieses aus Urkunden jener Zeiten, wo dergleichen demüthigende Ausdrücke oft vorkommen; z B. *Ego Conradus, licet indignus, tamen Episcopus.* — *SMPE.* auf neapolitanischen Münzen erklärt er: *Sum Miles PEtri.* Der Einwand, dass diese Buchstaben auf vielen neapolitanischen Münzen jener Zeiten nicht vorkommen, wird dadurch widerlegt, dass manche neapolitanische Könige mit dem römischen Hofe zerfallen wären, oder sonst keinen Beruf in sich fühlten, dieses auf Münzen von sich zu sagen. — Das bekannte Monogramm auf würzburgischen Münzen lesen einige: *BRuNo EPS.*, andere: *BuRcard EPS.* Rec. aber glaubt, dass es der Vf. sehr richtig durch das berufene Lemma erklärt: *ERbipolis Sola IVdicat Ense Stola*, besonders da auf einigen Münzen der Bischof das Schwert quer über den Schoss hält, und er also als Hofrichter vorgestellt ist. — Die Münze, welche *Köhler* in seinen Münzbelustigungen X. S. 261. und *Böhme* im Sächs. Grosch. Cab. Tab. II. 9. 10. dem sächsischen Herzoge Bernhard aus dem ascanischen Hause zutheilt, spricht der Vf. ihrem rechtmässigen Münzherrn, dem kärntnischen Herzog Bernhard, zu, und liest auf dem Revers: *LAIBAC*, statt *CALBA*. Da Hr. *M.* dieses durch Vergleichung beweist: so lässt sich wohl nichts Gegründetes dagegen einwenden. — Doch dieses Wenige sey genug zum Beweise, dass Freunde der Münzkunde der mittlern Zeit besonders *diesen* Aufsatz mit Vergnügen, und nicht ohne Nutzen, lesen werden. *Auf Münzen versuchte, aber misslungene, Berichtigung in der Wappenkunde* (S. 131 — 135.). Hier wird der bekannte Streit über das Falkensteinische Wappen, der Wahrheit gemäss, dahin entschieden, dass dieses Wappen ein Rad hat, und dass der halbe Mond, den man hier und da dafür annahm, nichts als ein Münzmeisterzeichen sey. *Rechtfertigung Kaiser Karls IV. gegen eine Beschuldigung* (S. 136 — 146.). Ueber die Verdienste dieses Monarchen um sein Böhmen war von jeher nur *eine* Stimme; über ihn als Kaiser waren die Stimmen immer getheilt, und sind es wohl noch. Der kur-erzkanzlerische Geh. Rath, Hr. *J. G. Reuter* (Albansgulden. Mainz 1790. S. 154.) sagt: „Aus der Geschichte seiner goldnen Bulle ergebe sich, dass er das Recht, besonders *goldne* Münzen zu prägen, gern der Krone Böhmen ausschliessend habe vorbehalten wollen, am Ende jedoch dasselbe sämmtlichen geistlichen und weltlichen Reichsfürsten habe nachgeben müssen" u. s. w. — Diese und andere Beschuldigungen werden hier mit der gewöhnlichen Gründlichkeit des Vfs. widerlegt, und es wird sehr einleuchtend gezeigt, dass er der Hoheit des deutschen Reichs keinen Abbruch gethan, sondern sich vielmehr bemüht habe, die deutsche Münze nicht der Willkür Preis zu geben, und den Missbräuchen, besonders der Ausprägung auf fremden Stempeln, zu steuern. Zuletzt S. 147 — 165. die Erklärung d. Kupfer, und das Register.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Maurer: *Aurora*, Taschenbuch für Freunde einer unterhaltenden Lectüre, auf das Jahr 1803. Herausgegeben von *Karl Müchler*. VIII u. 304 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

So viel Rec. weiss, ist dieses Taschenbuch nicht fortgesetzt worden, welches wohl in andern Ursachen liegen mag, als darin, dass es ihm an bestimmtem Werthe mangelte: denn dieser vorliegende Jahrgang enthält wirklich viel Interessantes. Der Herausg. selbst hat das wenigste beygetragen, aber die Auswahl und Zusammenstellung der meisten Aufsätze zeugt von dessen Geschmack und Einsicht. Der Inhalt besteht theils aus prosaischen Aufsätzen, theils aus Gedichten. Das kleine Drama von *Schink:* eine Hand wäscht die andere, ist besonders unterhaltend. Man kann die Ausgeburten der drey Poeten: Dünkel, Schwindel und Ohnmacht unmöglich ohne Lachen lesen. Die Wette, von *Kinderling*, ist ebenfalls recht artig. Der Aufsatz: Leben und Thaten eines kurländischen Hundes dürfte etwas kürzer seyn. Was die Gedichte betrifft, so fehlt fast keinem ein gewisser feiner Glanz in der Behandlung, wenn auch der Stoff hie und da schon gebraucht oder erborgt zu seyn scheint. Einige Beyträge von *Bothe*, *Gleim* und *Gramberg* gehören nicht zu dem Gewöhnlichen. Die Erzählung, der Minnesänger Salomo in der Hölle (zum Theil nach dem Französischen) ist in ihrer Art ganz gut gerathen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. *Halle*, b. Grunert: *Adumbrationes plantarum nonnullarum horti Halensis academici selectarum.* Auctor *Leo Victor S. R. J. C. Henckel a Donnersmark.* 56 S. 4. mit 1 Kupfert. — Eine jugendliche Arbeit, die nicht zu strenge beurtheilt werden darf, deren Vf. aber Aufmunterung verdient. Er hat mit grosser Genauigkeit und mit echt Linnéischem Ausdruck folgende Pflanzen beschrieben: 1) *Achillea speciosa*, etwas zu nahe mit *A. Pyrethrum* verwandt. 2) *Cleome uniglandulosa Cav.* 3) *Elichrysum lucidum.* 4) *Euphorbia sexangularis.* 5) *Anthemis caucasica.* 6) *Linaria dianthifolia.* 7) *Nepeta melissaefolia Lam.* 8) *Nepeta Mussini.* 9) *Plectranthus parviflorus.* 10) *Suaeda triandra.* 11) *Dianthus caucasicus.* 12) *Chaeturus fasciculatus Link.* 13) *Silene grata* (ist *S. reticulata Desfont. fl. atl.* t. 99.). 14) *Lagasca mollis Cav.* 15) *Cyperus Papyrus*, der hier auch abgebildet ist. Ueberall streut der Vf kritische und physiologische Bemerkungen ein, die von seiner Kenntniss zeugen.



473 Num. 294. 474

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 13. December 1806.

GRIECHISCHE LITERATUR.

1) Leipzig, im Schwickert. Verl.: *Des Diogenes Laertios philosophische Geschichte*, oder *von dem Leben, den Meinungen und merkwürdigen Reden der berühmtesten Philosophen Griechenlands.* Aus dem Griechischen das erstemal ins Deutsche übersetzt. 1806. XVIII u. 476 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

2) Giessen, b. Tasché u. Müller: *Leben und Meinungen der ersten griechischen Philosophen.* Aus *Diogenes Laertius* übersetzt und mit historischen und philosophischen Anmerkungen begleitet von *Johann Friedrich Snell* und *Philipp Ludwig Snell.* 1806. VIII u. 184 S. 8. (20 gr.)

Es ist allerdings zu verwundern, dass *Diogenes der Laertier* fast der einzige Schriftsteller des Alterthums ist, welcher bisher keinen deutschen Uebersetzer erhalten hat, ungeachtet er seines mannichfaltigen Stoffes zum Nachdenken und zur Unterhaltung wegen bey allen übrigen Fehlern in Rücksicht auf Geist und Kunst einer solchen Bearbeitung werth war. Die Ursache scheint darin zu liegen, dass überhaupt die Philosophen Griechenlands, mit Ausnahme einiger, von den Philologen am meisten vernachlässiget worden; dass besonders *Diogenes* nur Interesse für ein kleineres Publicum, und eigentlich nur für Gelehrte hat, welche keiner Uebersetzung bedürfen, und dass auch eine Uebersetzung desselben keine leichte Arbeit ist, wenn sie für den Leser den Inhalt vollkommen klar und verständlich machen soll. Jetzt treten auf einmal zu gleicher Zeit *zwey* Versuche einer deutschen Uebersetzung hervor, von denen der *erste* den ganzen *Diogenes* umfasst, der *zweyte* nur eine Probe einer künftig zu vollendenden Arbeit ist, wenn diese erste Probe Beyfall findet. Ueberhaupt sind beide aus einem verschiedenen Gesichtspunkte zu betrachten; so wie auch die Ansichten ihrer Vff. von dem Originale und dessen Werth von einander sehr abweichen.

Der Vf. von Nr. 1. betrachtet das Werk des *Diogenes*, einer Citation des *Stephanus Byzantinus* zufolge, als eine *philosophische Geschichte*, als eine *vollständige* und *pragmatische* Geschichte von dem Anfange, Fortgange und von der Ausbreitung der Philosophie unter der geistigsten Nation des Alterthums, und nachdem er die Ausgaben und lateinischen Uebersetzungen angeführt, giebt er sich die undankbare Mühe, diesen Schriftsteller gegen die ihm oft gemachten, und nur zu gegründeten, *Vorwürfe* zu vertheidigen, wir können eben nicht sagen, mit vielem Glück oder nur mit einiger Gründlichkeit. Denn er räsonnirt z. B. so: Ein Kopf, der die hohe Idee fassen konnte, eine philosophische Geschichte zu schreiben, ist gewiss kein gemeiner Kopf. Allein was hat der Vf. für Gründe, die Benennung des *Stephanus*: Φιλοσοφος ιστορια, eher als den gewöhnlichen für den echten Titel des Buchs zu halten? Und auch dieses zugegeben, so kommt es gar nicht auf den Titel, sondern auf die Ausführung des Plans an, welche, wir müssen es gestehen, uns gar keine hohe Idee von des Vfs. philosophischem Geiste fassen lässt. Die chronologischen Verirrungen, fährt er fort, sind die allerverzeihlichsten: „denn wir vergessen oft das Jahr, wo wir uns trauen liessen," und vielleicht auch die unschädlichsten. Fast komisch ist die Vertheidigung gegen den Mangel an Beurtheilung. Ich weiss nicht, sagt der Vorredner, worauf man den Beweis dieses Vorwurfs gründen will; man müsste ihm vielleicht darum einen Mangel an Beurtheilung vorwerfen, weil er nicht, wie es die gewöhnliche Laune der Kritiker mit sich bringt, bey jedem Zug eines Philosophen, den er erzählt, gleich sein strafendes Urtheil beysetzt, oder in weitläufige Widerlegungen der verschiedenen Meinungen sich einlässt. *Diogenes* wollte eine Geschichte der Philosophie schreiben. *Jede Geschichte, und noch mehr die philosophische, muss philosophisch*, d. i. *ohne Leidenschaft und kaltblütig geschrieben seyn.* — Nach einer solchen Vertheidigung, welche in eben dem Sinne philosophisch zu nennen ist, als des *Diogenes* Geschichte, ist das Resultat, welches aus dem Tadel und Lobe der neuern Schriftsteller gezogen wird: *Diogenes* Werk sey bey allen Fehlern und Mängeln, welche auch vielleicht mehr den Abschreibern und dem Zahne der Zeit, als dem Vf. selbst beygelegt werden müssten, ein sehr wichtiges und nützliches Buch, etwas befremdend. Nicht, dass wir die Wichtigkeit und Nützlichkeit des Werks in Zweifel ziehen wollen, sondern weil doch Mängel und Fehler eingestanden werden, welche vorher ganz weggeläugnet wurden. Doch bald darauf wird es wieder für ein *Meisterstück* ausgegeben, welches kein heutiger Gelehrter beschatten werde; und weiterhin abermals „eine *unvollständige*, in dem Texte äusserst corrupte *Compilation.*" — Die Uebersetzung war nicht für Gelehrte, sondern für alle gebildete Leser bestimmt, welche die Philosophie nicht bloss aus Schulcompendien, sondern auch ihre Schicksale vom Anfange her kennen lernen wollen. Richtigkeit und Verständlichkeit war das einzige Ziel, wonach der Vf. strebte, und er fand die Zugabe von fremden oder eignen Anmerkungen grösstentheils überflüssig, zufrieden, wenn dieses Meisterstück nur richtig verstanden werde. Nun wollen wir sehen, was der Vf. wirklich

lich geleiftet hat. Wenn wir auch die Forderungen in Rückficht auf die Schwierigkeiten, die hie und da zu überwinden waren, fehr herabftimmen: fo ift die Ueberfetzung doch nicht unter die gerathenen zu zählen: denn fie erfüllt nicht einmal die geringften Forderungen, welche leicht zu befriedigen waren. Und felbft da, wo der Text fehlerfrey und verftändlich ift, hat der Vf. aus Flüchtigkeit und Mangel an Beurtheilung, zuweilen auch aus Mangel gehöriger Sprachkunde, den Sinn entweder nicht getroffen, oder fo dunkel übertragen, dafs der Lefer einen Commentar nöthig hätte, um ihn zu verftehen; zuweilen, wo der Text wahrfcheinlich verdorben ift, ift er zu ängftlich bey demfelben ftehn geblieben, und hat keinen Gebrauch von den vorhandenen Verbefferungsverfuchen gemacht, was er als Ueberfetzer ohne Bedenken konnte, und nach feinem Zweck wirklich thun mufste, und da, wo von den Lehren der Philofophen die Rede ift, die vorhandenen Hülfsmittel nicht zweckmäfsig benutzt. Wir wollen nur einige Beyfpiele aus vielen zur Beftätigung unferes Urtheils anführen. In der Einleitung §. 8. wird *Eudorus in der Periode* (εν τῃ περιοδῳ) angeführt. Welcher feiner Lefer wird dabey an ein fchriftftellerifches Werk denken? I. §. 25. heifst es vom *Thales*: diefer hat meift das vorgebracht, was *Kallimachus* in den Jamben fagt, dafs nämlich der Phrygier *Euphorbus* die ungleichfchenklichten Dreyecke und die übrigen Theoremen von den Linien erfunden habe — anftatt: *Thales* hat das erweitert, was *Euphorbus* nach dem *Kallimachus* von den Dreyecken und Linien erfunden hat. §. 26. ελαιουργεια find nicht Oelgärten, wie hier überfetzt wird, fondern Oelpreffen. §. 27. *Hieronymus* fagt, dafs er die Pyramiden ausgemeffen habe, indem er ihren Schatten beobachtete, daraus er das Verhältnifs ihrer Gröfse fuchte. *Diogenes* fagt: εκ της σκιας παρατηρησαντα, ότε ἡμιν ισομεγεθεις εισι. Diefe Methode der Meffung, die freylich *Diogenes* nicht ganz richtig angiebt, ift in der Ueberfetzung nur im Allgemeinen angegeben; z. B. §. 10. (in der Ueberf. 12.): Vieles Licht fand er auch bey dem Komödiendichter *Epicharmos*, deffen meifte Werke er abgefchrieben hat — τα πλειστα μεταγραψας. Vom Abfchreiben der meiften Werke ift hier offenbar nicht die Rede, fondern vielmehr davon, dafs *Plato* die meiften Behauptungen des *Epicharmus* angenommen und für feine ausgegeben habe. — Ebendaf. In dem *erften* (Buche) fagt er (*Alkimus*) diefes: Es fcheint, dafs *Platon* Vieles von dem *Epicharmus* genommen habe: es ift zu betrachten, fagt *Platon*, dafs das finnlich fey, was weder in der Qualität, noch in der Quantität beftändig verbleibt, fondern ewig fortfliefst und fich verändert. *Wie wenn man von mehreren Dingen eine Zahl wegnimmt, die weder der Quantität, noch der Qualität nach gleich, oder die nämlichen find.* Aufserdem, dafs der Anfang diefer Stelle fteif überfetzt ift: fo ift auch der letzte Satz ganz unrichtig und unverftändlich übergetragen. Der Begriff des Sinnlichen foll erläutert werden. Man denke fich Etwas, heifst es, denke die Zahl weg: fo wird nun diefes weder als ein Quantum, noch als ein Quale, noch als gleich, noch überhaupt als Etwas beftimmtes, als ein Object gedacht werden können; ὡς εξ ὡν αυτις ανελῃ τον αριθμον, τουτων ουτε ισων, ουτε τινων, ουτε ποσων, ουτε ποιων οντων. So ift nun auch das Sinnliche, mit Abftraction der Idee oder Form. — III. §. 22. (Ueberf. 23.) ift eins von den erotifchen Spielen des *Plato* durch die Ueberfetzung ganz finnlos geworden.

> Μηλον εγω, βαλλει με φιλων σε τις· αλλ' επινευσον,
> Ξανθιππη, κἀγω και συ μαραινομεθα.
>
> *Der Apfel bin ich: der fchlägt mich, der dich küffet; ergieb dich,*
> Xanthippe, ich und du werden bald beide verblühn!

Auch hätte hier billig *Cafaubonus's* richtige Bemerkung, dafs diefes Diftichon von dem Vorhergehenden zu trennen fey, nicht fo unbeachtet bleiben follen. Warum in dem *zehnten* Buche κεραυνος mit *Donnerkeil* überfetzt werde, wiffen wir uns nicht zu erklären. Ueberhaupt ift die Ueberfetzung diefes Buchs am meiften mifslungen. Der Vf. fagt zwar felbft, dafs er hier oft mehr den Oedipus als den Ueberfetzer habe machen müffen; allein diefs würde er bey allen Schwierigkeiten nicht nöthig gehabt haben, wenn er die vorhandenen Hülfsmittel forgfältig und gewiffenhaft gebraucht hätte. Anftatt den dunkeln Text durch Kritik und Auslegungskunft aufzuklären, giebt er vielmehr eine ungefähre Umfchreibung des Sinnes, und läfst das Schwere ganz aus, fo dafs der Lefer entweder den vollftändigen Gedanken nicht, oder gar einen andern an deffen Stelle erhält. In dem erften Hauptfatze des *Epikur* (X. §. 139.) werden die Worte: τους θεους λογῳ θεωρητους ειναι· οὑς μεν, κατ' αριθμον ὑφεστωτας· οὑς δε, κατα ὁμοειδιας εκ την συνεχους επιρρυσεως των ὁμοιων ειδωλων επι το αυτο αποτετελεσμενους ανθρωποειδας, fo überfetzt: „Das Dafeyn der Gottheit kann durch die Vernunft erkannt werden. Die Menfchen haben mehrere Götter erfunden, und ihnen die menfchlichen Leidenfchaften beigelegt, d. i. fie haben die Götter nach ihrem Ebenbilde gemacht," wo kaum ein Schatten von *Epikur's* Gedanken zu finden ift. Eine Stelle in *Cicero's* Werke über die Natur der Götter, und *Kindervaters* Anmerkungen, konnten fchon dem Vf. hinlängliches Licht über diefe fchwierige Stelle geben. — „Das höchft glückliche, unvergängliche Wefen hat weder felbft *Gefchäfte*, noch legt es deren anderen auf." — Wie wenig drückt das Wort Gefchäfte den Sinn des griechifchen πραγματα aus. — „Der Schmerz hat feinen Sitz nicht immer im Körper; aber der heftigfte Schmerz dauert am kürzeften." Von dem Sitze des Schmerzes ift hier gar nicht die Rede, fondern von der Dauer (ου χρονιζει το αλγουν συνεχως εν τῃ σαρκι), und daher ift auch kein Zufammenhang mit dem folgenden Gegenfatze. — Uebrigens ift die Ueberfetzung meiftentheils ziemlich ungezwungen und fliefsend. Dafs die beffere Abtheilung aus *Longolius* Ausgabe aufgenommen ift, verdient Beyfall. Die Rechtfchreibung der griechifchen Eigennamen: *Speufippos*, *Glaukon*, *Euklides*, anftatt der gewöhnlichen, können wir aber nicht billigen. — Anmerkungen hat der Vf. nur fparfam; meiften-

meiſtentheils aus *Bruckers*, hinzugefügt, und zwar ſolche, welche für dieſe Klaſſe von Leſern entbehrlich waren. Eine höchſt getreue und verſtändliche Ueberſetzung, welches die gegenwärtige gar nicht iſt, konnte, da ſie nicht für Gelehrte beſtimmt war, einer zweckmäſsigen Auswahl von erklärenden Anmerkungen gar nicht entbehren. Die Ueberſetzung entſpricht alſo in beiden Rückſichten gar nicht dem vorgeſetzten Zwecke.

Viel zweckmäſsiger finden wir die Bearbeitung des *Diogenes* in Nr. 2. Sie rührt von zwey jungen Männern — Söhnen des rühmlich bekannten Prorectors *Snells* zu Idſtein — her, welche eine Probe von ihrer Anwendung der Univerſitätsjahre ablegen, und andere Jünglinge zum ſelbſtthätigen Forſchen in den noch lange nicht erſchöpften Schätzen des claſſiſchen Alterthums aufmuntern wollten. Es iſt in der Geſchichte der griechiſchen Philoſophie, wie ſie bemerken, lange noch nicht alles geſchehen, was geſchehen könnte, ungeachtet vieler vorzüglichen Arbeiten der Deutſchen in dieſem Fache, und eine gründliche Bearbeitung des *Diogenes* nicht allein von Seiten der Kritik, ſondern auch der philologiſchen und philoſophiſchen Erklärung kann zur Erweiterung und Berichtigung unſerer Kenntniſſe darin noch viel beytragen. Von der andern Seite iſt das Studium des *Diogenes* für Jünglinge, welche ſich für die Geſchichte der Philoſophie intereſſiren, nachdem ſie die nothwendigen Vorkenntniſſe erlangt haben, ohne Zweifel von groſsem Nutzen, indem ſie von der allgemeinen Kenntniſs des Ganges der Philoſophie in das individuelle Leben der Denker hineingeführt werden. Für dieſe jungen Freunde der Geſchichte der Philoſophie iſt nun dieſes Probeſtück einer Ueberſetzung beſtimmt, welche mit einer anſehnlichen Reihe von Anmerkungen ausgeſtattet iſt, theils zur Berichtigung der Biographieen, theils zur Erklärung der darin vorkommenden Sachen und Namen, theils zur deutlichern und zuſammenhängendern Darſtellung der Philoſopheme, ihrer Entſtehung und Abſtammung, als *Diogenes* Compilation ohne Vergleichung mit andern Schriftſtellern nicht gewähren kann. Da ſie nur eine Probe einer Ueberſetzung liefern wollten: ſo nahmen ſie doch darauf Bedacht, daſs ſie als ein für ſich beſtehendes kleines Ganze betrachtet werden kann, indem ſie das Leben der erſten Philoſophen, welche Einfluſs auf einander hatten, nämlich des *Thales*, *Anaximander* und *Anaximenes*, und dann des *Heraklits* und *Empedokles*, hier zuſammenſtellten.

Die Ueberſetzung iſt, ſo weit wir ſie verglichen haben, der erſtern weit vorzuziehen; ſie iſt verſtändlich und treu. Man ſiehet, daſs die Vff. mit den erforderlichen philologiſchen Kenntniſſen verſehen waren, die vorhandenen Hülfsmittel beſtändig gebrauchten, und bey ihrer Arbeit mit Beurtheilungskraft zu Werke gingen. Wir haben daher auch nicht einen groben Fehler, nur Kleinigkeiten zu verbeſſern gefunden, z. B. daſs es im Leben des Thales §. 23. heiſst, er habe Wetterveränderungen vorhergeſagt, welches die ἡλιακαι τροπαι nicht ſind, und daſs der Samier Phocus ebendaſelbſt Phocas genennt wird. Die vorangeſetzte literariſche Notiz vom *Diogenes* enthält ein richtigeres Urtheil über den Werth dieſes Schriftſtellers, als die erſte Ueberſetzung, und die Einleitung über die Entſtehung und Fortbildung der Philoſophie der Griechen iſt kurz, aber zweckmäſsig. Die Anmerkungen zeugen von vielem Fleiſs und Beleſenheit; ſie erklären ziemlich vollſtändig das Dunkle und Schwere, doch ſo, daſs ſie zum eignen Nachdenken und weitern Nachforſchen mehr einladen, als daſſelbe entbehrlich machen. Sie vergleichen die Data der Geſchichte der Philoſophie, wie ſie *Diogenes* angiebt, mit den Nachrichten anderer Schriftſteller, ſuchen den Sinn der Philoſopheme zu beſtimmen, und den Zuſammenhang mit andern zu erforſchen, und die Lücken, welche *Diogenes* gelaſſen hat, auszufüllen. Eignes Quellenſtudium und Benutzung der neuern Werke mit eignem Urtheil beurkundet die ganze Arbeit; Wahrheitsliebe, nicht Nachbeterey oder Autoritätsglauben, iſt ihr Führer. Sie haben ihre eignen Anſichten von der Philoſophie dieſer erſten Denker, und andere Reſultate aus ihren Forſchungen aufgeſtellt, als man in dem neueſten allgemeinen Werke über die Geſchichte der Philoſophie findet; und kann man dabey auch nicht immer ihren Reſultaten beytreten: ſo muſs man doch ihrem Prüfungs- und Forſchungsgeiſte und der dabey bewieſenen Beſcheidenheit — einer Tugend, welche unter Jünglingen immer mehr verſchwindet — das verdiente Lob wiederfahren laſſen. Es iſt z. B. ein Streit, wie Anaximander aus dem Unendlichen alles entſtehen laſſe, ob durch Verwandlung oder durch Scheidung und Zuſammenſetzung. *Tiedemann* hatte die erſte, *Tennemann* die zweyte Erklärungsart vorgezogen. Hr. *Sn.* tritt ebenfalls der erſten bey, und er bringt dafür neue Gründe bey. Sie iſt, ſagt er, dem Syſtem des Anaximander angemeſſener. Denn wären in dem Unendlichen ſchon Elemente der ſpecifiſchen Körper geweſen, dann wären jene Beſtimmungen des Unendlichen, daſs es dicker als Luft und feiner als Waſſer ſey, ohne Bedeutung; von einem gemiſchten Haufen, worin alles befindlich iſt, kann man dieſs gar nicht ſagen. Die Verwandlungstheorie iſt zweytens der noch ungebildeten Vernunft weit angemeſſener und leichter. Der noch wenig im Forſchen geübte ſieht in ſeiner beſchränkten Erfahrung, wie ſo viele Körper ſich zu verwandeln ſcheinen, wie Regen, der aus Luft fällt, ſich aus Luft, Erde, die aus Waſſer niederfällt, ſich aus Waſſer, Thierkörper ſich aus Nahrung, Pflanzen aus Erde umgewandelt zu haben ſcheinen. Thales und Anaximenes dachten ſo, warum ſollte Anaximander ſich ſchon zur Zuſammenſetzungs- und Miſchungstheorie gewandt haben? Endlich ſcheint er die Beſtimmung, daſs das Unendliche dicker als Luft, dünner als Waſſer ſey, in der Abſicht hinzugefügt, und ſein Unendliches in der Abſicht gerade mit dieſen zwey Subſtanzen verglichen zu haben, um dieſelben bey der Verwandlung wieder am leichteſten entwikkeln und aus ihnen dann die übrigen Körper entſtehen zu laſſen. — Dieſe Gründe ſind in der That, wenn

wenn man blofs bey der Sache ftehen bleibt, fcheinbar genug; wenn man hingegen auf die Zeugniffe des Ariftoteles und Theophraftus, der fich auf eine angeführte Stelle der Anaximandrifchen Schrift beziehet, Rückficht nimmt: fo gewinnt die Sache eine andere Geftalt. Es ift auch noch eine Frage, ob fich Anaximander die Sache fo beftimmt dachte, und in der Anwendung der einen Hypothefe fo confequent verfuhr, dafs nicht auch Gründe für die andere aus feinem Syftem fich auffinden liefsen; es ift noch endlich eine Frage, ob nicht beide Vorftellungsarten, die gemeine und die philofophifche, bey ihm vereinigt feyn konnten. Eben fo hat Hr. *Sn.* bey Heraklit *Tennemanns* Gründe für die Zufammengefetztheit des Feuers, als des Grundftoffs, einer gründlichen Prüfung unterworfen, deren Refultat dahin geht: *Diogenes*, *Cicero*, *Clemens* und *Plutarch* laffen nicht den geringften Zweifel übrig, dafs *Heraklit* aus dem Feuer alles durch Verwandlung entftehen liefs. Der einzige *Stobaeus* und der Vf. von den *Placitis philofophorum* reden von Atomen, die vor der Weltbildung vorhanden waren. Es kommt nun alles auf *Ariftoteles* an; ftimmt diefer mit den erftern überein, welche aufserdem die letzten an Anzahl und Gewicht überwiegen: fo fteht die Verwandlungstheorie, wenigftens nach dem Zeugnifs der Alten, unerfchütterlich. Nun finden fich wirklich folche Stellen bey dem Ariftoteles, als *de generat. et corrupt.* II, 3. *Phyfic.* 1, 4., wo er den Heraklit unter diejenigen rechnet, welche einen einfachen Körper angenommen, und aus demfelben alles durch Verdickung und Verdünnung erklärt haben. — Wenn man indeffen bedenkt, dafs Heraklit fehr dunkel war, dafs daher felbft Ariftoteles fich zuweilen nicht entfcheidend, fondern nur mit einem: es fcheint, ausdrückt, dafs felbft das Wort einfach bey den Alten nicht in dem ftrengen Sinne darf genommen, und die Verdünnung und Verdickung felbft auf eine gedoppelte Art kann erklärt werden: fo können diefe Gründe, wie Hr. *Sn.* felbft zugiebt, nicht für völlig entfcheidend gehalten werden; da zumal die ganze Organifation des Heraklitifchen Syftems für die andere Erklärungsart zu fprechen fcheint. — Durchdacht, gründlich und human ift das Urtheil über des Heraklitus und Empedokles Syftem, über die Mängel und Vorzüge deffelben, und den Fortfchritt philofophifcher Unterfuchungen und Einfichten, der fich in ihren Philofophemen, in Vergleichung mit denen der Vorgänger, offenbaret. — Nach diefer fo wohl gerathenen Probe läfst fich von den Kenntniffen und Talenten beider Verfaffer recht viel Gutes für die Cultur der Wiffenfchaften erwarten, und wir zweifeln nicht, dafs die Aufnahme ihrer erften Schrift von dem Publicum fie zur Fortfetzung derfelben fowohl, als zu noch gröfsern Unternehmungen aufmuntern werde.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Hamburg*, b. Schniebes: *Rede über einige Vorzüge des verwichenen Jahrhunderts*: womit zu der Schülerprüfung im Johanneum am 10. und 11. April, und zu der Redeübung am 17. Apr. ehrerbietigft einladet *J. Gurlitt*, Prof. am Gymnafium, Director und erfter Prof. des Johanneums, 1804. 52 S. 4. — Diefe gehaltreiche Rede ward am 11. Oct. 1803. im Johanneum zu Hamburg bey Gelegenheit der Prämienvertheilung und der Entlaffung eines ftudirenden Jünglings (Chr. Gottl. Strauch aus Hamburg) zum Hamburger Gymnafium gehalten, und ein halbes Jahr hernach als Programm öffentlich ausgegeben. Eine Publicität, welche diefe Arbeit eines eben fo geiftreichen und vielfeitig gebildeten gründlichen Gelehrten als vortrefflichen Schulmanns mit dem gröfsten Rechte verdient, da fie in einer correcten, oft blühenden und fich erhebenden Sprache, dem Gegenftande angemeffen, einen ungemeinen Reichthum an Thatfachen, mit vorzüglicher Hinficht auf Deutfchland, vorträgt, und zugleich mit einem faft erfchöpfenden Verzeichniffe der Quellen, aus welchen die Data zu nehmen find, begleitet ift. Ungeachtet der Vf. nur einige Vorzüge des verwichenen Jahrhunderts, und einige frohe Ausfichten des kommenden darzuftellen verfpricht: fo hat er doch, wiewohl durch feinen Raum noch dazu befchränkt, die meiften angegeben, und dadurch dem künftigen Gefchichtfchreiber des achtzehnten Jahrhunderts in mehr als einer Hinficht vorgearbeitet. Zuerft fchildert er *den grofsen Schatz von neuen Erfindungen und Verbefferungen in allen Arten von Gewerken, Künften und Wiffenfchaften*, welche das vergangene Jahrhundert bey feinem Scheiden gleichfam in den Schofs feines Nachfolgers niederlegte. Dann werden die *grofsen Fürften und Männer* diefes Jahrhunderts berührt, woran es die vorigen weit übertraf, und was fie geleiftet haben; hieran fchliefst fich die grofse Umwälzung in den theoretifchen und praktifchen Wiffenfchaften der Gottesgelahrtheit, welche fich in den Vorträgen an die Erwachfenen, im Schulunterrichte, in den für diefe gefchriebenen Büchern, in der Toleranz auch bey den römifch-katholifchen, fo fichtbar geäufsert hat; dazu kommt eine neue Zierde des verwichenen Jahrhunderts, dafs die Erziehung und Unterweifung der Jugend für Entwicklung guter Neigungen, Gefühle und Grundfätze fowohl, als für die Ausbildung der Geiftesvermögen faft überall zweckmäfsiger und fruchtbarer eingerichtet find. Man hat auch für Taubftumme geforgt; die fittliche Ausbildung hat zugenommen; die Gefetzgebung und Gerechtigkeitspflege ift verbeffert worden; dem achtzehnten Jahrhundert gehört die gemeinnützige und populäre Schriftftellerey, und das dadurch beförderte Beftreben, fich durch Lectüre zu belehren, die allgemeiner verbreitete Neigung, fremde Länder und Menfchengefchlechter kennen zu lernen, und endlich der überall erwachte Geift der Induftrie und des Erwerbfleifses. Indem der Vf. diefe Gegenftände von ihrer eben fo wahren als reizenden Seite darftellt, vergifst er nicht, auch die andere Seite zu zeigen und zu beherzigen. Er fchliefst mit Empfindungen, die feinem Verftande und Herzen gleichviel Ehre machen, und fich in ein Gebet an Gott auflöfen, an welches Ermunterungen und Ermahnungen an die Lehrer der Jugend und des Volks fich anfchliefsen, auf dem guten Wege, welchen das verfloffene Jahrhundert gewiefen, mit religiöfem Eifer und mit Einficht fortzufchreiten. Sehr gefchickt find darin zugleich die frohen Ausfichten angedeutet, welche das neunzehnte Jahrhundert darbietet. — Dann folgen die Anreden an die mit Prämien zu befchenkenden und an den abgehenden Schüler, des Vfs. würdig, voll herzlicher Liebe zur Jugend, und voll geläuterten religiöfen chriftlichen Sinns.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 15. December 1806.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, in d. Weygand. Buchh.: *Biblische Moral des alten Testaments*, von *Georg Lorenz Bauer*, Prof. zu Altdorf. *Erster* Theil. 1803. 395 S. *Zweyter* Theil. 480 S. 8.

Unter biblischer Moral versteht der Vf. den *Inbegriff alles dessen, was die Schriften des Alten und Neuen Testaments von den innern Pflichten des Menschen lehren*, historisch dargestellt, mit den eigenthümlichen Principien und Beweggründen, mit allen Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten. Die Fragen sind nämlich historisch, wie weit moralische Begriffe in den ältesten Zeiten der Hebräer schon entwickelt waren; welchen Fortschritt die Moral in diesem Volke durch Moses und die Propheten machte; welche Moralgesetze Jesus und seine Apostel gelehrt, worauf sie dieselben gegründet, und woraus sie ihre moralischen Kenntnisse geschöpft haben? Da sich nun die biblische Moral mit der Beantwortung derselben beschäftigt: so ist ihre Tendenz ebenfalls historisch, indem sie zeigt, wie die Moral der Propheten, Jesu und der Apostel beschaffen war, und wodurch sie so wurde. Bis hieher war die biblische Moral noch nicht so bearbeitet, wenn man gleich die biblische Theologie oder Dogmatik schon längst in dieser Manier behandelt hatte. Der Vf. hat dabey besonders studierende Jünglinge im Auge, welche dieses Werk zum Privatgebrauch beym Hören und Studieren der systematischen theologischen Moral benutzen sollen. Allein der Nutzen erstreckt sich noch viel weiter, als der bescheidene Vf. annimmt. Man kann dieses Werk mit Recht jedem Lehrer der christlichen Religion empfehlen, und ihn versichern, dass er es nicht ohne Vortheil gebrauchen wird. Da nämlich der Vf. ein sehr guter Exeget ist, welches man nicht von jedem Lehrer der christlichen Moral sagen kann, so liefert er hier die reinen Resultate des moralischen Inhalts der Bibel; und da er es mit keinem System zu thun hat, so kommt er auch nicht in Gefahr, den Schriftstellern der Bibel andre moralische Begriffe unterzuschieben, als sie wirklich haben. Vielmehr ist seine einzige Sorge dahin gerichtet, ihren wahren Sinn heraus zu bringen, und diess ist schon Gewinn genug. Der Systematiker mag nun zusehen, was er daraus für sein moralisches System brauchen kann, und darf dabey versichert seyn, dass er hier einen guten Führer hat, um zu beurtheilen, was die Bibel in moralischer Hinsicht lehrt, oder nicht lehrt. Beym A. T. mussten gewisse Perioden festgesetzt werden, um das stufenweise Fortschreiten der moralischen Cultur unter den Hebräern kenntlich zu machen. Diese Perioden hat der Vf. aus folgenden Gründen sehr gut also festgesetzt. Da die erste Frage ist, wie der Anfang der moralischen Kenntnisse in den ältesten Zeiten unter den Hebräern beschaffen war: so beschäftigt sich die *erste* Periode ganz allein mit der Genesis. Einen mächtigen Stoss zur weitern gesellschaftlichen, geistigen und moralischen Bildung erhielt nun die hebräische Nation durch Moses. Also umfasst die *zweyte* Periode die vier letzten Bücher Mosis, und die nächsten Zeiten nach ihm, so weit uns die Bücher Josua's und der Richter darüber belehren. Darauf beginnt die Literatur unter den Hebräern mit Samuel, und es folgt das blühende Zeitalter der hebräischen Literatur bis an die Zeiten des Exils. Also die *dritte* Periode von Samuel bis zum Exil. Endlich begreift die *vierte* Periode die Zeit vom Exil bis auf Christus. Diese schliesst sich eigentlich mit den Apokryphen: allein der Vf. rechnet auch noch dazu die Moral der Pharisäer, Sadducäer und Essener aus dem N. T., so wie die Moral des Philo, Josephus und des Talmud, weil sie theils zur Erläuterung der Moral des N. T. dienen, theils das Eigenthümliche der Moral Jesu näher kennen lehren können. Diess hat seine Richtigkeit: allein sowohl die Moral der jüdischen Sekten als der übrigen jüdischen Schriftsteller würde doch zweckmässiger der Moral des N. T. als Einleitung vorangehen, wenn sie gleich auch in so fern Moral des A. T. genannt werden kann, als sie sich auf das A. T. stützt. — Jetzt will Rec. den Hauptinhalt der vorliegenden beiden Theile angeben, und alsdann einige Bemerkungen zur Beurtheilung hinzufügen. Nach einer zweckmässigen Einleitung, worin vom Begriff der biblischen Moral, ihrer Behandlung, Nützlichkeit und den Schriftstellern darüber gehandelt wird, folgt die erste vormosaische Periode nach der Genesis, worin sich der Vf. über das moralische Verderben, die Moralgesetze vor Moses, und über die Handlungen verbreitet, woraus auf moralische Begriffe geschlossen werden kann, so wohl auf richtige als auf unrichtige. Den Schluss machen das Princip der Moralgesetze und die Motive. In der zweyten mosaischen Periode wird abermals vom moralischen Verderben gehandelt, und dann gleich zu den Moralgesetzen Mosis übergegangen, welche in Pflichten gegen Gott und gegen andre Menschen eingetheilt werden. Eingewebt sind Bemerkungen über den Dekalogus, und die Gesetze Mosis wider den Aberglauben. Nachdem noch der Erkenntniss- und Verpflichtungsgrund der mosaischen Moralgesetze angegeben ist, folgt eine Ab-

Abhandlung über ihre Unvollkommenheit und Mangelhaftigkeit, sowohl in Ansehung der Vollständigkeit, als der Form und der Beweggründe. Endlich wird Moses gegen die harten Anklagen darüber vertheidigt, und als ein Anhang folgt die Moral im Buch Josua und der Richter. Die *dritte* Periode wird mit der Moral Samuels, Davids und seiner Zeitgenossen eröffnet, und hier zuerst wieder vom moralischen Verderben, aber auch schon von der Besserung gehandelt. Darauf folgen die Moralgesetze Davids und seiner Zeitgenossen, eingetheilt in Pflichten gegen Gott, gegen andere und gegen sich selbst. Ferner die Erkenntniss- und Bewegungsgründe der Moral Davids, und endlich Darstellung der Unvollkommenheit seiner Moral. Die nun folgenden Sprüche Salomos geben schon Stoff zu mehreren Rubriken, wenn gleich im Ganzen die der vorigen Periode wieder vorkommen, die hier nicht wiederholt zu werden brauchen. Rec. bemerkt nur als etwas besonderes, dass auch bereits Pflichten gegen die Thiere erscheinen. Indessen hätte dergleichen auch schon aus der mosaischen Constitution ausgehoben werden können, worin sich in Hinsicht der Behandlung der Thiere hin und wieder schon eine grosse Humanität zeigt. Den Beschluss dieses *ersten* Theils macht ein Urtheil über die Vollkommenheit und Unvollkommenheit der Moral in den salomonischen Sprüchen. — Der *zweyte* Theil hebt mit der Moral des Buchs *Hiob* an, welches mehrere Classificationen zulässt, wohin auch die moralischen Lehren in den Reden des Eliphas, des Bildad, Zophars und Elihu gehören. Alsdann folgt die Moral der Propheten: *A*) bis auf die Zeiten des Exils (hier werden die gleichzeitigen Jesaias, Amos, Micha und Hoseas zusammen genommen, Jonas aber abgesondert), und *B*) während des Exils, also Jeremias, Ezechiel und ein Ungenannter bey Jesaias Kap. 40—66. In der *vierten* Periode kommen zuerst die Propheten nach dem Exil an die Reihe, also Haggai, Zacharias und Malachias zusammen genommen; dann Daniel und der Prediger Salomo. Nebenher sind bey den Propheten überhaupt verschiedene Bemerkungen angebracht. So wird gleich Anfangs von der Moral der Propheten im Allgemeinen gehandelt; ferner die Unvollkommenheit der Moral des Jeremias gezeigt, und der Grundsatz der Propheten „lasst uns besser seyn, so wird es auch gleich besser mit uns" näher beleuchtet. Ausser dem werden einige Bemerkungen über die moralischen Maximen in den historischen Büchern des A. T. gegeben, und der Werth einzelner Bücher des A. T., so wie ihrer Moral selbst, näher bestimmt. Alsdann fährt der Vf. mit den Apokryphen fort, woraus er auch die Dogmatik mit aufgenommen hat, welches eigentlich wider den Zweck war. Den Beschluss macht die Moral der jüdischen Sekten, der Pharisäer, Sadducäer und Essener. Also sind Philo, Josephus, und der Talmud nicht mitgenommen; wenn diess gleich Anfangs die Absicht des Vfs. war. Wahrscheinlich hat ihn die Weitläuftigkeit dieser Arbeit hernach zurück geschreckt. Sie bleibt also noch einem andern Gelehrten überlassen. — Unstreitig empfiehlt sich dieses Werk im Ganzen durch richtige Exegese, Deutlichkeit, Kürze (die Anklage und Vertheidigung des Moses etwa abgerechnet) endlich durch Unparteylichkeit. Da der Vf. mit den neuern Moralsystemen nicht unbekannt ist: so nimmt er auch häufig darauf Rücksicht, und führt Stellen daraus zum Belege an, wodurch das Ganze lehrreicher wird. Uebrigens kann man aus dem Ganzen dieser Bearbeitung sehr deutlich abnehmen, wie die Moral der Hebräer vorzüglich durch die Propheten, Psalmendichter und am meisten durch die Gnomendichter verbessert, geläutert und vervollständigt ist. Dagegen wurde sie in den spätern Zeiten schon wieder verfälscht, besonders durch die jüdischen Sekten. Schon David, Assaph, Salomo, die Propheten und der Sirachide hatten den äussern Ceremoniendienst zu einer innern moralischen Religion geläutert, in so fern sie behaupteten, dass Sündopfer nicht hinreichend seyn, Gott zu versöhnen, sondern dass das einzige wahre Mittel, die Gnade Gottes wieder zu erlangen, in der Besserung bestehe, wonach man vom Bösen ablasse, und das Gute thue. Allein die spätern Pharisäer lehrten dagegen wieder eine blosse Werkheiligkeit der Ceremonie. — Da die Moral des A. T. ganz religiös und positiv ist: so lässt es sich auch nicht anders erwarten, als dass der Erkenntniss- und Verpflichtungsgrund das *Gebot* oder der *Wille Gottes* seyn muss. Theils sind die mosaischen Gesetze als Gebote Gottes gegeben, theils sprechen die Propheten im Namen Gottes, und alles beruht auf Offenbarung. Mithin sind die Hebräer bloss desswegen verpflichtet die Gebote Gottes zu halten, *weil* sie Gott gegeben hat. Eben so konnten die Motive oder Beweggründe zur Haltung dieser Gebote in einem Zeitalter unvollkommener moralischer Cultur nicht wohl anders als eudämonistisch seyn. Gott belohnt die treue Erfüllung seiner Gebote, und bestraft die Uebertretung derselben: aber alles noch in diesem Leben. Nur das Buch Hiob macht von allen canonischen Büchern des A. T. eine Ausnahme in dieser Hinsicht. Hiob zieht die Allgemeinheit dieses Satzes in Zweifel, und lehrt, dass man eine *uneigennützige* Tugend üben soll. Diesem Grundsatze folgten auch die Sadducäer. Doch blieb man auch nicht überall bey jenen eudämonistischen Beweggründen stehen, sondern fügte noch andre hinzu. Die edelsten darunter sind von der Allwissenheit und Heiligkeit Gottes hergenommen, worauf schon Moses, David und Salomo provociren, und späterhin auch die Propheten. Eben so entwickeln auch schon die Sprüche Salomo's die *natürlichen* Folgen der Handlungen, und suchen dadurch zum Guten zu ermuntern. Mit den Apokryphen ändert sich die Vorstellung in so fern, dass man die Strafen und Belohnungen erst in einem andern Leben *nach dem Tode* erwartet, weil der Glaube an ein Leben und einen Vergeltungszustand nach dem Tode schon in der Nation aufgekeimt war. Das Buch der Weisheit, das zweyte Buch der Makkabäer und das Buch Tobias haben diese neue Vorstellung bereits. Der erste, welcher eine vollständigere und mehr geläuterte Moral verräth, ist *David*. Wie weit sie schon unter

unter *Salomo* cultivirt war, zeigen die Proverbien. Die *Propheten* erläutern und erweitern nur die mosaische Moral; aber die reinste allgemeine Menschenmoral hat *Hiob*. In den Apokryphen erscheint sie schon mit mehrerem Glück bearbeitet, und das Sittenbuch des *Sirachiden* enthält die vollständigste hebräische Moral vor Christus. Sie geht hier schon ins Detail, und schreibt den einzelnen Ständen ihre Pflichten vor. Dagegen ist auf der andern Seite die Moral der Hebräer immer unvollständig geblieben. Sie war nie ganz frey von unrichtigen Grundsätzen. Durch Beymischung orientalischer, griechischer und kabbalistischer Weisheit gewann sie theils, theils verlor sie auch dadurch an Lauterkeit. Schon im Daniel und einigen Apokryphen finden sich mystische moralische Lehren: aber die eigentlichen Verderber echter Moral waren die Pharisäer und Essener. Scheinheiligkeit und Schwärmerey auf der einen Seite, und Epicureismus auf der andern Seite waren die Extreme, auf welche die hebräische Nation verfallen war, als Christus auftrat und seine Reformation begann. — Endlich will Rec. zum Schluss noch einige Proben von dem richtigen exegetischen und moralischen Urtheile des Vfs. geben, wobey er sich keiner ängstlichen Auswahl zu befleissigen braucht. Im *ersten* Theile S. 32. 33. bemerkt Hr. *B.* sehr richtig über Genes. 2. und 3. „dass hier die *origines mali*, aber mehr des *mali physici* erklärt werden, wie die Menschen die ersten seligen Tage der Unschuld verloren durch Lüsternheit nach grösserer Weisheit, wobey sie ein Gebot Gottes übertraten. Das goldne Zeitalter der Welt war dahin, so bald Kenntnisse sich mehrten, weil sich damit auch die Bedürfnisse mehrten. Zuwachs an Kenntniss war Zuwachs an Schmerz. Nur so viel liegt in dieser mythischen Erzählung, keines weges aber, dass durch die erste Sünde die ganze Natur dieser Menschen sündhaft geworden sey, wesswegen sie auch keine andre als sündhafte Kinder hätten zeugen können, wodurch sie denn die Sündhaftigkeit (eine überwiegende angeborne Neigung zum Bösen) auf alle ihre Nachkommen fortgepflanzt hätten." Diess hat seine Richtigkeit: und der Vf. hätte zum Beweise noch hinzufügen können, dass so gut *Kain* gleich darauf als ein böser Mensch beschrieben, *Abel* als ein guter Mensch dargestellt werde, woraus schon von selbst folgt, dass die Genesis die Idee von einer totalen Sündhaftigkeit durch Fortpflanzung nicht hat. — Aus dem *zweyten* Theile zeichnen wir nur die Stelle aus, worin Hr. *B.* den Vf. *der Koheleth* wegen der Anschuldigung des Epikureismus vertheidigt. Er sagt S. 190. 191. „des Predigers herrschender Gedanke bleibt immer: *alles ist nichtig und verdrießlich, alles Tand und eitle Plage.* Aus diesem Grundsatze entwickelt er seine Aufmunterung zum frohen Genuss des Lebens. Alles was auf Erden vorfällt, ist kränkend für den Menschen. Wohin er blickt, trifft er auf Gegenstände, die ihm Missmuth und Schmerzen verursachen, und stösst auf marternde Uebel in der physischen so wohl als moralischen Welt. Jenen ist er preisgegeben; diese machen ihn trostlos und bekümmert. Was hat nun der Mensch Gutes unter der Sonne bey diesen Leiden des Körpers und der Seele? Diess ist die Frage, die er sich vorlegt, und deren Auflösung den grössten Theil des Buchs einnimmt. Er antwortet darauf: der Mensch freue sich seines Lebens (11, 8.) so viel er nur immer kann, und denke an die trüben Tage des Alters (9, 10.). Er esse, trinke und freue sich seines Daseyns, seiner Kunst, seines Talentes: denn mit dem Tode hat dieses alles ein Ende (3, 22.). Er habe Freude an seinen Werken: denn er weiss nicht, was in der Zukunft geschehen dürfte. — — Und wie konnte ein Mann, der keine Seligkeit in einem Leben nach dem Tode kannte, eine andre Lehre geben? Aber er gab sie noch dazu mit der Einschränkung, dass man dabey an Gott denken solle, der alle Werke vor Gericht bringe, selbst die verborgensten. Er gab sie mit der Einschränkung an einem andern Orte, dass man doch nicht bloss der sinnlichen Freude einzig und allein nachhangen, sondern zu seiner moralischen Selbstveredlung auch ernstere Betrachtungen statt finden lassen, und zuweilen lieber im Trauerhause als bey Gastmahlen sich einfinden solle." Aus dieser Apologie ergiebt sich nun zwar so viel, dass *der Prediger* keinen groben Epikureismus lehrt: aber von dem feinern wird er nicht gerettet werden können. Wenn er gleich kein Leben nach dem Tode kannte: so konnte er dessen ungeachtet eine ganz andre Lebensphilosophie haben, wie sie sich z. B. an den Stoikern zeigte. Allein er konnte seine Grundsätze auch im Gegensatz einer sauren Abgeschiedenheit von der menschlichen Gesellschaft lehren, der sich einige religiöse Schwärmer ergaben, und alsdann wird er noch leichter zu entschuldigen seyn. — So viel wird genügen, um dem Publikum ein Werk bekannt gemacht zu haben, welches von allen Lehrern der christlichen Religion mit Nutzen gebraucht werden kann, und welches auf der einen Seite die Unvollkommenheit der Moral des A. T. nicht verkennt, auf der andern Seite aber auch die Ursachen davon sehr gut entwikkelt, und was sich zur Vertheidigung gegen unbillige Anschuldigungen in dieser Hinsicht sagen lässt, sehr gut gezeigt hat.

HADAMAR, in d. Gelehrten Buchh.: *Corpus omnium veterum Apocryphorum extra Biblia.* Edidit *Carol. Christian. Ludov. Schmidius* — Pars *prima.* 1804. 107 S. 8. (10 gr.)

Der Titel ist nicht bestimmt genug: denn der Vf. hat bloss die Absicht, von den so genannten *Apokryphen des Neuen Testaments* eine neue Ausgabe zu besorgen; das Unternehmen selbst aber verdient allen Beyfall, da es, bey der grossen Wichtigkeit, welche diese Apokryphen für die historische Erklärung des N. T. und für die Aufhellung mancher wichtigen Punkte der ältesten Christengeschichte unläugbar haben, sehr wünschenswerth seyn muss, diese Schriften besonders unter den jungen Theologen und angehenden Exegeten verbreitet zu sehen. Nur hätten wir gewünscht, dass Hr. *Sch.* das ganze *Corpus* auf einmal her-

herausgegeben hätte. Die bloss aus einigen Zeilen bestehende Vorrede verweiset, was die Absicht und den Plan dieser Edition betrifft, auf desselben Vfs. *Repertorium für die Literatur der Bibel, der Religions-Philosophie, Kirchen- und Dogmen-Geschichte.* 1. B. 2. St. In dieser Zeitschrift will er auch *Anmerkungen* liefern. „*Repertorium autem annotationes comparationesque ad corporis textum* etc. *spectantes promit. Ea igitur libro citato disputata hic repetere, non necesse habeo.*" Unstreitig wäre es aber, besonders zum Gebrauch junger Theologen, zweckmäfsiger und verdienstlicher gewesen, den Text mit einer Auswahl der wichtigsten Varianten und mit kurzen philologischen und historischen Anmerkungen zu begleiten. Auch würde eine kurze *Einleitung*, oder wenigstens eine Zusammenstellung einiger literarischen Notizen über die Quellen und Hülfsmittel von Nutzen gewesen seyn. Dadurch hätte sich der Vf. ein gröfseres Verdienst erworben, als durch einen blofsen Text-Abdruck, der noch dazu keinesweges correkt zu nennen ist. Das am Ende beygefügte Erraten-Verzeichniss liefse sich noch beträchtlich vermehren.

Folgende *drey* Stücke machen den Inhalt dieses Bändchens aus: I. *Evangelium de Nativitate Mariae*, S. 1—12. ohne weitere Angabe, woher der Text genommen. II. *Evangelium Infantiae ex Arabico translatum Henrico Sikio interprete.* S. 13—56. III. *Nicodemi Disciputi de Magistri et Salvatoris nostri Jesu Christi Passione et Resurrectione Evangelium.* S. 57—107. Ueber die Ordnung, nach welcher diese Apokryphen hier auf einander folgen, dürfte sich auch manches erinnern lassen. Das *Evangelium Nicodemi* gehört, nach den neuesten Untersuchungen, unter die *spätesten* Producte dieser Art, und der Vf. desselben hat frühere Apokryphen benutzt. Vergl. *Heß* Bibliothek d. heil. Gesch. 1. B. S. 433. und **Brunn** *de indole, aetate et usu libri apocr. vulgo inscripti: Evangel. Nicodemi.* Berlin 1794. Derselbe Zweifel gilt auch von dem *Evangel. Infantiae.*

WIEN, b. Schmidt: *Jesus von Nazareth als wahrer und einziger Religionslehrer* (in einem ganz neuen theologischen Gewande) allen Denkern zur Betrachtung aufgestellt. Von *Cajetan Geiß*, Präfecte an dem gräfl. Löwenburgschen Convicte zu Wien. 1803. 142 S. kl. 8. (12 gr.)

Das Jesuskind und seine Mutter werden in den katholischen Kirchen von Zeit zu Zeit neu gekleidet, und haben gewöhnlich eine eigne Garderobe. Diess mag unsern Hn. Convictpräfecten auf den Gedanken geführt haben, Jesu von Nazareth ein ganz neues theologisches Gewand zu geben, und ihn so neu gekleidet allen Denkern zur Betrachtung darzustellen. Er geht dabey, wie er sagt, nach einem bisher noch unbekannten Ideengange zu Werke; er stellt nämlich *oberste Grundsätze* auf; er theilt uns eine *Kritik aller Offenbarung* mit. Aber *utinam tacuisset!* Hr. G. sollte erst nur *schreiben* lernen, ehe er alle Denker auffodert, eine von ihm gefertigte Kritik aller Offenbarung zu betrachten. „*Es wirft sich heraus*," um in seiner Manier sich auszudrücken, dass er nicht einmal seine Muttersprache versteht; „*ehe sein Kuchengewand morscht und in Nichts zerfällt*," mache er sich also „*in Anbetracht dessen*" erst mit einer Anweisung zur Erlernung der deutschen Sprache bekannt; daran wird er nicht „*übel*" thun, und es wird nachher „*jedem Denker behagen*," dass er sich gebessert hat; jetzt „*verstößt er sich*" noch allzu häufig wider die Grammatik, wider die Regeln des Stils, wider den guten Geschmack; und wenn man ihn: „*empyrisch*" und dergleichen mehr schreiben sieht: so möchte man beynahe daran zweifeln, ob er den „*reelen Unterschied*" zwischen der „*Wesenheit*" des ει und der des υ in seiner Jugend recht gefasst habe. Doch genug hiervon, und es sey nur noch „*verzählt*," dass Papst und Clerisey, Hölle und Fegefeuer, die sieben Sacramente der katholischen Kirche, die Kirchenväter und Concilien, und was noch sonst in einem: *Jesus von Nazareth*, betitelten Buche *nicht* erwartet werden kann, richtig in gegenwärtiger Schrift des Hn. *Cajetan Geiß* vorkommen. Ja wohl heisst das: dem Weisen von Nazareth ein ganz neues Gewand anziehen, in welchem man nur ihn selbst nicht erkennt. Und wenn diese Skizze eines vollständigern Werks, das nach und nach erscheinen soll, auch noch einiges, obgleich ungebildetes Genie verriethe, so möchte man einige Nachsicht damit haben; aber alles ist so schülerhaft, so seicht, so unphilosophisch, zum Theil so lächerlich ausgeführt, dass bey dem Kunstrichter kein Erbarmen statt finden kann. Zur Rechtfertigung des Rec. und zugleich zu *einiger Schonung* des Vfs. sey *nur* folgendes angeführt: „Der Sohn Mariens (S. 68.), *wer sollte es glauben?* wollte uns so gar in die *Wesenheit* der Gottheit schauen lassen, da er Einen Gott, *und in diesem drey an Wesenheit und Würde ganz gleiche Personen* predigte. — Er ertheilte (S. 73.) den Aposteln, als erhabenen Vorstehern, die *Unfehlbarkeit.* — Wenn der ehelose Stand (S. 117.) freywillig und aus einem *übernatürlichen Ent(d)zwecke* gewählt wird, so ist er erhabener als der Ehestand." — Eine ausführliche Beurtheilung des Buchs würde dem Vf. noch weit nachtheiliger als diese kurze Anzeige seyn: „*denn der ganze Handel läßt sich einmal nicht zu seinen Gunsten entscheiden;*" er wird sie uns also hoffentlich eben so gern, als jeder unsrer Leser erlassen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 16. December 1806.

RECHTSGELAHRTHEIT.

1) Wetzlar: *Ueber den künftigen Unterhalt der Glieder des kaiserlichen und Reichskammergerichts.* (1806.) 2 Bog. fol.

2) *Ebendas.*: *Allerunterthänigstes und unterthänigstes Memorial sämmtlicher der kaiserlichen und Reichskammergerichts - Advocaten und Procuratoren ihren, als solcher Personen, welche bey dem kaiserl. Reichskammergerichte ihre constitutionelle Existenz bisher gehabt haben, künftigen anständigen Unterhalt betreffend.* (1806.) 1 Bog. fol.

Jede durchgreifende Staatsveränderung bewirkt gemeinhin die Aufhebung mehrerer, in der vorigen Staatsverfassung begründeten, Staatsämter, und daher die Frage: *ob und wie die bisherigen Staatsdiener schadlos zu halten sind?* Unsern Lesern ist die Entstehung dieser Frage noch erinnerlich, als in Gemäfsheit des Lüneviller Friedens und des Reichsdeputations - Abschieds vom Jahr 1803. die Säcularisation nicht allein die Stifter und Klöster, sondern auch die Regierungen der bisherigen geistlichen Fürsten aufhob; die Reichsdeputation und Kaiser und Reich beschlossen dermals einstimmig die *völlige* Entschädigung der, dadurch um ihre Stellen, Präbenden und Klosterplätze gebrachten, Dienerschaft, Domherrn und Mönche, und wurden über die, im Hauptdeputations - Abschied vom 25. Febr. 1803. §. 59. beliebten, sehr unumwundenen Stipulationen einig (vgl. *das Protocoll der außerordentlichen Reichs - Deput.* Band I. S. 30. Band II. Beyl. 108. §. 34.), Stipulationen, welche Deutschlands letzter Kaiser, *Franz II*, in der im vollen Kaisergefühl unterm 6. August 1806. an die Reichsstände erlassenen, denkwürdigen Note mit Recht „*deutsche Gerechtigkeit*" nennt. Nichts war wohl natürlicher, als dass bey der im Jahr 1806. erfolgten, gänzlichen Auflösung der deutschen Reichsverfassung die oben ausgehobene Frage ihre wiederkehrende Anwendbarkeit fand. Die, am 12. Julius d. J. zu *Paris* vollzogene, Acte der rheinischen Conföderation enthielt zwar in den Artikeln 2. 29. 30. 32. und 33., wie auch in der, den lebenswierigen Befitzftand der Burggrafen von *Friedberg* betreffenden, Disposition Grundsätze, welche den 1803. unter *Frankreichs* Mitwirkung zum Grunde gelegten Stipulationen ganz gleich waren und aus eben dem Princip der Gerechtigkeit, wie sie, ausgingen; allein *geradezu* und *namentlich* war wegen der Schadloshaltung der gemeinsamen Diener des bisherigen deutschen Reichs und besonders *der Mitglieder der höchsten Reichsgerichte* darin nichts stipulirt. Die Erklärung des Kaisers *Franz II.*, dass er den Mitgliedern des *Reichshofraths* fernerhin und bis zu ihrer angemessenen Anstellung in erbländischen Diensten ihre bisherige reichshofräthliche Besoldung fortzahlen wolle, zog indessen das praktische Interesse dieser Frage bald von diesem Reichsgerichte ab, und beschränkte dasselbe auf das *Reichskammergericht*, bey welchem sie in Ansehung sowohl des *Collegiums*, als der *Kanzley* und endlich der *Advocaten* und *Procuratoren* vorkommen musste. So viel indessen die *Kanzley* betrifft: so erklärte der *Fürst Primas der rheinischen Conföderation* schon unterm 30. Julius 1806., dass die jetzt lebenden Kanzley - Personen von ihm als künftige Pension alles erhalten sollten, was sie bisher an Gehalt bezogen haben; und so blieb nur *ersteres* mit den *letztern* noch übrig. — Nun ist zwar bekannt, dass die mehresten Fürsten Deutschlands dem Collegium des Kammergerichts über die Fortdauer der Besoldungen eines jeden seiner Glieder die bündigsten und beruhigendsten Versicherungen ertheilt haben; es ist ferner bekannt, dass Kaiser *Franz II.* seine Kaiser - Regierung damit beschloss, dass er diesen Gegenstand der Sorgfalt und Beherzigung der deutschen Fürsten dringend empfahl; es ist endlich bekannt, dass die Zahlung der Kammerzieler ihren Fortgang behalten hat; allein ein *Gesammtnormativ* ist hierüber noch nicht beliebt.

Nach dieser Vorbemerkung zeigt Rec. die oben angeführten zwey Schriften an, und glaubt, sich dabey um so mehr verweilen zu müssen, da, abgesehen vom gehaltreichen Inhalt, dieser Gegenstand, so innig er auch Gerechtigkeit, Recht und ganz Deutschland in mehr als einer Hinsicht interessiren mag, dem aufs die wichtigern Begebenheiten unserer Tage aufmerksamen Publicum nicht bekannt geworden ist.

Die *erste* Schrift beschränkt sich auf das eigentliche *Collegium* des kaiserlichen und Reichskammergerichts, so wie die *zweyte* auf die *Advocaten* und *Procuratoren* dieses bisherigen Gerichtshofs; erstere ist zwar einige Wochen nach der letztern erschienen, allein Rec. glaubt, jene vor dieser anzeigen zu müssen, weil Gegenstand und Ausführung von höherem Interesse ist.

Die *erste* Schrift zerfällt in *drey* Ausführungen, nämlich 1) Darlegung der Befugniss der Mitglieder des Kammergerichts, *völlige* Entschädigung zu erwarten (§. 1 — 5.); 2) Darlegung der Unzulässigkeit der Verweisung eines jeden einzelnen Mitglieds an seinen Präsentations - Hof, um von ihm diese Schadloshaltung zu erhalten (§. 6 — 9.); und 3) Vorschläge, letztere am zweckmäfsigsten und gerechtesten einzurichten (§. 10. und 11.). So viel den *ersten* Theil betrifft: so

so wird die Schadloshaltung nur auf die Beybehaltung der *vollen* bisherigen *fixen* Besoldung beschränkt, und keine Rücksicht auf die zufälligen Einkünfte genommen, welche nicht bloss aus einigen so unbestimmten, als unerheblichen baaren Einnahmen, z. B. Deputations-Remunerationen, Antheil an den Neglecten-Geldern, sondern auch besonders aus der gänzlichen Immunität von allen persönlichen Abgaben, von Post-Porto, Zoll, Chaussée-Geldern u. dgl. bestanden, und daher im Ganzen nicht ganz unbedeutend waren. Allein hievon hat das Collegium ganz abstrahirt, und sich bloss auf die fixe Besoldung beschränkt und deren vollen lebenslänglichen Genuss entweder als Pension oder als Besoldung, je nachdem jedes Mitglied entweder zu Territorial-Diensten unfähig, fähig, berufen oder unberufen ist, zum Gegenstande der Schadloshaltung gemacht. Das Anrecht zu derselben wird hier zwar nur vorzüglich in Rücksicht auf das Reichskammergericht, allein aus Gründen dargethan, die auf jeden Staatsdiener passend sind; umständliche Deduction derselben im Allgemeinen war nach §. 2. nicht so sehr Zweck, als bündige Anführung der, das Reichsgericht besonders beziehenden, Momente. Diese sind kürzlich folgende: Das bey dem letzten (1803.) Entschädigungswerke so sehr bewiesene Fürsten-Gefühl für Recht und Billigkeit sey mit der alten Verfassung nicht erloschen, sondern daure unter allen Formen des Staats fort; die Reichsverfassung könne aufhören und von den Fürsten in Ansehung ihrer Rechte und der darin begründeten Institute aufgehoben werden, allein dadurch können die in und Kraft der alten Verfassung übernommenen Verpflichtungen nicht sogleich aufgehoben und dritte Personen, welche an dem Ganzen des jetzt getheilten Reichs vor seiner Auflösung Theil hatten, durch die Trennung nicht um ihr Recht gebracht werden; den Mitgliedern des Kammergerichts müsse daher der Anspruch auf ihre vorige Subsistenz unverletzt bleiben; das Gegentheil haben die Fürsten nicht wollen können und zuverlässig auch nicht gewollt; diess bezeuge die rheinische Conföderations-Acte dadurch deutlich genug, dass sie die Schulden der Reichskreise und der mediatisirten Lande für heilige Schulden erkläre und die Verfügung von 1803. wegen der Gläubiger ausdrücklich bestätige; das R. K. Gericht sey ein von Kaiser und Reich gemeinschaftlich errichtetes und besoldetes Gericht und dessen einzelne Stellen uneinziehbar gewesen; auf diese Stellen habe das ganze Reich, also auch jeder Stand, mit jedem einzelnen Gliede contrahirt und dieser Contract sey eben so feyerlich, verbindend und unverletzlich, als der eines jeden Standes mit seinen eigenen Dienern; was die Fürsten 1803. bey dem Entschädigungswerk annahmen und befolgten, können sie im gegenwärtigen völlig gleichen Falle unmöglich verkennen wollen, indem der von den säcularisirten Fürsten oder mediatisirten Magistraten geschlossene Dienstcontract von keiner andern Natur ist, als der vom gesammten Reiche mit den Gliedern des Kammergerichts eingegangene, ja gegenwärtig nicht einmal eine Uebertragung der, aus dem Dienstcontract für den Dienstherrn fliessenden Verbindlichkeiten auf einen Nachfolger geschehe, sondern die nämlichen Fürsten ganz in dem nämlichen Verhältnisse zu dem Personale des Kammergerichts bleiben; diesen Gründen trete auch die rheinische Bundesacte bey, weil unter den durch dieselbe anerkannten Kreisschulden auch die den Reichs- und Kreisständen aufliegenden Kammerzieler, welche auf besondern von den steuerbaren Unterthanen zu leistenden Beyträgen beruhen, in sich begreifen; der Gerechtigkeit dieses Entschädigungs-Anspruchs reihe sich endlich noch die Billigkeit an, weil alle Mitglieder des K. G., ehe sie ihren jetzigen Posten erhielten, angesehene und einträgliche, mit Aussichten auf noch bessere hatten und dieselben, so wie Vaterland, Verwandte, Freunde u. s. w. verliessen, um in einem höhern Wirkungskreise nützlich zu seyn, in welchem so viele von ihnen ihre besten Jahre, ihre Talente und ihre Gesundheit im Dienste des Reichs verbraucht hätten. Allein — hier beginnt der *zweyte* Theil — diese Schadloshaltung durch lebenslänglichen Fortgenuss der vollen Besoldung könne nicht auf die Weise geleistet werden, dass jeder Präsentations-Hof seine Präsentaten versorge. Diess Mittel könne die Quelle des grössten Unrechts gegen einen ansehnlichen Theil der ehemaligen Reichsstände und der Kammergerichts-Mitglieder werden. Die Besoldung der letztern erfolge aus einer, aus den Beyträgen aller Stände zusammengesetzten, Masse, alle Reichsstände zusammen hätten mit einander unter sich und mit jedem Mitgliede des Gerichts contrahirt, die Last des Unterhalts ruhe demnach ferner auf dem Ganzen, von welchem, und nicht von seinem Präsentanten, jeder Besoldungs-Participant ihn zu fordern habe; *jeder* Reichsstand habe die Berechtigung, die *Beybehaltung* des alten Sustentations-Modus zu fordern; *dem* Gericht könne kein andrer Schuldner substituirt werden. In den meisten Fällen würde durch die Präsentaten-Verweisung an die Präsentations-Höfe ein grosser Druck entstehen; einige Gerichtsglieder haben keinen Präsentations-Hof mehr; in einigen Kreisen sey das Nominations- vom Präsentations-Recht verschieden gewesen; wem sollte in solchem Falle der Präsentatus zugewiesen werden? Meistens leiste sowohl der ernennende, als der präsentirende Kreisstand in dieser Eigenschaft einen so unbedeutenden Beytrag zum Unterhaltungs-Fond, dass ihm auch nicht mit dem geringsten Schein der Billigkeit zugemuthet werden könne, den ganzen Gehalt der Präsentaten zu übernehmen; auch könne nicht bestimmt werden, in welchem Verhältniss der ganze Kreis die Sustentation übernehmen und wie es damit in den zerstückelten Kreisen gehalten werden solle; drey Kreise, *Franken*, *Bayern* und *Niedersachsen*, hätten gegenwärtig nur einen und der *schwäbische* Kreis gar keinen Assessor am Gericht, und doch würde es höchst unbillig seyn, dass diese Kreise durch einen Zufall allein gewinnen sollten, da doch in den bisherigen Verhältnissen die übrigen Kreise, der Kaiser und die Kurfürsten, auch wenn sie nur einen oder gar keinen Präsenta-

sentaten in Activität gehabt hätten, zum Unterhalt des ganzen Personals beygetragen haben würden und — fügt Rec. hinzu — seit Jahrhunderten beygetragen haben. Ueberdem würde dadurch das Schicksal einiger Mitglieder gegen das der andern sehr ungleich, und, da alle gleiche Pflichten, Arbeiten und Verhältnisse als ein unzertrennbares Ganze gehabt haben, unbillig seyn. Anstatt dieser Ueberweisung an die Präsentationshöfe müsse — und diess ist der *dritte* Theil — ein anderer Entschädigungsweg gewählt werden. Jeder Präsentatus müsse nämlich seiner ganzen Besoldung versichert seyn, der alte, durch Arbeit entkräftete, um sie in verdienter Ruhe zu verzehren, der jüngere, um seinem neuen oder erneuerten Vaterlande nützliche Dienste zu leisten, ohne jedoch seine Lage beschwerlicher zu machen, als sie bisher war. Derjenige Stand, welcher ein Kammergerichts-Mitglied in seine Dienste nimmt, ziehe an seinem Sustentations-Beytrage so viel ab, als er ihm an Besoldung bewilligt und der am kammergerichtlichen Gehalt fehlende Rest werde dieser Person aus der Sustentations-Kasse zugeschossen; wer nicht so viel beyträgt, als er einem in Dienst genommenen Mitgliede des Gerichts zur Besoldung giebt, könne zwar nur seinen matrikelmässigen Beytrag in Abzug bringen, aber die Sustentations-Kasse schiesse dasjenige zu, was zur Ergänzung der alten Besoldung erfordert wird. Zu diesem Ende bleibe der allerseits unveränderte, ununterbrochene Beytrag, wie bisher, zur Sustentations-Kasse, die wie vorhin, durch den Pfennigmeister unter ständischer Aufsicht und jährlicher Rechnungs-Ablegung verwaltet werde; jede Verminderung der Ausgabe würde dieser Kasse-Direction sofort angezeigt, und, nach einem zu berechnenden Fuss, welcher bey Abgang einer Assessors-Besoldung eine Erleichterung von 2½ Kreuzer auf jeden matrikelmässigen Reichsthaler u. s. w. zum Resultate habe, für die nächste Zahlung an der Rate eines jeden Contribuenten abgeschrieben. Auf diese Art werde kein Contribuent und kein Besoldeter verletzt und zugleich dafür gesorgt, dass die Kasse in einer nicht gar langen Reihe von Jahren nur noch sehr verminderte Beyträge nöthig haben werde.

Die *zweyte* der angezeigten Schriften betrifft den künftigen Unterhalt der Kammergerichts-Advocaten und Procuratoren. Der bisherige Unterhalt derselben floss aus einer doppelten Quelle, die erste bestand aus den fixen Besoldungen, welche viele von ihnen von den Reichsständen erhielten, und die zweyte aus dem gewöhnlichen Advocaten- und Procuratoren-Honorarium, welches natürlich weder nach Personen noch nach Jahren gleich und bestimmt war, sondern nach individuellen Personal- und Real-Verhältnissen bald zu, bald abnahm. In Ansehung der ersten standen diese Männer zu den sie besoldenden Ständen in Verhältnissen der Staatsdiener; in Rücksicht auf letzteres war aber zwischen ihnen und den Advocaten eines jeden Territorial-Gerichtshofs kein Unterschied: beide Verhältnisse unterliegen auch in Beziehung auf die Entschädigungs-Verbindlichkeit des Staats ganz verschiedenen Rechtsgrundsätzen: dort ist das vollkommene Recht des Dienstcontracts, hier aber das blosse Verhältniss der von Staats wegen privilegirten Betreibung eines öffentlichen Geschäfts die Entscheidungs-Quelle. Da die mehresten Reichsstände, z. B. *Preussen*, *Bayern*, *Fürst Primas*, *Nassau* u. a. m. ihren bisherigen R. K. Gerichts-Procuratoren, auch nach Aufhebung dieser Procuraturen, die Besoldungen fortzahlen zu wollen, sich erklärt haben: so ist nur die Entschädigung für das *zweyte* Verhältniss der Gegenstand dieser Ausführung. Die Advocaten und Procuratoren tragen darin bey dem Reich auf Fürsorge wegen ihres künftigen anständigen Unterhalts an. Sie bemerken zuerst den Nachtheil, welchen sie durch das ganze abgelaufene Jahrhundert theils durch die Reichskriege, theils durch die ertheilten Appellations-Privilegien erlitten haben; diese Nachtheile seyen durch den letzten Krieg gegen Frankreich und dessen Folgen für Deutschland noch vergrössert und gegenwärtig sey künftiger völliger Nahrungsmangel unabwendbar, wenn nicht das Reich, dem bey dem letzten Entschädigungswerk gegebenen Beyspiel gemäss, ins Mittel trete. Auch sie hätten bisher eine constitutionelle Existenz im deutschen Reiche und an dessen oberstem Reichstribunal gehabt, hätten in kaiserlichen und Reichs-Pflichten gestanden und hätten gleiche Rechte mit den übrigen kammergerichtlichen Personen gehabt; gleich diesen hätten sie dem ganzen deutschen Reich als gemeinschaftliche Staatsdiener angehört, wie nicht allein aus den Westphälischen Friedensverhandlungen (*Meier* T. II. p. 65.), sondern auch daraus hervorgehe, dass das Concept der K. Gerichts-Ordnung T. I. Tit. 31. §. 11. ausdrücklich sage, dass sie *Aemter* am kaiserl. R. K. Gericht hätten. Sie tragen daher bey den Fürsten des Reichs darauf an: „für ihren künftigen lebenslänglichen anständigen Unterhalt die, jeden andern Staatsdienern, welche ihre constitutionelle Existenz sonst gehabt hatten, noch in den neuesten öffentlichen Reichshandlungen zugewandte, allerhuldreichste Fürsorge auch für sie ebenfalls eintreten zu lassen."

PÄDAGOGIK.

GOTHA, b. Steudel u. Keil: *Journal für Landschullehrer*, herausgegeben von D. *Joh. Adolph Jacobi*, Landschulen-Inspector und Stiftsprediger in Gotha. *Ersten* Bandes *erstes* Stück. 1804. 151 S. 8. *Zweytes* Stück. 1805. 284 S. (18 gr.)

Der Inhalt der beiden Stücke dieses neuen beyfallswerthen Journals, das in alle Schullehrer-Lesegesellschaften eingeführt zu werden verdient, ist folgender: I. *Was hat ein Landschullehrer, der zugleich Organist ist, für Kenntnisse in Rücksicht der Orgel nöthig?* Man müsste die grosse Unwissenheit der gewöhnlichen Landschullehrer, besonders in dieser Rücksicht, nicht kennen, wenn man dem Vf. dieses Aufsatzes (Hn. Organist *Wolfram* zu Goldbach bey Gotha) nicht herzlich danken wollte, dass er ihr abzuhelfen sucht. Rec. kann wenigstens von seiner Landesgegend versichern, dass unter

unter zehnen kaum Einer gefunden werde, der nur mit den Registerzügen und deren Verhältnissen gegen einander und den Tonarten bekannt wäre, noch weniger Einer, der Kenntnifs von dem innern Bau einer Orgel hätte. Aus der erstern unverzeihlichen Unwissenheit kommt ihr grelles, beleidigendes Spiel, aus der andern ihre verderbliche Art, mit der Orgel umzugehen, welche häufige Reparaturen nöthig macht, da sie selbst weit entfernt sind, einem eintretenden Fehler abzuhelfen, und gröfserm Schaden des Werks vorzubauen. Wir haben zwar ganze Bücher über diese Materie, z. B. *Türk von den wichtigsten Pflichten eines Organisten;* allein wie wenigen, wenn sie auch lernbegierig sind, erlaubt ihr dürftiges Einkommen, sich solche Bücher anzuschaffen. In dieser Abhandlung finden sie nicht nur eine gedrängt vollständige Beschreibung aller Theile und Stücke der Orgel und die erforderlichen Eigenschaften derselben, zur richtigen Beurtheilung eines Werks, sondern auch Anweisung, gehörig und schonend mit dem Werke umzugehen. Die Abhandlung ist im *zweyten* Stücke fortgesetzt; Rec. wünscht aber, dafs sie noch nicht geschlossen sey, oder dafs der Vf. in einem der nächsten Stücke Belehrungen über das eigentliche Spielen der Orgel folgen lassen, und die gewöhnlichsten Fehler der Dorforganisten rügen möge. II. *Materialien zu einer zweckmäfsigen Benutzung des lutherischen Katechismus.* Der ungenannte Vf. erkennt das Verdienst des ehrwürdigen *Luthers*, das er sich auch durch die Auslegung des Katechismus erworben hat. Er will diefs Buch durchaus nicht aus dem ersten Religionsunterrichte des niedern Volks verdrängt wissen, bis ein Mann, kräftig und feurig wie Luther, aber auch mit reinem Sinne für Religion und Tugend (an welchem es uns, unbeschadet der Verdienste der neuesten Schulverbesserer, noch fehle) eine dauernde Reform des Landschulwesens zu Stande bringe; er tadelt die neuern Kraftmänner, die Luthers zwar starken, aber nicht immer reinem Geiste ihre Ideen unterlegten, sowohl als die ältern, die ihre dogmatischen Extravaganzen auf Luthern baueten, und wünscht den Schullehrern, die der einen oder der andern Partey blind zu folgen gereizt werden, einen Commentar über den Lutherischen Katechismus in die Hände zu geben, der, ohne sich an eine systematische Ordnung zu binden, Materialien aller Art enthalten, und richtige Ansichten der von Luthern in seinem Lehrbuche zusammengestellten moralisch religiösen Wahrheiten darbieten solle. Dieser Auffatz ist gleichfalls durch beide Stücke fortgesetzt, und endigt in dem zweyten mit dem achten Gebote. Rec. kann ihn seiner Fruchtbarkeit wegen nicht genug empfehlen, zumal da er nicht, wie die mehresten bisherigen Handbücher u. a., die Fragen und Antworten in den Mund legt, sondern die nöthigsten Materialien zur eignen Bearbeitung übergiebt. Beide Stücke enthalten noch die Rubriken: III. *Vermischte Rathschläge für Landschullehrer*, und IV. *ein Intelligenzblatt:* Die erste enthält Vortheile und Handgriffe in der Unterweisung und Bildung der Jugend, z. B. im Lesen, Schreiben, Rechnen, Recitiren, Abfassung schriftlicher Aufsätze, Unterricht in der Geographie u. s. w.; die andere ist eine Anzeige nützlicher Schriften, landesherrlicher Verordnungen in Ansehung des Schulwesens, verborgener Verdienste, Beförderungen, getroffener zweckmäfsiger Einrichtungen, neuer Methoden mit Empfehlungen oder Widerlegungen derselben. Das *zweyte* Stück enthält noch die besondere Rubrik: *Gedanken aus Kants Pädagogik.* Wir wünschten der mehrern Planmäfsigkeit und Uebersicht des Ganzen wegen, dafs auch dieser specielle Auffatz unter einen generellern Titel gebracht worden wäre, und es mit ähnlichen künftig geschehe; es werden sonst immer neue und unerwartete Rubriken erfolgen. Uebrigens ist auch *in diesem* Auszuge Brauchbarkeit und Anwendbarkeit für Landschullehrer beabsichtigt worden. Rec. wünscht daher diesem Journale ungehinderten Fortgang und die ausgedehnteste Verbreitung.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Celle*, b. Schulze: *Beschreibung eines bequemen Dendrometers oder Baummessers;* nebst dem nöthigen Unterrichte zum Gebrauche desselben, und einer kurzen Anleitung zu Holzberechnungen. Für Forstmänner und Werkmeister, von *J. A. Brauns*, Churhannöv. Landes-Oekonomie Commissär in dem Fürstenthume Lüneburg. 1805. 111 S. gr. 4. mit 3 Kpfrt. (1 Rthlr. 4 gr.) — Die wesentlichen Stücke dieses Baummessers sind folgende. In einem Stab von 5 Fufs, der in den Boden gesteckt wird, ist oberhalb eine Nuthe eingeschnitten, welcher zur Seite eine Scale angebracht ist; in dieser Nuthe ist die Kluppe auf und nieder beweglich, mit welcher der Baum gefafst wird, deren Oeffnung eine Scale misst, während eine an ihr angebrachte Schraube Theile dieser Scale anspricht. Durch den Stab wird ein Lineal rechtwinklicht eingesteckt, an dessen einem Ende sich die Oculardiopter befindet; ein Senkel an dem Stabe zeigt seinen verticalen Stand an. Die Scale dieses Lineals, der Nuthe und der Kluppe sind nach einerley Einheit abgetheilt. Bey dem Gebrauch dieses Instruments stellt man den Stab seines Orts senkrecht, misst den nächsten Abstand desselben von dem Baum, stellt das Lineal auf so viel Füfse, als dieser Abstand gemessen wurde, rückt die Kluppe so weit hinauf, dafs man mit ihr den Baum an der verlangten Stelle fassen kann; indem man durch die Oculardiopter dahin visiret: so giebt die Scale an der Nuthe die verlangte Höhe dieser Stelle über die Horizontallinie des Lineals, und die Scale der Kluppe seine Dicke daselbst an. — Der Vf. zeigt den Gebrauch dieses Instruments in den verschiedenen nach dem Terrain und der geneigten Lage und Krümmung der Bäume vorkommenden Fällen, und thut aufserdem Vorschläge, diefs Instrument bey Holzanweisungen und Forsttaxationen anzuwenden; zuletzt folgt die kubische Berechnung der Bäume und Balkenstücke, nebst einem Detaxations-Register über ein Laubholz-Revier.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 17. December 1806.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

LEYDEN, b. Delfos: *Pauli Godofredi van Hoorn*, Delphis-Batavi, *Specimen medicum inaugurale de iis, quae in partibus membri, praesertim osseis, amputatione vulneratis, notanda sunt.* 1803. Mit 2 Kupfertafeln in Querfol. 130 S. u. 3 Blätter Erklär. der Kupf. gr. 4.

Der Vf. hatte, der *Einleitung* zufolge, in dem grossen Militär-Hospitale zu Leyden im vorigen Kriege die erwünschteste Gelegenheit, theils an Lebenden, theils an Leichnamen, Beobachtungen über die wichtige Lehre von der Ablösung der menschlichen Gliedmassen zu sammeln, wozu ihm Hr. Prof. *Brugmans*, nicht nur als akademischer Lehrer, sondern auch als Oberaufseher der sämmtlichen, in der batav. Republik befindlichen, Militär-Hospitäler, auf alle Weise behülflich war. Wie gut Hr. *van Hoorn* diese Gelegenheit benutzt habe, davon ist die gegenwärtige Schrift ein redender Beweis.

Die Abhandlung zerfällt, sehr schicklich, in drey Abschnitte, wovon der *erste* überschrieben ist: *De ratione sanationis membri, post amputationem, maxime naturali*; der *zweyte*: *De iis, quae in membro, amputationem passo, et potissimum in osse, contingunt, si hujus lamina externa, necrosi affecta, feliciter separetur*; der *dritte* endlich: *De iis, quae nove enata in partibus, amputatione vulneratis, affectu morboso, praesertim ad os observantur.*

Aus den vielen lehrreichen, in dieser Schrift enthaltenen Bemerkungen wollen wir nur Einiges mittheilen. S. 9. heisst es: Während der Amputation sind die Saugadern der einzige Theil, worin man keinerley Art von Bewegung oder Veränderung wahrnimmt. (S. 14.): *Bonn* (*Diss. de Callo*) hat Recht, wenn er auch den, im Knochen sich erzeugenden, *Callus* von einer *caruncula*, einer *carne* herleitet. Bey der Heilung der, durch Amputation entstandenen, Wunden ist das Vereinigungsmittel die Eiterung. (S. 21.): Die Meinung, die bey der Amputation gesparte Haut verlängere sich, und bedecke die, mit einer Narbe zu überziehenden, verwundeten Theile, ist nicht richtig. Die Haut verkürzt sich vielmehr, und was von der Haut zu Narbe wird, ist neue Substanz, die sich zur Haut verhält, wie der *Callus* zum Knochen. (S. 24. 25.): Die *Caruncula musculosa* hängt, auch in ihrem weichsten Zustande, mit den Fleischfasern so fest zusammen, dass sie sich sogar durch die Maceration nicht davon trennen lässt. Die darin neu erzeugten Blutgefässe zeigte Hr. *Brugmans* einst seinen Zuhörern an dem schon injicirten Schenkel eines Soldaten, woran die Amputation gemacht worden, und der in der vierten Woche nach der Amputation gestorben war. Auch neue Nerven und Saugadern erzeugen sich in diesen Fleischwärzchen. (S. 27.): Aus Leichenöffnungen ergiebt sich, dass der Grund, warum man bey Amputationen die Muskeln zu sparen habe, nicht der seyn könne, als ob der gesparte Theil dem Knochenstumpfe gleichsam zum Kissen oder zur Hülle diene, sondern dass dieses Sparen seine anderen guten Gründe habe. Denn man findet immer, dass die Enden der noch so reichlich zurückgelassenen Fleischtheile sich bey der Vertheilung zurückziehen, und sich mit dem verdickten Zellstoffe, welcher an den Knochen anwächst, dergestalt verbinden, dass daraus eine Art von stellvertretender Flechse entsteht, mittelst deren das Glied im Stande ist, sich zu bewegen. Dasselbe geschieht auch bey den sogenannten *Ossibus cylindricis sequestribus.* (S. 30.): Die Verschliessung der Enden der bey der Amputation durchschnittenen Arterien und Venen geschieht nicht, wie viele Schriftsteller behauptet haben, mittelst eines Blutpfropfes (*thrombus*), sondern dadurch, dass die Entzündung ein Ausschwitzen der Lymphe verursacht, wodurch die Wände der Blutgefässe zusammenkleben, und so der Kanal sich verschliesst. Die verschlossenen Enden, eine Art von Band, verlaufen sich in den oben erwähnten verdickten Zellstoff, der den Stumpf des amputirten Gliedes umkleidet. (S. 32.): Die Blutgefässe jener Verlängerung, jener Substanz, die wir Narbe nennen, sind die allerkleinsten Aestchen und Enden der vorher vorhandenen Blutgefässe, die nicht, wie die grösseren, dem Zuwachsen unterworfen sind, sondern sich vielmehr erweitern, dann rothes Blut zuführen und neue Sprösslinge ihrer Art hervorzutreiben anfangen. (S. 34.): Die Erzeugung neuer, in die Vernarbung sich verbreitender, Nervenästchen ist mit vieler Wahrscheinlichkeit eben so zu erklären. Der Zustand der Nerven in der durch die Amputation gemachten Wunde, während und bald nach der Entzündungsperiode, lässt sich nur aus Leichnamen beurtheilen: denn im lebenden Körper entziehen sie sich dem Auge des Forschers. (S. 35. 36.): Analogisch zu schliessen, gehorchen die Saugadern in allen Stücken den Gesetzen der Entzündung. (S. 37—43.): Ist es wahr, dass der Knochen eben so gut, als die Beinhaut, der Entzündung unterworfen ist — und wir bemerken Erscheinungen an dem Knochen, welche die Sache ausser Zweifel setzen — so muss bey einer Knochenentzündung eben das vorgehen, was bey der Entzündung anderer Theile vorgeht, d. h. was sich nicht zertheilen liess, muss durch die

die Eiterung verloren gehen, und dieser Verlust muss durch etwas Anderes ersetzt werden Diesen Ersatz muss leistet der *Callus*. An der Erzeugung des *Callus* hat zwar die Beinhaut, die innere und die äussere, sicher den meisten Antheil; aber es lässt sich mit statthaften Gründen beweisen, dass der Knochen auch den seinigen daran hat. Jener Verlust, den der Knochen an dem Rande seines Endes erleidet, geschieht mittelst der Einsaugung, d. i. durch die sogenannte *Exfoliatio insensibilis* (S. 43. 44.): Wunden, die von der Amputation herrühren, müssen, im Ganzen, eben so behandelt werden, wie einfache und frische Wunden.

Die Erscheinungen der *Exfoliatio sensibilis*, wovon der *zweyte* Abschnitt handelt, sind (S. 45—52.) deutlich und richtig erzählt, und schön beschrieben. Der Vf. geht dabey hauptsächlich von dem Punkte aus, dass der Knochen wahres Leben besitzt. Hieraus folge, dass der Process, dessen sich die Natur bey der Lostrennung und dem Abfallen des Knochenrandes bedient, durchaus derselbe sey, den sie bey der Absonderung verdorbener weicher Theile anwendet, d. h. der abzusondernde Theil müsse durch Absterben zur Absonderung geschickt gemacht werden. Ueber die nächste Ursache dieser Absonderung sey die wahrscheinlichste Meinung folgende. (S. 53.): So wie bey der Heilung eines einfachen Knochengeschwürs der äussere Rand des Knochens durch die Wirkung der einsaugenden Gefässe sich verzehrt und abrundet: so wird bey der *Necrosis* durch eben diese Gefässe die äusserste Schicht des Lebendigen an der Gränze der Trennung weggesaugt; durch das Verschwinden dieses weggesaugten Theils wird der Zusammenhang zwischen den Theilen aufgehoben, sie trennen sich, und an die Stelle jener Schichte tritt die oft erwähnte *Caruncula*, d. h. der Stoff des *Callus*. Die Frage: Ob der sich absondernde Theil durch seine gezähnte Oberfläche die weichen Theile, die er berührt, verletzen könne? wird (S. 62.) verneint. Denn bey einer grossen Anzahl solcher abgesonderten Knochenstücke, die der Vf. in Hn. *Brugmans* Sammlung in Augenschein nahm, fand er, dass die sorgsame Natur einen jeden solchen Zahn oder Spitze in eine vom *Callus* gebildete Kapsel gleichsam einschliesse, um ihn für die nahe liegenden weichen Theile unschädlich zu machen. Eben so verneinend fällt (S. 64.) die Antwort auf die Frage aus: Ob die gezähnte Oberfläche dieser Theile ein Hinderniss ihrer Lostrennung von dem Lebendigen sey? woraus eine lehrreiche Folgerung für den Wundarzt hergeleitet wird. Die Ursachen der verzögerten Lostrennung werden (S. 65. 66.) schön aus einander gesetzt, welches auch von den Ursachen des Absterbens der sich absondernden Knochenschicht gilt Abermals, wie überall, lehrreiche therapeutische Folgerungen. Unter diesen Umständen (S. 71 ff.) müsse die Absicht des Arztes vor allen Dingen darauf gerichtet seyn, dem Absterben des Knochen-Endes vorzubeugen. Ungeachtet Hr. *van Hoorn* bey der Aufzählung der verschiedenen, von verschiedenen Schriftstellern empfohlnen äusserlichen Mittel, wodurch die Absonderung des abgestorbenen Knochen-Endes befördert werden soll, nicht eigentlich sein Urtheil über ihre Brauchbarkeit oder Verwerflichkeit fällt: so scheint man doch aus seinen anderweitigen Aeusserungen schliessen zu müssen, dass es auch hier seine Meinung sey, man dürfe der Wirksamkeit der heilenden Kräfte der Natur nicht durch verkehrte Mittel in den Weg treten. Was die innerlichen Mittel betrifft, so erklärt er sich, wie natürlich, so darüber, dass ihre Wahl durch den genau erwogenen gesammten Zustand des Körpers bestimmt werden müsse, und dass also weder *Asa foetida*, noch Fieberrinde u. dgl. als eine Art specifischer Arzney angesehen werden könne.

Dritter Abschn. (S. 81 ff.): Auf diejenige übermässige Entzündung des Knochens, wobey die Entzündung der weichen Theile fast ganz regelmässig ist, und deren Merkmale und Ursachen hier angegeben werden, habe man bisher nicht immer die gehörige Aufmerksamkeit gerichtet. Nach Hn. *Brugmans* Beobachtungen sey eine zu starke Entzündung des Knochens, wenn man ihr nicht zu rechter Zeit Einhalt thun könne, die gewöhnlichste Ursache, warum Amputirte in den Hospitälern sterben. (S. 89.): Die Meinung vieler alten und neuen Schriftsteller, als ob im Knochen, und besonders in der Markhöle, erzeugtes Eiter immer scharf, dünne, jauchig, missfarbig gefunden werde, sey falsch. Habe es diese Beschaffenheit: so rühre das von einem kranken Zustande der festen Theile her. (S. 94 ff.): Verdünnung und beträchtliche Abnahme des Gewichts, die man zuweilen bey den amputirten Knochen antrifft, sey nicht immer die Folge zu starker Einsaugung, sondern könne auch von dem anderweitigen kranken Zustande des Körpers herrühren, welches durch ein schönes Beyspiel erläutert wird. (S. 99.): Die Möglichkeit der Spalten in dem amputirten Knochen ergebe sich aus den tumultuarischen Umständen einer Schlacht (wir würden hinzusetzen: der Flucht), und aus der bedrängten Lage, worin sich alsdenn auch der geschickteste Wundarzt befinden könne. Der Vf. würde, wenn sich eine solche Spalte zeitig genug entdecken liesse, und nicht zu hoch hinaufginge, zu einer zweyten Amputation rathen. (S. 114. 117.): Warum er glaube, dass man nicht nur zwischen *Callus naturalis* und *morbosus*, sondern auch zwischen *Callus luxurians* und *morbosus* unterscheiden müsse. Der *Callus morbosus* entstehe weit häufiger aus innern krankhaften Beschaffenheiten des Körpers, als durch Reizungen von aussen. Der lange §. vom kranken *Callus* ist sehr genau und belehrend ausgearbeitet, und der semiotische Theil sehr gut entwickelt. Ein Beyspiel sind die nervösen Symptome, wobey es nicht an schönen Erläuterungen durch Leichenöffnungen fehlt. So rühmlich müssen wir auch von demjenigen urtheilen, was, mit Hinsicht auf jene nervösen Symptome, über die krankhafte Empfindlichkeit der Knochen und des *Callus* beygebracht wird.

Leipzig, b. Hinrichs: *Regulative für die Therapeutik, nach heuristischen Grundsätzen der Naturphilosophie aufgestellt*, von *Jacob Fries* (jetzt Prof. zu Heidelberg). 1803. 140 S. 8. (16 gr.)

„Der natürliche Fehler jeder noch nicht, oder nicht richtig, ausgebildeten Vernunft ist eine voreilige Erklärungssucht, ehe man nur eigentlich weiss, was erklärt werden soll. Das Erklären durch willkürliche Hypothesen ist der allgemeine Fehler aller falschen Speculation, und der wahre Weg zum Speculiren ist, sich auf gar keine blossen Voraussetzungen einzulassen, sondern die Einheit der Theorie nur in der Erfahrung aufzusuchen durch blosse Combination der Erfahrungen. Die Gesetze der Theorie sollen also nie vor der Beobachtung voraus durch versuchte Fictionen, sondern nur durch die vollständige Combination aller Erfahrungen selbst abgeleitet werden." Mit diesen Maximen bezeichnet der Vf das, was er *heuristische Grundsätze* nennt; im Grunde nichts anders, als was die rationellen Aerzte der Vorzeit mit ihren *Ratiocinien* aus der Induction sagten — gewiss die einzig richtigen Principien, welche die medicinische Speculation leiten müssen! Die hauptsächlichsten Regeln, welche der Vf. für seine Meditation aufstellt, sind: 1) Das Gebiet jeder Wissenschaft im Ganzen zu übersehen, und zu bestimmen, von welchen andern Wissenschaften sie abhängig sey oder nicht, und welche Grundsätze sie aus diesen entlehnen müsse. 2) Die Idee als Regulativ immer im Auge zu behalten, dass es für jedes Mannichfaltige der Erscheinung Einheit und Gesetzmässigkeit gebe, welche durch sorgsame Combination der Erfahrungen sich nothwendig ohne willkürliche Voraussetzungen finden muss. Wir können in der Naturwissenschaft nur bis an eine genau anzugebende Gränze unsre allgemeinen Erklärungen aus den höchsten philosophischen und mathematischen Grundsätzen ableiten; so bald wir uns jenseits dieser Gränzen den grössern Zusammensetzungen des Einzelnen nähern, behalten wir als Principien der Wissenschaft nur die heuristischen Regulative für die Combination der Erfahrungen selbst. Die ganze Physiologie des Organismus, nebst der Theorie der Therapeutik, liegt weiter jenseits der besagten Gränze; hier giebt es also gar keine andere gesetzmässig wissenschaftliche Behandlung, als die nach heuristischen Maximen, d. h. für die Physiologie kann die Vernunft nur ganz formelle, allgemeine Regulative an die Hand geben, welche das einzige Rationelle in der Wissenschaft sind, alles weitere ist reiner Empirismus, bestehend in blosser Combination von Beobachtungen, und alle Hypothesen von der Hand weisend. Der Vf. theilt die ganze Schrift in *zwey* Theile, in eine sogenannte *Erregungstheorie*, in welcher nur die allgemeinsten, noch rationell bestimmbaren Formen angegeben werden, die aus der Natur jedes Organismus überhaupt fliessen; der *zweyte* Theil enthält die Physiologie in reinen Combinationen der bis jetzt vorhandenen Erfahrungen. Es giebt keine theoretische Physiologie des vegetabilischen und animalischen Organismus der Erde, und wird auch so bald keine geben. Deshalb ist auch eine wissenschaftliche Einsicht in die Natur und den Zusammenhang der gesunden und kranken Zustände des Organismus, welche aus jener entlehnt werden könnte (und müsste), unmöglich. Indess setzt die Aufgabe der Heilkunst (die freylich nicht Arzneywissenschaft ist), das Kranke gesund zu machen, eine solche Kenntniss nicht nothwendig voraus, keine Erklärung des Organismus, sondern bloss erfahrungsmässige Kenntniss desselben. Die wahre Tendenz einer vernünftigen Therapeutik ist, sich von allen physiologischen Theorieen los zu machen und sich rein an die Beobachtung zu halten. Die allgemeinsten Begriffe seiner Erregungstheorie sind folgende: Die ganze Complexion von Kräften, die allgemeine Form von Kräfte-Verbindungen, welche das System des Organismus ausmachen, ist die Erregbarkeit desselben. Das erste, was wir dabey voraussetzen müssen und wodurch ihre Form bestimmt wird, ist eine Kraft der Reproduction ihrer selbst. Der Kreislauf der Erregung ist nur ein relativer, welcher in dem höhern Indifferenzprocesse befasst ist, der sich im Fortschritte von der Geburt durch die verschiedenen Alter bis zum Sterben darstellt. Dieser Process ist ein Process der allmähligen Vernichtung der Erregbarkeit. Jeder Organismus erhält also bey seiner Geburt eine gewisse bestimmte Quantität Erregbarkeit (ganz richtig setzt aber der Vf. hinzu: nach einem gewissen Maassstabe). Alle Potenzen lassen sich entweder als incitirende, oder als deprimirende betrachten. Der Begriff der Organisation macht nicht die Structur aus, sondern die Vereinigung der Thätigkeiten und ihrer Reactionen zu einem Ganzen, das sich selbst erhält. Die extensive Grösse der Erregung kann grösser oder kleiner seyn, ohne Abweichung von der Gesundheit, die Abweichung der intensiven giebt Sthenie und Asthenie. Die Asthenie oder Hypersthenie der Erregung ist direct, wenn beym Fallen oder Steigen der Erregung die Gleichheit ihrer Factoren beybehalten wird; indirect, wenn eine Disproportion der Factoren der Erregung Statt findet; indirecte Asthenie ist, welche durch plötzliches Fallen der Reize im Zustande der Hypersthenie bewirkt wird. Recht schön setzt der Vf. diese Verhältnisse der Erregung und der Verschiedenheit der Organismen nach denselben, nebst den Resultaten, aus einander, ob er gleich in nicht wenig Ansichten von andern Erregungstheoretikern abweicht. Ueber die gemischte Schwäche erklärt er sich aber nicht deutlich genug. Er meynt, bey höhern Graden von Asthenie müsse immer mehr auf die durch dieselbe bewirkten Destructionen gesehen werden, bis diese endlich der Hauptmoment der Krankheit werden. Hierdurch entstehe erstlich ein Zustand von gemischter Schwäche, welcher immer stärkere Gaben sehr durchdringender Mittel fordere. Werden diese Destructionen sehr beträchtlich: so qualificire sich der Fall nicht mehr rein für die Kur der Erregung (Erregungsverhältnisse), sondern sie könne dann schneller durch eine mehr chemische, als eigentlich organische Gegenwirkung gegen die Destructionen erhal-

erhalten werden. (Hier hat aber der Vf. offenbar nur Einen Fall vor Augen gehabt, und an viele andere nicht gedacht. Es ist überhaupt Schade, dass die meisten medicinischen Philosophen keine praktischen Aerzte sind!) Er setzt nun fünf Hauptsätze für die Therapie fest, welche aus der Erregungslehre genommen sind. Alles übrige müsse die Beobachtung und Vergleichung örtlicher Verhältnisse thun. Der *zweyte* Abschn. enthält *Regulative aus der Physiologie.* Hier zeigt sich der Vf. von einer dem *ersten* Abschnitte ganz entgegengesetzten Seite. Wenn er in jenem die Erfahrung an die Spitze seiner Untersuchung setzt, so beginnt er hier mit folgender auffallenden Erklärung: „Die Erregungstheorie, wie sie im vorigen Abschnitte aufgestellt ist, ist nichts anders, als die *logische Entwickelung des Begriffs* einer organischen Erregbarkeit; was daraus für die Therapeutik folgt, ist, ganz rationell bestimmt, eine *unabhängig von der Erfahrung* fest stehende Wahrheit." So widersprechend manches in diesem Satze selbst ist: so widersprechend ist es auch den vorigen Aeusserungen des Vfs. Dennoch fährt er fort: Die folgenden physiologischen Regeln haben darin einen Vortheil vor denen der Erregungstheorie, (dass) indem sie aus der Beobachtung (?) gezogen sind. Aber eben deshalb ist in ihnen auch gar nichts Rationelles (?), sie dienen nur, um die therapeutische Beobachtung zu leiten, nicht um der Therapeutik Regeln vorzuschreiben u. s. w. Der Vf. verwickelt sich in diesen und den folgenden Angaben dergestalt in ein Labyrinth von Widersprüchen, dass, je mehr er darauf sinnt, sich zu verdeutlichen, er nur desto dunkler und verwirrter wird. Wir wollen also diesen Abschnitt um so lieber jenseits einer genauen Anzeige liegen lassen, da der Vf. (S. 127.) selbst meynt, mit allen physiologischen Erklärungen sey es ein missliches Ding, weil wir von allen den Grundthätigkeiten, aus welchen weiter erklärt werden müsste, noch nichts verstehen. Selbst in der Eintheilung der einfachen Processe im Organismus (S. 131.), welche der Vf. in chemische, Bildungs-, mechanische und höhere physische eintheilt, ist das Beyspiel der Circulation, als eines bloss mechanischen Processes, nicht glücklich gewählt. Wir empfehlen diesen *zweyten* Abschnitt dem Vf. selbst zu nochmaliger Durchsicht, den *ersten* Abschnitt dagegen allen Lesern, welche mit nüchternem Geiste über die Erfordernisse zu einer medicinischen Theorie nachdenken wollen.

Hof, b. Grau: *Der menschliche Körper von seiner Entstehung an bis ins Alter.* Ein belehrendes Lesebuch für alle Stände des reifern Alters, zunächst für Gymnasien u. Schulen bearbeitet von D. *Georg Christian Friedrich Kapp*, ausübendem Arzte in Bayreuth. 1803. VIII u. 208 S. 8. (16 gr.)

Die Absicht des kürzlich verstorbenen Vfs. war, Layen eine fassliche Kenntniss des Baues und der Verrichtungen der verschiedenen Theile des menschlichen Körpers beyzubringen. Er rechne daher, ohne Anspruch auf Eigenthümlichkeit, mit Gewissheit auf Nachsicht der Kritiker. Eine getreue Darstellung des Inhalts wird leicht zeigen, ob das Buch Nachsicht verdiene. — Vegetabilische Körper unterscheiden sich von thierischen durch den Mangel der Nerven, der Knochen, des Mundes, des Afters, und durch das Unvermögen, den Ort zu verändern. Die unbelebten Körper unterscheiden sich von den vegetabilischen und thierischen dadurch, dass sie weder eine *zweckmässige Bildung* aus der Hand des Schöpfers erhielten, noch jene Fähigkeit, nebst jenem Vermögen, als unumgänglich nothwendige Bedingnisse zu einem belebten Körper besitzen. Belebt soll derjenige Körper seyn, welcher aus der Hand des Schöpfers eine *zweckmässige Bildung* erhielt, in sich die Fähigkeit besitzt, für Eindrücke von aussen empfänglich zu seyn, und gegen dieselben mit bald mehr, bald weniger Kraft zu wirken. Mineralien und Steine leben und wachsen nicht, sondern vergrössern sich durch ihre Anziehungskraft. Durch diese Kraft wirken sie *in einander* und *wieder zurück* auf andere. (Mit solchen verworrenen, einseitigen, schiefen Ansichten sollen die Köpfe junger Gymnasiasten angefüllt werden? Verdienen diese die verlangte Nachsicht?) Der Mensch unterscheidet sich von den übrigen Säugthieren durch die aufrechte Stellung, durch den an keine Zeit gebundenen Fortpflanzungstrieb, durch die Proportion der Grösse des Gehirns zur übrigen Nervenmasse, durch die Lage des Herzens, die Stellung der Vorderzähne, Sprache, und die geistigen Kräfte. Anatomische Schilderung des menschlichen Körpers im Allgemeinen, Knochen, Oberhaut, Haut, Zellenhaut, Muskeln. Nun folgt eine allgemeine Schilderung des Kopfes, Rumpfes, der Brust und Unterleibshöhle, und der obern und untern Gliedmassen. Kurz und populär, wie der Vf. sich ausdrückt, ist die besondere anatomische und physiologische Beschreibung der Hirnschale, des Gehirns, des verlängerten Rückenmarkes und der Nerven. (Auch nicht entfernter Weise wird hier der eigenthümlichen Verrichtungen der verschiedenen Organe des Gehirns Erwähnung gethan.) Bey Gelegenheit des Gefühl-Sinnes heisst es: Das bey der Fingerspitze befindliche Nervenknöpfchen biegt sich über. Warum der Vf. nur bey Beschreibung des Auges die lateinischen Kunstwörter beysetzte, übrigens aber wegliess, ist schwer zu errathen. Auch findet sich einiges in dieser *populären* Schrift über Hemeralopie, Nyctalopie, Presbyopie, Myopie, Diplopie u. dgl. Der Schlaf entsteht auf Abspannung des Nervensystems. Die gewölbte Fläche des Herzens *schaut* links nach oben und vorn. Das Blut ist eine Art von flüssigem Fleisch u. s. w.

Wer nach diesen Pröbchen sich noch aus diesem Buche über physiologische Gegenstände näher belehren will, der lese und überzeuge sich selbst.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 17. December 1806.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

PASSAU, b. Ambrosi: *Ueber den dermaligen Zustand der österreichschen Monarchie*, besonders *in Hinsicht des umlaufenden Geldes, des Papiergeldes, des auswärtigen Wechsel-Curses* und der *Staatsfinanzen.* Von *K. S. P. Erster* Theil. 1804. 223 S. 8. (1 Rthlr.)

Die Lage des östreichischen Staates hat sich zwar, seit der Erscheinung dieser Schrift, durch den letzten Feldzug und den Presburger Frieden, wieder sehr geändert; man wird aber dennoch das, was der Vf. über die europäischen Staatenverhältnisse und die dermalige Lage der östreichischen Monarchie, über die Bevölkerung und die darauf zu gründende Militärmacht, über die Quellen des östreichischen Nationalreichthums u. s. w. sagt, mit grossem Interesse lesen. Denn die Schrift zeigt durchgängig einen Vf. an, welcher mit dem östreichischen Staate vertraut ist, und der im allgemeinen richtige politische Ansichten hat.

Aber die Urtheile, welche über ausländischen Handel, über den Wechsel-Curs, dessen Einwirkung auf die Nationalwohlfarth geäussert werden, sind durchaus falsch und beruhen auf ganz unrichtigen Vorstellungen. Die Haupttendenz der Schrift ist nämlich zu zeigen, dass das Papiergeld in den östreichischen Staaten gar nicht so schädliche Folgen hervorbringe, als man glaubt. Die Gründe womit der Vf. diesen paradoxen Satz vertheidiget, lassen sich auf folgende zurückbringen.

Er leitet das Fallen des Wechsel-Curses der östreichischen Zahlmittel (des Papiergeldes) hauptsächlich von Oestreichs nachtheiliger Handelsbalanz ab, die theils durch die grossen Summen ausgehender Zinsen für Staatsanleihen, theils dadurch, dass viele Ausländer ihre Capitale, die sie in öffentlichen Papieren stecken hätten, herausgezogen, theils endlich durch den Abgang der baaren Zuströmungen aus den Niederlanden entstanden seyn soll. Aus diesen Ursachen sey es nun dahin gekommen, dass Oestreich jetzt an andere Länder viel baares Geld zu zahlen habe, da es sonst an drey Millionen von ihnen empfangen habe. Wenn nun, heisst es S. 98. „ein Land dem andern kein — Gold und Silber zusenden kann — so wird der Wechsel-Curs zwischen beiden Ländern in dem nämlichen Verhältnisse stehen, wie ihre gegenseitigen Foderungen gegen einander. Giebt das Inland dem Auslande eben so viel Productenwerth, als das vom letztern empfangene beträgt, so wird der Curs *pari* stehen. Könnte das Inland die Forderungen des Auslandes weder mit Gelde noch mit Waaren befriedigen: so würden auch diese Forderungen nichts werth seyn. — Könnte Oestreich nach den Preisen und der Werthschätzung, welche seine Ausfuhrartikel haben, gegenwärtig nicht mehr als die Hälfte seiner laufenden Schulden dem Auslande bezahlen: so würde der Curs 50 vom hundert verlieren, und die Prämie, die seinen Ausfuhrartikeln durch den Verlust des Auslandes zugesetzt würde, müsste alsdann zur Folge haben, dass die ausländischen Foderungen von Oestreich mit einem Gewinne von 50 Procent befriedigt würden. Dieser Gewinn stellt sich zwar beym ersten Anblicke nicht offenbar dar, er ist aber darum nicht weniger reell. Das Ausland, das für seine Foderung kein baares Geld von Oestreich erhalten kann, ist gezwungen, Waaren von daher in einem so hohen Preise zu beziehen, bey welchem es dieselben eigentlich nicht gebrauchen könnte; und wenn schon der einzelne östreichische Kaufmann dem Ausländer seine Waaren nicht theurer verkauft, als sie im Lande selbst gilt, so hat, im Ganzen betrachtet, der Staat immer den Gewinn, dass er eine grössere Quantität seiner inländischen Producte in die ausländische Concurrenz bringt, und dass er dafür einen Preis erhält, den ihm der Ausländer bey andern Umständen nie würde bezahlt haben. — Das Umlaufen des Papiergeldes, und das Verbot und die Unmöglichkeit der Ausfuhr von Gold und Silber ist für das Ausland ein Zwang für alle seine Foderungen von Oestreich Waaren anzunehmen." Nach dieser Ansicht der Dinge meint also der Vf. der Nachtheil des niedrigen Standes des Papiergeldes träfe mehr den Ausländer als Inländer. Der ausländische Kaufmann, so wie auch der fremde Staatsgläubiger werde mit Papier bezahlt; diese seyen nun genöthiget, den durch den Wechselcurs sich ergebenden Verlust zu leiden, und auf solche Art mache Oestreich durch den niedrigen Curs einen beträchtlichen Gewinn. Der Kaufmann könne sein erhaltenes östreichsches Papier nicht anders wieder los werden, als er müsse östreichische Producte dafür kaufen; da auch der ausländische Staatsgläubiger sein Papiergeld bey dem Kaufmann zu verwechseln suchen müsse: so ströme auch dieses Papier für Waaren zurück; und so würde der Waarenabsatz dadurch ungemein erhöhet. Der niedrige Curs heisst es S. 108. ist eben so eine Auflage auf die eingeführt werdende Waare, als eine Prämie für die ausgehenden eignen Producte, welches zur nothwendigen Folge hat, dass weniger von den theurern ausländischen Waaren verbraucht und wegen des aus-

ausgedehnteren Vertriebs und besseren Preises mehr einländische Producte erzeugt und ausgeführt werden. Der niedrige Curs verschafft also den inländischen Producten einen ausgedehntern Absatz, und ertheilt ihnen einen höhern Preis. Der Boden der sie hervorbringt, erhält einen grösseren Werth, man wird seinen Anbau vervollkommnen, und öde Strekken werden fruchtbar gemacht werden.

Wenn der Vf. (S. 99.) sagt, dass noch wenige diese Materie aus diesem Gesichtspunkte betrachtet hätten: so hätte er doch in der That etwas misstrauischer gegen seine eigne Meinung seyn sollen, bevor er darauf Rathschläge gründet, welche so wichtige praktische Folgen haben können, und deren Befolgung offenbar den Ruin der Nation beschleunigen müsste.

Es ist 1) ganz falsch, wenn der Vf. urtheilt, dass der niedrige Curs in Oestreich aus seiner ihm nachtheiligen Handelsbalanz entstehe. Letztere wird nur da (jedoch auch nur zuweilen) durch einen niedrigen Curs angedeutet, wo Metallgeld mit Metallgeld verglichen wird. Denn da kann man mit Recht schliessen, dass wenn das Metall in Wien weniger werth ist, als das gleiche Metall in London, dieses daher rühren müsse, dass der Wiener noch die Last der Uebersendung tragen müsse. Wenn aber Papiergeld im Auslande einen niedrigen Curs hat: so hat es ihn im Lande auch, und der ausländische Curs kann niemals so berechnet werden: Wie viel Conventions-Metallgulden giebt z. B. Leipzig für 100 östreichische Papiergulden; sondern die Berechnung des Curses ist aus der Auflösung folgender zwey Fragen zusammengesetzt: a) Wie viel Papiergulden muss ich in Wien geben, um eine Mark fein Silber zu kaufen; b) Wie viel Papiergulden muss ich in Leipzig für eine Mark fein Silber geben. Kann ich in Wien drey Mark fein Silber, das ist 60 Conventions-Gulden für 100 Fl. Papiergeld kaufen und in Leipzig auch: so steht der Curs zwischen Wien und Leipzig *al pari*, wenn er gleich zu 60 angedeutet wird. Erst dann, wenn ich in Wien für dasselbe Papiergeld 61 oder mehr Silbergulden kaufen könnte, wofür ich in Leipzig nur 60 kaufen kann, würde er nachtheilig für Wien stehen. Der Curs des Papiergeldes steht deswegen im Auslande so tief, weil er im Lande selbst so tief herabgesunken ist, und er ist hier deshalb so tief gesunken, nicht, weil, wie der Vf. glaubt, Oestreich so viel ans Ausland zu bezahlen hat, sondern weil das Papier im Lande überhäuft und der Credit desselben durch Verschliessung der Realisations Cassen geschwächt ist. Wenn mit den Assignaten auch nicht ein einziger Heller im Auslande bezahlt worden wäre, so würden sie doch im Lande eben so tief und noch viel tiefer gesunken seyn, wenn eine gleiche Menge und auf eine gleich leichtsinnige Art ausgegeben worden wäre. Und so würde auch das Papiergeld in Oestreich nur um so mehr sinken, wenn das Ausland gar kein Papiergeld mehr annehmen wollte, welches bey dem steten Schwanken und immer tieferen Fallen auch nothwendig erfolgen muss. Der Ausländer kehrt sich ja gar nicht an die Zahl der Namengulden, die ihm in Wien oder Triest gut geschrieben werden, wenn er etwas nach Oestreich verkauft, sondern er frägt: Wie viel zahlt Triest oder Wien für die benannten Papiergulden an feinem Silberwerth; nicht das Papier sondern den Silberwerth dieses Papiers legt er zum Ankauf östreichischer Waaren an. Es ist unbegreiflich, wie ein Mann, der sonst viel Kenntniss und Einsicht verräth über diesen Punkt so ausserordentlich schief raisonniren kann. Wie kann er sich einbilden, dass sich der Ausländer durch das Papiergeld wird zwingen lassen östreichische Waaren zu kaufen und diese so gar (realiter) theurer zu bezahlen? Will der Oestreicher dem Fremden Waaren abkaufen: so frägt dieser zu allererst: womit willst du bezahlen? Kann er ihm die Waare nicht schaffen, wofür er ihm seine Waare am wohlfeilsten lassen würde: so wird ihm der Fremde entweder die Waare gar nicht liefern, oder der Oestreicher muss sie ihm in einer andern, dem Fremden weniger annehmlichen, Waare theurer bezahlen. Wenn also Oestreich die Fremden, welche Gold und Silber für ihre Waaren verlangen, nicht damit befriedigen kann und ihnen dafür Wein, Wolle u. s. w. anbietet: so wird es dem Fremden so viel Wein und Wolle u. s. w. geben müssen, dass sich dieser so viel Gold und Silber als er verlangte, dafür verschaffen kann. So wie nun der, welcher die Bedingungen, die der Verkäufer macht, nicht ganz erfüllen kann, allemal zu kurz kommt: so muss auch gewiss Oestreich zu kurz kommen, wenn es denen, die sonst nur gegen Gold und Silber verkaufen, seine Produkte aufdringen muss. Grundfalsch ist es daher, wenn der Vf. an mehrern Stellen sagt, der niedrige Curs verschaffe den innern Producten bey den *Ausländern* einen höhern Preis, wenn er nicht etwa *den blossen* Namenpreis darunter versteht, welches aber die Wiener so wenig bereichern würde, als es jenen Pariser Restaurateur bereicherte, dass er für jede Portion Gänsebraten hundert Tausend Livres in Assignaten erhielt.

2) Alles was der Vf. über den Curs, so wie über das Münzwesen sagt, ist seicht und beweiset, dass er keine deutlichen Begriffe vom Gelde, *Schlagschatz* u. s. w. habe. Noch weniger taugen die Vorschläge, die er zur Abhelfung des Uebels der *Theurung* thut, wozu nach S. 121. die Staatsverwaltung den Getreidehandel ins Ausland zu ihrem Monopol machen *soll*, wofür der Himmel die armen Oestreicher bewahren möge, und dass er S. 190. 191. die Bankozettel gar noch mehr zu vermehren anräth, um dadurch das National-Einkommen und die Industrie zu vermehren, ist eine Sünde, die er vor dem staatswirthschaftlichen Gerichtshofe nie wird verantworten können. Der Vf. will diesen erbaulichen Vorschlag dadurch rechtfertigen, weil doch Anleihen in Banknoten gesucht würden. Deshalb meynt er, müsse es doch an Papiergelde noch fehlen, und da diese Zinsen trügen, so müsste doch etwas damit zu verdienen seyn. Dieses Raisonnement zu widerlegen, würde Beleidigung für unsre Leser seyn.

Da-

Dagegen giebt eine angehängte Abhandlung über eine kürzere Berechnungsart des Staatsschulden-Tilgungs-Fonds, eine sehr deutliche und leichte Methode auch für Layen in der Algebra an die Hand, die Wirkungen der Tilgungs-Fonds und ähnlichen Capitale zu berechnen. Und da der Vf. mit dem Zustande der öftreichischen Monarchie ziemlich genau bekannt zu seyn scheint; so wird man auch noch einige von ihm angeführte statistische Schätzungen gern lesen. Nach denselben hatte Oestreich 1804. ungefähr 315,000 Mann auf den Beinen, deren Unterhaltung dem Staate mehr als 40 Millionen Gulden kostet. Die Einwohnerzahl wird auf 26 Millionen geschätzt, jedoch bemerkt, dass noch nie eine genaue Volkszählung in der östreichischen Monarchie vorgenommen sey. Das ganze National-Einkommen schlägt er zu 2000 Mill. Gulden an und findet die *Lichtensteinsche* Angabe, die nur 613,000,000 Fl. herausbringt, aus guten Gründen viel zu klein. Das Staatseinkommen war unter Joseph II. bis auf 95 Millionen Gulden gebracht. Jetzt schätzt man es auf 130 Millionen Fl. Die östreichsche Ausfuhr wird auf 25, die Einfuhr auf 23 Mill. Fl. berechnet; zum Umtausch fodert er 500 Millionen Fl. Die Bankzettel wurden unter Maria Theresia 1762. eingeführt, zuerst 12 Millionen Fl. Joseph II. liess im J. 1785. noch für 20 Millionen verfertigen; 1796. wurden alle alten eingelöset und neue in vermehrter Zahl ausgegeben. Bis dahin hatten die Bankzettel noch nie gegen das baare Geld verloren. Im J. 1800. wurde aber eine noch viel grössere Menge ausgegeben, wozu der Krieg zwang, der nach des Vf. Angabe (S. 87.) jedes Jahr mehr als 300 Mill. Fl. kostete. Die Summe der Staatsschulden wird von den neuesten Statistikern über 800, ja meistens auf 1000 Mill. Fl. angegeben, und unter den Staatskundigen ist es eine allgemeine Meinung, dass über 30 Mill. Fl. jährliche Staatsschuldenzinsen abgetragen werden.

Leipzig, im Comptoir für Literatur: *Briefe an einen Prinzen von seinem Begleiter auf Reisen*, als Skizzen über die *Pflichten der Regenten und Winke für Regierungen das Beste der Länder betreffend.* Allen Regenten gewidmet von *Adolph Freyherrn von Seckendorf.* 1805. 343 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Unter mehreren alltäglichen Gedanken enthalten diese Briefe viele feine Bemerkungen und nützliche Reflexionen. Die mehresten Urtheile sind richtig und reif, und da nichts mehr zu wünschen ist, als dass die bessern Urtheile über die allgemeinen oder öffentlichen Angelegenheiten sich immer weiter ausbreiten: so ist auch zu wünschen, dass diese populäre Schrift recht viele Leser finde. Man darf keine systematische Ordnung der Materien suchen, worüber sich der Vf. auslässt, aber er berührt die wichtigsten und interessantesten Gegenstände der Staatskunst, rügt viele Fehler in der innern Politik, und thut Vorschläge zu Verbesserungen.

Die fünf ersten Briefe belehren den Prinzen über seine Pflichten. Sie hätten um so eher wegbleiben können, da in dem Fürstenspiegel von *Engel* alles dieses viel schöner und lebhafter vorgetragen ist. Ueberhaupt ist der Vf. zu trocken, wenn er allgemeine Sätze vorträgt; viel interessanter sind seine Bemerkungen über specielle Einrichtungen. Wir wollen nur einige davon anführen.

Ueber fixe Besoldungen und Abschaffung der Sporteln werden S. 52. u. f. w. sehr richtige Anmerkungen *pro* und *contra* gemacht. Nicht so allgemeinen Beyfall dürfte das verdienen, was über die willkürliche Absetzung der Patrimonial-Gerichtshalter S. 58. u. f. w. gesagt wird. Einem Justizamtmann werden daselbst folgende Worte in den Mund gelegt: „Nach einer angenommenen Meinung der Regierung darf kein Gutsbesitzer seinen Gerichtshalter dimittiren, wenn er keine gegründete Ursache angeben oder finden kann, um welcher er die Dimission verdient. Diese Ursachen können und dürfen aber keine andern seyn, als solche, um welcher willen der Gerichtshalter den Rechten nach cassirt werden könnte. Diese Meinung des Collegii verursacht in Führung der Justiz grossen Nachtheil. Denn nicht nur dass der Gerichtsherr nach nichts zu sehen oder zu fragen hat, muss derselbe ungeachtet: 1) die Facta des Gerichtshalters vertreten; 2) sich, wenn der Gerichtshalter auf ihn piquirt ist, allen Schicanen desselben unterwerfen, sich nicht selten von diesem Manne Brutalitäten gefallen lassen, und 3) selbst für die Deposita haften." Mit diesen Gründen hat Rec. oft von den Gutsbesitzern in Sachsen, bey Gelegenheit der letzten Landtagsdebatten, wo dieser Gegenstand zur Sprache kam, die Nothwendigkeit vertheidigen hören, dass der Gerichtsherr seinen Gerichtshalter beliebig müsse entlassen können, und der Vf. scheint gleichfalls ein grosses Gewicht darauf zu legen. Allein wenn dieses Verhältniss die willkürliche Entlassung rechtfertigen sollte: so müsste ja auch jeder kurfürstliche Justitzamtmann ohne rechtliches Gehör dimittirt werden können. Der Kurfürst selbst aber masst sich eine solche Gewalt keinesweges an. Ueber diess sind die angeführten Verhältnisse mangelhaft ausgedrückt. Denn erstlich ist es falsch dass der Gerichtsherr alle Handlungen seines Gerichtshalters vertreten soll. Für alle rechtliche Verfügungen ist nur der Gerichtshalter verantwortlich. Nur in solchen Fällen wo der Landesherr die Handlungen seiner angestellten Richter vertreten muss, muss auch der Gerichtsherr die Handlungen seines Gerichtshalters vertreten. Was zweytens die Haftung für das Depositalwesen betrifft: so kann ja erstens der Gerichtsherr sich von seinem Gerichtshalter Caution stellen lassen, und dann kann er die Deposita unter doppelten Verschluss setzen und sich einen Schlüssel vorbehalten. Was endlich die Schicanen der Gerichtshalter anbetrifft: so mögen allerdings von beiden Seiten dergleichen Unsittlichkeiten vorfallen. Nur liegt es in der Natur des Verhältnisses selbst, dass der Gerichtshalter sich allemal schlechter befinden muss, wenn er mit dem Herrn in Spannung lebt, als umgekehrt. Der Gerichtshalter soll bey dem Herrn essen, wohnen, von ihm Douceurs er-

erhalten u. f. w., lauter Verhältnisse, wobey er wenig Moralität zu haben braucht, um sich zu submittiren. Es mögen also wohl in den mehresten Fällen die Anmaßsungen der Gerichtsherrn an solchen Misverhältnissen Schuld seyn. Dem sey aber, wie ihm wolle, so ist doch unbegreiflich, wie ein vernünftiger Mann den Vorschlag thun kann, dem Gerichtsherrn die beliebige Absetzung seines Gerichtshalters einzuräumen, so lange letzter zugleich die Processe zwischen dem Gerichtsherrn und den ihm unterthänigen Leuten zu instruiren, und in vielen Fällen zu entscheiden hat. Uebrigens schont der Vf. die Patrimonial-Gerichte nicht, sondern schildert sie so, wie sie wirklich sind.

Ueber die vielen überflüssigen Befehle und die Nothwendigkeit eines allgemeinen Gesetzbuches im achten Briefe, und über die Jagdmissbräuche im neunten vortrefflich. Ueber die Landtage (Br. 11.) viel zu wenig und nicht tief eingehend. Ueber die Verbote der Brannteweinbrennereyen, um die Theurung zu mindern (Br. 12.) richtig und wahr. Das Unzweckmäsige, — Unnütze und Nachtheilige derselben wird gezeigt. Die Nachtheile des Lehnsnexus, die Verschwendungen welche die Stutereyen verursachen, werden Brief 13. 14. richtig dargethan. Das Raisonnement über die Theurung, welches das Unschädliche derselben darthun soll, ruhet auf unentwickelten Vorstellungen, und lässt die Sache so dunkel und zweydeutig, wie sie ist. Der 26ste Brief über die Steuern macht die schwächste Partie aus. Es wird dem Prinzen das physiokratische System empfohlen. Aber das Ganze zeigt, dass der Vf. über diesen Gegenstand doch lange nicht genug gedacht hat. Von dem Ertrag der Aecker scheint der Vf. auch keine genauen Begriffe zu haben, da er S. 317. meynt, dass 3 Rthlr. auf einen Acker Abgaben gegeben werden könnten, da in vielen Gegenden ein solcher Acker, als der Vf. im Sinne hat, kaum die Hälfte Pacht erschwingen kann, wenn man die jetzt zufällig hohen Preise nicht zur Regel annehmen will. Besser ist das, was über die Monopole, Innungen und Duelle gesagt wird. Warum der Schluss in Reime gebracht ist, lässt sich nicht wohl einsehen: denn für Poesie wird sie doch wohl der Vf. selbst nicht halten? Uebrigens beleidigen die hier und da eingemischten Curialien, als: haben Sie die Gnade, geruhen Dieselben u. f. w., den guten Geschmack. Es ist genug, dass man im gemeinen Leben die Zeit damit anfüllen muss, da man nicht wissen kann, wie der, mit welchem man sich unterhält, über diese Dinge denkt; ein Schriftsteller aber, der mit einem idealischen Fürsten spricht, kann mit Recht annehmen, dass er über die Vorurtheile seines Standes erhaben sey, kann sich und seinen Lesern solche Schnörkel der Kanzleysprache füglich ersparen.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. 1) *Lübeck*, b. Römhild: *Rede bey der Einführungsfeyerlichkeit in der Schule zu St. Katharinen* am ersten Julius 1806. von M. *Christian Julius Wilhelm Mosche*, Director und Professor. 1806. IV u. 31 S. 8.

2) *Ebendas.*, b. Ebendems.: *In welchem Verhältnisse stehn der Staat und seine Jugend mit einander, und welche Anforderungen gehn daraus an den Lehrer hervor.* Eine Rede, bey seiner feyerlichen Einführung als Professor am Gymnasium, am 1. Julius 1806. gehalten, von *Fr. Herrmann*. 1806. IV u. 39 S. 8.

Beide Reden wurden gehalten, als die nach Lübeck berufenen Prof. *Mosche* und *Herrmann* ihr Amt, als Lehrer, öffentlich antraten, und jener, als Director des Gymnasiums, zugleich diesen einführte. Nr. 1. handelt von den *Bedingungen, unter welchen sich das Gedeihen einer Schulanstalt mit Zuversicht erwarten lässt.* Als solche werden angegeben und erörtert die Aufmerksamkeit des Publikums, die weise Vorsorge der Obern, die Mitwirkung der Aeltern, die Treue und der Eifer der Lehrer in ihrem Berufe, nebst der Eintracht derselben unter einander, der Fleiss, die Sittlichkeit und Sittsamkeit der Schüler. Die Klarheit und Eindringlichkeit des Vortrages dieser Gedanken konnte wohl eine heilsame Wirkung auf die Gemüther der Zuhörer, insbesondere der Obern und der Lehrer, nicht verfehlen.

Der Vf. von Nr. 2. geht von einer dreyfachen Ansicht des Staates aus, als eines politischen, wenn Sicherstellung der Bürger, als eines moralischen, wenn das allgemeine Wohl der Bürger, als eines idealen, wenn das Interesse der ganzen Menschheit sein Zweck ist. Die deutschen, besonders die protestantischen Staaten sollen diesem letzten oder höchsten Standpunkte ziemlich nahe gekommen seyn. Das Verhältniss eines solchen, auf der höhern Stufe der Staatencultur stehenden, Staates zu seiner Jugend ist nun, behauptet der Vf., 1) ihr physischer Erhalter; 2) ihr Erzieher; 3) ihr Versorger zu seyn. Der Zweck des Staates bey der öffentlichen Erziehung ist wieder dreyfach, nämlich, den Kindern die Anweisung zu ihrem künftigen Glück zu geben, sie zu guten Bürgern zu bilden, sie mit der Menschheit im Allgemeinen in Berührung zu bringen. Zu diesem Erziehungsgeschäfte braucht der Staat Mittelspersonen, die Aeltern und die Lehrer in Verbindung. — Daraus ergeben sich folgende Anforderungen an den Lehrer: 1) der Lehrer genüge den Aeltern; 2) der Lehrer genüge dem Staate; 3) der Lehrer genüge der Menschheit; 4) der Lehrer genüge der Jugend. — Diese vielumfassenden Hauptsätze sind mit einer reichen Fülle der Gedanken ausgestattet und in rhetorischem Flusse des Vortrages entwickelt.

Zugleich mit diesen Reden erschien:

Ebendas., b. Ebendems.: *Diarii Lubecensis particula prima*, seu memoria *Frid. Dan. Behnii*, Gymnasii Lubecensis rectoris quondam meritissimi etc., auct. *H. Kunhardt*. IV und 16 S. 4. — Hr. Prof. *K.* macht mit dieser Gedächtnissschrift den Anfang, das Andenken an wohlverdiente Bürger der Stadt Lübeck der Nachwelt zu erhalten. Dieser Anfang ist, besonders durch die Leichtigkeit in der Anordnung des Stoffes und die Gefälligkeit des Ausdruckes, so wohl gerathen, dass die patriotischen Mitbürger des Vfs. mit Vergnügen der Fortsetzung dieses Diariums entgegen sehen werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 18. December 1806.

ERDBESCHREIBUNG.

München, im Verl. d. kurfürstl. privil. Zeitungs-Comt.: *Beschreibung der kurbaierischen Haupt- und Residenzstadt München*, und ihrer Umgebungen, verbunden mit ihrer Geschichte, von *Lor. Hübner*. — *Erste* Abtheilung. Topographie. Nebst einem Grundrisse der Stadt. 1803. XVI u. 648 S. gr. 8. *Zweyte* Abtheilung. Statistik. 1805. 608 S. gr. 8. ohne Vorr., Inhaltsanzeige u. X S. Register. (5 fl. 45 Kr.)

Bey dem wirklich vorräthigen Reichthum an Schriften, worin die Merkwürdigkeiten der nunmehr königl. baierschen Residenzstadt München für eine bestimmte Gattung von Lesern verzeichnet sind, fehlte es doch noch an einem Werke, worin der ganze Zustand derselben ausführlich beschrieben wäre, und wodurch also Leser jeder Art, einheimische und fremde, sich mit allem, was München in topographischer und statistischer Hinsicht merkwürdiges hat, auf einmal hinlänglich bekannt machen könnten. Die Hauptschriften, die man zu diesem Zwecke benutzte, waren bisher *Westenrieders Beschreibung der Haupt- und Residenzstadt München.* 1782., und *Jos. Burgholzer's Stadtgeschichte von München, als Wegweiser für Fremde und Reisende*, zwey Bändchen. 1796. Allein des Umstands nicht zu gedenken, dass in die erste sich manche Unrichtigkeit eingeschlichen hatte, und die letzte vorzüglich nur darauf berechnet ist, Fremden und Reisenden eine kurze Uebersicht der Sehenswürdigkeiten von München zu verschaffen, können diese zwey Schriften, wenn sie auch noch so fehlerfrey und vollständig wären, wenigstens jetzt nicht mehr befriedigen, da sich in der Stadt München und in ihren Umgebungen seit wenigen Jahren ausserordentlich vieles geändert hat, da vieles, was ehemals war, jetzt nicht mehr ist, oder zu einem andern Zwecke bestimmt wurde, vieles neue, was ehemals nicht war, entstand, vieles alte eine neue Gestalt erhielt, viel schlechtes oder mittelmäsiges verschönert wurde. Hr. *Lorenz Hübner*, der sich schon einst durch eine *Beschreibung der Stadt Salzburg* rühmlich bekannt gemacht hatte, half nun, ermuntert und aufgefordert, wie er in der Vorrede selbst sagt, durch einen Wink seines erhabnen Beherrschers, auch in Ansehung der Stadt München durch gegenwärtige Beschreibung derselben einem wahren Bedürfnisse ab. Dass ein geschickter Schriftsteller, dem von einer so liberalen Regierung die nöthigen Materialien weder aus den landesherrlichen, noch aus den städtischen Archiven und Registraturen vorenthalten werden, und der überdiess die schon gedruckten vorräthigen Materialien kennt und zweckmäsig zu benutzen versteht, dadurch in den Stand gesetzt ist, nicht nur etwas Vollständiges, sondern auch so viel als möglich Richtiges zu liefern, wird jedermann mit uns gern gestehen. Seinen Plan hat der Vf. grösstentheils gut angelegt. Die Beschreibung der Stadt zerfällt sehr natürlich in das Topographische und in das Statistische derselben, und das erste konnte am besten durch Zerlegung der ganzen Fläche in ihre Strassen und Gässchen, und durch ihre in der That bestehende Abtheilung in vier Viertel, wovon zwey einen, und zwey den andern Hauptpfarrbezirk ausmachen, dargestellt werden. Daraus folgte nothwendig, dass der Vf. nicht beide Seiten einer jeden Hauptstrasse in ununterbrochener Reihe beschreiben konnte, indem jede dieser Seiten zu einem andern Viertel gehört; auch wurden, zum Theil dieses Umstands wegen, einige Wiederholungen unvermeidlich, die aber der Vf. dadurch weniger fühlbar zu machen wusste, dass er auf dasjenige, was er schon einmal ausführlicher beschrieben hatte, im zweyten Falle nur hindeutete, und umgekehrt.

Voran geht nach einer Einleitung, welche eine kurze Geschichte der Stadt enthält, eine Beschreibung der geographischen Lage von München überhaupt, des physischen Klima, der Beschaffenheit des Bodens und des vorbeyströmenden Isarflusses. [Ein kleines Versehen können wir hier nicht unangezeigt lassen. Wenn es S. 65. heisst, dass die Isar, nachdem sie eine Menge kleiner Bäche, und unter diesen die Loisach, Mosach und Ammer *unterhalb* München in sich aufgenommen hat, unterhalb Deckendorf in die Donau stürzt: so ist die erste Angabe nur in Ansehung der Flüsse Ammer und Mosach richtig; denn die Loisach vereinigt sich schon bey Wolfertshausen, folglich *oberhalb* München mit der Isar.] Der feinere Sand der Isar führt gediegene Goldkörner. Seit einiger Zeit sind aber die Goldwäschen, wie wir aus S. 65. ersehen, ins Stocken gerathen. Man pflegt auf dem Münzamt zu München Ducaten aus diesem Waschgold zu prägen. In zwölf Jahren, von 1761 — 1773., sind aus vier Goldwäschen an der Isar nur 1273 1/8 Kronen (die Krone unreines Gold wiegt beynahe so schwer als ein Ducaten) eingeliefert worden. Nach diesen vor-

schon die jährlich herauskommende Rangliste angiebt und die hier füglich hätten wegbleiben können), die Justizcommissarien, Aerzte, Apotheker, Wundärzte, Gränzjäger u. s. w. — Zu mehrerer Brauchbarkeit des nützlichen Buchs ist demselben sowohl ein Orts-, als ein Personenregister angehängt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Biblische Literatur. *Ronneburg* u. *Leipzig*, b. Schumann: *Ueber die sogenannten Recensionen, welche der Hr. Abt Bengel, der Hr. Dr. Semler und der Hr. Geh. Kirchenrath Griesbach in dem griechischen Texte des N. Testaments wollen entdeckt haben.* Eine kritisch-theologische Streitschrift von *Christian Friedrich von Matthäi*, russich kaiserl. Collegien-Assessor. 1804. 94 S. 8. (9 gr.) — Nicht eine Streit- sondern Schmäh- und Schandschrift hätte der Vf. diese Abhandlung betiteln sollen. *Semler* und *Griesbach* werden nicht nur als Unwissende, sondern als Betrüger und gegen die christliche Religion böslich gesinnte Menschen dargestellt. Der Vf. sagt, er sey durch den 2ten Theil der *Symbolae criticae*, den *Commentar. crit.* und die neueste Ausgabe der Evangelien des Hn. *Griesbach*, der ihn in diesen Schriften angegriffen habe, veranlasst worden, gegen ihn zu schreiben. Hätte er dieses in dem gemäsigten Tone und mit der ruhigen Stimmung des Gemüths gethan, womit sein Gegner schreibt, so würde die kritische Untersuchung dadurch neues Licht erhalten haben. Er sagt zu seiner Entschuldigung S. 92., er habe, da die Materie an sich sehr trocken sey, mit Scherz und Ernst abwechseln müssen. Ist es aber bloser Scherz, wenn er von *Semler* S. 88. behauptet, dass er, wenn er Aussichten gehabt hätte, Mufti zu werden, zu Fusse nach Constantinopel gelaufen seyn, und sich daselbst auf öffentlichem Markte würde haben beschneiden lassen; und von *Griesbach* S. 37., dass er mit Pfiffen, Ränken und Bosheit umgehe, und nichts Gutes in Absicht der Religion im Sinne habe? Soll man denn solche Beschuldigungen, deren sich ein ehrliebender Mann zu schämen hat, für *Schnaken* halten, wofür er seine — wir sagen es gerade heraus — ungerechten, ungereimten und pöbelhaften Angriffe zweyer höchstverdienten Männer S. 92. am Ende angesehen wissen will? Zuerst kritisirt er eine Stelle aus *Semlers* Vorrede zum *dritten* Stück der hermenevtischen Vorbereitung, worin er die mancherley Recensionen des griechischen Textes, die schon in alten Zeiten vorhanden gewesen sind, klassificirt. Wir läugnen nicht, dass Verschiedenes mit Grunde eingewandt wird, woran die dunkle und verworrene Schreibart *Semlers* Schuld ist. Allein auch hier fehlt es nicht an Kritteley, z. B. S. 16. über die Herrschaft der *Vulgata*, S. 28. über gemeinen griechischen Text, Ausdrücke, die verdrehet werden, um gegen *Semler* zu streiten. Das Schlimmste aber ist, dass der Vf. nur die angeführte und keine andere Stelle aus der Vorbereitung zum Grunde legt. *Semler* selbst hat in dem Register zu den vier Stücken der hermenevtischen Vorbereitung unter dem Worte: *Recensionen, verschiedene, was sie sagen wollen*, gar nicht auf jene im dritten Stück, sondern auf eine andere im vierten nachgewiesen. Hätte nicht ein billiger Censor diese mit zur Hülfe nehmen sollen, um die wahre Meinung *Semlers* zu erforschen? *Semler* wollte es überhaupt nur wahrscheinlich machen, dass es schon in alten Zeiten mehrere Recensionen, Ausgaben, ἐκδόσεις des griechischen Textes gegeben, dass nicht griechische Mspte aus lateinischen Uebersetzungen interpolirt seyen, sondern bey diesen eine andere griechische Recension zum Grunde liege. Wie viel man nun solcher griechischen Recensionen annehmen, und wie man sie benennen wolle, war ihm nicht so wichtig, als das Daseyn derselben bewiesen zu haben. War er nun in jenem Stücke nicht immer mit sich selber einig, oder drückte er sich nicht immer bestimmt genug aus: so geschah doch dieses unbeschadet dessen, was in seiner Theorie das Wesentliche und neu war. *Griesbach* hat sie weiter ausgeschmückt, die Recensionen classificirt, und ihnen schickliche Benennungen gegeben. Ihn als einen blossen Schüler und Nachbeter *Semlers* anzusehen, und ihn aufzufordern, die Semlerschen Meinungen zu erklären, wie der Vf. thut, ist unrecht. Er muss unabhängig von *Semler* beurtheilt werden. Der Vf., so übel er sich auch gebehrdet, wenn von Recensionen die Rede ist, hat doch die Beschaffenheit derselben (S. 54.) anerkannt und beschrieben. Zur Ersparung des Raums wollen wir nur den Anfang hersetzen: „*Manche Handschriften lernt man aus wenigen Seiten kennen.*" *Griesbach* sagt das nämliche, wenn er von Recensionen spricht. Die von dem Vf. S. 50. gegebene Erklärung einer Recension kann man gelten lassen; nur übertreibt er nach Gewohnheit die Sache in der Anwendung. Von S. 56. erfolgen einige Bemerkungen, bezeichnet A — L, die sich auf den Streit beziehen. Gleich in der ersten wird der Alexandrinischen Recension der Vorzug gegeben, wenn sie ausgemittelt werden könnte, welches aber dem Vf. unmöglich zu seyn scheint; zugegeben, dass man sie nie vollständig erreichen wird, muss man sich nicht bestreben, ihr nahe zu kommen? Die drey Fehler in der Griesbachschen *ersten* Ausgabe der Briefe Pauli, die S. 57. nota b. angeführt werden, und die der Vf. nicht für Druckfehler gelten lassen will, sind es doch unstreitig. Sie sind alle drey in der neuesten verbessert. Hier und auch sonst behauptet der Vf. ganz dreist, *Griesbach* habe die Kirchenväter nicht gelesen, nehme die Citate blos aus den Registern u. dgl. m. Wer behaupten kann, dass *Griesbach* nicht den *Origenes* gelesen habe, kann mit eben dem Rechte dem Vf. streitig machen, dass er das N. T. gelesen habe. In der Bemerkung E. S. 69. kommt er wieder auf die lateinischen Uebersetzungen, denen *Griesbach* ein grosses Gewicht in Bestimmung der occidentalischen Recension beylegt, wovon der Vf. aber nichts wissen will. Er erklärt sie für Unsinn, so wie (S. 51.) *für von Schulknaben zusammengeschmiert.* Die am meisten von *Griesbach* u. a. geschätzten Handschriften werden nicht glimpflicher behandelt. Die Codd. *Wetstein* A. D. in den Evangel., und D. E. F. G. oder *graeco latini* sind von Dummköpfen und Betrügern geschrieben! Von den Kirchenvätern wird S. 74. geurtheilt, sie seyen *in der Kritik nachlässig und ganz ohne Treu und Glauben.* Jedoch ist der Vf. nur genau in Worten, wenn vom Griechischen die Rede ist. Denn S. 42 f. macht er zwey Klassen von Kirchenvätern, *in so fern sie zur Kritik des N. T. dienen.* Sollen sie dazu auch nur auf eine entfernte Art dienen: so muss ihnen Treue und Glaube nicht ganz abzusprechen seyn. Und doch wird S. 77. geklagt, dass sie alle Leser in Ungewissheit und Verwirrung setzen. — (S. 79.) Hebr. 13, 2. haben einige lateinische Uebersetzer *latuerunt*, andere *placuerunt.* Der Vf. erklärt sich die Lesart so, dass statt *latuerunt* einige Codd. *perlatuerunt* gehabt haben, woraus *platuerunt* (weil *per* in Mspten abbreviirt wird) und endlich *placuerunt* entstanden sey. Die Erklärung würde Beyfall verdienen, wenn *perlatere* ein lateinisches Wort wäre. Besser ist dem Vf. seine Kritik über *sanavit* im Lateinischen des *Cod. cantabr.* für ἔίασε Apost. Gesch. 14, 16. gelungen. Der Uebers. las ἴασε, und dachte nicht daran, dass, wenn es *sanavit* bedeuten sollte, es ἰάσατο heissen müsste (S. 81 f.). *Griesbach* hat auch in der letzten Ausgabe die von dem Vf. bitter getadelte Conjectur, dass man statt *sanavit*, *sivit* lesen müsse, zurückgenommen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 19. December 1806.

ERDBESCHREIBUNG.

MÜNCHEN, im Verl. d. kurfürstl. privil. Zeitungs-Comt.: *Beschreibung der kurbaierischen Haupt- und Residenzstadt München* — — von *Lor. Hübner* u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 299. abgebrochenen Recension.*)

Der *letzte* Abschnitt, unter der Aufschrift: Allgemeine Nachrichten, verbreitet sich über die bürgerliche, kirchliche, militärische Verfassung, über Erziehungsanstalten, literarische Institute, literarische und Kunstsammlungen, in München wohnende Schriftsteller und Künstler, über die polizeyliche Verfassung, milde Stiftungen, öffentliche Vergnügungen, Strassen, Posten und Boten, und theilt hierauf noch einige vermischte Nachrichten, besonders für Fremde, mit. Wahr ist es wohl, was S. 256. von der ehemaligen kirchlichen Verfassung gesagt wird: „Durch eitel Andachtübungen, mit Kerzendampf, und im Schimmer des vergoldeten Metalls, unter Wolken von Weihrauch ward dem allgläubigen Volke die reine Aussicht in die höhern Regionen der Religion geraubt. Man betete, und schändete die Sitten; man geisselte sich, und blieb gottlos; man drängte sich zu Bittgängen und den Abendandachten der Klöster, liess sich unzählige Male bekreuzen und segnen, und feilschte zur Unzucht." Wie gesagt, alles dieses ist wohl wahr; ob man aber nicht im Gegentheile sagen könne: Man betet jetzt nicht mehr, und schändet die Sitten doch; man geisselt sich nicht mehr, und bleibt doch gottlos, ist freylich eine andere Frage. S. 265. stiessen wir auf einen sehr heftigen Ausfall auf die ehemaligen Prediger aus dem Mönchsstande: „Von den Kanzeln der Tempel, heisst es, erschallen (jetzt) die Stimmen besserer Volkslehrer; keine unverschämte Mönchsgurgel heult Ach und Weh über jede landesherrliche Verordnung, welche Licht schaffen will, und kein verbildeter, grobsittlicher Zellenwüstling darf sich zur Ehre Gottes mehr erfrechen, die Landes-Majestät im Angesichte des durch Heucheley und frömmelnde Wuth bethörten Pöbels zu verlästern." Wir können nicht bergen, dass uns dieser äusserst heftige Ton, der sonst dem bescheidenen Freunde der Wahrheit fremd ist, misfiel. Am wenigsten hätten wir einen so unsanften Ausbruch in unsern Tagen erwartet, wo man immer so laut von Humanität spricht. Wir geben gern zu, dass die meisten Prediger damals immer nur ihre mönchische Denkungsart zu verbreiten suchten, dass sie die Moralität, anstatt sie zu befördern, im eigentlichen Sinn untergruben, und folglich weit mehr schadeten, als nützten. Allein die meisten aus ihnen waren wohl keine Betrüger, sondern Betrogene, die nach ihrer Ueberzeugung sprachen; eben darum verdienten sie mehr unser Mitleid, als unsern Hass. Der Staat hat zu derselben Zeit sie und ihr Geschrey geduldet; es ist also wohl mehr die Schuld des Staats, als die ihrige, dass sie schaden konnten. Gegenwärtig duldet die weisere Regierung sie und ihr Geschrey nicht mehr; sie sind ausser Stand gesetzt, ferner zu schaden. Man lasse sie also im Frieden ruhen! Von S. 265 — 268. ist eine grosse Anzahl Andächteleyen und religiöser Missbräuche angezeigt, welche die Regierung bereits eingeschränkt, oder ganz abgestellt hat, was wir nicht anders, als im höchsten Grade billigen können. Gern hätten wir aber gesehen, wenn der Vf. zugleich alles dasjenige namhaft gemacht hätte, was zur Begründung einer bessern Religion unter dem Volke an die Stelle der abgewürdigten Missbräuche gesetzt worden ist. Dass nun die Mönche nicht mehr predigen, ist kein hinreichendes Mittel, indem auch Weltpriester genug im Lande als Prediger auftreten, die um nichts besser sind. Einige allgemeine Angaben sagen im Grunde nichts; z. B. der Gottesdienst ist überall zu Ehren gebracht (wodurch? auf welche Art?); die gebotenen Feyertage müssen heilig gehalten, und im Geiste der Religion und Kirche gefeyert werden (wurden sie zuvor nicht auf dieselbe Art gefeyert? wie feyert man sie denn jetzt? doch nicht auch noch Morgens in der Kirche, und Abends in der Schenke?).

Bey Beschreibung der Erziehungsanstalten hält sich der Vf., wie billig, etwas länger auf, als bey Behandlung manches andern Gegenstandes. Sehr erfreulich sind die Nachrichten von dem immer schönern Aufblühen einer männlichen und einer weiblichen Feyertagsschule, womit auch eine Zeichnungsschule verbunden ist, von der Abschaffung aller Winkelschulen, von der Errichtung einer Präparandenschule für künftige Schullehrer, einer Industrieschule, u. dgl. m. Bey Vertheilung der Preise unter die Zöglinge aus den Feyertagsschulen erhielt im Jahre 1803. ein Schüler, der sich am meisten ausgezeichnet hatte, als Hauptpreis einen Capitalbrief von 130 fl., vier andere wurden mit schönen Börsen nebst 13 fl. am Gelde, die übrigen mit sehr schönen Büchern belohnt. Von den verdientesten, zwey Schülerinnen der weiblichen Feyertagsschule erhielt eine einen Capitalbrief zu 150, und die zweyte 100 fl. baar; drey andere erhielten Börsen mit 13 fl. Geld, und schöne Kleidungsstücke. Die Capital-

pitalbriefe verdankte das Vaterland der ehemaligen bayerschen Salzgesellschaft, die Summe von 100 fl. den Mitgliedern der Harmonie, und den Stoff für die meisten Kleidungsstücke, in einem Werth von 113 fl., steuerte der Fabricant von Arnhard bey. Solche Anstalten berechtigen allerdings zu schönen Hoffnungen; allein offenbar übertrieben ist es, wenn S. 402. versichert wird, dass der Staat für das Beste des Schulwesens keine Ausgabe zu hoch finde. Die öffentlichen Geldquellen für das Schulwesen fliessen bey weitem nicht so ergiebig, als nöthig wäre, um dasselbe überall in einen guten Stand zu setzen. Unter den literarischen Instituten der Stadt München begreift der Vf. die Akademie der Wissenschaften, die Buchhandlungen und Buchdruckereyen, die Kunsthandlungen, die Leseinstitute, die in München herauskommenden Journale, das topographische Büreau, und die Hofsternwarte. Die Akademie der Wissenschaften befand sich seit einiger Zeit nicht in ihrem blühendsten Zustande. „Kleine Zwiste, heisst es S. 409., Kriegsungemach, lauere Hofgunst, Abspannung des literarischen Eifers, und überhaupt der Zahn der Zeit, der alle Institute dieser Art, wenn sie nicht durch immer regen Sporn der Aneiferung fortgetrieben werden, zu benagen pflegt, haben auch hier ihre traurigen Einflüsse fühlbar gemacht, und den Wunsch immer mehr aufgeregt, dass eine mächtige Hand sich des hinfälligen Gebäudes annehmen, ihm seine erste Würde wieder geben, und einen ausgebreitetern Wirkungskreis verschaffen möge." Ein anderer, hier nicht berührter, Umstand, welcher der Akademie nach und nach vieles von ihrem Ansehn entzog, war wohl auch die gar zu freygebige Aufnahme beynahe eines jeden zum Mitgliede, welcher der Akademie eine Abhandlung eingesandt hatte. Zu den literarischen und Kunstsammlungen in München zählt der Vf. die Hof- und Centralbibliothek, die akademische Bibliothek, die Bibliothek der kurbayerschen Landschaft, einige Privatbibliotheken, die Sammlung der Akademie von physicalischen, chemischen und mathematischen Instrumenten, derselben numismatisches, Naturalien- und Mineraliencabinet, wie auch die antiquarische Sammlung der Akademie, die Schätze der kurfürstlichen schönen Kapelle, die Schatzkammer, das kurfürstliche Münzcabinet, den Antiquitätensaal, die Archive, die kurfürstl. Gemäldegallerie, die Gallerieen zu Nymphenburg und Schleissheim, und eine Gemäldesammlung des Buchhändlers Strobel. Auffallend ist S. 425. die Nachricht, dass ein beträchtlicher Theil der akademischen Bibliothek verschwunden ist. „Kein Verzeichniss, einige Bruchstücke ausgenommen, beurkundet ihre Lücken, und niemand weiss, in welche Hände die Bücher ausgewandert sind." Unter den Privatbibliotheken hätten die des Grafen Max von Preysing, und die gräflich Tattenbachische genannt zu werden verdient. Die Schätze in der sogenannten schönen Kapelle und in der Schatzkammer sind beynahe unbeschreiblich. In letzterer befindet sich auch die berühmte Trajanische Säule, d. i. ein getreues und vollkommen genaues Modell jener berühmten Säule, welche zu Rom auf dem sogenannten Trajansplatze steht. Der Kurfürst Karl Theodor hatte sie von seiner zweyten Römer-Reise mit sich gebracht. Die Gemäldegallerie enthält an 3000 Stücke; ferner eine Kupferstichsammlung von mehr als 100,000 Stücken, mit 2000 Originalzeichnungen. Der nicht mehr bestehenden Malerakademie und der gleichfalls bereits eingegangenen Bauschule hätten wir nicht S. 444 u. f. bey den literarischen und Kunstsammlungen, sondern im vorhergehenden Abschnitt bey den Schul- und Erziehungsanstalten Erwähnung gethan. Die polizeyliche Verfassung ist hier unter folgende Rubriken gebracht: Ernährungs-, Sittlichkeits-, Sicherheits-, Gesundheits-, Bequemlichkeits- und Besserungsanstalten. Unter der Benennung: Ernährungsanstalten, hätten wir eine Beschreibung der zu München befindlichen Manufacturen und Fabriken, der Handelshäuser, der Märkte u. s. w., die wohl S. 214., wo von den Gewerben die Rede war, an ihrem Platze gestanden hätte, nicht erwartet. Dafür würden wir die Nachrichten von dem Armenwesen, von der Rumfordischen Suppenanstalt u. dgl. lieber hier, als unter der Aufschrift: Sicherheitsanstalten, gegeben haben. Die Bandfabrik des H. Lenz, und die Köllmayrische Nudelfabrik verdienten hier keine Erwähnung; die Errichtung der erstern wird wohl immer ein blosses Project bleiben, und die letztere ist in ihrem Beginnen wieder erstickt. Das Armeninstitut ist von ziemlich grosser Bedeutung. Im J. 1803. belief sich die Einnahme auf 93,891 fl. 47 Kr., und die Ausgabe auf 89,427 fl. 17 Kr. 6 Hlr. Das Almosen hatten in allen 1857 Personen genossen. Ueber 800 Arme wurden mit Kleidern und Bettgewande versehen, 185 Kranke auf Kosten des Instituts in Krankenhäusern untergebracht, 96 in dem mit dem Institut verbundenen Armenversorgungshause, und 26 in andern Spitälern (zur lebenslänglichen Versorgung) ernährt, gegen 400 Arme in dem Spinnhause des Instituts in der Au beschäftigt, und beträchtliche Summen auf besondere Unterstützungen, z. B. Hauszinsbeyträge, Begräbnisskosten, Lehrgelder u. dgl. verwendet. Um den Arbeitsfähigen Erwerb und Unterhalt zu verschaffen, hat man das Gebäude des aufgehobenen Nonnenklosters am Anger zu einem Beschäftigungshause eingerichtet. München zählt vier Waisenhäuser, wovon aber das Hofwaisenhaus die Kinder einzeln auf dem Lande erziehen lässt, sieben Krankenhäuser und Lazarethe, ein Findelhaus, zwey Irrenhäuser, drey Spitäler für gebrechliche Alte, ein Armenhaus der englischen Fräulein, worin arme Mädchen ernährt und erzogen werden, ein Armenversorgungshaus auf dem Gasteige, worin das Armeninstitut unbehülfliche Arme und Greise lebenslänglich versorget, eine mildthätige Gesellschaft, und mehr andere wohlthätige Institute und Stiftungen. Unter den öffentlichen Vergnügungen sind die vornehmsten das Hof- und Nationaltheater, die musikalischen Akademieen- und Liebhaber-Concerte, die Redouten im Carneval, und das Scheibenschiessen. Ein sehr vollständiger Entwurf einer Bibliothek der Münchner Stadtgeschichte, welchen der

der Vf. dieser Beschreibung angehängt hat, wird den Freunden der bayerschen Geschichte sehr willkommen seyn. Er nimmt volle 25 Seiten ein. Den Beschluss machen einige Nachträge und Berichtigungen, und ein Register dieser Abtheilung, welchem wir aber eine grössere Reichhaltigkeit gewünscht hätten. Wie dieses mühsam ausgearbeitete Werk sich durch eine grosse Genauigkeit in der Angabe der Merkwürdigkeiten, durch eine grosse Mannichfaltigkeit derselben, und gröfstentheils durch eine gute Anordnung der Materialien auszeichnet: so empfiehlt es sich auch durch eine reine, gute Schreibart. Der Vf. ist einer von den äusserst wenigen bayerschen Schriftstellern, deren Schriften von Sprachfehlern und Provinzialismen gröfstentheils frey sind.

Leipzig, b. Crusius: *Caucasiarum regionum et gentium Straboniana descriptio, ex recentioribus aevi notitiis commentario perpetuo illustrata.* Accedunt excursus nonnulli de nomine Caucasi etc., auctore *Christophoro Rommel*, Philosophiae in Georgia Augusta Doctore. 1804. 99 S. 8. (12 gr.)

Obgleich diese Schrift von der philosophischen Facultät zu Göttingen nicht mit dem Preise, um welchen sie sich bewarb, und der dem Hn. *Lünemann* zuerkannt wurde (s. A. L. Z. 1804. Nr. 210.), gekrönt worden ist: so verdiente sie doch gedruckt zu werden. Die Excerpte aus Strabo, worin von den kaukasischen Ländern gehandelt wird, sind am Ende abgedruckt und in Abschnitte getheilt und die vorangehende Abhandlung, in gleich viele Abschnitte getheilt, ist als ein Commentar über den Strabo anzusehen. Ein geographisches Register, das sich aber nicht über den griechischen Text erstreckt, erleichtert das Auffinden der Gegenstände, wovon die Rede gewesen ist, und giebt dieser Abhandlung einen Vorzug vor der *Lünemannschen*. Ein wichtigerer Vorzug ist der, dass, statt dass *Lünemann* bloss *Güldenstädt* und *Reinegge* mit den Nachrichten des Strabo vergleicht, Hr. *R.* viele andere Reisen zu Rathe gezogen hat. Das ist aber sehr zu bedauern, und das mag auch bey dem Concurse der Abhandlung zum Nachtheile gereicht haben, dass er der lateinischen Sprache lange nicht so mächtig ist, als sein Nebenbuhler. Wir wollen nur ein paar Stellen, die beide aus dem Strabo übersetzt haben, zum Beyspiele anführen. Hr. *R. Cyrus caterique fluvii eum complentes terrae quidem virtutibus accedunt. — Inaequalitatem maris, quod aestuans accedit, relisiones augent.* Was zur Erklärung des ersten Satzes S. 46. Note *b*) gesagt wird, dass die Interpreten Unrecht gehabt, die bloss an die Fruchtbarkeit des Bodens gedacht haben, *nam et navigari fluvium inter terrae virtutes refertur*, ist theils undeutlich, theils durch den Strabo selbst widerlegt, der von dem Ansatz, den das feste Land durch den Schlamm der Flüsse erhält, dass sie die Güte des festen Bodens vermehren, das Meer aber verändern, ταῖς μὲν τῆς γῆς ἀρεταῖς προσλαμβάνουσιν, τὴν δὲ θάλατταν ἀλλοτριοῦσιν. Zur Erklärung des zweyten Satzes ist nichts angeführt. Hr. *L.* übersetzt eleganter S. 24. *Cyrus Albaniam perfluens reliquique eum implentes fluvii soli quidem ubertatem adjuvant* etc. — *Inaequalitatem augent disjunctiones per aestus*, welches man doch mit Hülfe der hinzugefügten Erklärung verstehen kann. — Hr. *R.* S. 49. *Vites omnino non fodiuntur, quinquennio quovis anno putantur. — Phalangiorum alia cum risu necant homines, alia flentes ob desiderium suorum.* Sonderbare Insecten, die lachend den Menschen tödten! Aber man lese Hn. *L's* Uebersetzung: *Vites nunquam omnino fodiuntur, quinquennio demum exacto putantur. — Phalangiorum morsu affecti nonnulli risu pereunt nonnulli flentes desiderio suorum.* Die Fabeln der Griechen von dem griechischen Ursprunge einiger caucasischer Nationen, denen sie griechischlautende Namen gegeben haben, werden von Hn. *R.*, so wie auch Hr. *L.* gethan hatte, verworfen. Hr. *R.* leitet *Achaei* von *Agu* ab, das in der Sprache der *Absne*, oder Abassen, *Mann* bedeutet. Dieselbe Bedeutung hat *Zug* in der Sprache der Tscherkessen, woraus die Griechen Ζυγοι gemacht haben (S. 12.). Die Erklärung gefällt uns besser, als die bey Hn. *L.*, weil sie auf bespannten Wagen herumgezogen sind, *quia jugis* (ζυγοῖς) *vehebantur*. In den angehängten 7 Excursen über den Namen Caucasus, die caucasischen Bergwerke, den Ursprung der Iberer, die *Reineggs* für Abkömmlinge der Hebräer hält, über die Georgier, Tscherkessen und Aorsi, welche letztere mit den Hunni und Awari einerley sind, und den Werth der Reisen des sel. *Reineggs*, der nur auf die neue Geographie, und selbst auf diese nicht unbedingt, beschränkt ist, findet sich derselbe Fleiss und Scharfsinn, der aus der Beschreibung selbst hervorleuchtet.

Paris, b. Laporte: *Atlas moderne portatif, composé de vingt huit cartes sur toutes les parties du globe terrestre, et de trois chartes astronomiques;* contenant une introduction à la connaissance de la Sphere, et de la Mappemonde, et une explication détaillée de chaque Carte particulière; à l'usage des maisons d'instruction, et de toutes les personnes, qui veulent apprendre, ou enseigner la Geographie. *Nouvelle* édition, augmentée d'une Carte de la République française avec une explication, ou l'on désigne la province, à laquelle chaque Departement correspond. An X. gr. 8. (3 Rthlr. 12 gr.)

Diese neue Auflage oder vielmehr blosse Ausgabe alter Karten würde kein günstiges Vorurtheil für den geographischen Unterricht in Frankreich erwecken, wenn man keine besseren Hülfsmittel hätte. Stich, Druck, Papier und Illuminirung dieser 28 Karten sind nicht zu empfehlen. Die Zeichnungen selbst müssen schon ziemlich alt seyn; auf der Vorstellung des Weltgebäudes nach Copernicus sieht man weder Uranus noch seine Trabanten, weder Ceres noch Pallas und Juno.

Die Karten haben ziemlich die Grösse von 2 Octavseiten, so dass sie in der Mitte zusammengelegt die Bücher-

Bücherform in gr. 8. geben; einige find aber grösser und auf diese Form zusammengelegt.

In der Einleitung (S. 12.) kommen 11 Königreiche vor, worunter Frankreich das erste ist; das Königreich Polen ist das fünfte. Nach der alten Eintheilung von Frankreich folgt (S. 19.) auch die Republik. Venedig hat noch 14 Staaten als Republik zu regieren. Die Niederlande, Holland, Deutschland und Polen, alle wie sie ehedem politisch eingetheilt wurden u. f. w. Der übrige Text, oder Erklärung zu den Karten, läuft fort bis S. 54. Dann folgen die Karten selbst.

Die zwey Hemisphären stechen sehr ab von denen, wie sie die deutschen Künstler zu liefern gewohnt sind, die Längen- und Breitengrade sind hier die Hauptsache, die Oberfläche der Erde nur Nebensache; — von den Inseln im Südmeere sieht man keine, nur einige Namen. Die Karte von Europa ist nach der oben angegebenen Eintheilung illuminirt, die Zeichnung vom Ingenieur *Brion* zwar in mathematischer Hinsicht ziemlich genau, aber auf Schönheit darf sie gar keinen Anspruch machen. — Zwey Karten von Frankreich sind in grösserem Format entworfen nach *Moithey's* alter Eintheilung des Königreichs, und eine neuere nach Departements vom X. Jahre der Republik. Die andern Karten, Spanien und Portugal, Italien, die vereinigten und die östreichischen Niederlande, Deutschland ncah den Kreisen (der kurrheinische ist mit zu den ober- und niederrheinischen gezogen), Polen, wie es ehemals eingetheilt wurde; das europäische Rufsland; Dänemark, Norwegen und Schweden; England; Schottland; Irland; Ungarn und die europäische Türkey; Asien; asiatische Türkey; Karte von denjenigen Oertern, wovon in den Büchern des neuen Testaments die Rede ist; Ostindien; China und die japanischen Inseln; Afrika; Aegypten; Nordamerika, Südamerika; Westindien und der mexicanische Meerbusen; Neuengland, York, Jersey, Pensylvanien; Virginien und Maryland, und Jamaika. Die astronomischen Bestimmungen auf diesen Karten sind ziemlich genau; da aber dieser Atlas selbst nur eine neue Ausgabe älterer, und, wie man sieht, zum Theil sehr fehlerhafter Karten ist, und es in Deutschland an schönen Karten nicht mangelt: so dürfte er in Deutschland sein Glück nicht machen.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Leo: *Ideen zu geschmackvollen Möbeln*, mit reicher und einfacher Verzierung. *Erster* Heft. 1805. mit 10 ausgemalten Kupfert. kl. Querfol. (5 Rthlr.)

Tische, Stühle, Canapées, Glaslampen, Bettstellen, Comoden, Schränke, Spiegel u. f. w. von mannichfaltiger Gestalt, mehr und weniger reich verziert nach dem gegenwärtig herrschenden Geschmack, und also für jeden, der gesonnen ist, seine Wohnung stattlich zu möbliren, oder auch für Handwerker, welche Hausgeräth nach den Forderungen modischer Kundleute verfertigen sollen, ein sehr brauchbares Werk; ja ein wahres Schatzkästlein von mannichfaltigen, zum Theil auch wirklich hübschen Mustern. Auch ist für das Auge gesorgt; die Umrisse sind reinlich gestochen, die Schatten mit Aquatintamanier gefällig angedeutet, und alles sehr sauber illuminirt. — Aber einem denkenden, für höhere Ansichten empfänglichen, Beobachter muss es bald auffallen, dass der jetzt geltende Geschmack die Antiken zwar nachahmt, aber das Wesentlichste, ihren Geist, ihre einfache Schönheit sich anzueignen nicht versteht: man wird einen Ueberfluss von niedlichen Ornamenten gewahr; allein auf die rechte Zweckmässigkeit der Geräthe, auf schickliches Verhältniss der Theile unter einander ist wenig geachtet; manchmal scheinen die Zierathen sogar hinderlich zu seyn, dem Schweren ist Leichtes angefügt, Starkes dem Zarten und Schwachen zu tragen gegeben, der Schmuck überhäuft u. f. w. Das geschah bey den Alten nicht; nie findet man bey ihnen das Gleichgewicht der Theile gestört, nie zufällige Verzierungen zur Hauptsache gemacht und den eigentlichen Zweck der Sache vernachlässigt.

Ebendaf., b. Ebendemf.: *Ideen zu Zimmerverzierungen*, für Säle, Zimmer und Cabinets. 1805. mit 13 Kupfertafeln, von welchen 11 illuminirt sind. Querfol. (6 Rthlr.)

Man kann dieses Werk füglich als das Seitenstück zum vorigen, oder als dessen Begleiter ansehen; es ist beynahe eben so reinlich ausgeführt, und enthält gleichfalls niedliche Verzierungen nach der gegenwärtig üblichen Weise; es mag daher auch eben so wie jenes, als brauchbar empfohlen werden: doch sind die dort geäusserten Bemerkungen auch hier gültig, so bald man sich zu einem höhern Standpunkt erheben und nach der Strenge urtheilen will. Betrachten wir indessen diese Ideen mit gehöriger Nachsicht jede einzeln: so scheinen uns Tab. IX. XI. u. XIII. dem wahren guten Geschmack am nächsten verwandt und also vorzüglich beachtenswerth zu seyn. Der ersten von den genannten Tafeln liegt vermuthlich ein flüchtiger Entwurf nach einem Zimmer im Herzogl. Schlosse zu Weimar zum Grunde; Schade nur, dass die sehr hübsche Verzierung der gewölbten Decke dieses Zimmers nicht auch zugleich mitgetheilt worden. Auf der andern Tafel Nr. XI. erscheint eine einfachere, für bürgerliche Wohnungen passende, und, wenn das Thürstück abgeändert würde, im Ganzen recht niedliche Zimmerdecoration. Die dritte Tafel Nr. XIII. stellt, nicht illuminirt, bloss in Aquatintamanier, ein prächtig nach Pariser Mode aufgeschmücktes Zimmer perspectivisch dar; die Verzierungen desselben sind in ägyptischem und griechischem Geschmack überaus elegant.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 20. December 1806.

GESCHICHTE.

Nürnberg, b. Lechner: *Auch ein Wort über die Schwandnersche Urkunde vom Jahre 1243. und über die Anfangs-Epoche des Gebrauchs des Leinenpapiers in deutschen Kanzleyen,* von *Franz Jos. Bodmann,* Vize-Präsidenten des Tribunals erster Instanz u. s. w. zu Mainz u. s. w. 1805. 56 S. 8. (4 gr.)

Der Schreiber der an sich höchst unbedeutenden Urkunde vom Jahre 1243., welche im Jahre 1788. *Schwandner* als die älteste auf *Leinenpapier* bekannt machte, dachte gewiss nicht, dass mehrere Jahrhunderte nach ihm noch so manche Feder darüber in Bewegung gesetzt werden würde. *Schwandner* schrieb darüber eine eigene Abhandlung (*Chartam lineam antiquissimam — exponit.* Vindod. 1788. 4.), worin er, nachdem die durch die bekannten Göttingenschen und von Meermannschen Preisfragen geweckte Aufmerksamkeit der Gelehrten bis zur ungefähren Bestimmung des Anfangspunktes der Urkunden auf Leinenpapier in den ersten beiden Decennien des vierzehnten Jahrhunderts gelangt war, nun diese Epoche um mehr als ein halbes Jahrhundert hinaufzurücken sich befugt erachtete. Die Göttingenschen Rec. sprachen durch wichtig scheinende Zweifel diesem Documente fast unwiederruflich das Urtheil der Falschheit (Anz. v. gel. S. 1789. Nr. 83.), und auch *Klüber* (in der kl. jurist. Biblioth. IX. 428.) forderte strengen Beweis über die Echtheit des Documents, und darüber, dass dasselbe wirklich auf ungemischtem Leinenpapier geschrieben sey, ehe er der *Schwandnerschen* Behauptung beyzupflichten sich bewogen finden könne. So blieb es ein fast durchgängig angenommener Satz der Diplomatiker, dass die ältesten Urkunden auf Leinenpapier den Anfang des 14ten Jahrhunderts nicht überstiegen, bis *Gatterer* im Abrisse der Diplom. S. 6. das Daseyn desselben schon im 13ten Jahrhunderte annahm, ohne sich jedoch darüber zu erklären, ob er durch *Schwandner* oder *Montfaucon* (*sur la plante appellée Papyrus* im 6ten Theil der *Mém. de l'Acad. des Inscr. et belles lettres*), den Rec. indess hierin nicht gern zum Gewährsmanne annehmen möchte, dazu vermocht worden, und *Zinkernagel* im Handb. für Archivare und Registratoren. Nördl. 1800. §. 19. ihm hierin folgte. Diesen neuern Grundsatz hat auch *Schmidt-Phiseldeck* in seiner Anl. z. deutschen Diplom. Braunschw. 1804. §. 49., und zugleich in Beziehung auf eine der Akademie nützlicher Wissensch. zu Erfurt eingesandte, unter dem Titel: Ist die älteste Urkunde auf Leinenpapier wirklich nicht echt? 1804. besonders abgedruckte Abhandlung, die Echtheit des *Schwandnerschen* Documents angenommen. Gegen diesen Aufsatz ist hauptsächlich die vorliegende Untersuchung des Vice-Präs. *Bodmann* gerichtet, der sich, längst schon als juristisch-historischer Schriftsteller zu seinem Vortheile bekannt, hierin auch als denkenden Kritiker zeigt, und zu einer Stimme im Fache der Diplomatik um so mehr berechtigt ist, da eine langjährige Aufsicht über sehr reichhaltige Archive ihm zur Sammlung interessanter Bemerkungen über dahin gehörige Gegenstände die erwünschteste Gelegenheit gab. Daher ist sein Urtheil über die Urkunde nicht gleichgültig, und hierin liegt der Grund, weshalb wir uns bey der Anzeige dieser kleinen Schrift etwas länger verweilen.

Hr. *Schmidt Phiseldeck* hatte in der vorangeführten Schrift die *Schwandnersche* Urkunde gegen die Göttingenschen Zweifel zu vertheidigen gesucht, und darauf aus Gründen der Wahrscheinlichkeit den Schluss gebauet, dass, wenn jene Zweifel nicht von wichtiger Erheblichkeit blieben, die Echtheit des Documents bis auf weiteres nicht in Abrede zu stellen seyn möchte, weil theils der mit so guten historischen Kenntnissen und langjähriger archivalischer Erfahrung ausgerüstete *Schwandner* sie versichere, theils die Urkunde auf der Wiener Bibliothek liege, noch keiner der vielen Reisenden aber das Gegentheil der *Schwandnerschen* Versicherung bekannt gemacht, und auch der in der *Schwandnerschen* Schrift nicht auf das glimpflichste behandelte *Gruber* gegen *Schwandner* dennoch nicht aufgetreten, überdem ein Grund zum Erfinden einer so unbedeutenden Schrift kaum aufzufinden sey. Der Vf. der vorliegenden Abhandlung nun tritt erstern in der Unerheblichkeit der beiden Einwürfe bey, dass nämlich die Urkunde ein an den Rücken gehängtes Siegel habe, und dass es nicht wahrscheinlich sey, dass gerade unter Friedrich II., der die Ausfertigung der Urkunden auf Pergament selbst eingeschärft hatte, hiergegen gehandelt wäre, und bestärkt noch dasjenige, was Hr. *S.* darüber gesagt hatte. Dagegen legt er desto mehr Gewicht auf die beiden andern Einwürfe, dass man nämlich noch nie eine kaiserliche oder königliche deutsche Urkunde aus dem 13ten Jahrhunderte auf Leinenpapier geschrieben aufgefunden habe, und dass die Urkunde zu Barletta in Apulien, folglich in Italien ausgefertigt worden, wo aber das Leinenpapier noch vor der Mitte des 14ten Jahrhunderts ganz unbekannt gewesen sey. Hr. *S.* hatte beide mit der Bemerkung abgefertigt, dass, wenn das *Schwandnersche* Document übrigens die Probe der Echtheit hielte, diese bisher von den Diplomatikern

tikern angenommenen Sätze dadurch aufgehoben würden. Hr. *B.* stellt dagegen die Unwahrscheinlichkeit auf, da kaiserliche Ausfertigungen auf Papier vor Rudolph I. noch nicht bekannt geworden, und auch diese anfänglich nur an geringere Stände, nie aber an solche von hohem Range, wie ein Erzbischof von Salzburg und ein Herzog von Oestreich, gerichtet gewesen, ein *Commissorium* an diese sogar auf Baumwollen-, geschweige denn auf Leinenpapier zu den ärgsten, nicht vorauszusetzenden Anomalien des damaligen Kanzleystils gehören würde, und überdem die ersten Spuren des Leinenpapiers in Italien sich erst funfzig bis sechzig Jahre später zeigten. — Die grosse Erfahrung, welche der Vf. aus dem höchstwichtigen Mainzischen Archive sich erwerben konnte, geben seinen Versicherungen über den ersten dieser Sätze sehr viel Gewicht — doch scheint der *Schmidtsche* Schluss, wenn die Richtigkeit der Voraussetzung dargethan wäre, dadurch nicht entkräftet zu werden: und über die Periode, wie früh es Leinenpapier in Italien gegeben habe, ist noch keineswegs so bestimmt abzusprechen, als es vom Vf. hier geschehen ist. Denn, wenn im J. 1414. bereits vor mehr als 60 Jahren Papiermacher sich in Frankreich niedergelassen gehabt, und vordem das Papier von Lombardischen Kaufleuten theurer erkauft war (*Duboullai Histor. Universit. Paris.* V, 278—280. N. Hannov. Magaz. 1805. Nr. 63. 64.): so müsste die Papiermacherkunst in Italien wohl ein höheres Alter, als die Mitte des 14ten Jahrhunderts haben, und es liesse sich vielleicht aus den anfänglich höheren Preisen dieses Fabricats wohl erklären, wenn es in früheren Zeiten nicht unangemessen gehalten wäre, auch an angesehene Reichsstände ein schlechtes *Commissorium* auf dieses Material zu schreiben. — Ausserdem trägt der Vf. noch einige neue aus der Fassung der Urkunde selbst hergenommene Zweifel gegen deren Echtheit vor: nämlich 1) die Schreibart *Haustrie* für *Austrie.* Letzteres sey allein unter Friedrich II. gebraucht. Rec. tritt diesem bey, indem er bey sorgfältigem Nachforschen noch nie das *H* vor *Austria* in kaiserlichen Urkunden jener Zeit fand; hält aber übrigens diese Bemerkung nicht für sehr erheblich, weil sie als eine blosse Aspiration nur dem Expedienten in der Kanzley könnte zur Last gelegt werden. 2) Der Ausdruck *antiquo et consueto jure* sey für damalige Zeiten nicht diplomatisch, weil man Gewohnheit und Recht unterschieden, und erstere nie Recht genannt habe. — Dagegen liessen sich indess wohl gleichbedeutende Ausdrücke aus jenen Zeiten finden (vergl. *du Fresne s. voce Consuetudinaria lex*); und *consuetum jus* sollte wohl nur so viel als *consuetudo* heissen. 3) Gegen den Ausdruck: *quorum bona, si sine legitimis heredibus decedant; ad jus et proprietatem ipsius monasterii libere pervenirent*, welcher keine Urkundensprache jener Zeiten und zu platt sey, liesse sich manches einwenden — welches jedoch Rec. nicht findet, und der Meinung ist, dass, wenn eine Urkunde lediglich aus einzelnen darin vorkommenden Ausdrücken und Wendungen der Rede verdächtig gemacht werden soll, sehr wenige die Probe bestehen möchten, weil jeder Concipient natürlicher Weise sich anders und oft schlecht genug ausdrückte. 4) Der in der Schlussformel befindliche *hiatus* (der nach *Schwandner modicus* seyn solle) sey unerklärbar, und als ein nur mässiger aus den Formularen der kaiserlichen Urkunden nicht auszufüllen, wozu, da das ganze Datum fehle, ein bedeutender Raum erforderlich seyn würde. — Darauf liesse sich vielleicht erwiedern, dass, da das Document überall nicht mit den Förmlichkeiten einer feyerlichen Urkunde versehen sey, in der Datumsformel auch wohl einige Abkürzung eingetreten seyn könne, und überdem dieselbe, selbst wenn sie eben so gefasst wäre, als in der bekannten goldenen Bulle vom J. 1232. (*Ludewig reliq. Manuscript.* etc. VII, 515.), so gar lang zu seyn nicht gebraucht hätte. Das Entstehen des *Hiatus* aber ist erklärt, wenn es richtig ist, was *Schwandner* S. 18. anführt, dass das Document an dieser Stelle durch Moder abgängig geworden sey.

Wir übergehen manche Nebenbemerkungen, wodurch der Vf. gegen *Schwandner* und dessen letztern Vertheidiger die Wahrscheinlichkeit der neuern Entstehung der oftgedachten Scriptur darzulegen sucht, weil es uns überall scheint, als ob auf dasjenige, was für oder gegen die Echtheit derselben bis jetzt geschrieben worden, vorerst noch nicht viel ankomme. Das ganze Document nämlich ist von so äusserst geringfügigem Inhalte, dass es nur darum zu einem gewissen Grade der Wichtigkeit für den Diplomatiker gelangen konnte, weil es auf *Leinenpapier* geschrieben seyn soll. Mit diesem Umstande steht und fällt sein ganzes Ansehen, und es ist nicht der Mühe werth, aus diplomatischen Gründen für oder gegen dessen Echtheit zu streiten, ehe nicht erwiesen ist, dass es wirklich auf *Leinenpapier* geschrieben sey. — Diess nun bezweifelt der Vf. aus den bekannten historischen Gründen, und sucht den Satz darzuthun, dass, wenn das Document echt sey, es unmöglich auf dem eben erwähnten Materiale geschrieben seyn könne, und hierin besteht von S. 9—37. der wichtigste und besonders interessante Theil seiner Schrift. Er giebt mit vieler Bestimmtheit und Deutlichkeit die Kennzeichen der von ihm selbst seit mehr als zwanzig Jahren untersuchten verschiedenen Papiersorten vom Ende des XI. Jahrh. an, und setzt seine Leser in den Stand, darnach in vorkommenden Fällen mit Richtigkeit urtheilen zu können. Er beschreibt demnach Baumwollenpapier aus dem Ende des XI. XII. und XIII. Jahrh., gemischtes aus Baumwolle und Leinen, vom Schlusse des XIIIten, und blosses Leinenpapier seit dem Anfange des XIV. Jahrh., prüft die bis jetzt angenommenen Unterscheidungsmerkmale derselben, welche nicht immer zutreffend sind, und giebt aus seiner Erfahrung bestimmtere Regeln zur Entdeckung des wahren Papierstoffes in zweifelhaften Fällen. Diese scheinen Rec. sehr beyfallswürdig, und verdienen um so viel mehr Vertrauen, als der Vf. das einzig richtige Mittel zu sichern Resultaten wählte, mit gebildeten praktischen Papierfabricanten deshalb zu

zu communiciren. — In Ansehung unsers Documents nun bleibt bis jetzt die in Hinsicht auf dasselbe einzig wichtige Frage noch unentschieden: ob das Material nämlich, worauf es geschrieben ist, die Probe des Leinenpapiers hält. Zu deren Entscheidung ist die Schwandnersche Versicherung, da sie nicht auf einer strengen Untersuchung beruhet, daher *Schwandner* vielleicht irren konnte, noch nicht hinreichend. Zu wünschen wäre daher, dass die Wiener Bibliothek dieses Document competenten Gelehrten zum Behuf einer strengen Prüfung seines Materials anvertrauete (welche freylich, da die Urkunde selbst nicht zerstöret werden darf, nicht ohne einige Schwierigkeiten ist), und dass diese ihr Urtheil darüber nebst dessen Gründen dem Publicum umständlich vorlegten. Entschieden diese für das reine Leinenpapier: dann erst träte das Geschäft der eigentlichen Diplomatiker ein, aus den innern und äussern Kennzeichen der Urkunde über ihre Echtheit zu entscheiden, und dann erst wird es der Mühe werth, alle Gründe dafür und dagegen sorgfältig abzuwägen. — Möchte doch jener Wunsch recht bald in Erfüllung gehen, damit nicht andere Nationen Ursache haben, uns für sehr indolent im Fache der Wissenschaften zu halten, wenn wir eine in der Geschichte der Erfindungen äusserst wichtig scheinende Entdeckung (dergleichen die Schwandnersche, wenn es damit seine Richtigkeit hat, ist) an zwanzig Jahre mit einer so grossen Kälte beynahe vergessen, dass wir uns nicht einmal die Mühe geben, zu prüfen, ob sie auf Wahrheit oder zu entschuldigender Täuschung beruhe. — Vielleicht können die beiden mehrgenannten kleinen Schriften, indem sie die Schwandnersche Urkunde wieder ins Andenken bringen, zur Erreichung dieser Prüfung Veranlassung geben, und dann ist beiden schon deshalb ihr Verdienst nicht abzusprechen; die Entscheidung neige sich übrigens auf welche Seite sie wolle. — Die vorliegende Schrift aber verlassen wir mit der Nebenanmerkung, dass die Diplomatiker wohl schwerlich mit dem Vf. einstimmen möchten, wenn er S. 45. den Begriff der *Urkunden* dahin bestimmt, dass sie seyen: *schriftliche Aufsätze, in der Absicht gefertigt, irgend etwas bekannt zu machen, zu beweisen, der Vergessenheit zu entziehen*, und wenn er sogar Quittungen, Notizen, Rechnungen u. s. w. S. 44. unter die Urkunden zählet. Nach seinem Begriffe würden nicht nur alle Geschichtsbücher vom Livius und Polybius bis auf unsere Zeiten, sondern jedes geschriebene und gedruckte Blatt, mithin der gesammte Umfang des menschlichen Wissens, in so fern er in Schriften enthalten wäre, unter die Urkunden und ins Gebiet des Diplomatikers gehören; und dann Wehe einer Wissenschaft, welche eine solche Universalität erhält, dass kein menschlicher Verstand ihren Umfang zu überschauen vermag. Ihr Ende ist nicht fern, und das der Diplomatik bedarf wahrlich einer solchen Beschleunigung nicht, da es zum grössten Nachtheile gründlicher Geschichte, durch das geringe praktische Interesse, welches der Genius der Zeit ihr übrig lässt, ohnehin mehr als zu sehr beschleunigt zu werden scheint.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BRAUNSCHWEIG, b. Reichard: *Norddeutsche Beyträge zur Berg- und Hüttenkunde.* Herausgegeben von *Joh. Friedr. Ludw. Hausmann*, Herzogl. Braunschweig. Kammersekretär u. s. w. *Erstes* Stück. 1806. 132 S. gr. 8. (12 gr.)

Mit Vergnügen zeigt Rec. diese Sammlung schätzbarer Aufsätze über einzelne Gegenstände der Berg- und Hüttenkunde an, welche nach der Vorrede als eine Fortsetzung des Herzynischen Archivs, welches Hr. Dr. *Holzmann* seither in zwanglosen Heften herausgab, betrachtet werden kann. Der Herausg., welcher bereits durch mehrere mineralogische Schriften vortheilhaft bekannt ist, nimmt auch Aufsätze von andern auf, und es kann daher diese Sammlung, deren anspruchloser Titel weniger erwarten lässt, als der Inhalt leistet, mit der Zeit ein schätzbares Magazin für berg- und hüttenmännische Erfahrungen werden, besonders wenn Hr. *H.* in seiner löblichen Absicht durch das Publicum gehörig unterstützt wird. Was den in dieser Sammlung enthaltenen Aufsätzen und Abhandlungen einen besondern Werth giebt, ist, dass hier keine weitschichtigen Theorieen und Hypothesen aufgestellt und durchfochten, sondern nur praktische Beobachtungen und Erfahrungen dem Publicum zu näherer Prüfung bescheiden dargelegt werden; dass in dem Ganzen ein humaner Ton herrscht, und man keine Spur von vorgefassten Meinungen und Lieblingsideen bemerkt, welche für die Wissenschaft so äusserst selten gewinnbringend sind, und sich oft genug in offenbare Widersprüche auflösen. Sehr wohl thut der Herausg., dass er die geognostischen u. s. w. Merkwürdigkeiten des nördlichen Deutschlands zum Gegenstande seiner Schrift gewählt hat: denn gerade hier fehlt es noch gar sehr an aufklärenden Nachrichten. Im Hannöverschen z. B. liebte man ehedem die Publicität in solchen Dingen (besonders solchen, die das Hüttenwesen betrafen) eben nicht; man hatte die, freylich nicht ganz richtige, Idee, dass ein Schriftsteller gemeiniglich kein guter Geschäftsmann seyn könne — eine Idee, welche die Erfahrung schon vielfältig widerlegt hat. Daher die wenigen Berg- und Hüttenbeamten, welche es wagten, ihre Beobachtungen und Erfahrungen (wodurch Niemanden Schaden erwuchs, wobey aber die Wissenschaft selbst gewinnen konnte) dem Publicum mitzutheilen. Im Braunschweigischen dachte man in dieser Hinsicht immer anders; man sah es gern, wenn fähige Staatsdiener die Resultate ihrer im Dienst gemachten Erfahrungen dem Publicum vorlegten, indem nun die höhern Behörden mit den Kenntnissen ihrer Subjecte bekannt und vertraut wurden, und so mehr oder weniger von ihnen fordern konnten. In den Hannöverschen Staaten hat sich freylich in den letztern Zeiten auch Manches geändert, und die jetzige Lage der Dinge wird hoffentlich auch über die naturhistorischen und technischen Merkwürdigkeiten dieses Landes mehrere Publicität herbeyführen, wozu auch durch die angekündigte Her-

Herausgabe eines Magazins der Eisenberg- und Hüttenkunde von einigen Berg- und Hüttenbeamten am Harz mitgewirkt werden wird, nachdem *von Trebra*, *Lasius*, *Stünkel*, *Jordan*, *Hasse*, *Blumhof* u. a. die Bahn dazu rühmlichst gebrochen haben. In dem vorliegenden *ersten* Stück dieser Beyträge finden sich übrigens folgende Abhandlungen. I. *Bemerkungen über den Schillerstein von der Baste in der Harzeburger Forst*, mit besonderer Rücksicht auf *Freyeslebens* Monographie desselben. Vom *Herausgeber*. Dieses bekannte Fossil wird hier zur Hornblendeart gezählt, und unter zwey Spielarten vertheilt, wovon die eine schillernde, die andere talkartige Hornblende genannt, und gehörigen Orts im System eingeschaltet wird. Bey der ausführlichen Beschreibung der Krystallisation wird *Freyesleben's* Monographie berichtigt. II. *Eine bergrechtliche Beobachtung*, vom Zehndner *Meyer* zu Goslar. Bey dem Steinkohlen-Bergbau in einem Lande, wo die Steinkohlen nicht zu den Regalien gehören, finden die gemeinen Privatbergrechte keine uneingeschränkte Anwendung. III. *Erzählung eines Versuchs, die deutsche Frischmethode durch Anlegung eines besondern Reckheerdes zu vervollkommnen.* Vom Hüttenschreiber *J. E. Kohl*, zur Wilhelmshütte im Braunschweigschen. Unstreitig die interessanteste Abhandlung unter allen. Hr. *K.* untersucht die Fehler der gewöhnlichen deutschen Frischmethode, und findet es vortheilhaft, das Schmelzen und Ausschmieden des Roheisens, welche bey dieser Methode unmittelbar auf einander folgen, zu trennen, und schlägt dazu einen eignen Reckherd vor, worin die Luppenstücke zum Ausschmieden vorbereitet werden. Es werden hier mehrere, auf Herzogl. Braunschweigischen Eisenhütten angestellte Versuche erzählt, welche die Zweckmässigkeit dieses Vorschlags beweisen, und daher Nachahmung verdienen. Hr. *K.* hat dadurch den Abbrand beym Verschmieden beträchtlich vermindert. So wurden bey einem dieser Versuche auf der Karlshütte aus 57 Centnr. Roheisen in 75 Stunden Zeit mit 42¼ Mass Kohlen 49 Ctnr. 111 Pfd. Stabeisen in Luppenstücken, und aus diesem im Wärmefeuer in 64 St. 49 Min. Zeit mit 29 Mass Kohlen 41 Ctnr. 81 Pfd. ausgeschmiedetes Stabeisen erhalten. Es betrug also der Abbrand 8 Ctnr. 30 Pfd., oder über 16 Procent, welcher bey einer vollkommnern Einrichtung des Wärmfeuers noch vermindert werden kann. IV. *Einige Bemerkungen über die St. Andreasbergschen Gänge*, von dem Bergschreiber *Oeslmann* zu St. Andreasberg. Besonders werden *Charpentiers* Beobachtungen über die Erzlagerstätten auch mit Beyspielen in den Andreasbergschen Gängen bestätigt. Möchte Hr. *O.* fortfahren, seine fernern geognostischen Bemerkungen dem Publicum mitzutheilen! V. *Ueber den Quadersandstein, besonders über dessen Vorkommen in Niedersachsen*, vom Herausg. Die jüngere Formation des Sandsteins, welche in Niedersachsen sehr häufig vorkommt, ist einer genauern Untersuchung würdig, weil sie nicht nur Steinkohlen, sondern auch Eisenstein einschliesst, und daher für den Berg- und Hüttenmann wichtig ist. *Werner* unterscheidet drey Sandsteinformationen, den sogenannten Kohlen-, bunten- und Quadersandstein; letzterer wird hier vorzugsweise betrachtet. Die ganze interessante Abhandlung verstattet aber keinen Auszug. VI. *Uebersicht des Verfahrens bey Aufbereitung der Erze in den Klausthalischen Puchwerken*, von *Karl Heinr. Engelh. Seidenstücker*, Vicebergschreiber zu Klausthal. *Calvör* hat in seinem grossen Werke über das Maschinenwesen des Harzes eine Beschreibung der Aufbereitung geliefert, so wie solche zu seiner Zeit war; weil aber seit jener Periode darin manche Veränderungen eingetreten sind: so ist diese Nachricht von dem jetzigen Verfahren bey der Aufbereitung am Oberharze desto willkommner und zweckmässiger. VII. *Etwas über blaue Eisen-Hohofenschlacken.* Vom Herausg. Hr. *Lampadius* hält das phosphorsaure Eisen für das färbende Princip der blauen Hohofenschlacke, welcher Meinung nachher mehrere andere Hüttenmänner beygetreten sind. Hr. *H.* zeigt aber durch Beyspiele, dass dieses nicht immer der Fall sey, sondern dass vielmehr sich auch da oft blaue Schlacke erzeuge, wo nicht eine Spur von Phosphorsäure vorhanden sey, und hält daher die von *Quantz* aufgestellte Theorie von der Färbung der Hohofenschlacken für die wahrscheinlichste. Nach dieser entstehen blaue Schlacken alsdann, wenn in der Schmelzung verhältnissmässig mehr Kohlenstoff und weniger Säurestoff vorhanden ist. Diese Hypothese gründet sich auf die bekannte Erfahrung, dass blaue Schlacken nur beym völlig garen Gange des Ofens zu fallen pflegen. Dieses wird noch durch das Beyspiel einiger niedersächsischen Eisenhütten bestätigt. Jedoch will der Herausg. dadurch keineswegs behaupten, dass die Ursache der blauen Schlacken niemals in der Gegenwart der Phosphorsäure bestehen könne. VIII. *Versuche mit einigen Erzen vom Harz im kleinen Feuer*, vom Schichtmeister *Bauersachs* zu Zellerfeld, machen den Schluss dieses Stücks aus.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Nürnberg*, b. Lechner: *Tractatus medico-chirurgicus de ossium inflammatione*, auctore *Christoph. Guil. Joann. Schramm*, M. D. 1805. 61 S. 8. (4 gr.) — Eine Probeschrift, wodurch die Lehre von der Knochenentzündung und ihrer Behandlung keinen bedeutenden Zuwachs erhalten hat.



ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 22. December 1806.

SCHÖNE KÜNSTE.

Halle, in d. Neuen Societäts Buchh.: *Donatoa. Epopöie*, von *Franz v. Sonnenberg*. *Erster* und *zweyter* Band. 1806. XXVI u. 254 S. gr. 12. (1 Rthlr. 12 gr.)

Das, Erwartung spannend im Int. Bl. dieser Zeitung Nr. 39. angekündigte, Werk eines jungen — zu früh für die Kunst abgeschiedenen — Dichters liegt jetzt zur Hälfte vor uns, und wir sollen nun den Maßstab der strengen Kritik an dasselbe halten. Kein ganz leichtes Geschäft, wenn man bedenkt, wie viel Schwankendes noch in der Theorie der Epopöe herrscht, und dass wir das seltne Werk eines ungewöhnlichen Genius vor uns haben, der, hoffend, sich der Unsterblichkeit in den Herzen der Nachwelt versichert zu haben, untergieng. Zwar ist nichts gewöhnlicher, als hierauf keine Rücksicht zu nehmen, aber auch nichts unbilliger, und nichts niederdrückender zugleich für die vorzüglichen unserer aufstrebenden Geister, als zu wissen, dass man nicht mit Achtung und Liebe nach ihrem Hintritt ihrer gedenken werde. Nachsichtig soll die Kritik darum nicht seyn, sorgfältig aber; sorgfältig, dem, der sich nicht mehr rechtfertigen kann, kein Unrecht anzuthun; sie soll nicht Fehler verdecken oder bemänteln, aber auch keine andichten; soll nichts Verfehltes verschweigen, aber auch das Gelungene, das wahrhaft Vortreffliche ans Licht ziehn: soll nicht blos ins Allgemeine hin tadeln, sondern wenigstens eifrig den Gründen nachforschen, aus denen ein ungewöhnlicher Geist gewohnte Bahnen verliess. Ein ungewöhnlicher, sagen wir: denn von einem, den blos Dünkel aufblähte, kann nicht die Rede seyn; wozu ihn mit jenen Rücksichten unverdient ehren? dass aber *hier* kein gewöhnlicher Geist zu uns spreche, zeigt jede Seite seines Buchs, sogar die verfehlte noch, und darum ist's nicht blosse Billigkeit, sondern die heilige Gerechtigkeit selbst, die dem Kritiker jene Rücksicht als Pflicht auflegt.

Um vors Erste von dem Dichter im Allgemeinen zu reden, so ists unläugbar, dass er ein wirklich grosses Dichtergenie ist. Wir finden in ihm Tiefe und seltne Fülle, Kraft und Hoheit, und, wo er das Zarte und Liebliche, das Rührende und Pathetische darstellt, eine Innigkeit des Gemüths, die ihm nur mit wenigen gemein ist. In reichen, gewaltigen Strahlen springt seine Phantasie hoch auf, viele Stellen athmen eine *stürmende* Begeisterung, und setzen eine Gluth in der Brust des Dichters voraus, die man, mit ihm selbst, kaum übertrieben, vesuvisch nennen könnte. Sein Reichthum ist ungemein; im Erhabenen und Tändelnden ist er gleich glücklich, neben riesenmässigen, gigantischen, furchtbaren Bildern stehen, wie in der Schweiz neben himmelhohen Alpen, die lieblichsten Elysien der Idylle. Seine Seele muss rein, sein Geist hoch gestimmt, sein Herz Liebe gewesen seyn. — Und seine Fehler? — Die müssten sich wohl am sichersten aus der Darlegung seines Plans und der Ausführung ergeben. Darum zu ihnen!

Wär' es nicht längst eingeführte Sitte, die Epopöe mit Anrufung der Muse zu eröffnen: so hätte unser Dichter, wie sich späterhin von selbst ergeben wird, sie einführen müssen. — Hoch über der Erde steht der Weltschutzgeist:

> Ueberall rauschte das Leben um ihn, auf Strahlengewölken
> Schwebt' er empor, sein freundliches Auge durchirrte die Welt itzt;
> Mütterlich hing er an der Welt, an ihr, wie zum Kusse des Abschieds;
> Jetzo senkt' ers gegen die scheidende Abendsonne.
> Bebend erlöscht' ihm das ewige Lächeln; noch wandt' er's zur Erde
> Und wie die Klage getrenneter Lieb', entklang ihm die Stimme.

Eine rührend elegische Klage folgt, in welcher er Abschied nimmt von der Erde. Mord, Unterjochung, Verschwindung der Unschuld, Verläugnung der moralischen Freyheit in Lehre und That, herrschende Sinnlichkeit, Verachtung des Heiligen und Ewigen, Austilgung des Ebenbilds der Gottheit im Menschen zwingen ihn, die geliebte Erde zu verlassen. Unter anderm heisst es:

> Scheiden muss ich, o Menschengeschlecht, ach scheiden von dir itzt,
> Menschengeschlecht, das ich wiegt' in der Wiege des Paradieses;
> Wo mich immer, und selbst aus den Armen der Jenseitgeliebten,
> Liebende Sehnsucht wieder hinab zu dem Brudergeschlecht zog!
> Ach, woran ich so liebend gewöhnt bin; das aus des Schöpfers
> Hand in die Arme, als Kind, mir kam, wo ich jauchzte zum Schöpfer:
> Nimm mich nie von der Erd', und schliessen auch Hügel des Schlummers
> Söhne des Lichts, lass blühen den Hügel für mich auf der Erde!

Er versammelt um sich die Schutzgeister der Menschen, sie zum Vater der Erde zu senden, um einen *kräftigern* Geist zu bitten, der fortan die Erde leite. Sie

Sie schweben empor, und nachdem sie wieder die Menschen gezeugt,

> Wo mit ewigem Krieg, zur Lust, die Herrschenden spielten,
> Und auf Völkergebeinen sich Thron' an Thronen erbauten, u. s. w.

und *die finstern Todesengel* Weltuntergang gefodert haben, wendet sich *der sanftere Himmel* an den Mittler, mit einer sehr eindringenden Bitte um Verwendung bey dem Richter. Mit Liebe, aber nicht ohne Würde, willfahrt der Mittler den Bittenden, mit höherer Würde antwortet Jehovah, und übergiebt dem *Donatoa* Erde und Menschengeschlecht. *Donatoa* ist der Erste der Todesengel, der Erste aller Geschaffnen. Er ist fürchterlich schön. Geschaffen, als nur noch Chaos war, verfolgte dieses ihn wüthend, er aber schlang sich an die Brust Jehovahs. Tödten war seines Daseyns Zweck, wo er aber tödtete, blühte Leben auf. Jehovah sagte zu ihm:

> Sieh, so bist du geschaffen, dass Schöpfung werde dein Tödten,
> Heilige, Donatoa, in dir den Richter als Schöpfer!
> Ahnden wird dich der künftige Himmel, doch spät dich erahnden,
> Bleibe mir treu, denn du bist die erste Liebe des Schöpfers!

Jetzt rüstet sich *D.* zum Erdkreis nieder zu steigen, ihm folgt der Todesolymp, aber auch Michael, der Erste der Engel, um *D.* zu bitten, dass er ihm frey gestatte, Wege zur Rettung für das Menschengeschlecht einzuschlagen. Als Michael die Erde erblickt, erwacht all sein Gefühl in ihm, und er *muss* ihm Ausbruch gestatten.

> Friede mit dir! du sternenbekrönete Mutter der Menschen!
> Zu dir komm' ich hinab, zu ihm dich wieder zu führen,
> Welcher den Himmel und dich auf Einem Arme getragen! u. s. w.

Dieser ganze Ausbruch ist so natürlich, so wahr, so ganz an seiner Stelle, dass es Fehler seyn würde, wenn er fehlte. Wer kann zu einem geliebten Gegenstand eilen, ihm Trauriges zu verkündigen! Wer wird nicht sein Gefühl vorher erleichtern! Erst nachdem Michael diess gethan, vollzieht er seinen Auftrag. *D.* indess rüstet die dunkeln Schrecknisse um sich, um der Erde ein Vorbild ihres Untergangs zu geben. Jahre lang schon hatte ein Stern gewankt, zum Erdball herabzustürzen, jetzt gebeut der Donnerer, wie *D* genannt wird; und der Stern stürzt. Die ganze Natur der Erde kömmt in Verwirrung; ein Vorspiel ihres Untergangs, sehr überdacht hier eingeflochten. Das Trümmergestirn ist in das Weltmeer gestürzt, bildet dort zwölf schwindelnde Berghöhn, und rings umher sinken immer noch Trümmer herab. Zärtlich klagend tritt Adami, der Erde Schutzgeist, vor den Donnerer:

> Nimm's denn hin, mein Geliebtestes, nimm mir denn ab das Leitband!
> Dein ist jetzo die Welt, ich *war* ihr Führer — u. s. w.

Mildernd seine Verderben entgegnet Donatoa:

> Selber wähle die Welt itzt zwischen Himmel und Hölle;
> Wählt sie die Höll', ha, Schonung der Welt kennt dann nicht diess Rachschwert,
> Jede Spur der Herrlichkeit Gottes erlösch' in der Erde.
> So zu verwandeln des Ewigen Spur, sieht dann mich der Himmel,
> Mich hier wandeln die Hölle. Du bebst? dem Engel des Todes
> Rufen höhere Pflichten, als dir, Erzengel! und kam ihm
> Höhere Freyheit, — sein leisestes Schwanken wird Sturz vom Olymp ihm!
> Mitleid ist Schwäche dem Todesengel.

Michaels Milde vertrauend wendet sich Adami indess nicht ohne Hoffnung von der Erde, es werde doch wieder ein Göttermenschen Geschlecht an ihrem Busen hangen, und mit dem Trost:

> Hör' itzt, Erde, den höheren Himmel, der Mächtige hilft dir, u. s. w.

schwingt er sich empor.

Auf diese Weise ist die Exposition im *ersten* Gesange gemacht, und man muss gestehen, mit gleich viel Einsicht als Kunst. Wir wurden gleich in die Begebenheit hinein versetzt, mit allen Umständen bekannt, Vertraute der Motiven, und bis an den Punkt geführt, wo theilnehmendes Interesse für die Begebenheit in uns erwacht, indem wir zweifelnd zwischen Furcht und Hoffnung in der Mitte stehen, und nicht ohne Erwartung dem Ausgang entgegen sehen, der nur dunkel und leis bis jetzt angedeutet ist. Vielleicht, dass er bestimmter angedeutet ist im *zweyten* Gesang v. 54. Hievon aber, wenn erst das Ganze vor uns liegen wird. Die *erste* Hälfte des *zweyten* Gesanges ist damit ausgefüllt, dass Donatoa die Schutzgeister der Menschen um sich versammelt, um von ihnen selbst den Zustand des Menschengeschlechts zu erkunden. Diesen Theil können wir im Ganzen nicht zu den gelungenen zählen, obwohl es nicht an einzelnen Schönheiten fehlt. Was das Menschengeschlecht des Untergangs würdig zeigen soll, hätte kräftiger herausgehoben werden müssen. Zwar scheint es, der Dichter habe sich nur nicht vorgreifen, die Steigerung nur nicht selbst vernichten wollen, indem gleich darauf, wo Donatoa selbst sieht, alles markiger, kräftiger hervortritt: allein dann hätte er lieber jene ganze Scene vernichten sollen, womit, wir gestehen es, er sich einen Dienst erwiesen hätte. Eine Stelle aus vielen müssen wir ausheben. v. 523 fgg.

> Gott ist! riefs doch in aller Natur, sie konnten nicht läugnen;
> Dunkel scholl es itzt her: das All ist Gott! und nun hielt sich
> Jeder für Gott, und all sein Wirken für göttliche That dann,
> Göttliches Laster! so schrien hier Stimmen zu stygischer Unthat,
> Wahrheit und Lüg' ertönen vor Gott als ewiger Einlaut!

Die Stelle v. 564. *Welttirannin, dir weh!* u. s. w. ist ganz in der hohen Begeisterung der alten Propheten hingestürmt; eben so die gleich folgende Stelle, der Un-

Untergang Roms. So lange du im Einzelnen nur mich verheeren siehst, sagt *D.* zu Michael bey der Zurückkunft, bin ich nur Warner, und du kannst noch hoffen. Die Olympier entwickeln nun den Plan zu der Rettung des Menschengeschlechts näher. Nur durch die erhabensten Menschengeister, die ihr Geschlecht mit dem Engelreich harmonisch verbinden, kann der Himmel sich der Erde offenbaren, und die Erde wieder vom Fall erhoben werden. Zwey solche Geister leben noch, *Eliora* und *Heroal*, jener Greis, dieser Jüngling; sie sind die Auserwählten. Zugleich sendet Donatoa an Satan, er solle die Stygischen von der Erde zurückrufen, auch der Himmel werde die Seinigen entfernen, damit die Menschheit frey dastehe.

Von der Unterredung Michaels mit Eliora späterhin. Dass der Vf. nicht bloss im Nebelraume der Phantasie sich leicht und frey bewege, sondern auch mit schaffender Kraft innerhalb der Sphäre der Menschheit wirken könne, wo die Umrisse bestimmter, die Formen charakteristischer, der Ausdruck bedeutender werden, zeigt die Unterhaltung Eliora's mit Heroal zur Gnüge: und hätte er auch nur die einzige Stelle dieser Art geliefert; so würde man bekennen müssen, er gehöre nicht zu den Nebulisten und Phantasmisten, und sey mit dem menschlichen Herzen und der Kunst, das, was in ihm sich regt, dichterisch darzustellen, nicht unbekannt gewesen. Diese ganze Stelle ist vortrefflich angelegt und durchgeführt, und von hoher ergreifender Wirkung. Der Charakter ruhiger Weisheit in dem Greise und der leidenschaftlichen moralischen Schwärmerey in dem zugleich auch schwärmerisch liebenden Jüngling, der die Natur überbietet, sind wahr, kräftig, treu gezeichnet, beide sind mit genauer Berechnung der Wirksamkeit gegen einander contrastirt, jeder Zug im Gemälde so sicher, dass man die Hand des Meisters und des Menschenkenners geübten Blick absichtlich müsste verkennen wollen, um sie hier nicht zu erkennen. Aus dem vielen Trefflichen auch hier nun kleine Probe. Eliora spricht:

Sieh, Geliebter, geböte die Kraft, und wären die Menschen
All' Kraftseelen, die finsteren Heldenalter ja herrschten;
Hier wär' Ende der Welt; doch, führten Liebe und Sanftmuth
Brüderlich Hand in Hand die Menschen, Heroal, die Welt wär
Rings Paradies, und es hätten nicht mehr die Religionen
Einen Himmel zu lehren, denn Gottes Reich wär' auf Erden.

Ihm mit Feuer Heroal darauf: den Menschen ins Antlitz
Blick', und dann frag': hält wohl eine schwindelnde Welt noch die Sanftmuth?
Völker klirren in Ketten, und, hör't, es schrey'n Nationen,
Nicht mehr zu Menschen, ha, diesen verzweifeln und lachen die Menschen;
Fühlend die Ohnmacht schreyn sie zu Gott; schwach nennt ich darum sie.

V. 1273. sagt Heroal:

Deine Liebe nur weinet die Welt an, richtet sie nicht auf.

Diese Stelle kann zugleich Anführung des Inhalts ersetzen. Den Knaben *Zeton* übergiebt Eliora am Ende dem Heroal, ihn der Schwester Herkla zu überbringen, welcher er Kunde von Heroal und dessen Bildniss lange schon zugesendet habe.

Während dieses auf der Erde geschieht, ist Leli Alphaod zur Hölle niedergestiegen, ihr Donatoa's Willen kund zu thun. Alle Schauer und Schrecken sind in der That um diese Hölle hergelagert, und sie ist noch weit mehr der Sitz des Entsetzens als bey *Klopstock*. Aber auch *Klopstocks* Satan selbst ist nicht so schwarz, als dieser, allein — mit Recht. Bey *Milton*, nach den ersten Zeiten des Falls, schmerzt es ihn noch zu Zeiten elend zu machen, im *Messias* ist elend machen seine Wollust, und in der letzten Katastrophe muss er ja wohl zum *Maximum* der Bosheit aufgestiegen seyn. Von Satans Gegenrede diess:

Scherze Jehovens, mit euch, ha, mit Euch Verträge zu schliessen!
Und ums Menschengeschlecht, das Mein ist, das ich, Jehoven
Selber ins Antlitz, lacht mir die Lust, zertrete zum Unding!
Er verschenkt es! .. verschenkt wohl noch endlich den Orkus und Satan!
Fleuch, Elender, zum Sklavenolymp, sag' Euerm Tyrannen:
Stolz ja soll er sich fühlen, wenn Satan würdig es achte,
Selbst das Jehovageschöpf zu verderben, das, seit der Geburt schon,
Sieh, ein ewiges Nichts, stets ringt, ein Etwas zu werden,
Ha, und nicht kann, und es fühlt, sich fühlt als Chaos, das Schöpfung
Werden *sollt'* und nicht *ward*, dumpf wähnt, im erträumeten Jenseits
Werd' es *Wesen*, hier sey's nur der Anfang des *Werde* Jehovens.

Darauf wendet sich Satan an die Mächte des Orkus mit dem Gebot, sich über der Papststadt zu versammeln. Schauderhaft prachtvoll ist die Beschreibung von dem Heraufzug Satans (1647.). Ihm folgen *Adramelech*, *Belial*, *Abaddon*, *Beltiligrab*, *Brülliel*, *Azarbali*, *Belzebub*, und viele andre. Vergebens will Alphaod ihren Heraufzug hindern, sie sind die Mächtigern.

Im *dritten* Gesange vertheilt Donatoa die Todesengel um die Erde, und Satan hält mit den Seinigen hohen Rath über dem Todesmeer der versunkenen Rom. Die ganze Stelle der Berathschlagung ist nah daran, eben so schön zu seyn, als der unübertroffene Eingang des *vierten* Gesangs im Messias. Nach aufgehobner Versammlung eilt Satan zu Abdul:

Sey der Herrscher der Welt, dir übergeb' ich die Erde,
Nimm sie als dein! doch Kriege nur holen das Göttergeschenk ab.
Gott ist jeder sich selbst, zeigt nur sich als Gott, wenn er Alle
Niederzwingt als Sklaven zu Füssen; sie all' als die Diener
Seiner Gottesbegierde beherrscht; je grösser der Gott nun,
Grösser auch so die Begier, und wer mit flammendem Durste
Greift nach der ganzen Welt, dem gehört sie durchs Recht der Natur schon.

Und später:

Sieh, wenn der Zufall nur die Welt hinstreckte zu Füssen,
Abdul, du nur der Glückliche hiessest, wo wär dein Triumph da?
Nein, die Welt steh wider dich auf, dass über den Sternen
Götter einander erzählen, und Götter im Orkus einander:
Seht, die Welt war der Riese, den Er hinstürzte im Zweykampf,
Kenn' allein als Scepter den Tod, gebeut, die Empörer
Winseln um dich; sie fluchen sich selbst, dass sie wider dich wagten!

Wie

Wie Satan diese Gedanken eingehaucht hat, übergiebt er Abduln dem niedern Belzebub, dass dieser mit ihm ende. Abdul sammelt Heere, die Königreiche der Welt mit Schlachten zu bestürmen, und Satan freut sich, dass hindurch Heroal, wider Michaels Plan, zu früh zu Thaten gereizt werde. Von Herrscher zu Herrscher ist indess Satan geeilt, und naht sich zuletzt dem überreichen, geizigen Demagogen Allwil. Ihm ruft er zu:

> Armer! (da horcht' ihm Allwil auf, voll Hoffnung der Gabe,)
> Aermster! so lange die Welt nicht dein ist, kommst du zum Ziel nicht!
> Kaufe dir eigen die Welt, sie wird für die Schätze dir Sklavin,
> Dann ja hast du das All! Doch, siehst du die goldene Sonn' auch?
> Hast du die Erd', auch jene wird dein, doch für Schätze der Sonne!
> Sieh nun den Menschen, — so kann er ja Gott im Ewigen werden!
> Liegt als Haufe die Welt um dich her! fortsammele, Allwil,
> Schaue, das Weltall ist nur der Schatz, die Habe der Gottheit;
> Werde, nach Pflicht, gottähnlich! . . erspäh's, wie die Erde dein Schatz wird!

Eliora hat sich in die Einsamkeit zurückgezogen, wo er, das Schicksal aller Religionen prüfend, hinauf bis zum Ursprung forscht, und beobachtet, wie sie, nachdem sie Jahrtausende hindurch die Kindheit der Menschheit geführt, untergingen, wo die herangebildete Menschheit edlere Form bedurfte.

> Jedes Alter der Welt giebt ander Gebild ihr, die Zeiten
> Wachsen heran, und werfen die Form wie veraltet Gewand ab;
> O, nur der Geist, die Wahrheit in ihr, diess nur, was von Gott kommt,
> Wiedergehet zu Gott, das Göttliche nur ist das Ew'ge!

Indem er so, über Welt und Zeit erhaben, die Geschichte der Menschheit betrachtet, und es immer lichter in ihm wird, bereitet er sich ernster, der Welt, nicht die Form der alten Jahrtausende, nicht das Vergängliche in ihr, sondern den Geist der Religionen, das Ewige wieder zu geben. Eben bereit, als Tugendlehrer die Laufbahn zu beginnen, naht sich, ihn zu versuchen, Abaddon, allein der Weise steht fest. Heroaln aber erschüttert die Nachricht des ausgebrochenen Kriegs, sein ganzes Wesen wird Sturm, und mit Ungestüm treibt es ihn zu Thaten, nach denen seine Seele lechzt. Da aber noch die Zeit für ihn nicht erschienen ist, soll er zurückgehalten werden, Michael sagt zu seinem Schutzgeist Dälion:

> — Schon überall seh' ich von Festen die Welt voll,
> All' erweckt durch der Finsterniss Reich! Jetzt, Dälion, führe
> Fern ihn vorüber der Welt, zeig' ihm in allen das Schöne!
> Abende werd' ich bilden umher, so schön, dass der Erde
> Alle Herzen hinaus in die Gottesschöpfung sie locken,
> Dass die Welt auch in ihnen die Lieb' Allvaters erahnde!
> Zeige sie ihm als Nachbild ewiger Schön', und in ihnen
> Leb' er ganz, sie erheben sein Herz zu höherer Liebe,
> Dass sie ihn halte zurück von der jetzt zu gefährlichen Laufbahn!

Diese Stelle darf man durchaus nicht übersehen, will man dem Dichter nicht schreyendes Unrecht thun. Von jetzt an beginnt das menschliche Wirken auf der Welt, und zuverlässig die grössere Theilnahme der meisten Leser an dem Werke; denn war bisher die Phantasie oft schrecklich, Grausen erregend, so wird sie jetzt blühend, wo der Dichter uns in die Natur, in das Gewirr der Städte, den lieblichen Kreis der Idylle führt, und die vorher beklommene Brust athmet wieder freyer und leichter, wenn eine reizende Scene nach der andern, gleich anziehend für Sinn und Herz, sich im regsten Leben vor uns hinbewegt. Wer den Dichter für einen Fremdling in der Welt, für einen, der scheelsüchtig auf die Freuden der Menschen geblickt habe, halten wollte, dürfte nur achtsam diese Scenen betrachten. Um jedoch, auch mitten im lustigen Treiben eines frohen Volks, noch ein Schreckliches darin zu sehen, darf man nur *an die Ursache* davon denken, und um nicht zu glauben, der Dichter habe darüber seinen Hauptgegenstand ganz aus dem Gesicht verloren, darf man nur an Heroals Zweck und den Zweck der Engel mit ihm, sich erinnern, und kurz, in beiden Fällen nur achtsam lesen, was zur Sache gehört, und wesentlich in das Ganze eingreift. Dem Vorschlag Michaels gemäss also wird Heroal, während er mit der Wärterin Zetant zu Herkla reist, zu Liebe befeuert. In eine Natur, des feuerfangenden Zunders so voll, wie die seinige, bedarf es nur eines Funkens, damit sie auflodre,

> — Paradiesische Thäler hindurch wand itzo der Weg sich,
> Dann trug schwankender Kahn sie über silberne Seen,
> Ach wie entgegen den Ländern der Abendröth', und sie lockten,
> Mit den Schweizern umher, die heisse Seele Heroals
> Wieder zum Sanften, zurück in der Kindheit rosige Heimath.
> Frohes Geschwätz floss auch von der Wärterin Lippe, von Herkla
> Sprach sie entzückt, wie Herkla die Liebe der Hirten gewesen,
> Oft mit der Jugend nachbarlicher Dörfer, im siebenten Frühling,
> Weit an den Bergen herum nach bunten Märchengebieten
> Ausgezogen, in spätern Tagen der Jugend der Hirten
> Schönere Spiele gelehrt, gern hätte gelebt mit den Kindern;
> Wie so thätig am Heerd, und in häuslicher Sorge das Mädchen
> Ganz Hausmütterchen immer gewesen; doch hätte zu sehr sie
> Heldengeschicht, Erzählung des kühneren Kriegers ergötzet,
> Hätte zu gern sie den festlichen Zug der Krieger gesehen,
> Auch in heller Gestirnnacht gerne gelebt auf der Insel.

Mit entzückter Seele nimmt Heroal das auf: denn so hatte ihm von seinem weiblichen Ideal stets geträumt. Die Schilderung seiner aufkeimenden Leidenschaft ist, *seinem* Charakter gemäss, mit Einsicht und Wahrheit entworfen, rasch steigt sie zu Leidenschaftlichkeit empor.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 23. December 1806.

SCHÖNE KÜNSTE.

Halle, in d. Neuen Societäts-Buchh.: *Donatoa. Epopöie*, von *Franz v. Sonnenberg* u. s. w.

(*Fortsetzung der in Num. 302. abgebrochenen Recension.*)

Die zwischen jene Schilderung eingewebte Landschaftsmalerey möchten wir ätherisch nennen, und wollen späterhin sagen, warum. Idyllische Gruppen bewegen sich dazwischen, und wir folgen gern bis dahin, wo Heroal seine Herkla findet, und sie sein nennt.

Herkla drückte die Hand auf den schwellenden Busen, ihr Auge
Glänzt' auf Heroal, und itzt gen Himmel, dann wieder zur Erde,
Wort des Herzens zu geben erbebt' ihr rosiger Mund dann,
Aber der Laut verlispelt' in zartes, in zitterndes Ach ihr,
Nur die bräutlichen Röthen, durchs Antlitz fliegend, verriethen,
O, wie weiblich so ganz! des Herzens süsses Geheimniss.
Liebe, die Liebe ward Siegerin nun, da bebten Heroals
Arm' um den zarten jungfräulichen Leib, und hinein in den Erstkuss
Lispelten beid' im Ach der Entzückung einander ihr *dein* zu.

Eliora ist hingegangen, seinen Vorsatz auszuführen, allein uns wundert nicht, dass es ihm nicht gelingt. Freylich konnte der Vf. ihn, wie er seinen Charakter einmal angegeben hatte, nicht in dem kräftigen Donner der Propheten erschütternd sprechen lassen; allein auch die Liebe hat eine tief eindringende Sprache, und diese mit einem geraden Geist, scharfem Blick und der Gabe anschaulich poetischer Lehrart verbunden, hätten ihm einen zweyten Jesus gegeben. Der Vf. scheint an Johannes gedacht zu haben, und spricht in dessen Ton, aber viel zu dogmatisch, und mithin zu kalt und unwirksam, so dass allerdings keine Wirkung erfolgen konnte, allein durch Eliora's eigne Schuld. Indess auch dem Misslungenen mangelt es nicht an gelungenen Zügen, und mancher kecke Zug erinnert, und nicht zum Nachtheil des Vfs., an die Propheten. — Eliora geht in einen andern Welttheil.

Mit einer Hymne an die Morgensonne hebt der vierte Gesang an, an Miltons *Hail, holy light!* erinnernd. Gestehn wirs nur, diese Stelle hat uns die Individualität des Vfs. so werth gemacht, dass wir es niemals über uns vermögen würden, ihn sarkastisch zu behandeln, selbst dann nicht, wenn er weniger echter Dichter wäre, und am wenigsten, da seine Prophezeiung so früh eingetroffen ist, dass schon jetzt die Sonne des Jünglings

Schlummerhügel besucht, der gern einst ihrer sich freute.

Bey diesem vierten Gesange war uns wie einem, der unter trübem Himmel und im Sturm gewandert ist, mit Einem schweigt der Sturm, die Wolken fliehen, in ruhiger Klarheit tritt die Sonne hervor, und rings im Umkreis lächeln Erd' und Himmel zwiefache Freude in die Seele. Fast dieser ganze Gesang, in welchem die Handlung nicht bedeutend vorrückt, führt uns durch schöne Natur zu reiner Liebe. Nähme man die drey Schilderungen, Eliora's Geburtstag, das Frühlingsfest und den Morgen, wo Heroal Herkla schlummernd findet, einzeln heraus, man hätte drey der reizendsten Idyllen, wie wir deren nicht zu viele haben. Dazu die Malerey der Liebe darin, es ist unmöglich, nicht sanfte Regungen dabey zu fühlen! Eine Zeitlang aber waren wir bedenklich, ob diess alles, wie schön auch an sich, doch wohl hieher gehöre. Unser eignes Gefühl aber rechtfertigte bald den Dichter. Seine Darstellung musste grösstentheils den Grundton des Satirischen haben, indem sie das Ideal als abwesend im Contrast des Schlechten und Niedrigen mit dem Guten, Schönen und Erhabenen zeigt, oder ins Elegische überspielen, wo sie um das verlorne Ideal weint; beides aber erregt auf die Dauer Missbehagen, indem wir unsre Natur nur immer in Entzweyung erblicken. Sie in der Einheit darzustellen, ist das Geschäft vorzüglich der naiven Idylle, und indem der Dichter uns in den Kreis von dieser unmerklich herüber führte, gelang es ihm, die Gefühle zu besänftigen, die Herzen zu beruhigen, ja gewann er noch den eignen Vortheil damit, dass wir jetzt einen festen Ruhepunkt, wenigstens für die Phantasie, haben. Indem nämlich dieser Gesang in uns die Sehnsucht erweckt: *so* möge Liebe, Natur und Unschuld über die ganze Erde herrschen, ist es uns nicht länger zweifelhaft, welchen Zustand wohl die Engel, Eliora und Heroal bewirken wollen. Und so ist denn der Dichter hinlänglich gerechtfertigt.

Gab es aber ein Land auf der Erde, wo jener Zustand herrschend war, warum —? Er war *nicht* herrschend, und der Dichter hat mehr als einmal angedeutet, in der schönen Täuschung der Liebe habe Heroal sich hierüber nur selbst getäuscht. Eliora's Geschäft war also kein überflüssiges, nur, wir müssen es auch hier wiederholen, führt er es nicht mit der hier so nothwendigen Weihe oder Salbung aus. Der Vf.

Vf. scheint hier minder glücklich in der Beredtsamkeit, als er in den Schilderungen von Zuständen und in der Malerey von Empfindungen ist. Oder ist er hier selbst noch dogmatisch verwickelt gewesen? Diess möchten wir noch lieber glauben, da sich doch öfters auch wirklich meisterhafte Beredtsamkeit bey ihm findet, und so ist ihm mit Eliora ein eignes Unglück begegnet, der immer durch eigne Schuld seinen Zweck verfehlt. Minder gelungen dünken uns auch die lyrischen Ausbrüche der Engel. Höchst charakteristische, rein aus dem Leben gegriffene, Züge aber von den Entartungen der Völker, wohin Eliora kommt, können vielleicht für jenen Mangel entschädigen, und wenn das nicht, so doch gewiss der, in reinster Anschaulichkeit gezeichnete, Charakter Egols, eines feinen, geglätteten Weltlings, dem die gesellige Sitte, die Tugend selbst, und Liebe im höheren Sinn ein Mährchen ist; das ungemein zarte, innige, bey aller Naivetät doch erhabne Wiegenlied S. 288., allein hinreichend, des Vfs. Dichterberuf zu beglaubigen; oder die Lehre Atheors, welche der Vf. *nicht nach der alterältesten Philosophie* scheint copirt zu haben.

Die ausgesandten Schüler Atheors verderben vollends die Welt, und zeigen in ihrer Lehre den Geist der Zeit, wie in einem Spiegel. Zudem

> Abdul donnerte Schlachten umher, eroberte Reiche
> Krönten den Sieger; und blutiger ward das Gewinsel des Elends,
> Städte flammten empor, Erdbeben stürzeten Städte;
> Oede Länder, und leergeraubete Staaten im Umkreis
> Klagten; den Müttern entrissene Töchter, dem Hirten die Hirtin,
> Untergehend Gesetz, Tirannenjoch, und des Raubes
> Schwelgender Jubel; umher Ein Schauergemälde des Elends;
> *Aber das Elend einte noch nicht die Völker zum Selbstschutz!*

Dem fünften Gesange ertheilen wir den Preis vor allen: denn was Poesie nur irgend an Wirkung vermag, das wirkt sie hier. Alle Saiten des Herzens erbeben melodisch bey dem Spiel des Dichters von der sanftesten bis zur stärksten, jedes Gefühl erklingt, und nur das Bewusstseyn von der Welt des Dichters bleibt in uns übrig, jedes andre verlischt. Setzt diess nicht Meisterschaft bey dem Dichter voraus? Immer auf der Erde bleibt die Scene; nur Menschen handeln. Kurz wollen wir Inhalt und Urtheil geben. Der Krieg wüthet fort. Wie rasch, wie gedrängt, wie lebenvoll ist diese Schilderung! Weiter und weiter herrscht das Erobererheer voran, aus Schlacht in Schlacht; entthront werden Könige; unter Abduls Scepter neigt sich alles; jetzt in Heroals Vaterland wüthet das Heer. Heroals Kampf mit sich selbst bey Allwils schauderhaften Festen, über die ihm jetzt das Auge geöffnet ist; das Gespräch mit Herkla, der grossherzigen; die Art, wie sie Heroal von dem Vorsatz, Allwil zu stürzen, abbringt: wie gross und fein ist diess alles gedacht, und wie meisterlich dargestellt. Abdul macht an Heroals Vaterland die Forderung eines Tributs an Weibern. Der Senat ist in grösster Bestürzung; Egol, wir kennen ihn schon, hilft daraus, indem er zeigt, der Mann lebe ja nicht bloss für das Weib, das Weib auch für den Mann, die Stärke solle nicht allein bluten und die Schwäche lachen; man sehe das Weib nicht mehr durch den Dichter, wisse, wozu und warum es da sey, — übrigens —

> Und so trag' ich euch an, aus unsrer Mitte zu wählen,
> Welche mit Eil', auf verheimlichten Wegen, das Nöthige ordnen,
> Sonst nur regte Verwirrung im Land; dass die Töchter der Räthe,
> Dieser in Sorge fürs Beste des Staats mit Würden ergranten,
> Dass sie werden verschont, diess sagt die Ordnung der Welt schon:
> Einige andre zugleich, verstattet des Amtes Natur auch.

Höher immer steigt indess die Liebe Heroals; aber Egol, schon durch seine Natur, mehr noch durch Belzebubs Einfluss, getrieben, wird ängstlich darüber, weil dieser *Verwirreten Wahnsinn*, so nennt er ihre Liebe, ihn beym Volk decreditirt, und fasst den Vorsatz, die Liebenden zu trennen. Er belauscht sie und den freylich für ihn dithyrambischen Schwung ihrer Liebe. Diess Wechselgespräch der Liebenden, wie süss, wie zart ist es nicht, und bey allem dem — wie ungewöhnlich! Nur von der Art, wie beide von dem Zustand ihrer erst unbestimmten Sehnsucht sprechen, Herklas Antwort zur Probe:

> — So war es auch mir; vom Schosse der Mutter
> Floh ich dann weg, und weinte, und lachte dann über mein Weinen.
> Jedes schwärmende Lüftchen, und jedes Gelispel der Bäche
> Sprach mir so anders, mir schien die Natur, mir meine Gespielin
> Ganz verändert; es folgte mir überall nach, und ich hört' es,
> Wenn mit den Rosen die Abendlüfte so heimlich nun spielten,
> Oder die Nachtigall sang, und hoch im Blüthengezweige
> All' die kleinern Sänger so traut, so geschwind um sie hüpften;
> Ja, ich fühlt' es, wenn Mutter und Säugling sich herzten; ich küsst' es
> Ueberall, hegt es warm in der Blume, mit zarterer Pflege,
> Sprach mit der Blume, vergass sie mit einmal nun wieder, und weinte,
> Weinte mich müde, besuchte nicht mehr die liebe Gespielin;
> Lief dann wieder herum, und dachte jeglichem Veilchen
> Kleine Arme, beseelte sie all'; und alles im Umkreis
> Schien mir „Herkla" zu sagen, und ringsum fragt ich mit Wehmuth:
> Weinst du auch und lachest wie ich? und bist du, Verborgnes!
> Eine kleinere Herkla, du eine grössere, wie heisst du?
> Komm, ich bin dir so gut, warum versteckst du dich immer!
> Neckest mich nur; sey meine Gespielin! wir wollen einander
> Herzlich drücken ans Herz! .. es kam nicht, da ward ich ihm böse,
> Schmollte damit, bat wieder ihm ab, gab schmeichelndes Wörtchen;
> Ueberall war mir's so nah, und überall wieder so fern mir.

Hat selbst die Sakontala viele zartere Stellen von beseelterer Innigkeit? Und leicht möglich, dass wir nicht

nicht gerade die vorzüglichste ausgehoben haben. Welch ein reiches, herrliches Gemälde entfaltet der Dichter jetzt vor uns von der Liebe! Nichts von Platon erborgt, und doch so platonisch ganz! Dass die Liebe in Schwärmerey übergeht, dass sie, zumal bey Heroal, in Religion verschmilzt, und so einen heiligern Schwung nach oben nimmt — war nicht anders hier zu erwarten, ist nichts Neues, und doch so neu! Die Lehre der Liebe in Platons Geiste gross und herrlich entwickelt, vollendet zugleich, was der Dichter im vorigen Gesange begonnen hatte; eine reinere Menschheit, ein höheres Leben, eine würdigere Art des Daseyns und Wirkens zaubert sie vor uns, und bildet den schneidendsten Gegensatz gegen jedes System der engen, erbärmlichen Selbstsucht. Was dort im Idyllischen naiv, also bewusstlos war, ist hier mit Bewusstseyn begleitet, und wird zum heiligen Ernst, der aber nicht in das Feyerliche übergeht. Auch hier entdecken wir also die Spur eines reiflich überlegenden Geistes, der nichts in das Gedicht einwebt, was dem Ganzen fremd wäre. In welchem Grade dieser Geist sich auf Seelenkunde müsse verstanden haben, zeigt er auch wieder in der Schilderung Heroals, nachdem durch Egol (welcher kein Wort spricht, das nicht sein Charakter heischt) die Trennung der Liebenden durch eine Reise nun bewirkt ist. Jetzt, da seine Liebe Sehnen wird, er sich allein fühlt in der unendlichen Schöpfung, jetzt wächst immer steigend seine Schwärmerey, und wird, wie sie *Heroals*-Charakter gemäss werden *muss*, Riesengross. Heroals lyrischer Ausbruch S. 447 f. enthält (selbst nach dem Urtheil eines der grössten deutschen Dichter) die allersublimste Schwärmerey, die jemals die Phantasie eines Dichters irgend einer Nation erzeugt hat, und *Klopstock* selbst hat *dieses* Ziel *nicht* erflogen. Nicht nur aber ist er an sich selbst vortrefflich, sondern wird dadurch noch bewunderungswerther, dass der Dichter ein so höchst schwieriges Problem, uns eine solche Schwärmerey *an Ort und Stelle* ganz natürlich finden zu lassen, so rein aufgelöst hat, dass man sagen möchte, wem diess möglich war, dem müsse nichts in der Poesie unmöglich gewesen seyn. Dass dieser Ausbruch eine wirkliche Ode von 36 Stanzen ist, und dass sie, so wie das Wiegenlied von 7 Stanzen im vorigen Gesange, in einer Epopöe getadelt werden könne, diese Erbärmlichkeit ist uns erst spät eingefallen, weil beide Gedichte so vortrefflich sind, und wir sagen kein Wort darüber, eben weil der Einfall erbärmlich ist.

Abdul indess ist Herrscher seines Welttheils geworden, Eliora bleibt seinem Berufe treu, und der Dichter malt mit einzelnen kecken, aber kräftigen, Strichen dabey die überall eingerissene Sittenlosigkeit, besonders auch da, wo Eliora vor Gericht gezogen wird, weil er als Verführer des Volks angeklagt war.

Wir können aber die Anzeige dieses Gesangs nicht schliessen, ohne noch einige Punkte namhaft zu machen, in Hinsicht deren der Dichter uns anfänglich einer Rechtfertigung zu bedürfen schien, von denen sich aber bald zeigte, er sey durch sich selbst nur allzuwohl gerechtfertigt. Die Liebe Heroals und Herklas drängt sich zu sehr vor dem Hauptgegenstande hervor, die Todesengel treten fast ganz in den Hintergrund, und wenn sie ja wirken, so geschieht es, wie auch bey den Unterolympiern, so sonderbar, dass sie nur im Sturmwinde über die Erde herfahren, und nicht eigentlich einwirken. — Mit diesen Vorwürfen kann man dem Dichter leicht bey allen, die obenhin zu lesen gewohnt sind, einen bösen Leumund machen. Ob mit Grund? — das wollen wir ja eben sehen. Jedoch über den ersten Punkt bedarf es nach dem, was wir bereits gesagt haben, auch keines Wortes mehr. Ergiebt sich aber aus eben jenem die Nothwendigkeit, Heroal und seine Liebe mehr vortreten zu lassen: so fällt auch zugleich der zweyte Vorwurf. Dennoch ist noch ein anderer Grund vorhanden, den Dichter zu rechtfertigen. Allerdings treten die Todesengel in den Hintergrund (verschwinden nicht ganz); allein *sollen* sie denn das nicht? *Sollen* die Menschen nicht zum letzten Mal ganz frey wirken? Diesem Plane bleiben die nur immer warnenden Todesengel getreu, aber — *die Mächte des Orkus nicht.* Sind die nicht überall da zu verführen und zu berücken? Sie machen wahrlich nicht bloss Wind! Was wollte man doch also um aller Welt willen von dem Dichter, wenn man dieses tadelte? — Aber die Art der Einwirkung? — davon später das nöthige Wort. Eins nur bemerken wir noch, was uns in diesem Gesange erst besonders aufgefallen ist. Zum Beweise, dass der Dichter keinen Faden umsonst anspinnt, dient die Reise Elioras in die andern Welttheile. Sie war nothwendig, um uns keinen Zweifel zu lassen, dass nicht bloss *unser* Welttheil verdorben sey.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Hempel: *Jacob Hellwigs Reise nach Dresden*, oder: *So reist man mit Nutzen.* Ein Volksbuch zur leichtern *Kenntniß und Anwendung der Chursächsischen Landesgesetze;* Für Schulen und für den häuslichen Gebrauch. Von *J. G. D. Schmiedtgen*, Herzogl. Sächs. Rath. 1805. 13 Bog. 8. (16 gr.)

Der schon durch mehrere Volksschriften vortheilhaft bekannte Vf. wollte seinen Landsleuten (denn an diese ist die Vorrede gerichtet) ein Buch in die Hände liefern, aus dem sie die wichtigern kursächsischen Verordnungen, zur Beobachtung ihrer Pflichten, kennen lernen sollten. Nun haben wir zwar dergleichen Volksschriften bereits mehrere (denn zu denen, die Hr. *S.* in der Vorrede anführt, kann man noch die Schrift des D. *Tittmann:* „Ueber die Rechte und Verbindlichkeiten der Einwohner Kursachsens," und die: „Kurze Uebersicht der Vaterlandsgesetze zum Leitfaden beym Unterrichte in Bürger- und Landschu-

schulen," hinzufügen); allein alle diese Schriften sind in einem etwas trockenen Tone abgefasst. Hr. *S.* wählte daher die Einkleidung in eine Reise, welche *Jacob Hellwig*, ein Wagner, mit seinem Sohne Franz, in Gesellschaft eines Rechtsgelehrten aus einem Dorfe in Thüringen über Naumburg und Leipzig nach Dresden macht; da denn durch die verschiedenen Gegenstände, die sich den Reisenden darstellen, Veranlassung genommen wird, den Inhalt mehrerer vorzüglichen kursächsischen Gesetze anzuführen. Gar zu strenge darf man bey Beurtheilung dieser Schrift freylich nicht seyn, denn es ist Mehreres darin, was bey genauerer Durchsicht hätte verbessert werden sollen, z. B. S. 57., wo vom Lehnsvertrage und den Verhältnissen des Lehnherrn und Lehnmannes geredet, und jener nicht bestimmt genug angegeben wird, oder S. 94., wo die Hazard- und Glücksspiele nicht genau genug von den andern Spielen unterschieden werden, ferner S. 97., wo der Vf. allen denen, die nicht Lutheraner sind, das Recht, Vormundschaften zu übernehmen, *gänzlich* abspricht, da sie doch für die Unmündigen ihrer Religionsparteyen als Vormünder bestellt werden können, ingleichen S. 163., wo er die Strafe der Säckung als Strafe des Hochverraths aufführt, da sie doch bekanntermaſsen durch das Gesetz vom 17. Jun. 1761. abgeschafft ist, u. dgl. Indessen ist dieses Buch doch wegen der angenehmern Einkleidung und des fasslichen und unterhaltenden Tons als Volksbuch brauchbarer, wie die übrigen, deren wir oben gedacht haben; und die Gerichtsobrigkeiten würden sich ein besonderes Verdienst um den Staat erwerben, wenn sie die Verbreitung einer so nützlichen Schrift durch Austheilung derselben an ihre Gerichtsunterthanen befördern wollten.

WIEN, BADEN u. TRIEST, b. Geistinger: *Memorabilien der Zeit.* Von *Gessner.* (Ohne Jahrzahl, aber 1805.) 374 S. kl. 8.

Man würde sich täuschen, wenn man in diesem mit einem netten Titelkupfer gezierten Buche historische Memorabilien erwartete. Ausser einer sechs Seiten langen Vorrede und 365 Wünschen, Regeln und Gedanken, mit denen alle Seiten dieser Schrift bezeichnet sind, enthält sie weiter nichts als weisse Blätter, die, nach der Idee des Herausg., durch Lebensvorfälle nach und nach ausgefüllt, und so zu einem interessanten Memorandenbuche werden sollen. Jeder Tag im Jahre hat seine Columne, auf welcher bemerkenswerthe Ereignisse mit dem Jahre, in welchem sie Statt fanden, aufgezeichnet werden. Literarisches Verdienst hat dieses Buch nicht, kann auch nicht füglich unter die literarischen Producte gezählt werden; wir empfehlen es aber, der Bequemlichkeit und Nettigkeit wegen, denen, die über die wichtigeren Vorfälle ihres Lebens ein Tagebuch zu führen pflegen. Manche dürften auch leicht durch den Ankauf desselben zu dem letzteren aufgemuntert werden, und so würden diese Blätter auch in dieser Hinsicht ihren Nutzen haben.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Magdeburg*, b. Keil: *Plan zur Verbesserung des Armenwesens für die Provinzialstädte und das platte Land des Herzogthums Magdeburg.* Ein Handbuch für alle die, welche mit der Armenpflege zu thun haben; angefertigt bey Gelegenheit des für diese Provinz zu etablirenden Zwangsarbeitshauses. 1804. 44 S. 8. (4 gr.) — Die vielen Plane zur Verbesserung des Armenwesens, die in unsern Tagen erscheinen, sind ein böses Zeichen der Zeit. Sie deuten an, dass die Zahl der Armen von Tage zu Tage grösser wird; die Staaten scheinen sich in Bettlerfamilien zu verwandeln. Die mehresten dieser Plane, so wie auch der gegenwärtige, laufen darauf hinaus, die Wohlhabenden zu grössern Beyträgen, als sie bisher geliefert haben, zu zwingen, da man sonst kaum die freywilligen Beyträge verbrauchen konnte. Ein solcher Zwang wird uns immer mehr aus der Klasse der Wohlhabenden in die Klasse der Armen stossen, und die Armensteuer immer wenigern zuwälzen, bis die ganze Gesellschaft zu Grunde gerichtet wird. Statt dessen sollte man lieber auf Mittel sinnen, die Quellen der Armuth zu verstopfen, und den Arbeitslosen Nahrungswege zu verschaffen. Dass in einer so schönen und fruchtbaren Provinz, als das Herzogthum Magdeburg ist, eine so übertriebene Menge von Armen existirt daran müssen unstreitig gewisse Mängel in der Verfassung der Gewerbe u. s. w. Schuld seyn. Diese aufzudecken, und Mittel, wie ihnen abgeholfen werden könnte, anzugeben, würde unstreitig ein grösseres Verdienst gewesen seyn, als die hier geschehene Wiederholung längst bekannter, bloss allgemeiner Vorschläge, die jedes Compendium der Polizeywissenschaft enthält. Am allerwenigsten kann dieses Schriftchen auf den Titel eines Handbuchs für Armenvorsteher Anspruch machen, welche der Titel andeutet. Der Vf. verspricht sich grosses Heil von der Errichtung des Zwangsarbeitshauses in Salze. Bis jetzt aber hat es noch nicht die mindeste Verminderung der Betteley in den Städten hervorgebracht; und was die Verjagung der Bettler vom platten Lande betrifft: so hätte diese wohl eben so gut ohne jenes kostbare Arbeitshaus zu Stande gebracht werden können, das durch die grosse Menge der Kosten, welche die Transporte der Bettler den entfernteren Städten und Dörfern verursachen, fast mehr verschlingt, als sonst die Betteley denselben kostete: so dass diese Transporte sich in den neuern Zeiten schon sehr vermindert haben, nicht als ob der Bettler weniger geworden wären, sondern weil man aus Scheu vor den Unkosten sie laufen läst. Uebrigens kommt in diesem Schriftchen gar nichts vor, was sich speciel auf die Provinz Magdeburg bezieht, als die Erwähnung dieses Arbeitshauses.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 24. December 1806.

SCHÖNE KÜNSTE.

Hallæ, in d. Neuen Societäts-Buchh.: *Donatoa. Epopöie*, von *Franz v. Sonnenberg* u. s. w.

(*Fortsetzung der in Num. 303. abgebrochenen Recension.*)

Bey dem sechsten Gesange haben wir noch mehr, als bey den vorigen gefühlt, dass der Dichter besser gethan hätte, aus diesen sechsen zwölf Gesänge zu machen. Dieser Gesang enthält 2827 Verse. Da nun die Abtheilung in Gesänge den Lesern zu Ruhepunkten dienen soll: so ist für diessmal das Ziel der Ruhe ziemlich weit verschoben worden, was gerade hier um so schlimmer ist, da wir Ursache zu befürchten haben, ein grosser Theil dieses Gesanges dürfte jedem Leser von nur etwas scharfem Blick und nicht ganz fühllosem Herzen Beklemmung verursachen. Der Grund davon wird sich bey Angabe des Inhalts leicht ergeben. Abdul steht nun am erreichten Ziel als Herrscher des Welttheils, Heroals kleines Vaterland ausgenommen, und die an ihn gehaltene Rede *voll brausenden Schwulstes* (S. 463.), wie sie der Vf. selbst nennt, ist lesenswerth. Es wird ein Krönungsfest beschlossen. Abdul sagt:

> Ich, von eigner Genade
> Allbeherrscher der Welt, ich salb' und kröne mich selber!

Nehme man nun die Beschreibung der Krönungsfeyer und des Volksgetümmels dabey einzeln heraus, und man wird sie unbedenklich dem Vortrefflichsten beyzählen, was wir in der Art haben. Freylich aber die grellen Züge, welche darin vorkommen! z. B.

> Rechts, von Knaben umschwärmt, wollüstiges Puppengespiele,
> Dort Marktschreier, aus Buden hervor, anpreisend den Hülfstrank
> Wider der Lust annagenden Zahn, und Stärkung zu neuer
> Spendend rings in der Menge den wild zugreifenden Händen.

Oder:

> — — vergängliche Schmauser, sich wendend,
> Ziehen sie hin und her aufs Knie, und liebelnd mit ihnen,
> Springt mit Gelächter der Jungfraungürtel vor schauenden Zechern.
> Schaar hebt itzt sich empor, schluckt Pillen, nach Sitte des Tages,
> Wieder hinaus zu zwingen die Speis', um von neuem zu prassen.
> Fernher tobt ein Gewühl, Fruchtläden stürmend, den Raub itzt
> Raubt es einander.

und andre, vielleicht noch grellere Züge. In der That, man würde diesem Spektakel gern zusehen, ohne mit dem Vf. deshalb die Welt für verderbt zu halten, wenn nicht so grelle Züge vorkämen. Nun aber sollen wir ja die Welt für verderbt halten, und wäre es mithin nicht Fehler gewesen, wenn diese Züge mangelten? Eben dadurch, dass sie, als ob es eben nicht anders seyn könnte, hier neben das blofs lustige Treiben des Volks ganz ruhig hingestellt werden, charakterisirt sich ja die Versunkenheit der sittenlosen Zeit am auffallendsten. Ohne sie war das Gemälde, wie schön an sich, ganz überflüssig, mit ihnen — nothwendig, trefflich; und wer jene lobte, diese tadelte, wüsste weder, was der Dichter gewollt, noch was er selbst wollte.

Egol hat während der Krönungsfeyer das Glück, von Abdul gnädig angelächelt zu werden, und beschliesst, sein Vaterland an ihn zu verrathen. Während der Heimreise fasst er, von Belzebub angefeuert, zugleich auch den Entschluss, Heroal und Herkla gänzlich zu trennen. Vortrefflich ist, Egols Charakter gemäss, die Art, wie dieser Herkla dabey zusetzt. Denke man sich nun Heroals immer glühender gewordene Sehnsucht, Herkla's durch Egol veranlasste Verwirrung, und Egols fortwährendes Einwirken, und man wird die hierauf folgende Scene des Wiedersehens der Liebenden gleich vortrefflich finden. Dass jetzt, bey *also* fehlgeschlagnen Hofnungen, Heroals Leidenschaft in eine Art Raserey übergehen müsse, welcher Psycholog zweifelte daran? Endlich aber, als Heroal sich wieder fasst, beschliesst er, noch einen Boten an Herkla abzusenden. Ja oder Nein verlangt er nur; alles aber, was nicht Ja ist, ist ihm Nein für ewig.

So ist denn nun der Punkt da, wo Himmel und Hölle näher an einander kommen, und in der Menschheit für jenen oder diese muss entschieden werden. Die rastlos geschäftige Hölle eilt darum rascher zum Werke. Mammon befeuert Mordal, den Allwil zu stürzen, und Egoln bey Abdul zuvorzukommen. Abdul nimmt das Land und Allwils Schätze, da schwirrt Mammon zu Allwil:

> Kennst du mich noch? Herzliebchen der Hölle! Wie steht's mit dem Schatze?
> Fehlt dir zum Zählen der Raum in der Welt, beginn', und ich zeichne
> Jenseit der Erde, was folgt! fortlaufe die Zahl bis zur Hölle!

Echt teuflisch ist die Art, wie er den Betrogenen höhnt, bis er ihm endlich den Gedanken, sich zu erhängen, einhaucht.

> Besserer Kopf, wie der deine, gehört zum Graben, und bessren

Schaff' ich dir an, drum mußt du nun erst vom alten dich scheiden!
Wenige Wege doch führen zu mir, erhänge dich, Allwil!
Sicher dann kommst du hinab, dir wart ich am Thore des Todes!
Siehe, der Baum, wie er freundlich mit lachenden Früchten dir zuwinkt!
Allwil hinauf! es schwebt sich so leicht in den Lüften, du schlummerst,
Eingelullt von der Nachtigall Lied, gewiegt von den Winden;
Bunter Vögelein Schaar, hersingt sie, pickt dich mit Küssen u. s. w.

Aber auch Belzebub schlummert nicht, sondern schürt bey Egol nach, um durch diesen die Hoffnung Michaels zu zerstören, was ihm nur allzuwohl gelingt. Der an Herkla abgesandte Bote wird von Egol entdeckt, und dieser betrügt den harrenden Heroal durch falsche Nachricht. Belzebub jauchzt, Michael trauert, und eilt hinab zu Heroals Schutzgeist, Dälion,

olympischer Jüngling, dein Schutzkind
Kennst du allein nicht mehr hüten, die Blumenzügel der Sanftmuth
halten nicht stürmende Leidenschaft, ihm erbat ich vom Donnrer
Einen Cherub, das Schicksal nachtet.

Ja wohl, *stürmende Leidenschaft*, sie ist es, in der wir Heroal jetzt erblicken, aber auch in dieser — groß, ungewöhnlich. Ein einziger Zug, dem Kenner genug!

Nein, so klein bin ich nicht, zur bettelnden Liebe zu sinken,
Wollust kann es, nicht Lieb'!

Und dennoch — die Schilderung dieser Leidenschaft hat etwas so Schreckliches, geht, bey der grossen Rolle Heroals, oft so ins Kleinliche, dass wir fürchten, hier sey der Dichter, aus leicht begreiflichen Gründen, von seinen Ideen — beherrscht worden. Wäre uns irgendwo die Hälfte lieber gewesen, als das Ganze, so war es hier. Doch ist die Stelle reich an Beweisen, wie rein und wahr und in welcher Tiefe der Vf. auch die Natur des innern Menschen aufgefasst hat. Gelähmt an allen Kräften seines Wesens war Heroal nach empfangener Kunde; langes Schweigen; — Unglück aber erhöht grosse Seelen; auch Heroal richtet sich auf, nicht indess ohne noch manchen Rückfall. Er flieht, und wandert nach Italien. Endlich ermannt er sich, und geht seinem Ziel zu. In Herkla indess sind die bängsten Ahndungen erwacht, als sie stets sucht und nie findet.

Nun, so fahre denn hin, du einzige Freude des Daseyns! u. s. w.

Diese Stelle wird niemand ohne innigstes Mitgefühl lesen. Wie rein aus der Natur der Empfindung ist darin alles gegriffen! z. B.

Aber hinweg, ich kenn' euch nicht mehr, ihr Gespielinnen Herklas!
Flieht mich, lasst mich allein, ich will an der Trennung Heroals
Sterben, sein Bild ist das süsseste Schwert! Held war er, ihr Mädchen,
Sokrates Sohn, er hatte die Liebe gelernt bey den Göttern!
Bald wirds still, das Hügelchen steigt, und das Mädchen sinket!
Kommts an mein Herz, dann naht ihr Gespielinnen, schmücket mich bräutlich,
Decket zu, das Mädchen, das einst die Herkla Heroals War! . .

Um dieselbe Zeit schreibt Abdul einen grossen allgemeinen Reichstag aus, auf welchem Mordal zum Reichsschatzmeister, Egol zum Ersten im Geheimrath ernannt wird. Der Geist *Macchiavells*, wie er war, spricht hier aus dem Vf., dieser Geist, wie man ihn wähnte, aus Mordal und Egol. Von den Verhandlungen des Reichstags stand eine Probe in dem Nekrolog des Vfs., und wir können versichern, das Ganze sey an Werth vollkommen jener Stelle gleich. Bey diesem Reichstag jubelt die Hölle, und Donatoa breitet seine Schrecknisse über die Hauptstadt aus. Michael eilt mit der Frage zum Donnerer, ob er, um der Hoffnungen des Himmels willen, das Wiedersehn Eliora's und Heroals bereiten solle.

Donatoa zurück: gleich nach der Umwandrung des Erdballs
Lag mir das Schicksal beider enthüllt; nicht rufe zusammen,
Was ich trennte, und nicht die erschütternd getrennete Liebe!
Siehe, diess Schwert! es führet die Erd', und folgt nicht die Erde,
Wird's zur Sichel, und ärntet sie ab.

Eliora hat die Erde umwandert, und kehrt jetzt, verarmt an Hoffnung und Lebensmüde, in die Heimath, um bald von einer Welt zu scheiden, in welcher er ein Fremdling war. Hat bisher in diesem Gesange zu vieles Leben vielleicht uns betäubt, mancher Sturm zu sehr uns umher gerissen, so wird jetzt unsre Seele mit süsser Ruhe erfüllt, es wird still in uns, eine sanfte Wehmuth überschleicht die Brust, wie in der Einsamkeit bey einem feyerlichen Sonnenuntergang. Eliora's Tod — niemand wird ihn ohne die innigste Theilnahme lesen! Um einen Blick in den Plan des Vfs. thun zu können, webte er eine Stelle ein, wo der Geist der Prophezeiung über Eliora gekommen ist.

Verlassen von allem, was auf der Welt ihr theuer war, steht jetzt Herkla da. Heroal nur, ihre Liebe, ist ihre Hoffnung. Ihn aufzusuchen verlässt sie die Heimath. Ihr Abschied von der Insel gehört zu dem Zartesten, was die Poesie kennt; ist ein Seufzer der Liebe. Mit einer geheimnissvollen Scene endet der Gesang. Die sieben Jünglinge, welche erscheinen, sind hier noch in ein eben so räthselhaftes Dunkel gehüllt, als wo sie das erstemal auftreten, und wir können daher nichts von ihnen sagen.

Eine so detaillirte Anzeige waren wir dem Vf. schuldig, der sein ganzes Werk hindurch und in der Vorrede dazu sich in die tiefsten Geheimnisse der Kunst eingeweiht zeigt. Ist das Ganze uns gegeben, dann werden wir uns angelegen seyn lassen, mit jener Schärfe und Tiefe, wie sie des Vfs. Genius heischt, ein Urtheil zu begründen. Bis dahin ists unmöglich, über manche Punkte ein reines Urtheil zu fällen, und Vor-

Vorurtheile oder schiefe Urtheile von einem Werke, das nicht das schnell entstandene und eben so schnell vergängliche Product eines gemeinen Kopfes ist, im Publicum verbreiten wollen, hiess eben so viel, als auf das Prädicat eines rechtschaffenen und einsichtigen Kunstrichters Verzicht thun.

Möglich, dass dem Vf. *die Wahl des Stoffs* in mehr als einer Hinsicht schade; allein das Genie zeigt sich *in der Behandlung des Stoffs*, und wir haben genug davon angedeutet, um zu zeigen, diese sey warlich nicht gemein. Im Geist des Ganzen hat der Vf. den, zur Schande der Zeit, noch immer nicht gerecht gewürdigten *Klopstock* zu seinem Muster gehabt, ohne dass sich in einer einzigen Stelle directe Nachahmung aufzeigen liesse. Beym Sujet sind wir an *Bodmer's Noachide* erinnert worden; dort wie hier eine untergehende Welt. Auch das Detail hat uns bisweilen an *Bodmer* erinnert, weil dort und hier dasselbe Ausmalen desselben sich findet. Nur denke niemand hier an eine musivische Arbeit, dergleichen *Bodmer's* Noah in der That ist. *Bodmer* war nicht Genie, *Sonnenberg* war es.

Was bey *S.* uns vor allem dafür bürgt, ist, dass er nicht in Wortprunk, nicht in Bombast, nicht in Schwulst sein Heil sucht, sondern lediglich in Ideen, die er gern so einfach giebt, als nur möglich, mit wirklicher Verschmähung alles Bilderkrams. Dieses Genie aber gehörte *einem Jüngling* an (was mancher vielleicht schon aus dem Mangel jener ausgemalten Gleichnisse erkennt, welche allein die ruhige Stimmung des epischen Dichters gestaltet, und deren wir hier auch nicht eins gefunden haben), und daher, dass die zu üppige Phantasie bisweilen doch der Blüthen zu viel, auch manchen Nebenschössling treibt; daher, dass er bisweilen zu stark greift. Wo haben aber die *Goethe*, die *Schiller* gelebt, denen es nicht eben so ging? Kraft und Mass machen Schönheit; und gewiss erweckt der junge Dichter schlechte Hoffnung, bey dem die Kraft nicht vorherrscht. Wer mit der Kraft anfing, kann mit dem Masse endigen; aber umgekehrt? Und ist dennoch der Vf. nicht streng genug gegen sich gewesen? Das gleich anfangs Mässige wird nur gar zu bald mittelmässig.

Wir sind aber einmal bey seinen Fehlern; bringen wir diess Kapitel zu Ende. Ausser den genannten Fehlern wuchs aus *gutem* Grund und Boden noch ein andrer. Der Reichthum des Vfs. hat ihn verschiedene Male zu Variationen desselben Thema's verleitet, und weil er fähig war, die nämlichen Gegenstände in unendlich mannichfaltigen Abwechslungen wieder zu bringen, hat er sie auch bisweilen wiedergebracht. Etwa zwölf Stellen übrigens kommen vor, die ein geläuterter Geschmack wegwünschte, etwa eben so viele, wo der Ausdruck völlig falsch ist, und vier, welche vor dem Forum der Grammatik keine Gnade finden würden.

Das sind seine Fehler alle, von denen wir *bis jetzt* sprechen können. Hat er aber nicht Unnatur? Bisweilen ungewöhnliche Natur, und, wenn solche Unnatur ist, ja. Nicht sinneverwirrendes Leben? Nur rasch bewegliches Leben, und selten da, wo es nicht hingehörte; allein auch darüber haben wir schon entschieden. Die Gestaltlosigkeit aber, die er ja schlechterdings mit *Klopstock* gemein haben muss? Das ist ein Punkt, der nähere Untersuchung verdient. Wir läugnen aber vorher, dass *Klopstock* gestaltlos sey.

Unter Gestaltlosigkeit in der Poesie hat man doch hoffentlich nichts anders zu verstehen, als eine so unsichere, schwankende Zeichnung, welche das Auffinden eines bestimmten Charakters darin unmöglich macht, mag die Zeichnung übrigens Baum, Landschaft, Thier, Menschen, den einzelnen oder Gruppen, in Ruhe oder in Handlung darstellen. Zeichnet der Dichter die Umrisse so sicher und richtig, dass uns der bestimmte Charakter daraus anspricht: so nennen wir seine Behandlung plastisch, gestaltend, und setzen dieser entgegen die phantastische und musikalische, deren jene immer noch Gestalten, aber verschwebende, lustige, wolkenartige giebt, diese sie ganz auflöst, und statt ein Object darzustellen, uns, durch Gefühl bestechend, lediglich in das Subject versenkt, so dass die Imagination, statt ruhig nach aussen zu wirken, vielmehr nach innen wirkt und Rührung hervorbringt, wodurch wir aus der darstellenden Poesie heraus in das Gebiet der lyrischen versetzt werden. Die phantastische Gestaltung wird der romantischen Poesie vindicirt, mit welchem Rechte, ist hier der Ort nicht zu untersuchen: genug, dass sich ergiebt, jede sey an ihrem Platze gut und brauchbar, und werde nur durch Verpflanzung fehlerhaft. Nimmt man nun an, das Werk unsers Dichters gehöre zu den episch-darstellenden, in der Art, wie man solche antike, im falschen Gegensatz des Romantischen nennt; so würde ihm zum Fehler gereichen, in die phantastische oder musikalische Behandlung verfallen zu seyn; einen andern Sinn kann der Vorwurf der Gestaltlosigkeit nicht haben. Ist nun das eine oder andere der Fall?

Wir betrachten zunächst seine Schildereyen der Natur, sie, die den Alten so fremd, uns Sentimentalen natürlich, am meisten zum Musikalischen hinneigen, da ja selbst in der Malerey das Werk des Landschafters, betrachtet man es nicht aus artistisch mechanischem Gesichtspunkt, meist nur stimmend auf uns einwirkt. Beide, der Maler und der Dichter, können, fassen sie nicht wenigstens den Charakter des Ganzen richtig auf, leicht dadurch ins Verblasene fallen, wo sie uns bloss ein Allgemeines, ohne bestimmte Anschaulichkeit geben. Im entgegengesetzten Falle vermeiden sie selten den Fehler des Kleinlichen, wobey der Dichter matt, gedehnt und langweilig wird. Unterscheiden muss man nun aber hier wie dort, ob die Landschafterey Haupt- oder blosses Beywerk sey. Im ersten Falle verlangen wir unabweislich, dass uns aus der bestimmt ungränzten Form eine Idee anspreche, die uns an sich wohlgefalle, im letzten machen wir nur Anspruch auf Anschaulichkeit, zufrieden, wenn das Beywerk nur zu dem Ganzen stimmt. Es giebt eine Einheit der Behandlung in Gemässheit des Sujets, von welcher unsre Kunsttheo-

theorieen zwar schweigen, ohne welche aber hier nichts auszumachen ist. Nehmt aus *Homer* in *Klopstock*, aus *Klopstock* in *Homer* über, und ihr habt beide verhunzt mit dem, was an Ort und Stelle vortrefflich war. Auf gleiche Weise finden wir die meisten naturmalenden Stellen im Donatoa vortrefflich. Sie sind Beywerk, sind jedesmal nur da, um zu stimmen, haben aber einen solchen Grad von Anschaulichkeit und Lebendigkeit, dass man auch einzeln gern bey ihnen verweilen würde. Was sie besonders für den Donatoa eignet, ist das Aetherische darin, wie wir es genannt haben. Z. B.

Und aus dem Waldsee gossen sich Silberquellen zu hundert
Schäumenden Wellensturzes hinab in dunkele Haine,
Mühlrad wälzend im Kreis, und Rebenhügel, voll Winzer,
Ueberwellend mit rieselndem Silber, und plätschernd tiefer,
Hier in kleine hesperische Gärten hinunter, wo fröhlich
Hüpfte die Kinderwelt der Hirten, wie eine Idylle
Aus dem goldenen Alter der Welt, um die springenden Bächlein.

Ach! hier blickt' er in Thäler, als hätt' ein liebender Engel
Sie aus den Ländern der Morgensonn' auf die Erde verpflanzet.

Sieh, und es ringte sich da ein Häuflein winziger Inseln,
Jed' ein kleines Hesperjen der Liebe, wie junge Geschwister,
All' um die Mutterinsel, und all' im bräutlichen Lenzschmuck.
Eden überall hier, und Aussicht nur wie in Eden.

Wie *Klopstock*, den alten Epikern ungleich, Vergleichungen nicht aus der sichtbaren äussern, sondern aus des Menschen unsichtbaren innern Welt hernahm: so vergleicht im vorliegenden Falle unser Vf. das Besondere mit dem Allgemeinen, das Bekannte mit dem Unbekannten, das Niedere mit dem Höhern. Ob *Klopstock* und *Sonnenberg* diess wohl absichtlos gethan haben? diese Frage bleibe vor der Hand noch unbeantwortet, zeige aber, dass auch *Klopstock* noch nicht verstanden, und dass es Unrecht sey, Alles und Jedes über einen und denselben ästhetischen Leisten zu schlagen.

Hätte der Vf. die Natur stets gemalt, wie in den beiden letzten Stellen, dann würden seine Schilderungen ganz gestaltlos seyn; da aber solche Züge nur das Gemälde vollenden, und immer in Beziehung auf die Stimmung einer Person stehen: so kann ihn dieser Vorwurf nicht treffen. In Beziehung auf seine Darstellung der Menschenwelt aber noch weit weniger. Wir machen uns anheischig, von jeder eingeführten Person die Richtigkeit und durchgehende Consequenz der Charakterzeichnung psychologisch darzuthun. Nun aber ist's freylich für die Kunst nicht hinreichend, dass einer die Charaktere psychologisch richtig zeichne, sondern er muss diejenigen Züge und Aeusserungen der Charaktere auffassen und darstellen, welche zur Anschaulichkeit derselben verhelfen. Sagen wir nun, dass jede der hier dargestellten Personen in jeder ausgedrückten Gesinnung, jeder der Gesinnung gemässen Handlung, jeder einzelnen Aeusserung, jeder Motivirung jeder That sich als Person von einem bestimmten Charakter selbst malt, und dass sogar Sprache, Ton, Ausdruck und Wendung diesem gemäss sind, so dass sie schon ihre Sprache verräth; dann wird hoffentlich auch hier niemand den Dichter der Gestaltlosigkeit zeihen können, wenn er nur sonst weiss, was überhaupt damit gesagt seyn soll. Und so blieben nur noch die Phantasiewesen übrig, welche dieser Tadel treffen könnte. Wie ist der Dichter also mit ihnen verfahren?

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Wisbaden*, b. Schellenberg: *Ueber Veredlung des Staates durch Errichtung eines Sanitätscollegium*, von *Carl Caspar Crève*, der Medicin und Chirurgie Doctor, Hochfürstl. Nassau-Usingischem Hofrath, Professor u. s. w. 1804. 68 S. 8. (6 gr.) — Eine Rede voll Wärme und Enthusiasmus für Bürgerwohl, gehalten bey Eröffnung der ersten Sitzung der neuerrichteten Sanitätscommission, und ganz aus dem Herzen geflossen. Deswegen würde es Unrecht seyn, sie den Forderungen der Rhetorik ängstlich unterwerfen zu wollen oder Neues darin zu suchen. Belebt der in derselben herrschende Geist einmüthig und fortdauernd die jedesmaligen Mitglieder der Commission, Directoren und Fürsten: so wünschen wir dem Staate Glück zu dem Vorzuge, den er dann vor so vielen andern hat. Kurz, aber sehr richtig, von den gegenseitigen Pflichten der erstern unter sich und von der Nothwendigkeit, die Gesundheitsbeamten gegen Nahrungssorgen zu schützen und nicht hauptsächlich von dem unsichern Erwerbe am Krankenbette abhängig zu machen, welches, neben den S. 63. angegebenen, leicht zu vermehrenden, Ursachen, so oft dazu beyträgt, den bey seiner ersten Anstellung wirklich günstige Erwartungen erregenden jungen Arzt mit der Zeit zum mechanischen Handwerker oder zum leichtfüssigen Scharlatan zu machen. Von dem S. 27. berührten Staatsarzneydepot, aus welchem alle Apotheker des Fürstenthums ihre Arzneyen statt, wie bisher, aus Materialhandlungen beziehen sollen, erwarten wir begierig die Realisirung und deren Folgen. Es ist doch in der That viel gesagt, wenn es S. 31. heisst: „Derjenige" (warum nur Einer?) „unter ihnen" (den Vorstehern), „welchem der *Empfang*, die *Bewahrung* und die *Ausgabe* des Vorraths anvertraut ist, besitzt — die *vollständigsten* Kenntnisse der Echtheit der Arzneyen, ist ferner fähig, den *feinsten* Verfälschungen derselben nachzuspüren," u. s. w. Die S. 55. zur Klage gebrachte Iatromanie hat doch wohl auch noch andere, nicht sehr versteckt liegende, Ursachen, als die angegebenen. Das unvollkommene Skelett der Literaturgeschichte (S. 45 ff.), einige minder gelungene, flüchtige Stellen in Uebersetzungen aus dem Lateinischen (S. 57 ff. 62.), und Ausdrücke wie: „das Principe, prellen, Lehr*jungen*, Patriotisme, Therapeutique, Schlincken, Vollzug," u. s. w. hätten wir weggewünscht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 24. December 1806.

SCHÖNE KÜNSTE.

Halle, in d. Neuen Societäts-Buchh.: *Donatoa. Epopöie*, von *Franz v. Sonnenberg* u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 304. abgebrochenen Recension.*)

Fürs Erste finden wir gewisse Klassen und Rangordnungen hier, die *Milton* und *Klopstock* nicht kannten. Zu oberst steht *Donatoa*, welchem der *Todesolymp* unterthan ist. In Erdbeben, Sturm und Gewitter werden sie ausgesandt, entartete Völker zu stürzen. Der *Cherub* steht ihnen zunächst, höher an Macht und Ansehn als der *Seraph*, und niedriger als dieser stehn die *Schutzgeister*, die *Genien*. Eben so in der Hölle, wo von dem königlichen Satan bis zum Pöbel der Teufel manche Stufe ist. Und wie an Klasse und Rang, so unterscheiden sich diese und jene im Aeussern auch. Nächtlich, aber erhaben der Todesengel, sonnenstrahlend der Cherub, in milderem Glanz der Seraph, morgenröthlich der Genius; finster und schrecklich die Hölle.

Diese Rangordnung aber kann nur titularartig seyn, und ist unnütz, so bald sie nur zum leeren Ceremoniel dient, ohne dass jene Wesen ihren Charakter durch entsprechende Handlungen zeigen. Auch auf ein Kleid aus Morgenroth gewebt, kommt's nicht an, sondern darauf, dass diese Wesen, ungeachtet sie keine Körper haben (?), mit bestimmten Umrissen vor der Phantasie erscheinen.

Wahrscheinlich um sie der Phantasie näher zu rücken, hat der Vf. seine Geister, *welche sämmtlich Körper haben, nur unsern Augen nicht stets sichtbar*, weniger luftartig gehalten, als *Klopstock*, und ist hier *Tasso's* Beyspiel gefolgt.

> Orion, Adonalla, Libaniel, Ildi und Silpho
> Schürzten ihr Aethergewand mit Abendstrahl an dem Knie auf,
> Banden mit Silberschnur an die Füsse sich rosigen Fittig,
> Schwangen sich dann in die Lüft', und empor an blendender Schulter
> Klangen die Flügel, und wehten, wie morgenröthliche Blitze.

Doch liess er es dabey nicht bewenden, sondern rückte jene Wesen auch dadurch uns und unserm Interesse näher, dass er nicht, wie sonst gewöhnlich, sie zu bloss dienstbaren Geistern machte, sondern ihnen *Freyheit* gab, und dabey manche unserer Beschränkungen. Ihr Blick in die Zukunft ist, gradweise nach ihren Graden, zwar weiter als der unsrige, aber dennoch beschränkt, für ihre Thaten sind sie verantwortlich, und *Donatoa*, er, dem die unumschränkteste Freyheit ward, mehr als alle. Auch Er muss einst vor den Richter treten, und das erhöht unsre Theilnahme an ihm.

Alles dessen ungeachtet verlangt man nun immer noch, und zwar als das Hauptsächlichste, Charakteristik jedes Einzelnen. Auch sie ist da, man lese nur zum Belege die Charakteristik, welche der Vf. selbst von jedem einzelnen Unterolympier entworfen hat. Ist es nun nicht charakterisirt, wenn, so oft einer von ihnen vorkommt, er an Sprache und Handlung sogleich als der Bezeichnete wieder erkannt wird, auch ohne dass er sich zu nennen brauchte?

So fehlt es vielleicht bey den Engeln? So weit wir diese bis jetzt kennen, unterscheiden sich die Klassen so: die untern *Liebe und Milde*; die Cherubs *Hoheit und Liebe*; die Todesengel *unerbittliche Gerechtigkeit, Majestät*. Im Einzelnen sind sie noch nicht hervorgetreten, allein das ist bis jetzt noch kein Fehler, wenn man nur erst weiss, dass die Engel und Götter nicht *bloss* aus der Brust des Menschen hervorgehn, und dass *noch etwas anderes* dazu gehöre, solche Wesen zu schaffen, als diese ergründet zu haben. Wenn die Welt noch gränzenlos vor der Phantasie da liegt, und unser Inneres strebt, sich nach ihr auszudehnen, dann sieht es ganz anders in unserer Seele aus, als wenn diese sich in sich, wie die Schnecke in ihr Haus, zusammenzieht, und die oft beleidigten Hörner nicht wieder auszustrecken wagt. Dann wird uns die Welt, wie unser Haus, zu enge, man darbt von aussen, weil man von innen darbt, und findet nichts reizend, weil man nicht mehr reizbar ist. Ganz anders, wenn wir die leeren Felder unsers Gehirns noch mit phantastischen Zauberbildern ausmalen! Wie lebt da alles! Welche Gestalten umgeben, winken uns! Wie wahr sagt *Lukrez* (V, 1217 — 1239.) von dieser Periode:

> *Praeterea, quoi non animus formidine divom*
> *Contrahitur? quoi non correpunt membra pavore,*
> *Fulminis horribili quom plaga torrida tellus*
> *Contremit, et magnum percurrunt murmura coelum?*
> *Non populei gentesque tremunt? regesque superbei*
> *Corripiunt divom perculsei membra timore,*
> *Ne quod ob admissum foede, dictumve superbe,*
> *Poenarum grave sit solvundi tempus ad auctum?*

Wenn die Wissenschaft längst jene Weltanschauung vernichtet hat, versetzt sich der Dichter immer noch mit Bewusstseyn wieder in sie, und die Geisterwelt, die im Metaphysischen aufgehört hat, lebt und wirkt im Aesthetischen immer noch fort. Nothwendig muss sie

sie von einer doppelten Art seyn, denn es giebt Geister, die sich sichtbar, andre, die sich nur in Wirkungen offenbaren, welche, die wirklich in den Gang der Begebenheiten eingreifen, andre, die nur aus dem Dunkel hervor den Gang des Schicksals andeuten. Bey jenen verfährt der Dichter durchaus anthropomorphitisch, bey diesen bedient er sich einer zweydeutigen Unbestimmtheit, wohlberechnend, dass er gerade durch sie den Effect des Schauerlichen und Furchtbaren, den er damit bezweckt, am sichersten hervorbringt. Ob diess die Absicht unsers Dichters gewesen, beurtheile man selbst. Egol sagt:

Eine Gefahr noch droht, ringsher aus den Ländern der Erde
Schrecket Sage von untergesunkenen Städten, Vesuve
Speyen umher, es klagt der Pilot von Stürmen und Windsbraut,
Die sein Ahn nicht gekannt, die Städter reden von Erdstoss, u. s. w.

Aber auch Männer von Stand, sogar auch Ehren des Staates,
Neigt' ich dar nach Gewohnheit den Gruss, weissagten mich wild an,
Fassten mich harsch: „Freund Egol, es geht mit der Erde zu Ende!"
Aergerlich gab ich zurück: mit dem Narren geht es zu Ende!

Gräslich verzerrte sich dann ihr Gesicht, Entsetzen ergriff mich.
Ja, die prophetische Sucht, wie Pest läuft um sie im Volk schon;
Abergläubische Zeiten nun drohn u. s. w.

Aehnlicher Stellen haben wir noch vier angezeichnet, und sind darum befugt, zu behaupten, ein Dichter von solcher Ueberlegung dürfe nicht *brevi manu* abgethan werden, wo er der oft mangelhaften Theorie nicht gleich zu Sinne ist.

So ist es zwar recht schön, wenn in der Bibel der Schutzgeist des jungen Tobias ihm als ein Wandersmann begegnet; allein nicht jeder Geist kann und darf auf ähnliche Weise erscheinen. Erscheint denn Satan dem Hiob? Wie nun aber dennoch sich kund thun? Hier lag eine eigne Welt vor dem Vf. offen, die *terra incognita* unserer Seele, wo die Ahndungen, Visionen, Träume wohnen. Hatte der Vf. vorher die Natur, ihre Donner, Erdbeben, Winde, Wolken u. s. w. vergeistigt, in jene Körper Geister gesetzt, die auf eine unbegreifliche Weise auf uns wirken: so zeugte es von scharfsinniger Beurtheilungskraft, den Menschen es nicht an einem Organ fehlen zu lassen, worauf jene Wirkung vornehmlich geschähe. Und wie glücklich, wie poetisch hat er hier gewählt! Vielleicht auch, dass ihm diess für eine prosaische Zeit doppelt nothwendig schien, und darum erfand er, um seinem Wunderbaren mehr Haltbarkeit zu geben, sich eine eigne Romantik. Prüfe man nun die Unterredung Michaels mit Eliora im zweyten Gesange, und man wird so eilig nicht mit dem Verurtheilen seyn, das freylich das leichteste Ding von der Welt ist.

Alles andere, was noch zu sagen wäre über das Gedicht als Epopöie, über den christianischen Mythos und dessen Gebrauch, über den Platz, den dieses Gedicht in Vergleichung der ähnlichen einnehmen werde u. a. m., müssen wir versparen bis dahin, wo wir erst den Organismus des Ganzen überschauen können. Dann auch das Nöthige über des Vfs. metrische Kunst, die sich durch etwas anderes offenbart, als durch die reinen Spondäen und den einzeln durcharbeiteten Hexameter. Wahr, dass unter 11,589 Hexametern etwa hundert einschlichen, die, einzeln genommen, nichts taugen, dafür aber hat noch keiner von allen unsern Dichtern den hexametrischen Perioden in der Vollkommenheit, als er hier ist. Diese Untersuchung aber würde für jetzt zu viel Raum erfordern, und wir begnügen uns, um doch von der Verskunst des Vfs. einige Proben zu geben, etliche Stellen auszuheben, wo der Vers durch Klang und Bewegung mit ausdrückend ist.

Wo Satan auf seinem furchtbaren Wagen heraufführt, heisst es:

Kam vor das Thor, und rollt' itzt hohl durch des Thores Gewölb fort,
Dumpf hinschmetternden Donnergepolters heran auf des Abgrunds
Eisenrasselnder Brück, umprallt von des Oceans Fluthen.

Von dem Nachtigallsschlage heisst es:

Flötend tönte des Frühlings Königin, hell den Gesang dann
Schmetternd hinab, den Gesang, wie er klang, und erklang von dem Himmel,
Und vertönt' in Wehmuthgeflöt' um die Kinder der Liebe.

Abdul ist vor seinem Heere:

Riss mit ihm weissbemähnetes Ross, lustwiehernd, die Mähnen
Brausend erschüttelnd, dahin, daher und dahin vor den Reihen.

Die Federn der Schreiber im Rath

Rispelten jetzo des Staats Beschluss ins sich schwärzende Blatt ein.

Die drängenden Wagen in der Hauptstadt:

Brausend stampften die Ross' an dem Marmorpflaster, sie rollten
Rasch hinaus und hinein in die Gassen, die, strotzender Pracht voll,
Tausendfach schwindend und kommend, u. s. w.

Der Gaukler erscheint mit Drehorgel

Leyernd sein bleyernes Einerley.

Kaiserliches Aufgebot geschieht an Egol:

Sklav, nach der Kronstadt, rasch, mit des Pferds Tod!
Sprich mir nach Wunsch dort!

Noch manche haben wir angestrichen; es sey an diesen genug. Eben so könnten wir für die verfehlten Ausdrücke ein Dutzend neue nennen, die höchst glücklich, und werth sind, aufgenommen zu werden. Auch in Bildung einzelner Worte zeigt sich ja das Genie.

Statt

Statt aber in Worten zu mäkeln, lieber noch ein Wort selbst, ein Wort der Ahndung, die in uns während des Lesens des *Donatos* aufgestiegen ist. Kein grosser, starker Geist fasst jetzt mit Erschütterung den Taumel der Zeit; der männlichen Stimmen sind wenige erschollen; Männer, von deren Geist und Ansehn man ein hohes Wort an die Nation hätte erwarten dürfen, schwiegen, vielleicht in der Hoffnung, auch jenes Aufbrausen gebähre ein Gutes, wodurch neu das Reich des Göttlichen gegründet werde. Aber die Verwirrung ergreift das Geschlecht der Zeit, und ist diese überwältigt, dann geht der Missklang auch in die Seele des folgenden Geschlechts hinüber. *Milton* lebte in Zeiten, den unsrigen ähnlich, und es ist bekannt, dass er fürchtete, die Welt sey in ihrem Verfall, die Natur in ihrem Ableben, er schreibe vielleicht in einem *für heroische Gedichte zu späten Zeitalter. Sonnenberg* hätte leicht dasselbe fürchten können, und, könnte er freylich nicht gegen die Natur, so wollte er doch das kühne Wort an den Menschen noch richten. Satire ist unverkennbar, die Sarkasmen strömen zu Hunderten aus seinem Munde, Er zeigt sich grösser als seine Zeit. Nur reines moralisches Gefühl in der Brust, Unschuld im Herzen, Grösse im Geist, — dann tritt hin vor deine Zeitgenossen, sieh ihr Treiben, und — bleibe gelassen, wenn du kannst. Wer ohne jene Erfordernisse in die vier Wände seiner Stube sich einsperrt, und nichts sieht, als seine ästhetische Krämerelle, der spreche nicht über ein Werk, das er nicht versteht, und richte nicht einen Geist, den er nicht begreift!

LITERATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Joachim: *Accurata codicum Graecorum MSS. bibliothecarum Mosquensium sanctissimae Synodi notitia et recensio.* Annuente et favente Alexandro primo augustissimo et potentissimo Rossorum imperatore et autocratore principe literarum amantissimo et beneficentissimo edita a *Christiano Friderico de Matthaei.* — *Tomus I—II.* 1805. 372 S. 8. (2 Rthlr.)

Hr. *von Matthäi*, der sich durch die Bekanntmachung nützlicher griechischen Manuscripte aus dem Staube der Bibliotheken zu Moskwa um diese Bibliotheken und die gesammte Literatur sehr verdient gemacht hat, liess noch während seines ersten Aufenthalts in Russland 1780. (denn er ist bekanntlich unlängst von Wittenberg zum zweyten Mal dahin gegangen) ein genaues Verzeichniss aller in den Bibliotheken der heil. Synode zu Moskwa befindlichen griechischen Manuscripte drucken. Das Verzeichniss hat sich selten gemacht, und es erscheint aufs neue mit Genehmigung und Begünstigung des russischen Kaisers Alexander, dem es von dem Vf. in einer zu Wittenberg 1804. gut geschriebenen Zueignungsschrift gewidmet ist. Die Vorrede der ersten Ausgabe fehlt; dafür stehn am Ende einige Bemerkungen, die sich auf diese Mspte und die, welche sie vorher in Händen gehabt, auch Katalogen davon verfertiget, aber sie doch nicht gehörig zu benutzen verstanden haben, beziehen. In der Bibliothek der allerheiligsten Synode sind 401 griechische Mspte, die nach der Ordnung der angeklebten Numern, bey welchen bloss auf das Format und gar nicht auf den Inhalt gesehen ist, beschrieben werden. In der Bibliothek der Synodal-Druckerey sind 101 Mspte, so wie in jener nach dem Formate geordnet, jedoch nicht mit fortlaufenden Numern bezeichnet. Sie werden im *zweyten* Tom angezeigt. Fast jeder Codex enthält mehrere Tractate, die alle mit Bemerkung der Blattzahl, wo sie angehn, des griechischen Titels und der Anfangsworte registrirt sind. In der ersten Note wird ein Index versprochen, in welchem die Mspte in gewisse Klassen gebracht werden sollen. Wir finden nicht, dass dieses geschehn ist. Der *Index alphabeticus* über die Schriftsteller ist zwar sehr schätzbar, entspricht aber nicht einer Classification der Mspte, die in Hinsicht des Inhalts, des Alters, der Materie, worauf geschrieben worden, und anderer Umstände hätte vorgenommen werden können. In dem *Index* wird unter *Testamentum V. et N.* bemerkt, dass, mit Ausschluss der Werke des Chrysostomus über biblische Bücher, von den Psalmen 17, von den übrigen Büchern des A. T. 28, von dem N. T. 39 Codd. in beiden Bibliotheken vorhanden sind. Nur bey einem Codex des A. T., einem *lectionarium*, welche Art Codd. unter die Seltenheiten gehört, ist angezeigt, dass die Varianten an den Hn. *Holmes* zum Behuf der von ihm angefangenen, aber leider nicht vollendeten, Ausgabe der LXX geschickt sind. Sollte Hr. *Holmes* nicht auch andere Mspte des A. T. haben conferiren lassen? Bey den Codd. des N. T., so wie bey den übrigen Mspten, die von dem Vf. benutzt sind, verweiset er kurz auf die Bücher, worin dieses geschehen ist. Die meisten Mspte sind theologische, von keinem Kirchenvater so viele, als von *Chrysostomus*, auch nicht viele von *Basilius M.*, *Gregorius Nazianzenus* und *Nyssenus*, *Joannes Damascenus*, *Athanasius* u. a., ingleichen viele Leben der Heiligen, Schriften in Beziehung auf die Synoden, und Controvers-Schriften gegen die lateinische Kirche. Die Bibliotheken liefern aber auch eine gute Ausbeute für die klassische Literatur. Vom *Homer* sind vier Mspte, unter welchen das eine die Odyssee aus dem 12ten oder 13ten Jahrh. ist, vom *Hesiodus* fünf u. s. w. Durch die löblichen Bemühungen des Vfs. sind Excerpte aus *Thucydides*, *Strabo*, *Plutarch* u. a. den Herausgebern dieser Autoren mitgetheilt. Die Bereitwilligkeit, womit er Gelehrten auch ausser Deutschland Bücher, an deren Rande er Varianten aus Mspten beygeschrieben hatte, zuschickte, ist ihm, wie er S. 143. klagt, mehrmalen schlecht vergolten, indem die Bücher noch nicht zurückgeschickt sind. Nur die Engländer betrugen sich besser gegen ihn, und mehrere von diesen drangen ihm Geschenke für seine Gefälligkeit auf. In dem *Index* wird unter *monasteria* ein ziemlich langes Verzeichniss der Klöster gegeben, wo die Codd. geschrieben oder eine Zeitlang aufbewahrt waren, ingleichen ein

ein Verzeichniſs der Schreiber unter *Scriba*. Wir wünſchten, der Vf. hätte unter *Annus* auch gemeldet, wie viele mit der Jahrzahl verſehene Mſpte vorhanden wären. *Athan. Schiada*, der 1723. zu Moskau einen Catalogus herausgab, zählte ihrer 50 und mehr. Das älteſte Datum, was wir angetroffen haben, iſt vom J. 880. in einem aſcetiſchen Werke des *Baſilius M.* S. 156. Da der Vf. nicht bemerkt, daſs es mit Uncial-Schrift geſchrieben ſey: ſo können wir ſie auch hier nicht annehmen. Aus dem 10ten Jahrh. ſind mehrere, z. E. vom J. 990. S. 66.; vom J. 993. S. 65.; aus dem 11ten Jahrh. vom J. 1063. S. 27.; vom J. 1086. S. 43. u. ſ. w. Wir überlaſſen es dem Leſer, der ſich für die griechiſche Paläographie intereſſirt, noch mehr Data aufzuſuchen. Daſs ihnen nicht immer zu trauen ſey, und jüngere Mſpte mit einem früheren Datum verſehen vorkommen, wird bemerkt S. 186. 191. 194. Andere, als bibliſche Mſpte, die mit Uncial- oder Capital-Schrift (*literis majuſculis*) geſchrieben wären, ſcheinen nicht vorhanden zu ſeyn; und ſolcher bibliſchen ſind nur wenige. Das übertriebene Lob, welches er in der Ausgabe der Evangelien ſeinem *Codici H.* gegeben hatte, daſs er ſey *omnium, qui adhuc in Europa innotuerunt, et vetuſtiſſimus et praeſtantiſſimus*, hat er hier wiederholt S. 268. *longe vetuſtiſſimus et praeſtantiſſimus*. Man braucht aber kein groſser Adept in der Diplomatik zu ſeyn, um dieſes Urtheil für ungegründet zu halten. Der Codex hat Accente und Spiritus, und gehört, trotz der Capital-Buchſtaben, ins 11te Jahrh., wo man ſich noch ſolcher Buchſtaben in Mſpten zum kirchlichen Gebrauche, dergleichen dieſes *Evangeliarium* iſt, bediente. Daſs der Vf. den diplomatiſchen Blick zur Auffaſſung der Eigenthümlichkeiten der Schriftzüge und zur Vergleichung der Mſpte mit einander nicht beſitze, erhellet auch aus dem, was er von dem Evangelien-Codex V. in ſeiner Ausgabe von *Pauli epiſt. ad Theſſalonicenſes* p. 265. 266. ſagt, und worauf er hier S. 260. verweiſet. Er unterſchreibt nämlich das Urtheil, was *Schiada* von den Schriftzügen des Cod. gefällt hatte, daſs ſie denen im *Cod. Alexandr.* zu London ähnlich wären. Ein jeder kann ſich leicht durch die Vergleichung der Schriftproben aus beiden Codd. von der Unrichtigkeit dieſes Urtheils überzeugen. Dem Vf. kann alſo wohl oft in Beſtimmung des Alters der Codd. etwas Menſchliches begegnet ſeyn. Hätte der Vf., wozu er, wie geſagt, zu Anfang Hoffnung gemacht, eine Claſſification der Handſchriften geliefert: ſo würde er darin bemerkt haben, um welche Zeit 1) die auf Pergamen geſchriebenen (*membranacei*) aufhören, und 2) die auf Baumwollen-Papier (*in charta bombycina*) und 3) auf Lumpen-Papier (*chartacei*) anfangen. Ein Codex von der dritten Klaſſe aus dem 14ten Jahrh. kommt vor S. 166., ein auf Pergamen im J. 1341. geſchriebener S. 164., ein auf Baumwolle aus dem 13ten Jahrh. S. 217. Nirgends, ſo viel wir haben wahrnehmen können, wird eines *Codicis reſcripti* gedacht. Unter mehr als 500 griechiſchen Codices nicht einen einzigen *Reſcriptum* anzutreffen, nimmt uns Wunder, und doch können wir nicht vermuthen, daſs, wenn ſie vorhanden wären, ſie der Beobachtung des Vfs. entgangen ſeyn würden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Deſſau*, b. Philipſohn: *Nachricht von der Jüdiſchen Haupt- und Freyſchule in Deſſau*, von *David Fränkel*, Mitglied der Direction der Jüdiſchen Schulanſtalt. 1804. 100 S. 8. (8 gr.) — Das Verdienſtliche dieſer Schrift beſteht darin, daſs ſie uns die Uebertragung geläuterterer Grundſätze auf die Bildung der jüdiſchen Nation zeigt. Die unter dem Einfluſs des Vfs. ſtehende Schule in Deſſau wird unfehlbar ſehr viel wirken, wenn ſie in dem Geiſte und mit der Wärme, die ſich hier ausſpricht, immer geleitet wird. Der Lehrplan iſt freylich im Ganzen noch nicht feſt. Rec. erkennt zwar an, daſs dieſer bey einer jüdiſchen Schulanſtalt weit gröſseren Schwierigkeiten unterworfen iſt, als bey einer chriſtlichen, und ſeine Achtung gegen den Vf. gewinnt durch die Freymüthigkeit, mit welcher er ſich darüber äuſsert; aber eben deswegen wünſchte er, daſs man weniger mit Aufklärung im gemeinen Sinne, als vielmehr mit Tiefe der Erkenntniſſe und Einſichten die Cultur beginne. Eine gröſsere Umfaſſung von Begriffen, eine Mannichfaltigkeit zerſtückelter Kenntniſſe, die den Wiſſenſchaften entnommen ſind, wirkt nicht wahre Cultur des Geiſtes: denn dieſe beſteht allezeit in der Tiefe des Erkennens. Rec. würde daher um ſo weniger eine groſse Mannichfaltigkeit der Lehrgegenſtände anrathen, je mehr das noch nicht vertilgbare Vorurtheil der Aeltern jüdiſcher Kinder die Erlernung der hebräiſchen Sprache, und die übermäſsig häufige Leſung ihres religiöſen Canons fordert. Der moraliſch religiöſe Unterricht bedürfte daher keiner geſonderten Stunden; er lieſse ſich ſehr paſſend an die Leſung der Bibel anſchlieſsen. Beſonders aber ſollten Geographie, Technologie und Productenkunde weit mehr für die Zwecke des künftigen Berufs eines jüdiſchen Kindes berückſichtigt ſeyn. Wenn man für ſolche Gegenſtände wöchentlich eine, höchſtens zwey Stunden anberaumt: ſo ſind merkliche Fortſchritte unmöglich. Es muſs ja nicht alles gleichzeitig getrieben ſeyn. Führe man nur wenigſtens eins bis zu einem gewiſſen Punkte. Vielſeitigkeit findet ſich ſucceſſive, wenn ihr Tiefe vorhergeht. Allein Tiefe nach dem Hinwirken auf Vielſeitigkeit iſt unendlich ſchwieriger, weil ſie eine Gewöhnung vorausſetzt, die dem natürlichen, durch die Mannichfaltigkeit der Lehrgegenſtände begünſtigten, Hange nach Veränderung, nach ewigem Wechſel, entgegen iſt. Uebrigens hat die Schule einen ſehr glücklichen Verſuch von der Anwendung der neuern Lehrmethoden, beſonders in den untern Klaſſen, gemacht. Es iſt der Anſtalt nur mehr Unterſtützung von auſsen her, und gröſsere Unabhängigkeit von dem Willen einzelner, weniger weitſehender, Hausväter zu wünſchen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 25. December 1806.

BIBLISCHE LITERATUR.

Lüneburg, b. Herold u. Wahlstab: *Die ältesten Sagen der Bibel nach ihrem historischen und praktischen Gehalt für gebildete Christen jedes Standes.* Von *Karl Georg Schuster*, Conventual im Kloster Loccum. 1804. XII u. 283 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Zweck dieser schätzbaren Schrift ist, manchem denkenden Christen, der sich aus den vielen neuern Untersuchungen, Streitigkeiten und Urtheilen, besonders über die Geschichten des alten Testaments, nicht recht herausfinden kann, mit dem wahren oder doch wahrscheinlichsten Sinne der ältesten biblischen Erzählungen, nach den anerkannt gültigen Grundsätzen unserer angesehensten Theologen, bekannt zu machen, und es ihm mit Freymüthigkeit darzulegen, wie auf der einen Seite manche Vorstellung nicht mehr für unser Zeitalter passe, auf der andern aber auch unsere Bibel schon in ihren ältesten Urkunden so manche geist- und kraftvolle Lehre, so manches Schöne und Wahre in moralischer und religiöser Hinsicht enthalte, welches auch jetzt noch für Privat-Erbauung und Volksunterricht anwendbar sey. Der Vf. hat zwar nur *die ersten eilf Kapitel des ersten Buchs Moses* bearbeitet; allein diese Kapitel gehören zu den schwierigsten und interessantesten, und bestehen gleichsam für sich als allgemeine Einleitung zu der übrigen speciellern Geschichte der Hebräer. Bey den ausgehobenen praktischen Sätzen ist vorzüglich nur auf solche Rücksicht genommen, aus deren Entwicklung immer wieder einiges Licht auf die Geschichte selbst, auf Sitten, Zeitbegriffe u. s. w. zurückfallen kann.

Die Sagen, welche der Vf. bearbeitet hat, sind durchgehends schon durch ihren Inhalt anziehend: Welt- und Menschenschöpfung — das Paradies — Kains Brudermord — Lamechs Lied auf das erste Schwert — Lebensalter der Patriarchen — Sagen von der grofsen Wasserfluth — Sage vom Regenbogen — Noahs Weinbau und Fluch über Kanaan — die erste Völkerwanderung. Alle diese Sagen aus dem Kindheitsalter der Welt sind aber auch aus dem freyern Standpunkte betrachtet, woraus die biblische Exegese und Kritik unserer Tage jene Urkunden mit Recht anzusehen gewohnt ist, und wobey die gute Sache nothwendig gewinnen mufs. Hr. S. theilt die biblischen Sagen, nach Inhalt und Zweck, in drey Klassen ein, in *reinhistorische*, *politische* und *philosophische*. Zu den *erstern* rechnet er solche, denen, allem Anschein nach, eine wirkliche Thatsache zum Grunde liegt, und die nachher forterzählt und weiter ausgebildet wurden, um jene Thatsache im Andenken zu erhalten; z. B. die Sagen vom Kain und Lamech. Zu der *zweyten* Art rechnet er diejenigen Sagen, denen zwar zum Theil auch etwas Historisches zum Grunde liegen mochte, die aber in der Folge eine solche Wendung und Tendenz erhielten, wobey das Nationalinteresse, die Nationalrechte und Verhältnisse der Hebräer zu andern Völkern Hauptaugenmerk wurden, so, dafs nunmehr der Zweck ihrer Verbreitung ganz eigentlich *politisch* wurde, und sich nicht auf blofse Geschichts- und Alterthumskunde beschränkte. Sagen dieser Art finden sich zwar hauptsächlich erst in der Geschichte Abrahams u. a., doch gehört auch die Sage von Noahs Fluch über Kanaan in diese Klasse. Zu der *dritten* — philosophischen — Klasse gehört das Sagenlied von der Schöpfung, die Sagengeschichte vom verlornen Paradiese, die Sprachverwirrung zu Babel u. a. m. In Hinsicht der *Zeit* unterscheidet der Vf. mit Recht die frühere Periode der Entstehung und mündlichen Fortbildung dieser Sagen von dem spätern Zeitpunkte ihrer schriftlichen Abfassung und letzten Ausbildung in ihrer heutigen Gestalt. Den Zeitpunkt der endlichen schriftlichen Bearbeitung und Sammlung aller Sagen und Geschichten in den mosaischen Schriften, nimmt der Vf. mit mehrern Auslegern an, könne man wohl nicht mit Sicherheit vor das Zeitalter Davids und Salomo's setzen. Ueber die muthmafslichen Vorarbeiten Mose's verbreitet er sich mit vieler Einsicht.

I. *Welt- und Menschenschöpfung* (Kap. I — II, 3). Den poëtischen Stücken steht jedesmal eine lesbare metrische Uebersetzung des beleuchteten Abschnitts voran, gröfstentheils in Jamben. Den kleinen Misgriff des alten Sängers, der das Licht eher entstehen läfst, bevor die Schöpferin des Lichts und des Tages, *die Sonne*, am Himmel strahlte, entschuldigt der Vf. nicht nur mit dem unphilosophischen Zeitalter, sondern auch mit dem Beyspiele des ehrwürdigen Sängers der Messiade, den seine feurige Phantasie bey der Verfinsterungsgeschichte nach Jesu Kreuzigung weit von der rechten Bahn aller Himmelskunde entführte. Auf die grofse Verschiedenheit der Ansichten der beiden Erzähler der Schöpfung macht auch unser Vf. aufmerksam (K. 1, 2. K. 2, 56.). Er vermuthet, dafs der erste Erzähler am Meere, oder an einem Flusse in einer wasserreichen Gegend gelebt habe, wo er zu Zeiten Ueberschwemmungen, und durch sie alle Vegetation vernichtet, die Erde wüste und öde gemacht sah; wo aber die gesunkene Fluth so viel Feuchtigkeit im Boden zurück liefs, dafs sie bald wieder, ohne eines

eines Regens zu bedürfen, fruchtreiche Gewächse aller Art hervortreiben konnte; dass hingegen der zweyte in einer dürren wasserlosen Gegend wohnte, wo besonders durch den sengenden Ostwind oftmals Gras und Blumen, Saat und Laub völlig wegbrannten, und wo es dann erst neuer Regengüsse, wenigstens eines frischen Nachtthaues und Morgennebels, bedurfte, um die Erde zum Fruchtbringen wieder anzufeuchten. Bey der schönen Darstellung der *Menschenschöpfung* werden S. 36. *Ziegler* und *Eichhorn* genannt. Am geistvollsten — wiewohl mit manchem Fremdartigen untermischt — hat sich hierüber *Herder* in seiner ältesten Urkunde des Menschengeschlechts verbreitet. Nach S. 47. trägt „die Dichtung des ersten Erzählers ganz das Gepräge eines glücklichen, freyen, hochherzigen Mannes, der sich deshalb auch den ersten Menschen voll Hoheit und Würde denkt; — — der zweyte stellt ihn niedriger, stattet ihn ärmlicher aus, unstreitig weil er selbst in einer niedrigern bedrücktern Lage war." [S. 53. hätte noch der Aufsatz des verstorb. K. R. *Justi* „Zweifel gegen die Behauptung (des Hn. *Bruns*), dass keine der ältesten Sagen von der Entstehung des Menschengeschlechts in der Genesis die Abstammung aller Menschen von Einem Paar ableite" in *Paulus* Memorabilien, 5. St. verglichen und angeführt werden sollen.] Die praktischen Resultate des Vfs. sind schön und fruchtbar, wiewohl manche Ideen an jene alte Urkunde angeknüpft werden, die der Urheber derselben schwerlich hatte. II. *Das Paradies* (Kap. II, 4. III, 24.). Was über diesen interessanten Gegenstand von unsern besten Theologen gesagt worden war, ist hier mit vieler Einsicht benutzt, und mit eigenen Bemerkungen durchflochten worden. Die Frage: „wie es als eine neue positive Strafe für die Frau gelten könne, dass der Mann künftig ihr Herr seyn solle, da er zu gleicher Zeit dafür in Anspruch genommen wird, dass er zuvor nicht Herr genug über sie gewesen sey?" beantwortet der Vf. S. 93. dahin, dass die Frau freylich zuvor auch untergeordnet war, aber nur als *Gehülfin*, als eine *Freye*, von nun an aber sollte sie aller (?) *Sklavin* seyn. Richtig bemerkt Hr. *S.* S. 104 f., dass jener alte Erzähler noch keinen Unterschied kannte und machte zwischen *Naturgesetz* und zwischen *willkürlich verhängten Fügungen und Strafen Gottes*. Der Morgenländer denkt sich seinen Herrn, folglich auch Gott, als einen Despoten; in die Seele unsres Hebräers kommt nie der Zweifel, „ob es recht sey, dass Millionen Töchter der Eva mit Schmerzen Kinder gebähren, weil sie von einer verbotenen Baumfrucht gegessen hatte?" — Wir erkennen hier blosses Naturgesetz, das in verhüllter Majestät vor uns steht, und das wir schweigend verehren müssen, so wie jener es als *willkürliches Strafgesetz* schweigend verehrt. III. *Kains Brudermord* (K. IV, 1—16.). Als Sage aus der Kindheit des Menschengeschlechts gut aufgefasst. Eine Thatsache, glaubt der Vf., möge auch hier zum Grunde liegen; häufige Zwietracht, Ermordung, mochte einst bey vermehrter Menschenzahl und vermehrten Erwerbsbedürfnissen Veranlassung geben, dass der ackerbauende Stamm sich von seinen Brüdern, den Nomaden, und deren Saat verwüstenden Herden möglichst weit absonderte. Ein flüchtiges Wort hievon schwebte von Mund zu Mund, wurde gesangmässig, und tönte so im Volksliede zu spätern Generationen hinab. Aus diesem Volksliede, oder den Bruchstücken desselben schöpfte man späterhin; — unwissend verlegte man denn den Schauplatz dieser Geschichte tief ins Alterthum bis zu Adams Hütte hin, und schmückte sie weiter aus u. s. w. In der Darstellung des Factums selbst stiessen wir auf einige Ideen, welche *Kant* in seinem trefflichen Aufsatze: *muthmasslicher Anfang der Menschengeschichte*, geäussert hat, die denn auch von einigen von unserm Vf. angeführten Schriftstellern benutzt worden sind. Jenes Kantischen Aufsatzes aber wird hier nicht erwähnt. IV. *Lamechs Lied auf das erste Schwert*. In der Familie Lamechs herrschte, nach der alten Sage, vornehmlich Künstlergeist; und als endlich einer seiner Söhne, Tubal, nach glücklichen Versuchen in der Metallarbeit, ihm das erste Schwert bringt, fühlt sich Lamech von Freude hierüber und vom väterlichen Stolze so begeistert, dass er, das neue Schwert in seiner Hand haltend, auch seine Frauen, als Mütter solcher Söhne, zur Theilnahme hieran mit hoher Stimme auffordert: „Adah und Zillah, hört meine Stimme, ihr Weiber Lamechs, merket auf mein Wort!" u. s. w. Vor der Blutrache, meint Lamech, sey er nun sicher. In dieser Sage sind Züge von einem halb cultivirten und halb rohen Zeitalter unter einander gemischt. Mit ganzer Seele stimmen wir in die letzte Apostrophe des Vfs. ein: „Sage des Alterthums — die du den ersten Schwertträger auf deine Weise im Liede verewigtest, hattest du nicht auch ein zarteres Lied auf den *ersten Pflüger*, dessen Nachfolger zu seyn, jener Herr von Millionen auf Sina's Thron zur Ehre und Pflicht sich rechnet?" (S. *du Halde's* Beschreibung des chinesischen Reichs. Th. II. S. 85 f.) V. *Lebensalter der Patriarchen*. Die verschiedenen Meinungen hierüber werden zuerst geprüft; dann bemerkt der Vf., es sey wohl möglich, dass man aus den Namen und einzelnen Buchstaben der Patriarchen die Zahlen ihrer Lebensperioden herausgedeutet habe. In der alten Sage habe es wohl auch einige Bestimmungen gegeben, z. B. dass Methusalem das höchste, Henoch aber das jüngste Alter erreicht habe; hatte man erst diese zwey äussersten Gränzen: so konnte man dazwischen das Alter der übrigen bald festsetzen. VI. *Sagen von der grossen Wasserfluth*. K. 6, 1—9, 17. Eine gelungene Darstellung! Der Vf. löst diese Sagen in drey Bestandtheile auf. Die eigentliche Hauptsage ist mit besonderer, die Nebensagen sind mit anderer Schrift gedruckt, und die wahrscheinlichen Zusätze unseres Sammlers sind in Parenthese eingeschlossen. Durch diese geschickte Zerlegung fallen manche Schwierigkeiten weg, die man bisher im Texte und in dessen Erklärung fand. Die reine Thatsache, die, nach unserm Vf., sämmtlichen Erzählungen zum Grunde liegt, ist folgende: „Die Gegend, wo die Urväter der Hebräer wohnten, erlitt einst eine

eine grosse Ueberschwemmung, wodurch fast alle Menschen und Thiere jenes Landstrichs um das Leben kamen. Nur Noah mit den Seinigen kam glücklich davon, weil er sich, unter einer besonders günstigen Leitung der Vorsehung, noch zur rechten Zeit mit allem, was ihm angehörte, auf ein Schiff retten konnte. Durch ihn ward dann jenes verheerte Land wieder angebaut und bevölkert." Wenn gleich der Vf. bey diesem Abschnitte manches vorgearbeitet fand: so verdient er doch für die gute Beurtheilung, Bearbeitung und Benutzung des Vorhandenen allen Dank. Auch die praktischen Resultate dieses Abschnitts enthalten viel Treffendes, wie z. B. das, was der Vf. über die Behandlung der Thiere sagt. Rec. wurde durch den Anblick der „seufzenden Kreaturen" oft im Innersten erschüttert. VII. *Ueber die Sage vom Regenbogen.* Rec. stimmte längst in der Ansicht dieser Sage mit dem Vf. überein. VIII. *Noah's Weinbau und Fluch über Kanaan.* K. 9, 18—27. Eine Sage von grossem *politischen Interesse* für das israelitische Publicum. Die Erzählung scheint dem Vf. aus einer doppelten Sage entstanden zu seyn. Die Hauptsage, die aber vor Mose wohl nicht im Umlauf seyn konnte, war die: dass die Kananiten unter einem harten Fluch lägen, der schon vom Vater Noah über sie ausgesprochen sey; dass hingegen die beiden andern Söhne desto mehr begünstigt worden seyen. Eine andere Sage war die: dass Noah auch der Urheber des Weinbaus gewesen sey. Beide Sagen mischte man unter einander, um sich die Veranlassung anzugeben, warum gerade Cham und dessen Nachkommenschaft von Seiten des Kanaan, ein so hartes Schicksal verdient hätten. Von allen Schwierigkeiten ist diese Ansicht der Sache nicht frey. Dass der Fluch bloss über den Kanaan ausgesprochen wird, hält Hr. *S.* allerdings für unrecht; die Sage aber konnte nicht anders, weil zu ihrer Zeit andere Nachkommen des Cham, z. B. die Aegypter im schönsten Flore standen, und weil sich der Nationalhass der Hebräer vorzüglich auf die Kananiter erstreckte. Was aber einmal ein Vater als Stammesfürst über die Seinigen ausgesprochen hatte, das musste, nach den orientalischen Begriffen von unbeschränkter despotischer Willkür, recht seyn. Auch hier enthalten die praktischen Bemerkungen des Vfs. viel Gutes. Wahr ists, was der Vf. den strengen Richtern über jenes frühe Zeitalter zuruft: „Wenn man, sobald der Vater mit den ihm anvertrauten Geldern davon geht, alles noch etwa hinterbliebene Vermögen dahin nimmt, und der ohnehin gebeugten Familie nichts lässt, als ihre Thränen? Heisst das nicht auch, den Fluch werfen auf Unschuldige?" Eben so wahr heisst es S. 271.: „Die Geschichte des Branntweins ist zugleich eine Geschichte des Verfalls deutscher Sittlichkeit." Nicht ganz passend ist dagegen die Parallele, die Hr. *S.* S. 261. zwischen *Noah* und dem röm. Consul *Brutus* zieht. *Brutus* strafte seine beiden Söhne eines Verbrechens wegen; *Noah* hingegen spricht einen Fluch aus über einen Enkel, von dessen Verschuldung die alte Sage nichts weiss, und über eine ganze unschuldige *Nachkommenschaft.* Wenn gleich *Bolingbroke's* Aeusserung: „Fast sollte man denken, Noah sey noch betrunken, da er den Fluch aussprach," etwas übereilt seyn mag, so leuchtet doch aus der ganzen Sage ein noch rohes Zeitalter hervor. Schrecklich ist das S. 269. von unserm Vf. aus einer alten Chronik angeführte Beyspiel von einem wendischen Bauer, der im J. 1297. seinen Vater, weil er alt und abgelebt war, in einem Walde umbringen wollte, und noch durch eine Gräfin an dieser Unthat verhindert wurde! Den Beschluss macht: IX. *Die erste Völkerwanderung.* K. 11, 1—9. Man philosophirte eine *Sprachverwirrung* aus dem Namen *Babel* heraus, eine alte Tradition von einem uralten sehr hohen Gebäude zu Babylon kam hinzu, und die bekannte Sage erhielt ihr Daseyn. So suchte man sich die Menge der verschiedenen Völker mit lauter fremden Sprachen späterhin zu erklären. Eine eigentliche Geschichte ist hier nicht zu suchen. Einer ganz andern Meinung über jene erste Völkerwanderung, als unser Erzähler, hatte bereits der Vf. des 10ten Kapitels. Er macht Schlüsse aus dem Namen *Pheleg* (Theilung). Auch wird dort, wie der Vf. bemerkt, *Nimrod* als der angegeben, welcher Babel zuerst gegründet, von da aus weit umher das Land angebaut, Menschen unter seine Herrschaft gesammelt, und den Grund zu der früh-hervorragenden Macht und Bevölkerung der babylonisch-assyrischen Länder gelegt habe.

Möge der wackere Vf. uns bald mit mehrern ähnlichen Versuchen beschenken! Die Darstellung verdient eben sowohl Lob, als der Inhalt. Grössere Gedrängtheit würde indessen den Werth derselben noch erhöhen. Kleine Sprachunrichtigkeiten, wie *das* Regenschauer, *das* Hagelschauer, statt: *der*, sind wahrscheinlich nur Druckfehler. Aus den praktischen Anmerkungen leuchtet durchaus eine sittliche Denkart hervor.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

LONDON: *Medical sketches of the expedition to Egypt from India,* by *James M' Gregor.* 1804. 238 S. 8.

In der etwas ungefälligen Form eines Tagebuchs liefert uns der Vf., Ober-Chirurgus bey der indianischen Armee in Aegypten, die medicinische Geschichte jenes Feldzugs, die aber eben so nachtheilig gegen des berühmten *Larrey's* meisterhafte Geschichte des französischen Feldzuges in jenen Gegenden (A. L. Z. 1805. Nr. 140) absticht, als dieser Feldzug selbst kaum neben jener ewig denkwürdigen Expedition des damaligen Generals Bonaparte genannt zu werden verdient.

Es waren überhaupt 7886 Mann, nämlich 3759 Europäer und 4127 Indianer, die theils zu Bombay im Jan. 1801. unter dem Obersten Murray, theils zu Triaconomale auf Ceilan im Febr. 1801. unter den Obersten Beresford und Ramsay eingeschifft wurden und zu Kossierbay am rothen Meer landeten, hernach aber unter dem Oberbefehl des Generals *Baird* standen.

den. Bis in den Junius 1802. blieb diess Heer in Aegypten, und verlor überhaupt 700 Mann, nämlich 165 an der Pest, 140 am Fieber (?), 195 an der Ruhr, 76 an Leberkrankheiten, 10 an der Lungensucht und zwey Europäer am Sonnenstich (*Dem-el-Muca*).

Im Landungsplatz verursachte das Wasser, welches viel Bittersalz enthielt, Durchfälle bey dem Volk; aber im Ganzen bekam es ihnen nicht übel. Von Kossier ging der Zug nach Dendera an die Ufer des Nils durch die thebische Wüste, fast auf demselben Wege, den *Bruce* genommen. Die Mittagshitze war fast immer 114° — 118° *Fahr.* Doch blieben die Soldaten gesund, und die Stellung, die man bald darauf an den Ufern des Nils nahm, war für die Gesundheit sehr zuträglich: auch war man mit den besten Lebensmitteln hinlänglich versehn. Man schiffte den Nil hinauf bis nach Ghiza, dessen Lage sehr ungesund ist, und wo 1200 Mann an der Ruhr und Leber-Entzündungen erkrankten. Im September, als ein Theil des Heers in Ghiza, ein anderer in Rosette lag, fing die Pest an sich zu zeigen, da der Nil noch übergetreten und mehrentheils Windstille war. Die meisten Pestkranken starben am dritten Tage, besonders, wenn sie vom Starrfrost überfallen wurden. Im October nahm die Krankheit ab, da die Temperatur sich bis auf 75° verminderte, und man häufig Salpeter-Räucherungen anwandte. Doch fielen nun andere Uebel, Wechselfieber, Augen-Krankheiten, Leber-Entzündungen und Ruhren vor; es lagen 1350 Mann danieder. Die Pest hörte nicht auf, vielmehr breitete sie sich auch nach Alexandrien aus. Endlich erhielt das Heer Befehl zum Abzug nach Suez: die Wanderung durch jene Wüste bekam ihnen besser, als im vorigen Jahr der Zug durch die thebische Wüste. Vollkommen gesund schiffte sich die Mannschaft wieder ein.

Die Bemerkungen über den Einfluss des Klima's auf die Gesundheit sind eben nicht interessanter. Die Hitze war weniger nachtheilig als die Regenmonate, die veränderliche Witterung und als das Uebermass im Essen und besonders im Genuss geistiger Getränke. Der letztern Ursache wegen, die die Indianer mehr vermeiden als die Europäer, war die Sterblichkeit unter den erstern bey weitem nicht so gross als unter den letztern. Die Anstalten zur Erhaltung der Gesundheit waren vortrefflich. Man überwand sogar die Religions-Vorurtheile der Hindu's und Muselmänner, indem man in den kühlern Monaten ihnen Fleisch und Wein reichte. Die Kleidung war dem Klima völlig angemessen und bestand bloss in Baumwolle: auf das regelmässige Baden und auf andere Mittel, die Reinlichkeit zu erhalten, wurde sehr strenge gesehn. Mit dem Quecksilber glaubt der Vf. der Pest Einhalt gethan zu haben. Er gab gleich anfangs stündlich zwey Gran Kalomel und ⅛ Gr. Opium, liess daneben Quecksilbersalbe einreiben und verdünnte Salpetersäure trinken. Je mehr die Speicheldrüsen, das Zahnfleisch und die Haut angegriffen wurde, desto eher überstand der Kranke das Uebel. Aber nirgends war die Genesung misslicher und zweydeutiger. Mit den besten Merkmalen der Genesung starben sie oft plötzlich; oft tödtete die Krankheit in wenigen Stunden. Die Schlummersucht war eins der schlimmsten Zeichen. Die allgemeinen Regeln der Behandlung der Pest giebt der Vf. sehr empirisch an: anfangs die ersten Wege mit Kalomel auszuleeren und dann einen Speichelfluss zu erwecken. Citronen- und Essigsäure thaten gute Dienste, beides äusserlich und innerlich angewandt. Es ist unbegreiflich, dass den Wundärzten des Heers völlig frey stand, die Pest nach Gutdünken zu behandeln: „Dr. *Whyte*, heisst es, liess fleissig Ader, aber jeder seiner Kranken starb." Aber, wie kann in einem regelmässigen Heer eine solche Barbarey statt finden! . . .

Ueber die in Aegypten einheimische Augen-Entzündung kommen einige interessante Bemerkungen vor. Sie endigte sich nicht selten mit Verdunkelung der Hornhaut oder mit Verschwärung des Augapfels. Oft hing sie auch von der Leber-Krankheit ab. Gegen die Verdunkelung der Hornhaut gebrauchte man das phagedänische Wasser und eine Auflösung des salpetersauren Silbers. Besondere Augenwasser waren in Aegypten Gebrauch, nämlich eine Mischung aus Citronensaft und Wasser, oder auch Arrak mit Wasser. Die Leber-Entzündung in Indien fand der Vf. fast allemal langwierig, in Aegypten war sie hitziger Natur. Das Quecksilber wurde *allgemein* angewandt, und zwar, sagt der Vf., bis der Speichelguss reichlich wird. Diess allein bezeichnet schon den praktischen Geist, der den Vf. beseelt. Seine pathologische Kenntniss kann man daraus beurtheilen, dass er die Ruhr zwischen den Wendekreisen ohne alle wesentliche Zeichen der Ruhr annimmt und sie fast für einerley mit dem Durchfall hält. Kalomel war auch hier das gewöhnliche Mittel: oft gab man Abführungen, bisweilen Ricinus-Oel und dann Opium.

Brustentzündung und Rheumatismus handelt der Vf. zusammen ab. Der tropische Fadenwurm breitete sich durch Unreinlichkeit am meisten aus. Endlich bemerkt der Vf. die grosse Aehnlichkeit zwischen dem gelben westindischen Fieber und der Pest; eine Aehnlichkeit, die hier durch alle Punkte durchgeführt wird, und die uns durchaus nicht mehr befremdet, da wir wissen, dass beide Krankheiten nur Abänderungen eines und desselben Fiebers, nämlich des Typhus sind.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 26. December 1806.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Nürnberg, b. Raspe: *Hugonis Donelli* commentarii de jure civili. Denuo recensuit atque edidit *Joannes Christophorus König*, Jur. ac Philosoph. Doctor, in acad. Altorfina Politices P. P. O. Philosoph. ordinis Senior. *Editio sexta.* Volum. *primum.* 1801. XLVIII u. 392 S. Volum. *secundum.* 1805. VI u. 600 S. gr. 8. (2 Rthlr. 20 gr.)

So rühmlich und verdienstvoll das Unternehmen auch ist, eine neue bequeme Handausgabe, der bisher blofs in Folio gedruckten Commentarien *Hugo Doneaus*, eines der gründlichsten und vielumfassendsten Werke, die wir in der Literatur des Civilrechtes besitzen, zu veranstalten: so fürchten wir doch bey dem zur Seichtigkeit führenden Zeitgeiste, welcher immer mehr, besonders in der scientifischen Behandlung des römischen Rechtes, seinen schädlichen Einfluss zu zeigen scheint, dafs der Fleifs und die Mühe des Hn. Herausgebers, ob sie gleich auf die thätigste Unterstützung des Publikums Anspruch zu machen ein Recht hat, nicht genugsam werde anerkannt und belohnt werden.

Von 28 Büchern sind im Verlauf eines ganzen Quinquenniums, in den vorliegenden beiden Theilen, erst *viere* abgedruckt, wir haben folglich noch eine ziemliche Reihe von Bänden zu erwarten, ehe das Ganze vollständig seyn wird. Der Druck ist gefällig und correct; auch hat sich der Hr. Herausg. um die äufsere Oeconomie des Werkes, besonders dadurch sehr verdient gemacht, dafs er die von *D.* der damaligen Sitte gemäfs, mit den legalen Anfangswörtern citirten Gesetze, auf die im *corpus juris* befindliche Zahlen reducirt, und aus dem Text in abgesonderte Noten verwiesen hat, wodurch der Gebrauch und die Lectüre des Werkes ohne Zweifel sehr erleichtert ist.

Als Zugabe zum *ersten* Theile findet sich ein genaues Verzeichnifs der frühern *fünf* Ausgaben vorgedruckt, und aufser *Hugo Doneaus* eigener, *Scipio Gentil's* und des Hn. Herausg Vorrede, sind „*judicia de commentariis Donellianis*" mitgetheilt, von *Gundling*, *Gravina*, *Beyer*, und *Ruecker*. *Beyer's judicium* ist inzwischen etwas verdächtig; er sagt: „*D. maximi nominis Ictus et vel hoc commentario aestimandus, quo universum jus civile et feudale(?) perspicua methodo luculenter explicuit.*" Hr. *König* hätte diesen Irrthum berichtigen, oder das ganze Urtheil weglassen sollen: denn nur ein einziges mal werden die *libri feudales* in den Commentarien angeführt, und auch hier blofs beyläufig als Bestandtheile des *corp. jur.* (Lib. I. c. 11. §. 5.) „*Sed de jure Romanorum*, — fügt *D.* gleich hinzu — *quod proprie ita dicitur, nunc quaerimus.*" — Der gelehrte Hr. *von Savigny* äufsert sich, (um die neueste Stimme anzuführen) in der Einleitung der Schrift vom Besitz, folgendergestalt: „Das ganze Werk gehört zu den bekanntesten und unbekanntesten civilistischen Schriften zugleich. Einzelne Sätze daraus werden überall angeführt und beurtheilt, aber die Darstellung des Ganzen, die den eigentlichen Werth desselben ausmacht, wird meist ignorirt." Rec. der sich seit mehrern Jahren mit den Ansichten *Doneaus* bekannt zu machen suchte, mufs gestehen, dafs er sein System zwar als ein unvergängliches Monument *tiefer Erudition*, und *gründlichen Scharfsinnes* bewundert, dafs ihm aber die *absolute* Totalität desselben noch *vieles*, was man wünschen könnte, übrig zu lassen scheint. Von der Richtigkeit dieser Behauptung mag sich der Leser durch die folgende, mit genauer Sorgfalt aus den Commentarien entwickelte Ueberſicht selbst überzeugen. Wir hoffen hierdurch zugleich die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen, sowohl auf das grofse unsterbliche Meisterwerk an und für sich, als insbesondere auf gegenwärtige neue Ausgabe, am Besten rege machen zu können.

Das ganze Werk beginnt zweckmäfsig mit einer *allgemeinen Vorbereitung*. In derselben sucht *D.* vor allen Dingen, aus der textualen Unordnung, die Nothwendigkeit eines zusammenhängenden, systematisch geordneten, Systems zu beweisen (Lib. I. cap. 1.), und nachdem dieses geschehen ist, wirft er folgende zur Kenntnifs des Rechtes überhaupt, insonderheit des römischen Rechts nöthige Hauptfragen auf: 1) was ist Recht, und von welcher Kraft und Auctorität ist dasselbe begleitet? — sodann: 2) was enthält das Recht, und welchen Zweck hat es? — Nachdem nun in Beziehung auf die *erste Frage*, das römische Recht als ein wahres Recht deducirt ist (cap. 2 — 7.), kömmt der Vf. auf die einzelnen Theile desselben, namentlich auf das *jus scriptum* und *non scriptum* (cap. 8 — 10.), und handelt hierauf die heutigen Quellen des Rechtes ab (cap. 11.). Bey dieser Gelegenheit wird sodann die Lehre von der Aufhebung und Veränderung der Gesetze (cap. 12.), und von dem Wortverstande und Geiste derselben, oder von der Interpretation vorgetragen (cap. 13 — 15.). Alles dieses vorausgeschickt, folgt etwas von den Gründen der Auctorität, und den Vorzügen des römischen Rechts (cap. 16.), und der daraus resultirenden Nothwendigkeit dem-

demselben zu gehorchen, widrigenfalls eine Strafe oder Nachtheil zu befürchten (cap. 17.), es müsste denn jemand wegen eines verzeihlichen Irrthums die Vorschriften des Rechtes vernachlässigt haben: Lehre von der *facti* und *juris ignorantia* (cap. 18—23.).

Was die *zweyte Frage*, oder die Vorschriften, den Inhalt des römischen Rechts selbst betrifft: so kömmt es hierbey — wie gesagt — lediglich auf Erreichung des Zweckes des Rechts und der Gerechtigkeit an (Lib. II. cap. 1.); erreicht kann aber derselbe nicht anders werden, als wenn wir einmal das Recht eines jeden an und für sich, und zweytens die Mittel kennen, dasselbe zu erreichen (cap. 2.). Beide Theile sind jedoch in subjectiver Hinsicht sehr verschieden, „*aliud est enim jus quod deo tribuitur, aliud, quod hominibus: et rursum in hominibus aliud, quod rei publicae, aliud quod privatis et singulis*" (cap 3.). Das *jus divinum* insonderheit „*totum ex verbo dei pendet;*" dessen ungeachtet hat aber der religiöse Sinn *Doneau's* ihn bewogen, demselben wenigstens ein Kapitel der Commentarien zu widmen (cap. 4.); und nach einer kurzen Darstellung des öffentlichen Rechtes der Römer (cap 5. 6.), beginnt endlich das *System des römischen Civilrechtes* selbst (cap. 7.). — Bey Darstellung desselben, bleibt *D.* der bereits erwähnten richtigen Ansicht getreu: das ganze Privatrecht in zwey Haupttheile zu spalten, in die Wissenschaft des uns gehörigen Rechtes an und für sich, und die Erhaltung desselben. Die Abhandlung des Rechtes an und für sich, welche der Vf. noch selbt vollendet hat, begreift das *zweyte* Buch der Commentarien vom *achten* Kapitel an, bis zum Schluss des *16ten* Buches. Die Art und Weise hingegen, sein Recht zu erhalten und durchzusetzen, umfasst das 17—28. Buch, und ist von *Scipio Gentil* aus den hinterlassenen Papieren *Doneau's* zusammengetragen und supplirt worden.

Erster Theil *des Systems*. Das uns zustehende Recht ist von doppelter Art: „*Est enim, quod vere et proprie nostrum sit; est etiam, quod nobis debeatur*" also entweder *directes* oder *indirectes* Vermögen.

I. *Das directe Vermögen* bezieht sich entweder auf die Person jemandes, oder auf äussere Sachen, es zerfällt folglich in Personen- und Sachenrecht.

A) Das *Personenrecht* enthält das Recht auf Leben, körperliches Wohl, Freyheit und Ehre, findet sich aber nicht bey allen Menschen, sondern ist durch ein besonderes Verhältniss (*status*) bisweilen ganz aufgehoben, bisweilen beschränkt. Hierauf bezieht sich die bekannte wichtige Eintheilung der Menschen in Sclaven und Freye; das Personenrecht ist nämlich: 1) ganz aufgehoben bey *Sclaven* (Lib. II. cap. 9.), 2) bloss beschränkt in gewissen Fällen bey Freyen, welche zu bestimmen, man auf die weitere Eintheilung der Freyen: in *libertini* und *ingenui*, wie auch der Letztere in *sui* und *alieni juris* Rücksicht nehmen muss. *a*) Von den *Libertinen* d. h. solchen Personen die aus einer gerechten Sclaverey befreyt worden sind (cap. 11—19.); das Personenrecht wird hier durch das *jus patronatus*, oder durch *obsequium*, *operae*, und *successio* beschränkt. *b*) Von den *ingenuis* d. h. solchen, die entweder von Natur, oder durch das Recht als frey geboren betrachtet werden (cap. 10.); sie sind ferner: α) entweder *alieni juris* d. h. einer fremden väterlichen Gewalt unterworfen; bey diesen zeigt sich die Beschränkung eben durch die *väterliche Gewalt*, es wird daher ausführlich von ihrer Entstehung, Wirkungen, und Aufhebung geredet (cap. 20—27.), β) oder *sui juris*, d. h. keiner väterlichen Gewalt unterworfen (Lib. III. comm. ed. *König* volum. secund.); hier findet nur als Ausnahme Beschränkung durch *Tutel* und *Curatel* statt. Institute welche die ihnen vom Vf. geschenkte vollständige und gründliche Abhandlung (cap. 1—24.) verdienen. Die *morum inspectio* der Verwandten bey Minderjährigen, und der Lehrer bey ihren Schülern (cap. 24.) ist eben nicht sehr bedeutend.

B) Das *Sachenrecht* stellt die rechtlichen Verhältnisse der äussern Sachen zu uns dar. Die äussern Sachen sind aber: 1) entweder *divini juris*, insbesondre *res sacrae, religiosae, sanctae;* hiervon und den Rechten daran, handelt das weitläuftige *erste* Kap. im *vierten* Buch, 2) oder *humani juris*, welche sich wieder in öffentliche und Privatsachen theilen: *a*) Recht an *öffentlichen* Sachen, insonderheit an *rebus omnium communibus*, *publicis*, und *universitatis* (Lib. IV. cap. 2—4.). *b*) Recht an *Privatsachen* (cap. 5.); dieses lässt sich reduciren *theils* auf das Recht an Privatsachen die uns zustehen, oder auf das Recht des Eigenthumes; *theils* auf das Recht an fremden Privatsachen, oder auf die Beschränkung des Eigenthums, durch Uebertragung einzelner Rechte desselben auf andere; und diese doppelte Ansicht ist die Grundlage der ganzen folgenden Darstellung.

A) *Recht des Eigenthumes;* bey diesem wird sowohl der Erwerb des Eigenthumes, als das Recht selbst, als endlich der Verlust desselben dargestellt: *AA*) vom *Erwerb des Eigenthums*, dieser ist verschieden nach dem allgemeinen Recht (*jus gentium*) und dem strengen Civilrecht: 1) *jus gentium:* *a*) *Gegenstand des Erwerbes* (cap. 6.); — nicht alle Sachen können erworben werden, einige werden durch ihre natürliche Beschaffenheit ausgenommen, andere weil ihre Alienation auf eine gewisse Zeit untersagt ist. *b*) *Art des Erwerbes* (cap. 7.); der Erwerb geschieht: α) *entweder durch unsere Handlung:* αα) durch *Occupation* bey *rebus nullius*, sowohl *natura nullius;* entweder *animatis* (cap. 8.), oder *inanimatis* (cap. 9—12.), als *derelictis*, die aufgehört haben ein Eigenthum zu seyn (cap. 13.; insbesondre von *Schätzen* (cap. 14). ββ) Bey *rebus alienis;* hier geht der Erwerb vor sich: *a*) in der Regel mit dem Willen des Eigenthümers, oder dessen der seine Stelle vertritt, durch *Tradition* und *freywillige Communication* (cap. 15—20.). *b*) Wider Willen des Eigenthümers werden: *aa*) *feindliche Sachen* erworben (cap. 21.), *bb*) *res civium bona fide possessae* (cap. 22.), β) *oder ohne unsere Handlung*, vielmehr durch *vis* und *beneficium rei nostrae;* dahin gehört: αα) der Erwerb aus unserer Sache erzeugten Sachen, *Foetus* (cap. 23.), namentlich des *partus ancillae, foetus animal.* und in der Regel der *fructuum fundi*, aus-

ausgenommen. Bey den *fructuariis* und *usuariis* nach dem Civilrecht, und bey den *b. f. possessorib. jure gentium*, von den letztern hier (cap. 24 — 26.). ββ) Der Erwerb welcher *potestate rei nostrae*, durch *Accession* sich zuträgt: a) der *Flüsse*, hierdurch accediren unsern am Ufer gelegenen Grundstücken, aa) entweder *res mobiles*, — *vis fluminis*, *alluvio* (cap. 27.), bb) oder *immobiles*, wovon man eigentlich nicht sagen kann, dass sie accediren, welche aber doch „*a flumine*, *ac per praedia*" erworben werden, — *alveus a flumine relictus* (cap. 28.), *insula in fl. nata* (cap. 29.). b) Der *Menschen*, hier geschieht die Accession: aa) entweder durch *commixtio* (cap. 30.), bb) oder durch *confusio* (cap. 31.), cc) oder durch *conjunctio* (cap. 32.), und bey dieser endlich geschieht die Verbindung der fremden Sachen: ααα) entweder so, dass sie auf der unsrigen, als auf ihrem Grunde ruht, ohne diese nicht bestehen kann; dahin: das auf unserm Grundstück errichtete fremde Gebäude (cap. 33.); ferner: Alles was darauf von einem dritten gesäet und gepflanzt (cap. 34.), auf unsern Stoff geschrieben (cap. 35.), auf unsere Tafel gemahlt ist (cap. 36.), βββ) oder so, dass die verbundene fremde Sache auch getrennt existiren kann; verbunden aber eine Zugabe und Ergänzung desselben Körpers ausmacht (cap. 37.). c) Die *Personen welche das Eigenthum erwerben* (cap. 38.), sind dieselben wie beym Civilerwerb, werden daher bey diesem erst vorgetragen.

So weit die so kurz wie möglich zusammengefasste, schematische Uebersicht des *ersten* und *zweyten* Bandes der Ausgabe von *König*, oder der *vier ersten* Bücher der Commentarien. Da es aber dem Leser erwünscht seyn wird, einen vollständigen Ueberblick über das ganze weitläuftige System, auf einmal zu erhalten: so hat Rec. das mühsame Geschäft übernommen, die fernern Hauptgrundlinien des ganzen Werkes, jetzt schon zu anticipiren, und wird sich demnächst bey der Recension der übrigen, bald erwünschten Bände der vorliegenden neuen Ausgabe, auf die hier mitgetheilte vorläufige Uebersicht beziehen.

2) *Jus civile:* a) *Gegenstand des Erwerbes* (Lib. V. cap. 1.); das Civilrecht kennt nicht bloss *körperliche* (s. das *jus gentium*), sondern auch *unkörperliche* Sachen „*quae re vera res non sunt, tantum finguntur esse, et jure seu juris intelligentia consistunt.*" Die unkörperlichen Sachen können zwar sämmtlich erworben werden, „*utpote hac ipsa de caussa jure comparatae, ut a nobis haberentur et essent in bonis nostris;*" da aber von ihnen bloss die unangetretene Erbschaft („*et si quae sunt hereditati similes universitates, in quas succedatur*") für sich besteht, die übrigen bloss Folgen eines andern persönlichen oder dinglichen Verhältnisses sind; z. B. das Recht des Eigenthums, der Obligationen u. s. w.: so gehören diese in so fern nicht hieher, wo „*de rebus jure civili acquirendis, principaliter, et ex professo quaeritur*" und es bedarf folglich von den unkörperlichen Sachen bloss jene, die unangetretene Erbschaft, hier einer besondern Erwähnung: „*nam haec tantisper nullius est, nec ea consistit in rebus, quae olim defuncti fuerunt, sed hae potius ab hereditate, tanquam domina habentur.*" b) *Art des Erwerbes* (cap. 2.); α) *von körperlichen Sachen*; dahin gehört: αα) bey *rebus nullius* der Erwerb eines *Schatzes*, *in gewisser* Hinsicht. ββ) Bey *rebus alienis*: a) der Erwerb *mit dem Willen des Eigenthümers*; dieser geschieht: αα) entweder durch den *blossen Consens*, *ohne Uebergabe*, und hierhin ist nach dem Civilrecht nur allein der Erwerb von *Legaten* und *Fideicommissen* zu rechnen, welcher jedoch erst beym Erbrechte erklärt werden kann, ββ) oder *durch Uebergabe*, aber dergestalt, dass *noch etwas besonderes*, durch das Civilrecht, zu ihr *hinzutritt*: dahin die *Insinuation* der 500 Soliden übersteigenden *Schenkung*. („*Quae vel unica caussa satis esse potuit Justiniano, cur is inter eos modos, quibus jure civili res acquiruntur, de donationibus ageret: cum ipse nihilominus acquisitionem ex caussa donationis, ad traditionem qua jure gentium res acquiruntur, prius retulisset* etc." Vergl. dagegen des gelehrten Hn. Hofraths *Hugo* civil. Magazin. Band *III.* S. 587., welcher bey allem Scharfsinn doch den richtigen Gesichtspunkt verfehlt zu haben scheint.). b) Der Erwerb *wider den Willen des Eigenthümers*, welcher in gewissen Fällen statt findet (cap. 2. 3.), vorzüglich im Fall der *Usucapion*, wobey zugleich die Lehre vom *Besitz*, als Bedingung derselben, ausführlich entwickelt und dargestellt wird (cap. 4 — 31.). β) *Vom Erwerb per universitatem* (Lib. VI. cap. 1.); (*D.* begeht hier, wie ich glaube, eine systematische Inconsequenz: im Anfang des *zweyten* Cap. B. 5. nämlich sagt er: „*De rebus corporalibus primum dicatur*" man hätte also beym Anfang des *sechsten* Buchs „*Jam de reb. incorporalibus* etc." erwarten sollen, statt dessen verliert er die obige Ansicht, und behält diejenige bey, welche er gleichfalls im erwähnten *zweyten* Cap. angeführt hat: „*Acquiruntur nobis res corporales jure civili, aut singulae* (Lib. V.), *aut per universitatem*" (Lib. VI.). Consequent hätte er wenigstens den Erwerb *per universitatem*, mit den *rebus incorporalibus* verbinden, oder nach Rec. Ueberzeugung, noch besser die ganze Eintheilung in *res corp.* und *incorp.* schwinden lassen sollen, da sie in Beziehung auf das System von gar keiner praktischen Wichtigkeit ist.) — der Erwerb *per universitatem* geschieht durch *Succession*, succedirt wird aber: αα) entweder einem *Lebenden*, diess ist der Fall: a) bey der *Arrogation*. b) Bey dem *Eintritt in das Kloster*, ββ) oder einem *Todten*; diess geschieht durch *Beerbung* (cap. 2. 3.): *Lehre vom gesammten Erbrecht*: A) *testamentarisches* Erbrecht; 1) *directes*, a) *civil*-Erbrecht: α) *delation* (cap. 4 — 37.). — *Soldatentestament* (cap. 38.): — β) *Erwerb* (Lib. VII. cap. 1 — 13.). b) *prätorisches* Erbrecht (cap. 14.). 2) *Fideicommissarisches* Erbrecht (cap. 15.): a) *Delation* (cap. 16 — 19.). b) *Erwerb* (cap. 20 — 30.). [*Anhang* der oben, des Zusammenhanges wegen, ausgesetzten Lehre, von *Legaten* und *Fideicommissen* (Lib. VIII. cap. 1. 2.): I. *Recht an und für sich*: A) *Delation* (cap. 3 — 17.). B) *Erwerb* (cap. 18.). II. *In der Ausübung*: A) *Beschaffenheit der Leistung selbst*: 1) *Inhalt* der Leistung: a) *was* muss geleistet werden (cap. 19.)? b) *wie viel?*

viel (cap. 20 — 27.)? 2) *Umstände* der Leistung (cap. 25 — 35.). *B*) *Rechtsmittel die Leistung nothwendig zu machen* (cap. 36.)]. *B*) *Intestat*- Erbrecht (Lib. IX. cap. 1 — 4.).

c) *Personen die das Eigenthum erwerben* (cap. 5); (diese Rubrik bezieht sich, sowohl auf das *jus gentium* als *civile*, s. oben.), *α*) *sich selbst* erwerben in der Regel Alle, ausgenommen: *αα*) solche, die wegen ihres persönlichen Zustandes nicht erwerben *können*, insbesondre: *a*) weil sie in *fremder Gewalt* sich befinden: *Sclaven* durchgängig, *Familiensöhne* bey gewissen Arten des Vermögens; *b*) weil ihnen das *Commerz* der befreundeten Sache *untersagt* ist; *ββ*) solche die nicht erwerben *wollen*. *β*) *einem andern* erwerben: *αα*) „Alle, die der *Befugniß eines andern unterworfen* sind: in der Gewalt befindliche Familiensöhne, unsere Sclaven, fremde fructuarische oder bloss usuarische Sclaven, endlich Personen welche *bona fide* als Sclaven besessen werden (cap. 6.). *ββ*) *freye Personen* erwerben einem andern, unter gewissen Bedingungen, den *Besitz* und dadurch das *Eigenthum* (cap. 7.).

BB) *Vom Recht des Eigenthumes selbst*: 1) *wer* hat diess Recht? — 2) aus welchen einzelnen Befugnissen, und Rechtsmitteln diese zu schützen, besteht dasselbe, und wie können jene beschränkt werden? — (cap. 8 — 12.).

CC) *Vom Verlust des Eigenthums*: 1) mit dem Willen des Eigenthümers. 2) ohne den Willen desselben (cap. 12.).

B) *Beschränkung des Eigenthumes*, *durch Uebertragung einzelner Rechte desselben an andere*: 1) vom *Emphyteutrecht* (cap. 13 — 15.). 2) vom *superficiarischen Recht* (cap. 16 — 18.). 3) vom *Recht des b. f. Possessors* (cap. 19.). 4) vom *Recht des Creditors am Pfande* (cap. 20.). 5) von den *Servituten* (cap. 21. 22.). *a*) von den *persönlichen* Servituten (Lib. X. cap. 1.). *α*) vom *Ususfruct*. (cap. 2 — 23.), *β*) von den *übrigen* persönlichen Servituten (cap. 24. 25.). *b*) von den *dinglichen* Servituten (Lib. XI. cap. 1 — 18.).

(*Der Beschluss folgt.*)

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, b. Fleischer d. j. in Com. und auf Kosten der Herausg.: *Polizeykunde für die königl. Preuß. Staaten*, nebst Anzeigen auswärtiger interessanten Polizeyanstalten und Verfügungen. Eine Monatsschrift mit königl. preuss. Concession, herausgegeben von *Friedr. Klaproth* (D. der Weltweisheit und der Rechte u. s. w.) und *G. F. Plieth*, Prediger zu Salza. 1804. 8.

Diese Monatschrift, von welcher bis jetzt (Oktober 1806.) nicht mehr als *fünf* Stücke vom Januar bis May 1804. erschienen sind, von denen ein jedes aus fünf bis acht Bogen besteht, sollte nach dem Plane der Herausgeber in *drey* Abschnitten, die zur Sicherheitspolizey und zur Wohlfahrtspolizey bekannt gemachten Anordnungen im preussischen Staate, und aus andern Ländern die den Herausgebern bekannt werdenden interessanten Polizeyanordnungen zur Kenntniss des grössern Publikums bringen. Als Einleitung ist eine kurze Lobschrift auf die preussische Polizeyverfassung gegeben, und dann folgen Polizeyanordnungen über die Verhütung des Kindermordes, über die Viehzucht, über die anzulegenden Besserungsanstalten, über die Impfung der Schutzblattern, über das Enrollement und Kantonwesen, über die Uniformen der Civilofficianten und über andre Gegenstände. Die Herausgeber erläutern durch Anmerkungen verschiedenes, was in den Anordnungen selbst manchem nicht verständlich seyn möchte, und machen zuweilen auch Zusätze aus andern Schriften. Es scheint, dass diese Zeitschrift, wie so viele andre, aus Mangel an Absatz eingegangen ist, und es ist wirklich zu bedauern, dass dergleichen Unternehmungen, die Nation mit ihren Polizeygesetzen näher und fortwährend bekannt zu machen, selten von Dauer sind, oder die darauf verwendete Mühe lohnen. — Eine Beurtheilung der gelieferten Gesetze und Verordnungen gehört nicht hieher, und Rec. setzt nur noch hinzu, dass er schon im Anfange des Jahrs 1804. einen vollständigen Jahrgang mit 4 Rthlr. hat bezahlen müssen, ohne bis jetzt mehr als *fünf* Stücke erhalten zu haben.

CHEMIE.

Leipzig u. Rostock, im Verl. d. Stiller. Buchh.: *Die Grundwahrheiten der neuern Chemie*, nach *Fourcroy's* Philosophie chimique, herausgegeben mit vielen Zusätzen von D. *H. F. Linck*, Professor zu Rostock. 1806. 254 S. 8. (20 gr.)

Schon im J. 1796. hatte *Gehlen* von *Fourcroy's Philosophie chimique* eine deutsche Uebersetzung, aber ohne Anmerkungen und in der nunmehr mit Recht vergessenen *Girtannerschen* Nomenclatur geliefert. Da Hr *Link* sich dieser als Leitfaden zu seinen Vorlesungen bediente: so veranstaltete er auf den Wunsch des Verlegers diese neue Ausgabe, die sich von der ältern vorzüglich dadurch unterscheidet, dass sie nicht nur die neuern Entdeckungen enthält, sondern auch manches genauer bestimmt als von dem Vf. geschehen war. Gleich in der Einleitung entwickelt Hr. *L.* die Grundbegriffe der Chemie, welche *Fourcroy* ganz übergangen hatte. Wir können es aber nicht billigen, dass dabey der *Bertholletschen* Affinitätslehren gar nicht gedacht wird. So vermissen wir auch im *ersten* Kapitel (oder wie es hier heisst *Titel*) eine Hinweisung auf die richtigen Versuche *Herschels* über das Licht, und einige andre neue Thatsachen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 27. December 1806.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Nürnberg, b. Raspe: *Hugonis Donelli* commentarii de jure civili. Denuo recensuit atque edidit *Joannes Christophorus König*, u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 307. abgebrochenen Recension.*)

II. *Darstellung des indirecten Vermögens, oder Obligationenrechtes* (Lib XII. cap. 1—4): *A) Entstehung und Wirkungen:* das Obligationenrecht ist seinem Ursprunge nach begründet, entweder in der Person des Obligirten selbst (*obligatio principalis*), oder nicht (*obl. adventitia s. accessoria.*). 1) Die *obligatio principalis*, entsteht: *a*) entweder aus *einem bloß subjectiven Verhältniß*, ohne alle Handlung; dahin die Verbindlichkeit gewisser Personen, Mitgift und Alimente zu prästiren (cap 4.). *b*) oder *aus einer vorausgegangenen Handlung* (cap. 5.), und zwar entweder aus der eigenen Handlung des Obligirten, mit der Einwilligung desselben: Lehre von Contracten, oder ohne Einwilligung: Verbindlichkeit des Debitors aus dem Quasicontract, und aus dem Delict und Quasidelict; oder aus einer fremden Handlung: Verbindlichkeit des Creditors aus dem Quasicontract, z. B. den utilen Geschäftsführer zu entschädigen. Im Ganzen werden also hier die bekannten vier Entstehungsgründe der Verbindlichkeiten: Contract, Quasicontract, Delict, und Quasidelict angenommen und durchgegangen. *A) Von den Contracten: AA) Grund der Verbindlichkeit aus dem Contract*, oder von den Contract überhaupt und dessen wesentlichen Bestandtheilen und Erfordernissen (cap. 6.): α) vom *Consens* (cap. 7—15.). β) vom *Zweck* des Vertrages (cap. 16—19.). γ) vom Gegenstand desselben (cap. 20. 21.). δ) von den dabey vorkommenden Personen (cap. 22. 23.); bey dieser Gelegenheit wird insonderheit eine Abhandlung vom *Scto Macedoniano* (cap. 24—28.), und vom *Scto Vellejano* (cap. 29—32.) hinzugefügt. *BB) Wirkungen der Contracte*, oder von den einzelnen aus denselben entstehenden Verbindlichkeiten; diese haben aber entweder in der Natur und dem Wesen des Contractes selbst, oder in einer besondern Convention ihren Grund, von jeden wird daher besonders geredet: α) Verbindlichkeiten welche in der *Natur* und dem *Wesen* des Contracts selbst ihren Grund haben: 1) von den *Consensualcontracten: a*) vom *Kauf* und *Verkauf* (Lib. XIII cap. 1—6.). *b*) von der *Location* und *Conduction* (cap. 7—9.). *c*) vom *Mandat* (cap. 12—14.). *d*) von der *Societät:* αα) des *Vermögens* (cap. 15—17.). ββ) des *Lebens*, oder von der *Ehe* (cap. 18—21.). *e*) von gewissen *legitimen Conventionen*, welche durch den blossen Consens eine Verbindlichkeit bewirken (cap. 22.). 2) von den *Realcontracten;* diese sind entweder solche die auf Restitution einer gegebenen Sache, oder solche die auf Leistung einer andern Sache oder Handlung gerichtet sind: *a*) auf *Restitution* einer *gegebenen* Sache; hierher gehören: α) die Fälle, wo die Verbindlichkeit zu restituiren, schon an und für sich in dem Grunde des Contractes enthalten ist: αα) das *Mutuum* (Lib. XIV. cap. 1.). ββ) das *Commodat.* γγ) das *Depositum.* δδ) Der *Pfandcontract* (cap. 2. 3.). εε) die *dos* (cap. 4—8.). ζζ) die *donatio propter nuptias* (cap. 9.) β) die Fälle wo die Verbindlichkeit zu restituiren, bloss aus der Absicht der Contrahenten gefolgert wird; diess geschieht: αα) bey der *repetitio ob causam datorum;* wenn die schon als erfüllt angenommene Ursache *falsch*, oder die auf die Zukunft gestellte *nicht existirt*, oder *schändlich* und rechtswidrig ist. — *Cond. indebiti*, *causa data c. non secuta*, *ob turpem vel injust. causam* (cap. 10—25.). — Beyläufig wird gehandelt, von der durch die Uebergabe einer Schenkung, in gewissen Fällen begründeten Ursache, dieselbe zurückzufordern (cap. 26—33.) ββ) bey dem *Precar* (cap. 34.). *b*) auf Leistung einer *andern Sache* oder *Handlung* gerichtet, sind die Realcontracte α) entweder *ausdrücklich*, dahin die Contracte *do ut des*, *do ut facias*, *facio ut des*, *facio ut facias* (cap. 35.), β) oder *stillschweigend;* dahin die Verbindlichkeiten aus dem Versprechen einer *dos*, eines Salars, aus dem richterlichen Erkenntniss, Eidschwur, und aus den Diensten derjenigen, welche ein ausserordentliches Honorar fordern können (cap 35. vergl. Lib. XII. cap. 14.). 3) vom *Verbalcontract* oder der Stipulation (cap. 36.). 4) vom *Literalcontract* (cap. 37—39).

β) Verbindlichkeiten, welche nicht in der Natur und dem Wesen des Contractes selbst, sondern in einer hinzugefügten *conventio accessoria* ihren Grund haben; hierbey kömmt es, abgesehen von ihrer Gültigkeit, nicht allein auf das versprochene Object selbst, auf die Frage: was und wie viel geleistet werden müsse? — sondern auch auf die Umstände der Leistung an: 1) von dem zu *leistenden Object* selbst: *a*) *was* muss geleistet werden (Lib. XV. cap. 1—4)? — *b*) *wie viel* (cap. 5. 6.)? — 2) von den *Umständen* der *Leistung*, insbesondere: *a*) von der *Zeit* der Leistung, insbesondere von dem Aufschub derselben, durch eine *Bedingung* oder *conventio in diem* (cap. 7—12. *b*) von dem *Orte* der Leistung (cap. 13.).

CC) Beendigung der aus den Contracten entstehenden Verbindlichkeiten s. unten *B.*

B) Von den Quasicontracten; diese lassen sich: *a)* auf die *Agnition des letzten Willens* (cap. 14.), und *b)* auf die *Verwaltung fremden Vermögens* zurück führen. Die letztere ist: *α)* entweder *freywillig*, — Verbindlichkeit aus der *negotiorum gestio* (cap. 15 — 17.). *β)* oder *nothwendig*, — Verbindlichkeit aus der *Führung der Tutel und Curatel* (cap. 18 — 22.). *γ)* oder gemischt — Verbindlichkeit aus einer *Gemeinschaft* (cap. 23.).

C) Von den Delicten (cap. 24.); das Delict (Malefiz.) betrifft überhaupt, entweder die Person oder das Vermögen eines andern; in jenem Fall ist Injurie, in diesem überhaupt *alieni detractio* vorhanden. *a)* Von den *Injurien* (cap. 25.) *b)* Von der *alieni detractio*: *α)* von der *Beschädigung (damnum datum);* diese besteht *αα)* entweder darin, dass eine fremde Sache *untergeht*, oder *verdorben wird*: *a)* in Ansehung des *Gemüthes (corruptio animi)* (cap. 26.). *b)* in Ansehung des *Körpers (damnum injuria datum. L. Aquilia.)* (cap. 27.). *ββ)* oder *in einer andern Ursache*, ohne dass die Sache untergeht, oder verdorben wird (cap. 28.). *β)* Von der *Entwendung (alieni subtractio* (cap. 29.). „*Ea est, cum imminuimus alienum patrimonium lucri nostri caussa, id est, ita, ut quod inde detractum est, ad nos transferamus.*" Diess geschieht: *αα)* *wider Willen des Eigenthümers*, indem wir ihm die Sache oder ihren Gebrauch entziehen (*amotio*); *a)* die *Sache aa)* entweder *heimlich — Diebstahl* (cap 30.). *bb)* oder mit *offener Gewalt*: *ααα)* bey *beweglichen* Sachen — *Raub (rapina s. vis bonorum raptorum)* (cap. 31.). *βββ)* bey unbeweglichen Sachen — *widerrechtliche Besitzergreifung*, wodurch „*possessio in totum veteri possessori aufertur*" (cap. 32.). *b)* den *freyen ungehinderten Gebrauch* derselben — *widerrechtliche Stöhrung des Besitzes;* überhaupt *Lehre von den Interdicten* (cap. 33 — 38.) *ββ)* *mit dem Willen des Eigenthümers*, nachdem dieser zuvor „*malis artibus*" ist inducirt worden (*malitiosa inductio*); *a)* durch *Furcht* und *Concussion* (cap. 39. 40.). *b)* durch *Dolus* (cap. 41. 42.)

D) Von den Quasidelicten (cap. 43.), Das Quasidelict wird veranlasst: *a)* entweder durch eine Handlung *die noch nicht geschadet hat, aber schaden kann;* oder *b)* durch eine Handlung *die geschadet hat, aber von einem andern, als dem welcher belangt wird, geschehen ist;* diesem kann bloss Nachlässigkeit oder etwas ähnliches zur Last gelegt werden.

2) *Von der obligatio accessoria s. adventitia;* diese entsteht, wie gesagt, nicht aus der Person des Obligirten selbst, sondern es bildet sich hier, auf andere Weise das Verhältniss des Creditors oder Debitors: *a)* das *Verhältniß des Creditors* (cap. 44.), indem *α)* entweder aus der Handlung eines dritten, *direct* ein Recht erworben, *β)* oder das dem dritten ursprünglich erworbene Recht, durch Beerbung, Cession oder Gesetz *auf uns transferirt wird*. *b)* Das *Verhältniß des Debitors*: *α)* entweder *aus unsern Sachen;* dahin *αα)* die auf *denselben haftenden Verbindlichkeiten*, z. B. weil sie verpfändet sind, oder öffentlichen Abgaben unterliegen (cap. 45.). *ββ)* die *Verbindlichkeiten aus dem durch sie zugefügten oder bevorstehenden Schaden*: *a)* von dem durch unsere *Thiere* zugefügten Schaden. *b)* von dem durch unsere *leblosen* Sachen, *aa)* entweder schon *zugefügten*, *bb)* oder noch zu *befürchtenden* Schaden; dieser letztere kann *ααα)* entweder noch *inhibirt* werden — *novi operis nunciatio* (cap. 46.). *βββ)* oder nicht — *damni infecti stipulatio* (cap. 47.); und insbesondere *actio aquae pluviae arcendae* (cap. 48.). *β)* oder *aus der Person eines Dritten*: *αα)* *mit unserm Willen* (cap. 49.); *a)* durch unsern *ausdrücklichen* Willen, indem wir zu einer andern Hauptverbindlichkeit hinzutreten: *aa)* als *Fideiussorn*. *bb)* als *Mandatoren*. *cc)* als *pecuniae constitutae rei*. *b)* durch unsern *stillschweigenden* Willen; dahin unter den gehörigen Voraussetzungen: *aa)* die Verbindlichkeit des *exercitor navis*, aus dem mit dem *magister nov.* und *bb)* des *praeponens* aus dem mit dem *institor* eingegangenen Geschäft. *ββ)* ohne unsern Willen, *durch den Besitz einer verpfändeten Sache* (cap. 50.) *γγ)* *durch das bloße persönliche Verhältniß*: *a)* der *Gewalt*, welche wir über den Debitor haben, (cap. 51.) *b)* welches aus der Beerbung des Debitors entstanden ist (cap. 52.).

B) Aufhebung der Verbindlichkeiten (Lib. XVI.). Die Arten der Aufhebung sind entweder allen Verbindlichkeiten gemein, oder treten nur bey gewissen Verbindlichkeiten ein: 1) *gemeinschaftliche* Arten der Aufhebung; hier findet ein doppelter Weg statt, die Verbindlichkeit wird nämlich entweder *ipso jure* oder *per exceptionem* aufgehoben. *a)* Aufhebung welche *ipso jure* geschieht, und zwar *α)* *ohne vorausgehendes Factum* derer, von welchen die Verbindlichkeit herrührt: *αα)* durch *Veränderung des vorigen Zustandes* „*cum mutatione recidit obligatio in eum casum, a quo incipere non poterat.*" Diess gilt jedoch bloss von „*negotiis nondum plene perfectis, et quae adhuc pendent.*" Dahin *a)* der *Untergang der schuldigen* Sache; es müsste denn ein *factum privatum debitoris* im Wege stehen: *aa)* „*factum culpave debitoris in re tollenda*" (cap. 1.). *bb)* „*mora in re solvenda*" (cap. 2.). *cc)* „*conventio de casu et periculo rei praestando*" (cap. 3.). *b)* die *Confusion* der Verbindlichkeit (cap. 4.). *c)* der *Concurs von zwey lucrativen Gründen in derselben Person* (cap. 5.). *ββ)* durch *Verlust der Sache, salvo corpore rei* (cap. 6.). Hierbey kommt es sehr darauf an, ob von einem *contr. str. juris* oder *b. f.* die Rede ist, und im letztern Fall, ob sich der Verlust, *dolo debitoris* ereignet hat, oder *casu fortuito*, oder *culpa* (cap. 7.). *γγ)* durch den *Zeitablauf* bey einer temporairen Verbindlichkeit (cap. 8.). *β)* *durch ein Factum* der Interessenten: *αα)* *außerordentlicher* Weise, *ob creditoris delictum* (cap. 9.). *ββ)* *ordentlicher* Weise: *a)* durch *Solution* (cap. 9 — 12.). *b)* durch *ein Factum welches als Solution betrachtet wird*: *aa)* durch *Oblation* des Debitums (cap. 13.). *bb)* durch *feyerliche Obsignation* desselben (cap. 14.). *cc)* durch *Compensation* (cap. 15.). *c)* durch *Einwilligung* (cap. 16.): *aa)* durch *bloßen* Consens werden die *natürlichen* und *consensual bürgerlichen* Verbindlichkeiten aufgehoben (cap. 17.); bey dieser Gelegenheit insbesondre: *ααα)* von der *in diem addictio* (cap. 18.). *βββ)* von der *lex*

lex commissoria (cap. 19.). *bb*) *nicht* durch blofsen Consens, sondern mit Hinzutretung: *ααα*) einer *Novation* (cap. 20.). *βββ*) einer *Acceptilation* (cap. 21.). *b*) Aufhebung der Verbindlichkeit welche *per exceptionem* geschieht (cap. 22.). 2) besondere Arten der Aufhebung gewisser Verbindlichkeiten: *a*) des *Mandates* (cap. 23.). *b*) der *Societät* (cap. 24.). *c*) der *oblig. duorum reorum* (cap. 25.). *d*) der *Accessionen einer Hauptverbindlichkeit* (cap. 26.).

Zweyter Theil *des Systemes*: Die Art und Weise das uns zustehende Recht zu erhalten und durchzusetzen, ist im Allgemeinen (Lib. XVII. cap. 1.), wenn gütliche Uebereinkunft nichts hilft, *rechtlicher Zwang*; dieser wird aber bewirkt durch öffentlich angeordnete Obrigkeiten; ferner auf dem Wege Rechtens, und endlich durch rechtliche Mittel (f. Lehre von der Execution.). I. Durch *öffentlich angeordnete Obrigkeiten* — *Privatgewalt* ist in der Regel verboten (cap. 2.). II. auf dem *Wege Rechtens*, d. h. eines ordentlich eingeleiteten und geführten Rechtsstreites (cap. 3.). Hier kömmt es, abgesehen von dem Zweck: der Parteyen „*ut obtineant*," des Richters „*ut jus dicat, et dicendo suum, quibus oportet tribuat*," auf die beym Rechtstreit vorkommende Subjecte, auf die Rechtsmittel oder Objecte, und endlich auf die gehörige Form oder Verhandlung an.

A) *Zum Rechtstreit gehörige Subjecte*: 1) *Hauptpersonen*: *a*) vom *Kläger* (cap. 4.). *b*) vom *Beklagten* (cap. 5.). *c*) vom *Richter* (cap. 6.); *α*) der Richter muss *gleich anfangs idoneus*, *αα*) vor allen Dingen *unter öffentlicher Auctorität* sein Amt verwalten, mit andern Worten: entweder Jurisdiction oder doch wenigstens Notion besitzen. Zuerst *von den Richtern welche Jurisdiction*, und zwar *a*) *eigene* (cap. 7.), *b*) *mandirte* Jurisdiction haben (cap. 8.). *ββ*) er muss ferner *competent* seyn (cap. 9.): *a*) in Ansehung des *Ortes* *b*) der *Sache* selbst. *c*) der *Subjecte* (cap. 10 — 20.). *γγ*) er darf endlich *nicht suspect* seyn. Suspicion tritt vorzüglich bey *gegebenen Richtern*, d. h. solchen ein, die blofs *Notion* haben, daher beyläufig von diesen (cap. 21 — 23.). *β*) der Richter darf *nicht ante rem judicatam aufhören idoneus zu seyn* (cap. 26.). 2) *Nebenpersonen*: *a*) von den Gehülfen des *Richters*, oder den Assessoren (Lib. XVIII. cap. 1. 2.). *b*) der *Parteyen*: *α*) von den *Advocaten*, und gelegentlich von der *Infamie* (cap. 3 — 8.). *β*) von den *Procuratoren* (cap. 9 — 18.)

B) *Von den Rechtsmitteln*: 1) *von den Klagen*. (Lib. XIX. cap. 1. u. 2.) „*Omne quod nostrum est, sive id est, quod proprie nostrum et potestatis nostrae esse dicimus, sive id, quod nobis debetur, hanc varietatem summam jure civili habere reperietur, ut aut ipso jure et communi nostrum sit; aut ipso jure amissum salvum habeamus auxilio extraordinario Praetoris.*" — „*Hinc ducatur nobis summa actionum divisio, ut eorum quaedam juris integri nostri recta persequendi, quaedam jure amissi recuperandi obliquae actiones.*" — *a*) von den *directen*, und zwar *α*) *dinglichen* Klagen: *αα*) überhaupt (cap. 2. und Lib. XX. cap. 8.). *ββ*) insbesondere: *a*) von der *querela inofficiosi testamenti* und *inoffic. donat.* (Lib. XIX. cap. 3 — 11.). *b*) von der *hereditatis petitio* (cap. 12 — 26.). *c*) von der *rei vindicatio* (Lib. XX. cap. 1 — 7.). *d*) von der *actio ad exhibendum* (cap. 9.). *β*) von den *persönlichen* Klagen (Lib. XXI. cap. 1 — 3.). *b*) von den *indirecten* Klagen („*actionibus obliquis*"), oder von den *restitutionib. in integrum* (cap. 4.). *α*) der *Grossjährigen* (cap. 5.). *β*) der *Minderjährigen* (cap. 6 — 14.). 2) *Von den Einreden* (Lib. XXII. cap. 1.): *a*) von den *peremtorischen* (cap. 2 — 8.). *b*) von den *dilatorischen* Einreden (cap. 9.). Anhang: *de replicationib. duplication.* u. f. w. (cap. 10.).

C) *Von der gehörigen Form oder Verhandlung des Rechtstreites*: 1) in dem *ersten Verfahren* (Lib. XXIII. cap. 1.); *a*) von der *in jus vocatio*, und der damit verbundenen *Klagedition*, *Cautionsleistung* und sonstigen Folgen, namentlich der *missio in bona* und darauf folgenden *Distraction*; wobey zugleich von den *Vorzügen der Gläubiger*, und der *Separation*, auch *Restitution dessen quod in fraudem creditor alienirt ist* (cap. 2 — 17.) *b*) von der *litis contestatio* (Lib. XXIV. cap. 1 — 4.). *c*) von der *causae cognitio* (cap. 5.), insbesondre den bey ihr in Betracht kommenden *Dilationen* (cap. 6.). *Ferien* (cap. 7.). *Transactionen* und *Eidschwur* (cap. 8 — 24.); hierauf vom *Beweisverfahren* überhaupt (Lib. XXV. cap. 1 — 4.), insbesondere: *α*) vom *artificiellen* Beweis (cap. 5.). *β*) vom *inartificiellen* (cap. 6.); *αα*) durch *Urkunden*. *ββ*) durch *Zeugen*. *d*) von der *sententia judicis* und allem was damit in Verbindung steht, vorzüglich auch von der *Execution*. Lib. XXVI. XXVII. XXVIII. cap. 1 — 3. — 2) in dem *Appellationsverfahren* (cap. 4 — 10.). — Anhang von *Schiedsrichtern* (cap. 10 — 24.).

So weit die ersten Linien von *Hugo Doneau's* Systeme. Es ist nicht zu läugnen, dass sich in der Anordnung desselben viel architektonischer Geist offenbare; und es dürfte in vielen Punkten schwer fallen, eine bessere und lichtvollere Ordnung als die seinige vorzuschlagen. Dennoch bleibt noch manche Lücke auszufüllen, welche uns hindert, dem *Doneau*'schen System eine absolute Totalität nachzurühmen. Wir behalten uns vor, bey Erscheinung der folgende Theile dieser Ausgabe die Gründe dieser Behauptung auszuführen.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Breslau, b. Korn: *Versuch über den gegenwärtigen Standpunkt der Theorien der Medicin*, von *S. Breinersdorf*, A. zu Breslau. 1804. 116 S. 8. (12 gr.)

Schon die Vorrede zeigt, dafs der Vf. zwar vielen guten Willen, aber noch bey weitem nicht hinreichende Kraft besitze, über den Zustand der Medicin abzuurtheilen. Er sagt unter andern S. VII., die Erregungstheoretiker hätten vor allen Parteyen den Vor-

Vorzug verdient, indem sie am tiefsten in das Innere des Organismus gegriffen hätten. Man sehe den grossen Werth und die Vorzüge dieser neuen Theorie vor den sonstigen leicht ein. Im Streite mit den Gegnern hätten sie sich sehr siegreich gezeigt; das rühre davon her, dass jene meistens solche Einwendungen gemacht hätten, welche mehr auf Persönlichkeit, als die Sache selbst giengen. Jetzt fange man mit Gewalt an, die Erregungstheorie aus einem höhern Standpunkte zu beurtheilen u. s. w. Das Resultat des Vfs., wenn man sich durch die obwaltende Verworrenheit durchgewunden hat, ist, dass die Erregungstheorie zwar manches Gute, aber auch manches Fehlerhafte enthalte und noch nicht ganz wahr sey. Er sonnt sich dabey mit Wohlbehagen im Glanze der Naturphilosophie und glaubt, dass diese uns dem Brennpunkte der medicinischen Wahrheit näher bringen werde. (*Faxint Superi!*) Er stellt den Satz auf, dass jede Wissenschaft ein Princip haben müsse, welches aus dem höchsten (?) wiederum abgeleitet sey; diess sey auch bey der Medicin der Fall. Bis jetzt habe es aber der Medicin hieran gefehlt (und wird ihr wohl ewig daran fehlen!). Auch die Erregungslehre habe viele Fehler; besonders tadelt der Vf. den Begriff Erregbarkeit. Was aber der *große Schöpfer* der Naturphilosophie, wie ihn der Vf. S. 17. nennt, der *große Schelling* von dem Begriff der Erregbarkeit lehre, wie er die Deduction davon gebe, sey ganz was anders (aber eben so Hypothetisches und Ungewisses). Nach diesem grossen *Schelling* ist dieser Begriff das höchste und muss es seyn, wenn wir einst eine wahre Theorie der Medicin aufstellen wollen. (Das kann allenfalls der akademische Lehrer seinem staunenden Schüler weiss machen; wer aber die *Verba magistri* nicht für Götteraussprüche hält, wird davon auch nicht überzeugt seyn.) Der Vf. giebt sich viele Mühe, die Lücken der bisherigen Erregungstheorie in ihren einzelnen Theilen anschaulich zu machen, und es ist ihm, wie uns dünkt, nicht mislungen. Damit ist aber in der That nicht viel gewonnen. Oder ist es wirklich wahr, dass die Physiologie ihre Gesetze aus dem höchsten Princip deduciren müsse? Welches ist diess und welches sind jene? Wir müssen uns sehr in acht nehmen, sagt ein neuerer bescheidener Philosoph, vor denen, welche die physiologischen Combinationen nicht aufgegriffen haben, sondern aus philosophischen Grundsätzen ableiten wollen; sie sehen die Natur nur durch gefärbte Gläser. Der Vf. selbst giebt zu, dass auch die Naturphilosophie nicht ausreiche in ihren Erklärungen. — Eben so unvollkommen sey auch die Pathologie. Das Hauptproblem der Nosologie ist, die Entstehung der Krankheit und die verschiedenen Krankheitsformen zu erklären. Beides sey weder von *Brown*, noch von seinen Nachfolgern geschehen. Und so sey es auch mit der Therapie. So giebt sich der Vf. alle Mühe, uns ein Gemälde aller Blössen der Medicin aufzustellen, bey dessen Ansicht jeder Arzt an seine Brust schlagen und ausrufen wird: Gott, sey uns gnädig! — Wir wünschen sehr, dass Hr. *Br.*, welcher die Fehler in dem jetzigen Gebäude der Medicin sehr gut und richtig einsieht, uns eins nach einer bessern Architektur aufführen möge! Hierzu ist aber durchaus eine gereifte Erfahrung und ausgebreitete Bekanntschaft mit dem kranken menschlichen Körper nothwendig. Der medicinische Anfänger wähnt gar manches einsehen, erklären, verbessern zu können, was der geübtere Arzt auf immer für dunkel, unerklärlich und unverbesserlich zu halten sich befugt glaubt. Was der Vf. zum Schlusse über die Vergleichung seiner Schrift mit **Kilians Differenz** u. s. w. sagt, mögen die beiden Herren mit einander selbst ausmachen. Wahr ist es, dass beide Schriften eine ganz auffallende Aehnlichkeit in den Gedanken, Ueberzeugungen, Stellungen der Dinge, oft sogar in den Wendungen der Demonstration und des Vortrags haben.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Lemgo*, in der Meyer. Buchh.: *Bemerkungen über Erziehungsanstalten und künstliche Erziehung in Teutschland*, von *Carl Friedr. Wilh. Rast*, beid. Rechte Candidat. 1806. 119 S. 8 (9 gr.) — Die Schrift eines denkenden Mannes, besonders deswegen empfehlungswerth, weil sie, den Tändeleyen und Spielen im Erziehen, der Erleichterungs- und Versinnlichungs-Methode, der alles lehrenden Oberflächlichkeit entgegen, Wecken und Ueben der Geisteskräfte und Anstrengung derselben in wissenschaftlicher Bildung für die Hauptsache des Unterrichtes erklärt. In dieser Hinsicht erwartet der Vf. mit Recht von den Erziehungsanstalten nicht soviel, als sich von den öffentlichen Schulen, in Verbindung mit der häuslichen Erziehung, erwarten lässt. Was er darüber sagt, verdient von den Aeltern beherzigt zu werden, welche den bedenklichen, gemeiniglich so wenig bedachten, Schritt thun wollen, ihre Kinder von sich zu entfernen, um sie einer sogenannten Erziehungs- oder Pensions-Anstalt zu überlassen. Weniger stimmen wir mit dem Vf. überein, wenn er, gegen das Ende seiner Schrift, den Hauslehrern das Wort redet. Das gemeinschaftliche Arbeiten mit vielen andern Knaben und der methodische Fortschritt des Unterrichtes in den öffentlichen Schulen muss, wo sonst keine Hindernisse obwalten, eine Kraft des Willens und eine Sicherheit des Erkennens zur Folge haben, wogegen der von einem Hauslehrer gebildete Knabe mehrentheils schlaff und ungründlich erscheinen wird. Darum würden wir immer den Aeltern rathen, die öffentliche Schule, wenn nur eine solche an ihrem Wohnorte besteht, und die Aufsicht auf das sittliche Betragen der Kinder darin nicht vernachlässigt wird, dem Hauslehrer vorzuziehen. Der Vf. scheint auch selbst die Nachtheile der abgesonderten Erziehung zu fühlen, indem er räth, dass sich mehrere Hauslehrer zum gemeinschaftlichen Unterrichte ihrer Zöglinge vereinigen sollen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 29. December 1806.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

FRANKFURT u. HEIDELBERG, b. Mohr: *Studien*, herausgegeben von *Carl Daub* und *Friedrich Creuzer*, Professoren in Heidelberg. *Erster* Band. 1805. XVI u. 461 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Wirksam regt sich das verjüngte Leben jener alten Pflegerin der Wissenschaften am Nekar. Diese Schrift gehört unter die erfreulichsten Erzeugnisse desselben. Sie macht den Anfang einer Sammlung, worin eine Gesellschaft von literarisch verbundenen Männern manche ihrer Ideen, die der Aufbehaltung und Verbreitung werth scheinen, niederlegen, auch manches Alte, das erneuert zu werden würdig ist, der unverdienten Vergessenheit entreissen will. Von dem selbst Gedachten aber soll diese Sammlung nur dasjenige aufnehmen, was jedem Gliede der Gesellschaft ein allgemeines, höheres Resultat seiner Bemühungen auf einem einzelnen Gebiete der Wissenschaften zu seyn scheint. Durch diesen Ernst der Absicht, so wie durch die äussere Form, unterscheidet sich dieses Unternehmen von einem gewöhnlichen Journale, jedoch, wie die Herausgeber bescheiden äussern, ohne dass die hier niedergelegten Arbeiten auf Vollendung Anspruch machen. „Es sind zum Theil Ausstellungen, die erst künftig, fortgebildet, und einem Ganzen einverleibt, ihre letzte Bestimmung erhalten werden." Daher der Titel: *Studien*.

Der vorliegende Band entspricht vollkommen der Würde des angegebenen Zwecks. Alle darin enthaltenen Abhandlungen vereinigen mit dem Gepräge der ernsten, ruhigen Betrachtung eine Weise der Darstellung, welche, glücklich gehalten in der Mitte zwischen der Schwerfälligkeit und Schärfe des systematischen, und der Leichtigkeit und Unbestimmtheit des populären Vortrags, das Gemüth des ernsten Lesers mit stiller Gewalt anziehet.

Würdig beginnt die Sammlung mit einem Aufsatze des Hn. Prof. *Creuzer*: *Das Studium der Alten, als Vorbereitung zur Philosophie*. Ohne Empfänglichkeit für Ideen, vielmehr erfüllet durch das, was die Sinne rührt, verloren an die Vielheit des Realen, nahen sich noch die meisten unserer Jünglinge den Hörsälen der Philosophen. Sie wähnen, die Philosophie aus der Hand des Meisters empfangen zu können als ein fertiges Werk, nicht ahndend die Nothwendigkeit einer gewissen Verfassung des innern Menschen, die allein zum Philosophiren fähig machen kann. Was ihnen das jetzige bürgerliche Leben nicht giebt, den heiligen Ernst des Gemüths und die ehrwürdige Sorge für das Ewige, — welches der Ton des innern Lebens ist, den die Philosophie voraussetzt, — das kann ihnen das Studium des klassischen Alterthums geben. Denn in den Schriften der Alten eröffnet sich dem Jüngling eine grössere Welt, wo man gewohnt war, über dem Gemeinsamen das Individuum zu vergessen, und die Idee einer würdigen, göttlichen Menschheit zu verfolgen. Besonders aber ist es die Form der klassischen unter diesen Schriften, nämlich die freye Ergiessung der Begeisterung, die gänzliche Vernichtung aller Individualität, „diese unräsonnirte Objectivität und diese göttliche Sinnesart, welche, mit Klarheit angeschaut und aufgenommen in ein reines Gemüth, fähig macht, vom Endlichen und Zufälligen zum Unendlichen und Nothwendigen hinauf zu steigen, und den Muth giebt, das Zeitliche in dem Ewigen zu vernichten." Aber nur dann wird das Studium der Alten dieses Bildungsorgan, „wenn es in seinem wahren Mittelpunkt aufgefasst und frey erhalten wird von einseitigen Richtungen." Solcher einseitigen Richtungen bemerkt der Vf. seit dem Wiederbeleben jenes Studiums in Europa drey: zuerst den unbestimmten Trieb der Nachahmung, dann die Polyhistorie, später die Kritik. Was in unsern Zeiten dem tiefern Studium der Alten sich entgegen stellet, ist der Mangel an Fleiss. „Statt die Sprachgesetze tüchtig und treulich zu lehren und zu lernen, fordert und giebt man oft ein seichtes Räsonnement über ihre allgemeinen Gründe, und in der alten Mythologie und Geschichte urtheilt man früher über Mythen und Facta, als man sie aus ihren Quellen und in ihrem Zusammenhange kennt. Man will, neben den Vorhöfen der Grammatik, der Hermeneutik, der Kritik vorbeyschlüpfend, unmittelbar in das Heiligthum eindringen." — Noch wird Einiges darüber gesagt, wie insbesondere das *Studium alter Philosophen* Vorbereitung zur Philosophie werden könne; nämlich nicht allein durch den aufs Ideale oder Unendliche gerichteten Inhalt ihrer Schriften, sondern auch durch die Form, welche, besonders in Platons Werken, in der Sokratik oder Hevristik, und in der symbolischen Behandlung des Idealen, einen Kanon der Methode des philosophischen Unterrichts darstelle. Der Vf. wünscht, dass durch das Studium dieser Werke die ausschliessende Herrschaft der Thetik in jenem Unterrichte aufgehoben und ein grösserer Stil in die Behandlung der Philosophie eingeführt werde. Obgleich wir diesem Wunsche, besonders in Beziehung auf den mündlichen Vortrag der Philosophie, im Allgemeinen beystimmen: so halten wir doch das unbedingte Anempfehlen

len des Symbolisirens der Ideen für gefährlich, wenn nicht die Gränzen bestimmt werden, wo die Hülle, die Symbole und Mythen, von der einfachen Wahrheit weggenommen werden, mit andern Worten, wo der exoterische Unterricht in den esoterischen übergehen muss. Es scheint uns ohne diese Gränzbestimmung Gefahr vorhanden, dass der symbolische Ausdruck, der doch das Wahre nur ahnden lassen, nur andeuten soll, unvermerkt auch in die streng wissenschaftliche Darstellung übergehen und der reine Ausdruck des Wahren zu seyn sich anmassen möge. — Zweckmässig verbindet sich mit dieser schätzbaren Abhandlung die *Uebersetzung des achten Buches der dritten Enneade des Plotinos: Von der Natur, von der Betrachtung und von dem Einen.* In den angehängten kritischen und erklärenden Anmerkungen offenbart sich eine Fülle von Gelehrsamkeit, begleitet von einer vertrauten Bekanntschaft mit den sublimsten Betrachtungen der Philosophen. Zum Beweise mögen dienen die Anm. über die Bedeutung von θεωρια, S. 64 f.; über κινησις und ειδος, S. 76.; über die drey Principien des *Plotinos*, S. 84 f. Zur Verbesserung des Textes der einzigen gedruckten Ausgabe des *Plotinos* (Basel, 1580. fol.) bediente sich Hr. *Cr.* einer Handschrift aus der Augsburger öffentlichen Bibliothek. Wir können, nach diesem schätzbaren Beytrag zur Aufhellung des Buchstabens und des Sinnes dieses tiefsinnigen, zu sehr vernachlässigten, Philosophen, den Wunsch nicht unterdrücken, dass der Vf. die Arbeit übernehmen möchte, durch eine neue Recension aller Plotinischen Schriften die Dunkelheit derselben, die zum Theil von der Verdorbenheit des Textes herrührt, zu zerstreuen, so weit diess dem Scharfsinne der Kritik möglich ist.

Neben diesen Beyträgen des Hn. Prof. *Cr.* wird die Aufmerksamkeit auf eine Abhandlung des andern Herausgebers dieser Sammlung, des Hn. Prof. *Daub*, mit der Ueberschrift: *Orthodoxie und Heterodoxie, ein Beytrag zur Lehre von den symbolischen Büchern*, schon durch das Interesse des Gegenstandes hingezogen. Mehr aber wird die Idealität, mit welcher hier dieser Gegenstand behandelt ist, und die Würde der Darstellung das Gemüth des Lesers einnehmen, und es zugleich, wider seinen Willen von der Sache selbst ablenkend, mit Achtung für den Vf. erfüllen, den keine Scheu vor der gemeinen Meinung, noch vor Spott in dem ruhigen Ausdrucke der, in der Idee erkannten, Wahrheit zu stören vermochte. Folgendes scheint uns die Hauptgedanken zu bezeichnen: Das Christenthum ist die Religion selbst, so fern sie öffentlich geworden. Kraft seines Charakters der wahren Katholicität (oder Universalität) ist es ihm möglich, die Religion eines jeden Volkes, unter der dem Besondern und Eigenthümlichen eines jeden angemessensten Form, zu werden. Durch den besondern Charakter eines Volkes wird demnach die objective, in der christlichen öffentlich gewordene, Religion zur National- oder Landesreligion, indem die wesentliche Form des Christenthums, zugleich als Act und als Doctrin zu bestehen, durch die Verschiedenheit des Charakters der Völker, deren Religion die christliche ist, aufs mannichfaltigste gestaltet und bestimmt wird. Die vollkommene Uebereinstimmung einer Denkart und Lehre mit der öffentlichen oder Landesreligion, in so fern sie ein doctrinales Anerkennen des Uebersinnlichen, an sich, oder im Sinnlichen, ist, oder auch, das Heilighalten der Religion, weil sie die des Volkes und des Vaterlandes ist, heisst nun *Orthodoxie;* die Abweichung von derselben, insbesondere aber die Anhänglichkeit an eine Lehre, welche auf die Zerstörung der öffentlichen Religion gerichtet ist, *Heterodoxie.* Ein gesundes, selbstständiges Volk vereitelt jeden Versuch der Heterodoxie, ihm seine Religion, die zu seinem Daseyn und Wesen gehört, zu rauben. Orthodox zu seyn, ist eine Pflicht, die das Volk den Religionslehrern insbesondere durch seinen Charakter auferlegt, und Orthodoxie in ihrem Privatcharakter einer von den Zügen, durch die derselbe mit dem Nationalcharakter in Uebereinstimmung ist. — Was nun die Form betrifft, in welcher das Christenthum als Volksreligion erscheinen kann: so findet *entweder* ein Uebergewicht des Actes oder der Doctrin Statt, indem nämlich 1) das Actuose der Form, als das Objective und äusserlich Anzuschauende, ein Uebergewicht über das Doctrinelle — (*katholische Kirche*) — 2) das Doctrinelle, als ein Subjectives und nur innerlich Anzuschauendes, das Uebergewicht über das Actuose hat — (*protestantische Kirche*) — beides mit verschiedenen Modificationen; — *oder* Act und Form stehen in relativem Gleichgewicht, als der Einheit jener beiden Formen. Diese Einheit ist nur bey einer Charakter-Tiefe, wie sie der deutschen Nation eigen ist, möglich. Deutsche Nationalreligion demnach ist weder die protestantische (als Religion des Norddeutschen), noch die katholische (als Religion des Süddeutschen), sondern die Einheit und völlig gleiche Dignität beider. Darum findet in katholischen oder protestantischen Ländern der Begriff der *Toleranz* in Beziehung auf die entgegengesetzte Form des Christenthums seine Anwendung, in Deutschland aber keineswegs; weil hier Protestant und Katholik neben einander in der Einheit der Nationalreligion befasset werden. Deutschland hat nur *eine* Kirche unter der zweyfachen Form des Katholicismus und Protestantismus, und diese Kirche hat unter jeder von beiden Formen gleiche Rechte. Die vollkommenste Orthodoxie des deutschen Patrioten besteht demnach darin, dass er als Protestant die Orthodoxie seines katholischen, und als Katholik die seines protestantischen Mitbürgers hochschätze und in Ehren halte, ohne doch im Geringsten sich zu ihr hinzuneigen, und der Kirche, wozu er gehört, das Mindeste gegen sie zu vergeben. — Wie der Begriff der Orthodoxie, so sind auch die *symbolischen Bücher* in dem Nationalcharakter des Volkes gegründet, dessen Religionsbekenntniss sie enthalten. Sie wurden veranlasst durch die Tendenz des Papismus zur Alleinherrschaft seiner Form. Indem nämlich diejenigen Völker, deren Selbstständigkeit noch gross genug war, um ihren eigenthümlichen Charakter in dessen

sen Beziehung auf das Ueberfinnliche zu behaupten, sich, jener Tendenz widerstrebend, von der päpstlich-römischen Kirche entfernten: so wurden sie durch diese Trennung selbst genöthigt, sich über die Form ihrer Religion öffentlich zu erklären, und mussten dadurch jene Kirche, gegen die ihre Erklärungen zum Theil gerichtet waren, zu ähnlichen, entgegengesetzten zwingen. Diese öffentlichen Confessionen und symbolische Schriften bestehen in ihrer Kraft, so lange der Charakter des Volkes besteht, d. h. so lange das Volk selbst dauert; sie sind das Gesetz und die Norm, worauf Priester, Geistliche, Religionslehrer überhaupt, was ihre Lehre und die Administration der Landesreligion betrifft, verpflichtet, und wonach sie in der Ausübung ihres Amtes beurtheilt werden müssen. — Diess ist der Hauptinhalt dieser wichtigen Abhandlung, die nicht allein durch die neue Entwicklung jener oft erörterten Begriffe aus der Idee des Nationalcharakters und der durch ihn bestimmten Form der öffentlichen Religion die ernste Prüfung des Theologen in Anspruch nimmt, sondern auch noch insbesondere durch die Bestimmung des deutschen Nationalcharakters in Beziehung auf das Ueberfinnliche das Interesse des philosophischen Anthropologen und Historikers, oder vielmehr, jedes gebildeten Deutschen, fesseln muss. Der gerade Weg ist der rechte! Auch hier führte er, in Hinsicht auf jene Begriffe, einen festen Geist zur sichern Auflösung eines durch hundertfältige einseitige Streitigkeiten endlos gewordenen Gewirres. — Was übrigens die Gedanken über die Vereinigungsvorschläge der beiden Religionsformen in Deutschland, über das wahre Wesen des Protestantismus, und über das gegenseitige Verhältniss der unter ihm enthaltenen evangelisch-lutherischen und reformirten Kirche betrifft: so können wir, durch die nothwendigen Schranken einer Anzeige genöthigt, nichts thun, als durch die Versicherung von ihrem echten Gehalte den Leser aufmerksam auf dieselben machen. Eins hätten wir noch gewünscht, dass es dem Vf. gefallen hätte, bestimmter die Merkmale zu entwickeln, wonach man in einer bestimmten Zeit die durch den Volkscharakter selbst begründete Form der öffentlichen Religion von einer dem Volke aufgedrungenen, mit Sicherheit unterscheiden kann.

Hierauf folgt ein Auffatz des Hn. Prof. *Schwarz* in Heidelberg: *Religion, eine Sache der Erziehung*. Einstimmend mit dem edeln Helvetischen Pädagogen beweist der Vf., dass aus dem kindlichen Sinn, der sich in Folgsamkeit, Ehrfurcht, Dankbarkeit und Vertrauen offenbart, die wahre Religiosität entwickelt werden müsse. Denn dieser kindliche Sinn mache selbst im spätesten Alter das Wesen der religiösen Gesinnung aus, und sey nothwendig mit einer harmonischen Geistesbildung verbunden. Aus dieser letzten Behauptung schon erhellet, dass hier keinesweges irgend eine besondere Aeusserung des Gemüths als die einzige Quelle der Religiosität betrachtet wird. Es wird vielmehr mit umfassendem Blicke auf die verschiedenen Einseitigkeiten, welche durch die neuern philosophischen Systeme in der religiösen Erziehung theils veranlasst wurden, theils noch zu befürchten sind, nicht etwa nur das Gefühl, sondern die ganze geistige Natur des heranwachsenden Menschen in Anspruch genommen, um sein Gemüth zum Höchsten, zur Religion, zu erheben. Denn nicht die Bildung des Gefühls allein, noch weniger die einseitige Cultur des Verstandes oder des Willens führe zur Religion; sondern nur die treue Entwicklung des Gemüths in seiner Harmonie vermöge zu bewirken, dass „Denkkraft, Gewissenhaftigkeit und Phantasie vereinigt aus dem edelsten Gefühle die höchste Idee herausbilden." Wahre Religion sey vernünftig, d. h. sie bestehe eben so wenig in leeren Phantasiegebilden, als in der Trunkenheit in religiösen Gefühlen. Um diese Einseitigkeiten zu vermeiden, wird hier mit Recht verlangt, dass der Erzieher das kindliche Gemüth nach seinem ganzen Umfange beobachte, und seinen vorgefassten Begriff von der Religion durch das, was in demselben als das Heiligste vorkommt, näher bestimme. Diess ist auch schon aus dem allgemeinen Grunde nothwendig, weil Religion, die das Eigenste und Innerste des Menschen seyn soll, nicht durch Lehre und Schule gegeben werden kann. Der Erzieher soll die kindliche Gesinnung *erregen*, mit Hülfe der Phantasie die Religion selbst zu erzeugen. In so fern nun die Erziehung überhaupt erregend auf das Innere wirken kann, in so fern sie insbesondere dafür sorgen kann, nur aus der Gesammt-Entwicklung des Innern die Religion entstehen zu lassen und jene Einseitigkeiten zu verhüten; in so fern ist Religion eine Sache der Erziehung. — Mit Ruhe und Gefühl, mit besonnener Wärme für die Wichtigkeit der Sache, ist diess Alles in ungezwungener Folge der Gedanken entwickelt. Die Untersuchung erscheint eben so frey von dem beherrschenden Einfluss irgend einer bestimmten Form der Philosophie, als sie mit keiner in bestimmtem Gegensatze steht. Deswegen ist es uns aufgefallen, dass auch hier zur Religion die *Anschauung* verlangt wird, indem sie öfter die höchste Anschauung und die höchste Idee, oder auch, die Anschauung und die Idee des Höchsten heisst, ohne dass bestimmt worden wäre, ob Anschauung und Idee hier als identisch, oder in welchem Verhältniss zu einander sie zu nehmen seyen. Anschauen lässt sich nur, was Gegenstand ist; geistig anschauen, was Gegenstand des Geistes ist: das Höchste aber, oder das Heilige, kann nicht Gegenstand seyn oder werden.

Mit angenehmer Abwechslung für das Gemüth des Lesers folgt auf diese mehr die Meditation ansprechenden, Aufsätze eine historische Darstellung *über Theophrastus Paracelsus von Hohenheim*, von Hn. D. *Loos* in Heidelberg. Aus den eignen Schriften und mit den eignen Worten des kräftigen Mannes wird sein Leben, noch mehr aber sein Geist und seine Wirksamkeit abgebildet; wie er, als Philosoph, den Aristotelischen Formeln entgegen, das Höchste und Heiligste abbildete; wie er, als Arzt, für Kunst und Wissenschaft glühte, und die Flachheit in den Kenntnissen der meisten Aerzte, so wie das Ungründliche des Expe-

Experimentirens und der Humoralpathologie nachdrücklich bekämpfte; wie er endlich nicht ohne grosse Wirksamkeit bey seinen Zeitgenossen gewesen sey, und gegen die Vorwürfe, die wider die Sittlichkeit seines Lebens vorgebracht werden, mit Grund vertheidigt werden könne. Derb im Ausdrucke waren fast alle die kräftigen Männer, die jenes Jahrhundert verherrlichen; auch *Theophrast* gesteht von sich: „Von Natur bin ich nicht subtil gesponnen, es ist auch nicht meine Landesart — (er war geboren zu Einsiedlen bey Zürich), — dass man etwas mit Seidenspinnen erlange. Wir werden auch nicht mit Feigen erzogen, noch mit Meth, noch mit Weizenbrod, aber mit Käs, Milch und Haberbrod. Es kann nicht subtile Gesellen machen. . . . Darum so muss der Grobe grob zu seyn geurtheilt werden, ob derselbige schon gar subtil und holdselig zu seyn vermeint. Also geschieht mir auch, was ich für Seiden achte, heissen die Andern Zwilch und Trillich."

Zuletzt wird in einer Abhandlung des Hn. Prof. *Heise* in Heidelberg: *über die Gewissensfreyheit im Staate*, das Recht des Staates, die aus der religiösen Ueberzeugung fliessenden Handlungen zu beschränken, behauptet und bestimmt. Zuerst sucht nämlich der Vf. die Vertheidiger der unbeschränkten Gewissensfreyheit, welche hauptsächlich darin fehlen sollen, dass sie die Legalität der Massregeln des Staates aus Moralprincipien beurtheilen, zu widerlegen, und darzuthun, dass mit dem Grundsatz der unbedingten Gewissensfreyheit kein rechtlicher Zustand bestehen könne. Hernach wird die schwierigere Frage aufgeworfen, wann und in wie weit der Staat zu dieser Einschränkung befugt sey. Sie wird im Allgemeinen so beantwortet, dass dieser Befugniss des Staates keine andere Gränzen vorgeschrieben werden können, als welche seinen Befugnissen in Beschränkung der Freyheit des Einzelnen überhaupt gesetzt sind; dass er demnach, wie diese Freyheit im Allgemeinen, so auch die Gewissensfreyheit, jedesmal in so weit einschränken könne, als er es zur Erreichung des Staatszweckes nothwendig oder nützlich achte. In der Anwendung dieser allgemeinen Entscheidung auf die hauptsächlichsten einzelnen Punkte wird dem Staate das Recht zugestanden, nicht bloss einzelne Religionshandlungen, sondern selbst eine bestimmte Religion zu *ver*bieten und zu *ge*bieten; auch, die Hausandacht der Anhänger einer bestimmten Religion zu untersagen. Alles wird verglichen mit dem, was nach den deutschen Reichsgesetzen Rechtens ist. — Nicht jeder, den Resultaten dieses Aufsatzes im Allgemeinen Beystimmende, wird deswegen auch dem Princip der strengen Trennung des Staates und der Kirche, welches die ganze Untersuchung durchgreift, beystimmen können. — Uebrigens ist in der Einleitung, worin von der Intoleranz der christlichen Kirche geredet wird, die Aeusserung: „der wahre Geist des Protestantismus hat die ersten Reformatoren nicht beseelt," auffallend, und nur durch einen bloss negativen Begriff vom Protestantismus zu rechtfertigen.

Zu diesen gehaltvollen Abhandlungen gesellen sich, gleich köstlichen Perlen, die Gaben eines Genius, welcher, der irdischen Schranken ungeduldig, frühe in das heimathliche Land der Ideen entflohen ist, zwey *dramatische Poesien*, *Udohla*, in zwey Acten, und *Magie und Schicksal*, in drey Acten, von *Tian*. In jener offenbart sich ein Gemüth, das, bey der Neigung an den Ufern des Ganges weilend, sich in den Gefühlen und Beschauungen der Hindus zu wiegen, die besonnene Kraft nicht verlor, das Leben unter mancherley Gestalten zu fassen; in dieser wird die geheimnissvolle Macht und Strenge des Schicksals dargestellt, womit es das kühne Streben des Menschen, den Schleyer der Natur zu heben und ihre Kraft der eignen Willkür zu unterwerfen, vereitelt, und den Frevel, der das verletzt, was die Natur geheiligt hat, an dem Frevler und selbst an seinen Kindern unabwendbar ahndet.

Wir schliessen diese Anzeige mit dem Wunsche, dass es uns gelungen seyn möchte, diejenigen Verehrer der echten wissenschaftlichen Cultur, die mit diesem Producte derselben noch nicht vertraut waren, zu seiner Beachtung anzureizen, überzeugt, dass wir sie zu einer genussreichen Beschäftigung einladen.

(*Vom zweyten Bande nächstens.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Physik. *Breslau*, b. Barth: *Das Mikroskop*, zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse für jeden Freund und Beobachter der Natur, und besonders zur nöthigen Anweisung für die Besitzer meines Mikroskops bestimmt, von *P. S. Schilling*, Lehrer am Gymnasium zu Breslau. 1803. 55 S. 8. (8 gr.) — Eine sehr verständliche Erklärung der ersten Gründe, worauf die Wirkung der Vergrösserungsgläser beruht. Des Vfs. Mikroskop kennt Rec. zwar nicht, aber es scheint einfach zu seyn und keine besondere Wirkung zu thun, da es nur drey Linsen hat, und da er die Oeffnungen der Linsen immer kleiner macht, je stärker die Vergrösserung ist. Das Letztere ist zwar bey den meisten Werkzeugen dieser Art der Fall: aber Rec. besitzt ein englisches Mikroskop, wobey diess durchaus nicht der Fall, und die Helligkeit bey der stärksten Vergrösserung nicht abnimmt. Auch der treffliche Künstler *Weikart* in Leipzig verfertigt Mikroskope, bey denen Nr. 5. noch eben so hell ist, als Nr. 3. und 2. Nur Nr. 6. wird etwas dunkler. Der Vf. führt am Ende noch, für spielende Liebhaber, Gegenstände aus dem Thierreich an, welche einen angenehmen Anblick unter dem Mikroskop gewähren.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 30. December 1806.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Dürr: *Meletematum Criticorum* Specimen primum; *Dionysii Halicarnassensis Artem Rhetoricam tractans.* Scripsit — *Godofr. Henr. Schäfer*, Lipsiensis. A. M. 1806. 138 S. 8.

Eine Schrift, die weit mehr enthält, als ihr Titel verspricht. Denn man findet hier eine Menge von Bemerkungen nicht bloss über den in der Aufschrift genannten, sondern auch über eine grosse Zahl anderer Schriftsteller, welche von der ausgebreitetsten Belesenheit, der gründlichsten Sprachkenntniss, und einem damit vereinbarten, von aller Sucht, unnöthig im Texte der Alten zu ändern, gereinigten kritischen Scharfsinne zeugen. Hr. M. *Schäfer* schrieb diese Bogen als eine Dissertation, um sich hergebrachter Massen durch ihre Vertheidigung auf dem öffentlichen Katheder das Recht akademischer Vorlesungen zu erwerben. Einem Manne, der seine Kenntniss der alten Literatur schon durch so viele andere ganz unzweydeutige Beweise rühmlichst beurkundet hatte, wäre die Förmlichkeit dieses Herkommens leicht zu erlassen gewesen. Man muss es aber an der Universität Leipzig eher loben als tadeln, dass sie von diesem Gesetze in keinem Falle abweicht; der geschickte Mann unterwirft sich ihm gern; und mancher Stümper, der heute lehren will, was er gestern erst, oder kaum gestern noch recht gelernt hatte, wird dadurch von dieser Anmassung abgeschreckt. Ein Nebenvortheil ist, dass man bey dieser Gelegenheit manche gute Arbeit früher erhält, die sonst vielleicht länger im Pulte ihres Vfs. geruht hätte.

Hr. *Schäfer* ist im Besitze eines Exemplars der Sylburgischen Ausgabe des Dionysius von Halicarnassus, in dessen *zweytem* Bande, der die rhetorischen und kritischen Schriften enthält, ein ungenannter ehemaliger Besitzer eine grosse Anzahl zum Theil sehr trefflicher Lesarten, aus Handschriften, vermuthlich Wienerischen, beygezeichnet hat. Sie erstrecken sich über die ersten 9 Kapitel der Redekunst; das *Prooemium Commentarior. de Oratoribus Antiquis;* das Urtheil über Isaeus und Dinarchus; die *Epist. I. ad Ammonium* und die *Epist. ad Pompejum.* Diessmal liefert er daraus nur die Varianten zu den vier ersten Kapiteln der *Ars Rhetorica;* aber er giebt kein trocknes Verzeichniss davon, sondern beurtheilt sie überall nach ihrem Werthe, und nimmt Gelegenheit zu einer Menge damit verwandter grammatischer, kritischer und lexicographischer Observationen. Die diesem Texte S. 65 — 138. angehängten Noten enthalten noch einen grossen Reichthum solcher Bemerkungen über andre Schriftsteller, die näher oder entfernter mit jenen in Beziehung stehn. Aus beiden Abtheilungen können wir nur einige Proben geben. S. 6. dass das Verbum εὐπορίζειν kein echt griechisches Wort, sondern entweder εὖ πυρίζειν oder ἐκπορίζειν dafür zu lesen sey. S. 27. dass οἱ ἐπὶ σκηνῆς entweder *personas scenicas* oder *actores scenicas dum in scena versantur*, οἱ ἀπὸ σκηνῆς aber Schauspieler überhaupt bedeute; wo beyläufig Hr. *Böttiger*, der in seiner Sabina Hn. *Niclas* zurecht weisen wollte (welcher *Geopon.* XII, 23. ganz Recht hatte für τὰς ἐπὶ σκηνῆς lieber τοὺς ἀπὸ σκηνῆς zu lesen) berichtigt wird. S. 30. dass τοῖν θεοῖν und νὴ τὼ θεώ immer bloss Ceres und Proserpina bedeute, wogegen schon so manche Philologen verstiessen. S. 37. über die älteste Eintheilung der Erde in Asia und Europa, indem Libya oder Africa erst später als ein besonderer Welttheil gezählt wurde. S. 46. dass und warum so oft die Abschreiber ψυχὴν mit ἰσχὺν, und besonders mit τύχην verwechselt haben, wobey Hr. *S.* eine Menge feiner Emendationen S. 117. beybringt. In einem Fragment des Menander beym Stobaeus: τί σαυτὸν ἀδικῶν τὴν ψυχὴν καταιτιᾷ, citirte *Schow* als Variante aus einer Handschrift τὴν τύχην καταιτιᾷς, liess aber die Perle liegen, und behielt das taube Korn, indem er das sehr richtige τύχην vernachlässigte, und das fehlerhafte καταιτιᾷς billigte. S. 48. über den Unterschied zwischen ἐπίβολος, *qui aliquid molitur*, *assequi studet*, und ἐπήβολος, *qui assecutus est*, *tenet*, *possidet.* S. 55. dass es ein allzuekles Ohr verrathen würde, wenn man bey Sophocles *Electr.* 914. ἐλανθαν' ἂν mit *Hermann* für Kakophonie halten wollte, indem bey ihm Stellen vorkommen, die weit auffallender das Gehör beleidigen. S. 69. eine sehr schöne Abhandlung über die Fehler der Abschreiber, die daher entstanden, dass sie Sylben einmal schrieben, die zweymal zu schreiben waren; wie *Herod.* ed. *Wesseling.* p. 601. περισπερχεόντων, wofür Hr. *Sch.* emendirt: περισπερχέων ἐόντων. Beyläufig unter vielen andern, dass im Stobaeus ein dem Aristoxenus zugeschriebnes Fragment nicht ihm, sondern Plato gehöre, wo es *de leg.* lib. IV. p. 187. ed. Bip. vorkommt, und deswegen Hn. Prof. *Jacobs* Vorschläge zur Verbesserung von selbst wegfallen. S. 75. eine Menge Beyspiele von Stellen, die durch blosse Berichtigung der Interpunction ihr Licht erhalten. S. 104. bedauert Hr. *S.* mit Recht, dass in der Leipziger Ausgabe des Euripides in der Sammlung der Noten, zufällig eine der schönsten Emendationen, die *Mus-*

grave anführt, übergangen worden: *Ion* 1016. (oder *Musgr.* 1035.) hat die gemeine Lesart:

εἰς ἓν δὲ κραθέντ' αὐτὸν ἰχῶρ' εἰσφορεῖς

ganz finnlos. Vortrefflich und augenfcheinlich richtig verbefferte *Snape*, ehemals Vorfteher des King's College in Cambridge

εἰς ἓν δὲ κραθέντ' αὐτὸν, ἢ χωρὶς φορεῖς;

Wir fetzen noch hinzu, dafs fie *Wakefield* in *Delectu tragoediarum* bereits in den Text aufgenommen. S. 107. findet fich eine überaus durchdachte Vertheidigung der Lesart Sophocl. Oedip. Tyr. v. 249. ἐν τοῖς ἐμοῖς γένοιτ' ἐμοῦ ξυνειδότος gegen *Markland's* und *Brunck's* Aenderung μὴ οὐ ξυνειδότος. S. 112. zeigt Hr. *S.*, dafs bey Hefychius ftatt Κώνα, βέμβιξ gelefen werden müffe κῶνος, βέμβιξ, da κώνη gar kein Wort fey, und Hr. *Sturz* in feinem Empedocles (einem fehr verdienftlichen Werke, von dem wir nächftens Bericht erftatten) in v. 24. dem Einfalle eines Freundes zufolge, die Worte

σφαῖρος, κυκλοτερὴς, μιμνῆς περιηγέϊ γαίων

verfchlimmbeffert habe. Hr. *S.* fchlägt vor ῥύμῃ περιηγεῖ γαίων, was durch eine Stelle des Ecphantes beym Stobaeus beftätigt wird. — S. 127. berichtigt der Vf. eine Stelle in des Maximus Gedicht περὶ ἀπαρχῶν, oder *de electionum aufpiciis*, wo v. 402 fqq. gefagt wird, dafs unter einer gewiffen Conftellation ein diebifcher Sklave gut entlaufen hätte, weil er dann fo gefchwind laufen könnte, dafs er nicht einzuholen wäre,

ἐπεὶ μετὰ ποσσὶ διώκων
οὐκ ἐκίχης, οὐδ' εἰ μὲν ἔχοις πόδας εὐφήμοιο
Εὐρωπηϊάδα τὸν ἐν πολυηχέϊ πόντῳ
ὦκα θέειν ἐνέπουσιν ὁδῷ πεφορημένον ὑγρῇ.

Hr. *S.* emendirt οὔ κε κίχοις — Εὐφήμοιο εὐρωπηϊάδαο, und gedenkt des äufserft luftigen Fehlers, den hier *Rentdorf*, der lateinifche Ueberfetzer beging, welcher aus dem Euphemus, dem Sohne des Neptunus und der Europa (des Tityus Tochter), der fo fchnell über das Meer laufen konnte, dafs er nicht einmal die Füfse nafs machte, jenen berühmten Stier macht, der die Europa (Agenors Tochter) entführte. Der übrigen Fehler bey diefer wunderbaren ἀποταυρωσις, wie es Hr. *S.* fcherzhaft nennt, nicht zu gedenken: fo ift fchon die Idee eines *Stiers*, der fo gefchwind übers Waffer läuft, dafs er die Füfse nicht einmal benetzt, und fonach eine gewaltige Ausnahme von dem fonft fchwerwandelnden Hornvieh macht, äufserft lächerlich. — Eine fchöne Verbefferung (S. 113.) ift es, wenn in *Aefchyli Prom.* v. 1088. ftatt

καὶ μὴν ἔργῳ κοὐκέτι μύθῳ
χθὼν σεσάλευται

Hr. *S.* vorfchlägt

καὶ μὴν ἔργον κοὐκέτι μῦθος.
χθὼν σεσάλευται —

Warum aber (S. 94.) *Aefchyli Perf.* v. 192. in ἐν δ' ἡνίαισιν die Verbindungspartikel δὲ auszuftreichen fey, fehen wir doch nicht recht ein. Auch dafs in *Dionyf. Halic. Art. Rhetor.* p. 225. ed. *Reisk.* das freylich verderbte μειζόνων in μελεδώνων verwandelt werden folle, will uns nicht einleuchten, da es natürlicher ift, mit *Sylburg* πόνων zu lefen, welches Wort Plato in der Stelle, worauf fich Dionyfius bezieht, felbft gebraucht. S. 53. ift Hr. *S.* über das ἄμικτοι λόγοι beym Dionyf. p. 247. in Zweifel: ἄμικτοι λόγοι *qui fint lectione Rhetorum Graecorum exercitatior me dixerit.* Rec. mafst fich nicht an, darin *exercitatior* als Hr. *S.* zu feyn; indefs fcheint ihm ἄμικτοι λόγοι fo viel als ἀφελεῖς zu feyn; der Rhetor fagt, dafs der λόγος ἐπιθαλάμιος nicht viel unterfchieden fey von dem γαμηλίῳ, von dem er c. 2, 9. gefagt hatte λέξει δε χρηστέον ἀφελεῖ μᾶλλον; dahingegen er von der *oratione panegyrica* fagt 1, 8. οὐ μονότροπον ταύτην συμβουλεύσαιμ' ἂν εἶναι, ἀλλὰ ποικίλην καὶ μεμιγμένην.

Doch wir müffen abbrechen, und können nur noch hinzufetzen, dafs unfre Anzeige nur einen fchwachen Begriff von dem Reichthume der hier zufammengeftellten Obfervationen, von der grofsen Belefenheit in fo vielen alten Schriftftellern, und fo vielen neuern Commentatoren und Kritikern, endlich von der Reife des Urtheils und der gründlichen Sprachkunde giebt, die hier überall hervorleuchtet. Ein unbegreifliches Schickfal hat den Vf., der lange fchon als öffentlicher Lehrer jede Univerfität hätte zieren können, bisher in folcher Einfchränkung gehalten, dafs er viele fchöne Stunden mit Durchficht von Correcturbogen zubringen mufste, wo denn allerdings nach feiner gewiffenhaften Genauigkeit den Editoren kein Corrector erwünfchter feyn konnte, zumal da er oft im Stande war, nicht blofs Fehler der Setzer zu corrigiren; defto wünfchenswerther ift es, dafs fich bald eine günftige Gelegenheit finden möge, einen Mann von diefen Kenntniffen und Verdienften, diefer Selbftverläugnung und Befcheidenheit auf einen feiner würdigen Platz zu ftellen.

Halle, in d. Hemmerde. Buchh.: *In Platonis* qui vulgo fertur *Minoem ejusdemque libros priores de legibus*, ad virum illuftrem *Frid. Aug. Wolfium*, — commentabatur *Aug. Böckh*, Badenfis, Seminar. Philol. Reg. Seminarii Sodalis. 1806. 208 S. 8.

Mit vielem Vergnügen haben wir diefe Schrift eines grofse Hoffnung von fich erweckenden Zöglings der Wolfifchen Schule gelefen. Der Vf. geht davon aus, die Unechtheit des Minos, welchen fchon die Herren *Wolf* und *Schleiermacher* für eine dem Plato untergefchobne Schrift erklärt haben, aus mehrern Gründen zu erweifen. Diefer Beweis ift fehr gut durchgeführt. Der Dialog ift einerfeits dem Plato zu unähnlich, und andrerfeits zu ähnlich, als dafs er Platonifch feyn könnte. Zu unähnlich, weil hier keine wirkliche Perfon, fondern eine ungewiffe namenlofe mit dem Socrates redend eingeführt wird; denn dafs der Minos aus Creta, von welchem der Dialog benannt wird, eine Nebenperfon des Dialogs fey, anzunehmen hatte fchon *Bentley* für ungereimt erklärt.

erklärt. Die Inschrift des Dialogs *Minos* ist selbst unecht, und hat ursprünglich derselbe blofs den Titel περὶ νόμου, so wie der Hipparchus blofs den Titel περὶ φιλοκερδείας geführt. Es ist auch unplatonisch, dafs gleich das Gespräch mit der Hauptfrage anfängt. Eben so sieht der Ausgang gar nicht Platonisch aus; daher ihn einige, wie neuerlich Hr. *Tennemann*, für verstümmelt gehalten, welches unser Vf. nicht zugiebt. An logischer Wahrheit und Harmonie der Gedanken fehlt es nicht selten. Gegen die Grammatik sündigt der Vf. des Minos zwar nicht; aber desto häufiger zeigt er sich durch Verkehrtheit, Dunkelheit und Unschicklichkeit dem Plato unähnlich, wovon hier eine gute Anzahl treffender Belege beygebracht werden. *Zu ähnlich* ist er dem *Plato*, als dafs er Plato selbst seyn könnte, weil sich eine kindische Nachahmung mehrerer Stellen offenbaret. Hier hat uns der Vf. weniger befriedigt. Der Stellen sind zu wenige, und sie haben grofsentheils zu wenig Aehnlichkeit mit den verglichenen Platonischen, als dafs man in dem Vf. des Minos einen geflissenen Nachäffer des Plato mit Gewifsheit dadurch finden könnte. Es liegt auch daran um so weniger etwas, da Hn. *B.* es desto besser gelungen ist, wahrscheinlich zu machen, dafs von dem Minos, dem Hipparchus, dem Dialog *de Justo* und *de Virtute* der wahre Vf. kein anderer sey, als der von Diogenes Laërt. B. 2. §. 122. 123. aufgeführte Simon aus Athen, der Schuster, dessen Dialogen von seinem Handwerke σκυτικοὶ διάλογοι genannt wurden. In dem Verzeichnisse derselben finden sich, wunderbar genug, alle vier vorhergenannte περὶ δικαίου, περὶ ἀρετῆς, περὶ νόμου, περὶ φιλοκερδοῦς. Dafs diese Dialogen in der Manier einander selbst sehr ähnlich sind, und folglich auf einen und denselben Vf. rathen lassen, hat Hr. *B.* sehr überzeugend dargethan. Nach dem Diogenes kam Socrates oft in die Werkstatt dieses Schusters, um da zu discuriren. Diogenes sagt nicht, dafs er gerade immer blofs *mit ihm* sich unterhalten habe. Vermuthlich brachte Socrates meistens einen oder den andern Gesellschafter mit. Und so konnte desto eher besagter Simon, was er davon behalten hatte, aufzeichnen, ὧν ἐμνημόνευεν ὑποσημειώσεις ἐποιεῖτο. Wollte man nun aber mit Hn. *B.* voraussetzen, dafs der Minos und die übrigen oben genannten drey Dialogen Nachahmungen platonischer Dialogen wären: so müfste Meister Simon der Schuster siebzig Jahr alt gewesen seyn, als er den vierzigjährigen Plato nachahmte. Wir halten vielmehr dafür, dafs sie blofs aus den Nachschriften socratischer Unterredungen entstanden. Vielleicht kannte der Schuster oft nicht einmal die Personen, die Socrates mit in seine Werkstatt brachte; und daher könnte es gekommen seyn, dafs in diesen Dialogen kein Unterredner namentlich aufgeführt wird. Die wenige Aehnlichkeit mit Platonischen Dialogen, die ohnedem blofs Materialien, nicht die schöne Form betrifft, läfst sich vollkommen aus den Sokratischen Lehren erklären, die eben so gut in Platon's Schriften als in Simon's vorbesagte ὑποσημειώσεις übergingen. Man setze, ein beschränkter Zuhörer *Kant's* hätte dessen Vorlesungen über die ästhetische Urtheilskraft nachgeschrieben, und seine Hefte drucken lassen, ehe *Schiller* seine meisterhafte Abhandlung über Anmuth und Würde, worin er die nämlichen Kantischen Principien entwickelt, herausgab. Natürlich würde man zwischen jenen Heften und *Schillers* Schrift in den Sachen manche Aehnlichkeit finden müssen. Wäre aber daraus zu schliessen, dafs jener Heftenschreiber *Schiller's* Abhandlung nachgeahmt hätte? Sonach hat Hr. *B.* 1) zur Gnüge erwiesen, dafs Minos, Hipparchus und die Dialogen *de Justo* und *de Virtute* unecht sind; 2) es sehr wahrscheinlich gemacht, dafs sie alle von Einem Vf. sind; 3) seine glückliche Vermuthung, dafs sie von dem Schuster Simon herrühren, gut unterstützt; nur dafs die Aehnlichkeit der letzten mit Platonischen Stellen aus Nachahmung des Plato herrühre, können wir nicht zugeben.

Die Emendationen einer beträchtlichen Anzahl von Stellen, die Hr. *B.* in dem Minos, und, was freylich interessanter ist, in den vier ersten Büchern *de Legibus* beybringt, finden wir insgesammt beyfallswürdig, und er erwirbt sich damit das Recht, sich an die Reihe der Männer, denen der Text des Plato neuerlich so viel verdankt, einen *Wolf*, *Heindorf*, *Schleiermacher*, *Heusde*, anzuschliessen. Beyspiele führen wir nicht an; zeichnen aber doch *eine* Observation S. 175 f., die zugleich ein Pindarisches Fragment und eine Stelle Platon's berichtigt, als eine meisterhafte Probe kritischer Untersuchung aus. Nicht aber blofs über die auf dem Titel genannten Stücke, sondern auch über mehr andere Platonische Dialogen, auch andere Schriftsteller finden sich gute, auf Sprachkenntnifs und Belesenheit gegründete Verbesserungen. Ein schöner Beytrag zur griechischen Literaturgeschichte ist S. 77 f. die Recension der philosophischen und historischen Schriften der Griechen im Fache der Politik. Auch die Schreibart macht dem Vf. Ehre; bie und da eine zu üppige Weitschweifigkeit abgerechnet, wie S. 176. die Stelle: *Ex hac — esse paucula.* Doch *volo esse in adolescente unde aliquid amputem*, würde Cicero sagen. Die Latinität ist im Ganzen schon sehr correct; aber warum auf dem Titel *ad Wolfium commentabatur* gesetzt ist; wie das Imperfectum hieher kommt, und nicht lieber *commentatio Wolfio inscripta*, oder etwas ähnliches gesetzt ist, geben wir dem Vf. zu überlegen.

NEUERE SPRACHKUNDE.

Leipzig, b. Schumann: *Gramatica ragionata della Lingua italiana* di *Francesco Soave*, C. R. S. Edizione novissima. 1804. XVI u. 272 S. 8. (12 gr.)

Der Vorzug dieser Grammatik vor allen andern in italiänischer Sprache abgefafsten ist, dafs sie, von einem denkenden Kopfe ausgearbeitet, bis jetzt die einzige in der italiänischen Literatur ist, welche die Regeln jener Sprache auf logische Gründe zurückführt, deshalb ihr auch der Beyname *ragionata* mit Recht

Recht zukommt; und dann, dass sie in lichtvoller, bündiger Kürze und guter Ordnung das Wesentliche von der Grammatik jener Sprache enthält; obgleich die vollständige Darstellung ihres Systems an vielen Stellen eine grössere Ausführlichkeit wünschen liesse. Wer also bey seinem Studium der italiänischen Sprache sich lieber einer italiänisch als einer deutsch geschriebenen Grammatik bedienen möchte, dem würden wir die vorliegende von Soave vorzugsweise empfehlen. Dieser von Hn. *Schumann* besorgte Abdruck derselben ist ziemlich correct; doch wäre zu wünschen, dass die eingeschlichenen Druckfehler sorgfältig in einem Verzeichnisse gesammelt wären, da die Correctheit bey Büchern dieser Art von besonderer Wichtigkeit ist.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Magdeburg*, b. Matthias: *Vorschlag einer neuen Verfahrungsart, die Ruptur des Perinaei bey der Geburt zu verhüten, und die erfolgte zu heilen*, von *Friedr. Wilh. Nedel*, der Arzneykunde u. Wundarzneykunst Doctor, prakt. Arzte u. Geburtshelfer zu Alten-Stettin. 1806. 92 S. 8. (9 gr.) — In der Vorrede äussert der Vf., dass, seines Wissens, bis jetzt noch nichts über die Zerreissung des Mittelfleisches geschrieben sey, und beruft sich auf *Wendelstädts* Urtheil, ohne zu bedenken, dass dieser nur von einer eigenen Schrift über diesen Gegenstand spricht. Rec. bezweifelt auch, dass es einer eigenen Schrift bedurft hätte, um etwas Nützliches über jene Zerreissung zu sagen, zumal da schon in vielen Schriften dieses Zufalls erwähnt ist, und mehr oder weniger gute Vorschläge zur Verhütung desselben gegeben sind, wie es die vom Vf. selbst angeführten Stellen aus andern Schriften beweisen. — Nachdem der Vf. von S. 9—28. von den Wechselungen (?) der Geburtszeiträume und von den Geburtswehen längst bekannte Sachen vorgetragen hat, giebt er eine kurze Beschreibung des Mittelfleisches, und führt die verschiedenen Methoden an, welche *Fried*, *Hagen* (oder vielmehr *C. L. Hoffmann*), *Röderer*, *Ficker* (nicht *Fickert*), *Plenk* und *Smellie* zur Verhütung der Zerreissung des Mittelfleisches empfohlen haben. Warum sich der Vf. nicht ebenfalls über die Methoden eines *Baudelocque*, *Schulz*, *Wiegand*, *Osiander*, *Levret*, *Deventer*, *Eckard* u. s. w. verbreiten will, sieht Rec. nicht ein, und glaubt vielmehr, dass die Beurtheilung dieser Methoden eher in dieser Schrift einen Platz verdient hätte, als die Beschreibung der Wehen und Geburtsperioden. Um die Zerreissung des Dammes zu verhüten, setzt der Vf. zuvor zwey Hauptbedingungen fest, nämlich, dass erstens der Damm nicht zu sehr ausgedehnt, und dann, dass er, seiner Substanz nach, nicht zu sehr verdünnt, und dadurch geneigter zum Zerreissen gemacht werde. Der Vf. sucht diesem zu Folge erstens das Mittelfleisch durch erweichende Einreibungen nachgiebig zu machen, zweytens durch das Streichen mit beiden Zeigefingern die Schenkel- und Gefässhaut zu verlängern, und den Damm in einen ausdehnungsfähigen Zustand zu bringen, und drittens beym Anfange der durchschneidenden Wehen den Ballen der linken Hand unten am hintern Theile des Dammes anzulegen, und ihn zu unterstützen, die rechte Hand geschlossen aber auf den Rand des Dammes zu bringen, so dass die Spitzen der Finger auf den Kopf des Kindes zu stehen kommen, und die Rücken auf dem Damme aufliegen. Kommt nun eine durchschneidende Wehe, so wirkt der Vf. mit den Fingerspitzen hebelartig, und entwickelt auf diese Weise den Kopf. Diese vom Vf. sehr undeutlich und hier mit dessen eigenen Worten angegebenen Handgriffe bedurften nun freylich einer nähern Auseinandersetzung, die sowohl für Hebammen, als für Geburtshelfer, die sich zur Erreichung des nämlichen Zwecks auch wohl der nämlichen Mittel bedienen könnten, angegeben ist. Hebammen erfahren hier von dem Manövre der rechten Hand nichts, mit dem Ballen der linken Hand sollen sie aber allmälig nach hinten wirken. Auch dem Geburtshelfer wird über jenes Manövre weiter nichts gesagt. Der Daumen der einen oder der andern Hand soll zuerst in Kreidenpulver getaucht werden, damit er von seiner bestimmten Stelle nicht verrückt werde. Alsdann wird er seiner ganzen Länge nach quer über die hintere Commissur der Schamlippe, oder besser in die Gegend des Schambändchens — welche von der hintern Commissur wohl nicht verschieden ist — angelegt. Mit diesem Daumen wird während der Wehen die Commissur, aber nicht nach hinten, gedrückt. Die Lage der Gebährenden muss beynahe horizontal, die Schenkel müssen mässig gebogen und aus einander gestreckt seyn. Rec. findet in diesen Angaben nicht einen und den nämlichen Handgriff beschrieben: denn es ist wohl nicht einerley, ob nur der Daumen über die hintere Commissur, oder der Ballen der Hand auf das Mittelfleisch gelegt wird. Worin besteht denn nun eigentlich die Methode des Vfs.? Vielleicht in dem Verlängern der Haut, welches durch das Streichen mit beiden Zeigefingern bewirkt werden soll? In diesem Falle wird sie wahrlich nicht viel leisten, und die fruchtlosen Handgriffe, welche man leider bey vielen Entbindungen anwenden sieht, vermehren. Da der Vf. wünscht, dass sein Handgriff mit *Smellie's*, *Plenk's* und *Ficker's* Handgriffen verglichen werde, um beurtheilen zu können, welcher von ihnen den Vorzug verdiene: so will Rec. den Wunsch des Vfs. zu befriedigen suchen. *Smellie* hat, so viel Rec. weiss, seine Handgriffe zur Verhütung der Ruptur des Mittelfleisches nirgends deutlich beschrieben; denn dass er den Finger in den Mastdarm zu bringen empfahl, geschah nur in der Absicht, um den Austritt des Kopfes zu befördern. In seiner Sammlung widernatürlicher Fälle (deutsche Uebers. von *Königsdörfer* 3. B. S. 431.) sagt er nur, dass er bey jeder Wehe das ausgedehnte und vorher mit Pomade geschmierte Mittelfleisch mit der Fläche seiner Hand unterstützt habe. *Plenk* aber drückt das gespannte Mittelfleisch mit einem Leinwandsbausche von dem Kopfe des Kindes zurück, und bedient sich also des nämlichen Handgriffs, was der Vf. den Hebammen empfiehlt. Rec. braucht das Nachtheilige dieses Handgriffs hoffentlich keinem Geburtshelfer mehr zu beweisen. *Ficker's* Handgriffe zwecken dahin ab, die Dünne und Anspannung des Mittelfleisches zu vermindern, und das zu schnelle Hervordringen des Kopfs zu verhüten, und das Hinterhaupt in den Schambogen zu bringen. Die Mittel, welche er anwendet, die Ausdehnbarkeit des Dammes zu vermehren, scheinen die einzigen zu seyn, von welchen man etwas erwarten kann. Diese Mittel sind: die beynahe horizontale Lage der Gebärenden in der letzten Geburtszeit, die nur mässige Biegung und Auseinanderstreckung der Schenkel, das Einreiben fettiger Substanzen, und der von unten nach oben gerichtete Druck aufs Mittelfleisch. Das Zusammenstreichen der Haut mit beiden Zeigefingern, nach der Methode des Vfs., wird, für sich allein angewendet, nichts fruchten. Die beygefügten vier Beobachtungen des Vfs. zeigen, dass man durch die blutige Nath den Riss des Mittelfleisches, bey einem übrigens guten diätetisch-medicinischen Verhalten, sehr gut heilen könne.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 31. December 1806.

PHYSIK.

Braunschweig, b. Vieweg: *Ueber Massen und Steine, die aus dem Monde auf die Erde gefallen sind.* Von *F. A.* Freyherrn *von Ende*, Oberappellationsrath in Celle. 1804. 90 S. gr. 4. (1 Rthlr.)

In den neuesten Zeiten hat man Ereignisse zur Sprache gebracht, deren Erwähnung sich schon in den ältesten, bekannt gewordenen Schriftstellern findet, und die man noch vor kurzem als gleichgültig und keiner Erwägung würdig ansah, oder geradehin für eine Erdichtung eines seltsamen Aberglaubens hielt. Denn schon die alten römischen Geschichtschreiber erwähnen mancher aus der Luft gefallnen Steine: man hat dergleichen Phänomene späterhin bald häufiger, bald seltner wahrgenommen; man hat endlich, ohne diess Fallen selbst bemerkt zu haben, an einzelnen Orten gewisse Massen gefunden, deren Gehalt es offenbar beweist, dass sie dieser Erde nicht angehören. Wie kamen sie nun aber dennoch auf die *Erde?* — Waren nämlich diese gefundnen Massen den herabgefallnen durchaus ähnlich: so lässt sich annehmen, dass auch sie aus einer fremden Region zur Erde kamen — es ist nur die Frage: *woher?* Und die Antwort auf diese kann nur eine doppelte seyn. Entweder, sie bildeten sich in der Atmosphäre der Erde, oder sie sind ganz überirdischen Ursprungs und durch Zufall von einem Planeten oder zunächst vom Monde herabgeschleudert. — Was das *erste* betrifft: so ist es wohl nicht unmöglich, dass gewisse Stoffe sich in der Atmosphäre zusammenziehn, sich verhärten, ein Ganzes bilden und herabfallen sollten: allein wir kennen theils die innere Beschaffenheit der Atmosphäre zu wenig, um ein Weiteres darüber zu bestimmen, theils reichen die Beyspiele von Bildung des Hagels und anderer einzelner Eismassen in der Atmosphäre nicht hin, die Möglichkeit der Bildung auch dieser ganz *heterogenen* Massen in derselben darzuthun. Das Einzige, was mehr dafür sprechen könnte, wäre das, dass diess Herabfallen sehr häufig mit atmosphärischen Ereignissen, Blitzen, donnerartigem Getöse, brausendem Geräusch u. dgl. verbunden gewesen ist, und nach einem Zerplatzen von Feuerkugeln mehrere der in Frage stehenden Steine gefunden worden sind; auf alle Fälle bleibt darin viel Unerklärliches, daher auch einer unsrer berühmtesten Astronomen mit Recht geurtheilt hat: „was allein in dieser Sache für uns klar seyn möchte, sey das, dass wir *nichts* wissen!" — Wenn wir indessen annehmen, dass sie *Producte fremder Körper* seyn können: so müssten sie entweder von einem der nächsten Planeten, oder von unserm Monde zu uns kommen. An das *erstre* ist nun aber eben so wenig zu denken, als daran, dass irgend eine Masse, auch mit der heftigsten Kraft aus unsern Erdvulkanen geworfen, von unsrer Erde zu einem fremden Planeten sollte hingeschleudert werden können, was, auch bey einstweilen angenommener Hinlänglichkeit der Wurfkraft, doch der bekannte Widerstand in der Atmosphäre als völlig unmöglich ergiebt. Hier bliebe uns also nichts übrig, als unser Mond; und da derselbe, wie die Beobachtungen seiner Oberfläche ausweisen, an sich so vulkanisch ist, da seine Anziehungskraft um so vieles geringer, der Widerstand seiner feinen Atmosphäre nur unbedeutend, und daher die Möglichkeit, dass schwere Körper, mit hinlänglicher Kraft ausgeworfen, von ihm hinwegfliegen können, um so grösser ist; hiezu auch noch kommt, dass die anziehende Kraft der Erde sich auf den Mond selbst sehr mächtig erstreckt: so lässt sich wohl glauben, dass gewisse Auswürfe dieses Erdtrabanten zu seinem Hauptplaneten gelangen können. Sie dürfen nämlich von dem Monde nur bis zu dem Punkte geworfen werden, wo sie nicht mehr von ihm angezogen werden können: so sind sie auf demselben Punkte in die Anziehungsregion der Erde eingetreten, und müssen unter gewissen Bedingungen zu derselben hernieder; auch lässt sich *jenes* wohl denken. *Olbers* berechnete das Minimum der Geschwindigkeit, womit ein vom Monde geschleuderter Körper auf die Erde fallen kann, zu 7780 Fuss, eine Geschwindigkeit, welche unsre Erdvulkane unstreitig nicht selten übertreffen. Diese demnach auf dem Monde gedacht, würden wir Mondsteinwürfe genug zu erwarten haben. Aber ob diese Steine wirklich zur Erde kommen können; ob sie nicht vielmehr, der Bewegung des Mondes gemäss, gewisse Kegelschnitte bilden, nach welchen es ihnen nur, bey Voraussetzung einer ungedenkbaren Geschwindigkeit, möglich ist, auf der Erde anzukommen, das ist eine andere Frage.

Rec. kann diese aber hier natürlich nicht weiter erörtern; es genügt ihm, dieser Einleitung, in der er seine Ansichten dieser Ereignisse kürzlich darlegte, um dem weniger sachkundigen, aber wissbegierigen, Leser zugleich das Nöthigste hierüber mitzutheilen, noch

noch die Bemerkung hinzu zu fügen, dass unsre Gelehrten sich in die angegebne doppelte Meinung theilen. Seitdem *Chladni* sich über die in Siberien gefundenen Eisenmassen geäussert hatte, der sich für die kosmische Bildung erklärt, und seitdem in neuern Zeiten mehrere gleichartige Steinregen erfolgt sind, hat man theils diese Massen selbst sorgfältiger untersucht, theils die Muthmassungen über ihren Ursprung erweitert. Einem *Olbers*, *Wurm* u. a. scheint die Sache auf beiden Seiten ziemlich gleich viel, oder vielmehr gleich wenig Gewicht zu haben, indessen *Lalande*, *Lampadius* u. a. an atmosphärische Producte dieser Art, *La Place* und mehrere aber an einen selenitischen Ursprung derselben glauben. Zu den letztern gehört auch der Vf. der vorliegenden, in aller Hinsicht vorzüglichen Schrift, der es sich zum Hauptzweck macht, nicht nur die Möglichkeit, sondern auch die Wahrscheinlichkeit solcher Mondversendungen darzuthun. Diess geschieht mit solcher Deutlichkeit, Vollständigkeit und Genauigkeit, und in einer so fliessenden anziehenden Schreibart, dass die Schrift auch den weniger unterrichteten Leser, für welchen sie ohnehin, der Vorrede nach, eigentlich bestimmt ist, für einen solchen Gegenstand zu gewinnen vermag.

Die Unterhaltung eines freundschaftlichen Zirkels über wissenschaftliche Gegenstände veranlasste den würdigen Vf. zum ersten Entwurfe seiner Schrift, um deren Verbreitung durch den Druck er von seinen Freunden gebeten wurde; — durch die Erfüllung derselben hat er sich aber gewiss noch ungleich mehr dankbare Freunde erworben.

Die Frage: *Ist es möglich, dass Massen und Steine aus dem Monde auf die Erde herabgeschleudert werden können?* macht, wie billig, den Anfang. Hierauf wird geantwortet, dass, wenn Theorie und Rechnung weder eine absolute Unmöglichkeit, noch die höchste Unwahrscheinlichkeit ergeben, und wenn die Beschaffenheit der Mondoberfläche, verbunden mit den daraus herzuleitenden vernünftigen Schlüssen, sogar dergleichen Erscheinungen wahrscheinlich macht, man die *Möglichkeit* derselben wohl keineswegs bezweifeln kann. Um das letztre zu erweisen, wird ein Blick auf die Oberfläche des Mondes geworfen. Allerdings sprechen die Beobachtungen der sonderbaren und sehr hohen Mondgebirge, die Krater mit ihren Centralbergen, die Tiefe der Becken so vieler Einsenkungen und die Verbindung ihrer Ringwälle mit ihnen selbst, auch die Beschaffenheit und Lage so mancher Anhöhen u. dgl. gar sehr dafür, dass die Ausbildung des Mondkörpers vorzüglich durch vulkanische Kräfte und Eruptionen vollführt worden sey. Ja es läst sich wohl glauben, dass, so wie die Natur überhaupt nicht ganz still zu stehn pflegt, diese Kräfte, deren Wirkungen unsern Vulkanen ähnlich seyn mögen, fortdauernd bald mehr, bald weniger thätig sind; wenigstens scheinen diess die zufälligen Veränderungen, welche auf der Mondoberfläche bisweilen beobachtet sind, mit Recht vermuthen zu lassen. Aber die Beschaffenheit der Mondoberfläche ergiebt nur die Möglichkeit grosser und gewaltsamer vulkanischer Eruptionen zu derselben; damit ist noch nicht entschieden, ob irgend eine solche Eruption mächtig genug sey, die ausgeworfnen Massen so weit zu treiben, dass sie nicht wieder auf den Mond zurückfallen können? — Die vulkanische Kraft theilt nämlich dem ausgeworfnen Körper eine Geschwindigkeit mit, nach welcher er unendlich fortgehen wird, wenn er nicht einen Widerstand findet, der diese Geschwindigkeit vermindert. Dieser ist in gegenwärtigem Falle die Attractionskraft des Planeten, und der Druck der Luft. Wenn aber beides nicht hinreichte, die anfängliche Geschwindigkeit des geschleuderten Körpers aufzuheben: so könnte derselbe seinen Weg ungehindert fortsetzen, und auf einem andern Planeten anlangen. Nun aber ist die Schwerkraft des Mondes über fünf Mal schwächer, als die Anziehung der Erde; er äussert also auch eine fünf Mal geringere Kraft, als die Erde, um die Körper auf seiner Oberfläche fest zu halten, und emporgeschleuderte Massen zum Zurückfallen zu nöthigen. Ferner ist die Atmosphäre des Mondes so dünn und rein, dass sie einem aufgeworfnen Körper entweder gar keinen, oder doch nur äusserst geringen Widerstand leistet, den man gar nicht zu berücksichtigen hat. Dazu erwäge man, dass die Erde selbst den ganzen Mond anziehe, und in seiner Bahn festhalte; die Wirkung ihrer Schwere sich daher auf jeden andern Körper, der zwischen ihr und dem Monde sich befindet, erstrecken, und es sonach zwischen beiden *einen* Punkt geben müsse, wo die Schwere des Hauptplaneten die Anziehung des Trabanten überwiegt, und folglich einen daselbst vorhandnen freyen Körper an sich reisst: so wird es noch wahrscheinlicher, dass vom Monde ausgeworfne Massen zu uns kommen können. Unter diesen Voraussetzungen giebt der Vf. 7700 Fuss als das Mittel der dazu nöthigen Geschwindigkeit an, und macht es theils durch die Erfahrungen tellurischer Auswürfe, welche zum Theil über 10000 Fuss gingen, theils durch das Verhältniss der Höhe der Mondberge zu dessen Halbmesser, theils durch die Betrachtung, dass bey der geringern Schwere und dem unbedeutenden Widerstande der Atmosphäre auf dem Monde *unser* Vesuv daselbst auf 53000 Fuss hoch schleudern würde, wahrscheinlich genug, dass Mondvulkane es wenigstens auf 8000, oder auf eine solche Geschwindigkeit bringen, welche die Masse hindert, wieder auf den Mond zurückzufallen. Feuerkugeln von mehr als 3000 Fuss im Durchmesser und von einer Geschwindigkeit von mehr als 100000 Fuss dienen zur Bestätigung, und die Einwendung, dass diese Phänomene sich minder häufig zutragen, weist der Vf. durch die Bemerkungen zurück, dass dazu doch allemal ungewöhnlich heftige, also auch seltnere Eruptionen erfordert würden; dass die ganze uns abgewandte Halbkugel des Mondes vielleicht gar nicht, oder

oder doch nur unter seltnen Umständen uns solche Massen zuschicke (worüber wir indessen noch gar zu sehr im Dunkel sind); dass manche dergleichen Massen, beym Eintritt in unsre Atmosphäre, zerplatzen und vielleicht neue Verbindungen eingehn, manche in den ungeheuern Ocean fallen (und gewiss bey weitem die mehresten), manche ganz unbemerkt anlangen u. s. w.

Dieser Frage über die Möglichkeit dieser Erscheinung folgt nun die *historische*, über deren Wirklichkeit. Hier liefert der Vf. die einzelnen Nachrichten über herabgefallne und diesen ähnliche aufgefundne Steinmassen, worunter wenigstens keine wichtige vermisst wird; einige der neuesten müssen natürlich fehlen. Er giebt Nachricht von den Umständen ihres Herabfallens, welche überall meteorisch sind, und beschreibt dann, so weit er Berichte darüber auffinden konnte, die herabgefallnen Massen selbst. Der wissbegierige Leser muss sich aber, wenn er das Nähere erfahren will, lediglich hier an die Schrift selbst halten, indem diese Nachrichten keinen Auszug verstatten. Der Abschnitt, der sie enthält, ist der umständlichste, und reicht von S. 28—75. Fast zu weitläufig vertheidigt er S. 76—78. die Echtheit dieser Erzählungen, wovon die wenigsten nur einen kleinen Anlass zum Zweifel geben könnten, und auch diese erhalten durch die Uebereinstimmung so vieler anderen ihr Gewicht. Bedeutender ist das, was sich aus diesen Erzählungen ergiebt. Alle nämlich stimmen in Absicht der gefallnen Materie, des specifischen Gewichts derselben, und selbst der äussern Umstände so genau überein, „dass man sie für Kinder einer Mutter halten und ihre enge Verwandtschaft nothwendig anerkennen muss." Und so bald man diess annimmt, kann man sich kaum des Gedankens erwehren, dass jene Massen einst, vielleicht in frühern Epochen, auf unsre Erde herabgeschleudert worden. „Denn, sagt der Vf., welchen andern Ursprung können wir wohl diesen Massen ohne die grösste Unwahrscheinlichkeit zuschreiben?" *Sollen sie Naturproducte unsrer Erde seyn?* — Aber sie bestehn aus gediegenem Eisen und Nickel, und die Frage, ob es überhaupt gediegenes Eisen gebe, ist noch so sehr in Zweifel, dass sie eher zu verneinen, als zu bejahen ist. Ueberdiess sah man viele solcher Massen wirklich herabfallen, und es ist ohnehin nicht zu glauben, dass die Natur in den weit entlegnen Welttheilen einzelne ungeheure Massen von dem, bisher vergebens gesuchten, gediegnen Eisen sollte gebildet haben, und noch dazu da, wo es an allem Stoff dazu fehlt, wie in Asien und Afrika, oder in Amerika, wo es auf 100 Meilen weit keine Eisenminen, ja nicht einmal Eisensteine giebt!" Auch fand man diese Massen nicht in Gruben oder Gängen, sondern oberhalb, nahe unter oder gar auf der äussersten Oberfläche der Erde; diess alles erweist, dass es wohl keine Producte unsrer Erde sind. — *Aber vielleicht sind diese Massen die Producte irdischer Vulkane, und von denselben ausgeworfen?* Doch ihr meteorisches Herabfallen, ihre Entfernung von Vulkanen, und noch mehr ihr innerer Gehalt, der, nach sehr gültigen Zeugnissen, sie als von allen bisher bekannten vulkanischen Producten verschieden darstellt, spricht dem ganz entgegen. — *Oder sind sie vielleicht Producte des menschlichen Kunstfleisses und künstlicher Schmelzung?* Diese Frage bedarf kaum einer Berührung; am wenigsten kann sie als Einwurf gelten. — Es bleibt also nichts übrig, als anzunehmen, dass jene Massen und diese einzelnen Steine aus höhern Regionen herabgeschleudert worden, und unserm Planeten nicht ursprünglich angehören, sondern fremdartig sind.

Bis hieher folgt man dem würdigen Vf. ohne Anstoss und mit Ueberzeugung. Die Möglichkeit, dass Massen vom Monde zu uns herabgeschleudert werden können, vorausgesetzt, schliesst er richtig: „wenn diese Massen wirklich, wie die Nachrichten besagen, und die Ansicht mehrerer ergiebt, aus der Höhe herabgefallen sind; wenn ihre Erzeugung hienieden weder durch Natur, noch durch Vulkane, noch durch künstliche Schmelzung erklärt werden kann: so läst — mehr wird man doch daraus nicht folgern wollen? — es sich, ohne Widerspruch, annehmen, dass sie vom Monde seyn können."

Aber ausgemacht ist es doch noch bey weitem nicht, dass jene Massen wirklich vom Monde zu uns kamen. Freylich bleibt nun nichts weiter, als solche entweder für wirkliche Mondauswürfe, oder für Producte unsrer Atmosphäre, oder einer noch höhern Region zu halten. Das ganz letztre ist in der That das allerunwahrscheinlichste; ja wir haben davon gar keine Idee. Auch muss man gestehn, dass der Gedanke, sie für Erzeugnisse unsers Dunstkreises zu halten, dem Anschein nach Manches gegen sich hat, was auch der Vf. angiebt. Wenn er aber gar sagt: „*unmöglich* können wir an eine atmosphärische Erzeugung dieser Producte denken!" so ist das zu viel: denn wir kennen dazu unsre Atmosphäre zu wenig, um alle ihre möglichen Erzeugnisse, Zersetzungen und Zusammenbildungen zu bestimmen — sie ist allerdings fähig, Körper von bedeutendem Gewicht zu tragen — die Erscheinungen bey dem Herabschleudern selbst sind, wie schon vorher bemerkt worden, durchaus atmosphärisch — auch wird ja nie behauptet, dass sie diese Stoffe als Masse führe, sondern dazu zusammenschmelze, und, so wie sie sich verhärteten, mit einem Knallen zersprenge und zur Erde schleudre, oder auch nur mit begleitendem Geräusch herabfallen lasse. Alles diess macht es eben so wahrscheinlich, dass dergleichen Erscheinungen auch *atmosphärisch* seyn mögen.

Um besonders die *Chladni*'schen Gegenbemerkungen über die *Feuerkugeln* zu entkräften, nimmt der Vf. (da sich nicht läugnen läst, dass dergleichen Steinwürfe durch solche Feuerkugeln öftars angekündigt worden,

den, und es daher wahrscheinlich ist, dass die Steine selbst Fragmente zersprengter Feuerkugeln sind) für sich an, dass auch diese Feuerkugeln in Explosionen anderer Planeten ihren Ursprung haben möchten. Rec., der keineswegs der eigentlichen Meinung des Hn. Dr. *Chladni* ist, setzt diesem Gedanken für jetzt nur das entgegen, dass diese Feuerkugeln eine zu regelmässige, runde oder elliptische Gestalt haben, um solche rohe Auswürfe aus Mondvulkanen zu scheinen. Oder sollen sich diese anfänglich flüssigen Massen erst in der höhern Erd-Atmosphäre also gebildet haben? Aber, wenn das ist, warum sollen sie sich nicht überhaupt da bilden? und was hat es denn Schwieriges, sie im Allgemeinen für Erzeugnisse unsrer höhern Atmosphäre gelten zu lassen?

Auch Rec. war ehedem ganz der Meinung, dass jene in verschiednen Gegenden gefundne, oder an mehrern Orten vom Himmel gefallne Massen, als Töchter einer Mutter, vom Monde her zu uns gekommen, und unsre Erde mit diesem ihren Trabanten in dieser höchst seltsamen, aber merkwürdigen und äusserst interessanten Verbindung stehe; ja, er ist ihr noch nicht *ganz* abhold, wenigstens zieht er sie den Chladni'schen Ideen bey weitem vor. Aber er gesteht frey, dass er jetzt mehr geneigt ist, alle diese Phänomene für *atmosphärisch*, und zwar, ihrer Bildung nach, der höhern Luftregion zuständig (denn sonst würde man die Feuerkugeln bey weitem nicht in so grossen Entfernungen wahrnehmen), ihrem Ursprunge nach jedoch für durchaus *tellurisch* zu halten. Unmöglich kann er hier aber alle Gründe, die für seine Meinung sprechen, ausführen, und bemerkt nur Folgendes. Die innere Erde ist uns noch völlig unbekannt. In ihr sind unstreitig Stoffe vorhanden, aus welchen sich Luftarten entwickeln, die wir noch gar nicht kennen, die dann mittelbar oder unmittelbar durch Poren ihrer Oberfläche den Weg zur Atmosphäre finden, sich dahin erheben, Luftform annehmen, und in Verbindung mit den daselbst bereits vorhandnen Stoffen die sonderbarsten Modificationen erleiden; hierauf mögen sich diese Gasarten bisweilen sehr schnell wiederum zersetzen, und feste Massen bilden, die denn durch ihre eigne Kraft, vermöge der sich in ihnen entwickelnden Luftarten, nach dieser oder jener Richtung getrieben, endlich früher oder später, in engern oder weitern Kreisen, die Bahn zur Erde vollenden. In der Nähe derselben zerplatzen mehrere dieser Massen, die in glühenden Kugeln sich nähern, und ihre festen Theile fallen dann in Steinform danieder. Hat man doch in neuern Zeiten Beyspiele, dass dergleichen Feuerkugeln zündeten! — Freylich scheint es uns wunderbar, wie solche Eisenmassen sich schnell aus den verschiedensten Körperchen, welche noch Luftform haben, zusammenbilden können; aber in der That ist es nicht wunderbarer, als die Erscheinung, da eine ungeheure Masse Pulver sich auf einmal zu Luftkörpern entwickelt, und sich zu scheinbarem Dunst umbildet. — Erst dann, wenn man die so äusserst verschiednen Grundstoffe, woraus die Mineralien bestehn, ihrem feinsten Wesen, und besonders ihrer Luftform nach, wird kennen gelernt haben — auch vielleicht dann schon zum Theil, wenn man das gallertartige Wesen, was man an der Stelle, wo Sternschnuppen (die doch wahrscheinlich mit den Feuerkugeln einerley Art sind) niedergefallen sind, bisweilen gefunden, näher und öftrer untersucht haben wird — hat man Hoffnung, über die Art und Weise, wie dergleichen Körper sich in der Atmosphäre bilden mögen, etwas Bestimmteres und Sichreres sagen zu können. Unterdessen genügt es, wenigstens im Allgemeinen, gezeigt zu haben, dass diese Bildung solcher Massen in unsrer Atmosphäre wohl möglich ist, und um so wahrscheinlicher, da dergleichen Erscheinungen bisweilen sogar nach vulkanischen Bewegungen, wie der Sienische Steinregen, 18 Stunden nach dem Ausbruche des Vesuv Statt gefunden haben.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Landshut*, b. Attenkofer: *Wie können medicinische Wissenschaften auch für andere Staatsdiener auf Akademieen und Universitäten nützlich und anwendbar gemacht werden?* Erörtert von Dr. *Henr. von Leveling*. 1804. 99 S. 8. (10 gr.) — In einer sehr gesuchten Schreibart setzt der Vf. zuvörderst den Nutzen aus einander, den der Unterricht in medicinischen Wissenschaften für Nichtärzte hat. Dass er zu den medicinischen Wissenschaften die Anthropologie rechnet, darin können wir ihm eben so wenig Recht geben, als wenn er in der gerichtlichen Arzneykunde nicht auf die bestehenden Landes-Gesetze Rücksicht nimmt. Was der künftige Volkslehrer mit dieser Kenntniss soll, ist nicht leicht einzusehn, da er eben so wenig Richter, als Arzt seyn darf. Den Hauptinhalt dieser Schrift machen die Entwürfe zu Vorlesungen über Anthropologie, gerichtliche Arzneykunde, medicinische Polizey und über Viehkrankheiten aus, wobey nichts auszuzeichnen ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 31. December 1806.

LITERATURGESCHICHTE.

Halle, b. Schimmelpfennig u. Comp.: *Geschichte der Universität zu Halle bis zum Jahre* 1805., von *Joh. Christoph Hoffbauer*, ordentl. Prof. der Philosophie. 542 S. 8.

Die Geschichte einer Universität läſst sich aus einem doppelten Gesichtspunkte ansehen und beschreiben. Man kann entweder bloſs das erzählen, was durch Lehre und Schriften zum Vortheil der Wissenschaften auf einer hohen Schule geleistet worden ist; oder von den äuſsern Veränderungen in Besetzung der Lehrstellen, der Abwechslung in der Frequenz der Studierenden, der Errichtung und dem Fortgang akademischer Institute, und den Verdiensten der Regenten und den von ihnen bestellten Curatoren um die Aufnahme der Universität Nachricht geben. Beide Gesichtspunkte lassen sich auch füglich vereinigen, und in diesem Falle muſs die Geschichte einer mit Recht berühmten Universität unter der Hand eines pragmatischen Historikers nur desto interessanter werden.

Die Universität Halle, die in ihrem ersten Jahrhunderte fast in allen Wissenschaften Epoche gemacht hat, verdiente vor vielen andern einen würdigen Geschichtschreiber zu finden. Hn. *Hoffbauers* Plan ging zwar nicht darauf aus, ihre Schicksale nach dem ersten, sondern nur nach dem zweyten zu verfolgen; er streut aber doch, um der sonst unvermeidlichen Trockenheit zu entgehen, überall eine Menge Bemerkungen ein, die sich auf die Geschichte der Wissenschaften selbst beziehen, und durch diese sowohl als viele andre Raisonnements über den Gang der Verfassung gewährt diese Geschichte eine anziehendere Lectüre, als die Püttersche Geschichte von Göttingen, obgleich diese auch als eine geordnete Sammlung von Materialien und Thatsachen ihre unläugbar groſsen Verdienste hat. Hn. *Hoffbauers* Werk empfiehlt sich überdieſs durch eine strenge Unpartheylichkeit, durch eine anspruchlose Simplicität und Reinheit des Vortrags, und durch die überall hervorleuchtenden Spuren eines groſsen Fleiſses in der Untersuchung der Thatsachen, einer ausgebreiteten Lectüre in den besten Schriften über das Universitätswesen, und eines damit verbundenen reifen Nachdenkens und philosophischen Beobachtungsgeistes.

Es dürfte schwer halten, noch eine Universität zu nennen, die in gleicher Zeit mit so wenig Mitteln so vieles geleistet, als Halle in dem ersten Jahrhundert seit ihrer Stiftung geleistet hat. Die Fonds, die ihr der Stifter Kurfürst Friedrich III., nachheriger König von Preuſsen, Friedrich I., anwies, waren sehr gering. Im Jahr 1709. war der Besoldungsetat nur 6700 Thaler. Für Bibliothek und andere akademische Institute war schlecht, oder fast so gut als gar nicht gesorgt. Unter Friedrich Wilhelm I. wurde der Besoldungsfonds nur um 300 Thaler verbessert. Dieser König, der bey seiner sonst löblichen Staatsökonomie, und seiner Sorge für das Militär wenig Sinn für die Würde und Wichtigkeit der Wissenschaften hatte, war nicht nur zu sparsam, um der Universität durch neue Zuflüsse zu Hülfe zu kommen, sondern schadete ihr auch in mehr als einer Hinsicht durch manche von seiner Hitze übereilte Verfügungen. Sein groſser Nachfolger Friedrich II. ward, ungeachtet seiner eignen Liebe zur Literatur, dennoch besonders durch Kriege gehindert, etwas Beträchtliches für die Vermehrung des Einkommens der Universität Halle zu thun. Desto mehr wirkte er durch den liberalen Schutz, den er der Lehrfreyheit erzeigte. Glücklich war er in der Wahl der Curatoren der Universität, unter welchen besonders der Hr. *v. Zedlitz* so viel Einsicht, Eifer und Betriebsamkeit zeigte, daſs, hätte ihm, wie Göttingens Münchhausen, eine Landeskasse zu Gebote gestanden, die Friedrichsuniversität gewiſs mit allen nöthigen Instituten eben so schnell und reichlich wäre versehen worden, als die Georgia Augusta. Ein besserer Glücksstern ging der Universität unter Friedrich Wilhelms II. Regierung auf, der sich zwar in der Wahl des Ministers Wöllner zum Obercurator der Universität vergriff, den Fonds derselben aber doch mit 7000 Rthlrn vermehrte, auch dem Hn. v. Hoffmann durch seine Ernennung zum Kanzler die Gelegenheit eröffnete, sich wesentliche Verdienste um die Universität zu erwerben. Ihr gröſster Wohlthäter aber ist der jetzt regierende König geworden, den *Wolf* daher in der Zueignung der Prachtausgabe des Homer mit vollem Rechte *alterum conditorem Fridericianae* nennen konnte. Er bewilligte der Universität eine jährliche Zulage zu ihren Fonds, anfänglich von 8000, nachher noch von 7000 Rthlrn: so daſs die Vermehrung ihrer Einkünfte unter des jetzigen Königs Regierung das Duplum ihrer ganzen Einnahme unter dem ersten Stifter um volle sechzehn hundert Thaler überstieg. Es besitzt nun also die Friedrichsuniversität, wenn man die zu einigen akademischen Instituten noch besonders ausgesetzten Einkünfte mit in Anschlag bringt, einen jährlichen Fonds von einigen dreyſsig tausend Reichsthalern, dessen Verwaltung der eben so gelehrte und erleuchtete, als wohldenkende und patriotische Obercurator v. Maſsow

sow sich mit grossem Eifer zum Vortheile der Universität angelegen seyn lässt. Nicht bloss die Lage der Professoren ist dadurch ansehnlich verbessert worden, sondern es hat auch die Universität in Absicht der zu ihrer grössern Aufnahme nöthigen Institute überaus viel gewonnen. Das theologische Seminarium, das anfänglich von geringem Nutzen war, und zuerst, seitdem es unter *Semler* als ein philologisches behandelt wurde, einer Anzahl Studirenden gute Dienste zu leisten anfing, ist nun, nachdem im J. 1787. ein eigentlich philologisches Seminarium gestiftet, und unter *Wolfs* Direction bisher in voller Blüthe erhalten worden, in zwey Klassen, die eigentlich theologische und die pädagogische abgetheilt, in deren Direction sich die verdienten Männer *Nösselt* und *Niemeyer* theilen, die Aufsicht aber von Hn. Prof. *Wagnitz* besorgt wird. Der botanische Garten ist nun unter *Sprengels* Aufsicht einer der vornehmsten in Deutschland geworden. Das anatomische Theater hat einen schicklichern Platz erhalten, und erwartet unter *Loders* Direction noch ansehnliche Verbesserungen. Zwey klinische Anstalten, davon die eine unter *Reil's*, die andere, nebst einer Entbindungsanstalt, unter *Loder's* und *Froriep's* Aufsicht stehn, geben den die Arzneykunst Studierenden sehr gute Gelegenheit, in allen Theilen der Praxis sich zu üben. Die Bibliothek hat, obgleich ihre alten Lücken noch lange nicht ausgefüllt sind, doch nunmehr einen Fonds, der sie in den Stand setzt, jährlich eine gute Anzahl wichtiger Werke anschaffen zu können, wobey der von *Wolf* entworfene Plan ihr sehr zu Statten kommt.

Uebrigens hat der Vf. sowohl die jedesmalige Frequenz der Studirenden aus den Quellen angezeigt, als die in jeder Periode in allen Facultäten angestellten Professoren nach einander aufgeführt; jedoch ohne sich weiter auf ihre Lebensumstände einzulassen, oder, wie *Pütter* gethan, ein Verzeichniss ihrer Schriften anzuhängen. Interessant würde es gleichwohl seyn, wenn einst Hr. *Hoffbauer* bey einer neuen Auflage seiner Geschichte, in jeder Periode ein nach der Ordnung der Wissenschaften angelegtes Verzeichniss der von den Mitgliedern der Universität verfassten Schriften beyfügen wollte. Kann gleich dadurch eine räsonnirte Geschichte des Beytrags, den die Universität zum Anbau der Wissenschaften giebt, bey weitem nicht ersetzt werden: so giebt doch ein systematisches Verzeichniss eine zweckmässigere Uebersicht der literarischen Thätigkeit der akademischen Lehrer, als wenn man, nach *Pütters* Manier, jedem Paragraphen, in dem von einem Professor die Rede ist, den ganzen Catalog seiner Schriften anhängt, welcher ohnediess leicht aus andern Quellen, wie *Jöcker's*, *Hamberger's*, *Meusel's* Lexica, geschöpft werden kann. In Nr. 160. des diessjährigen Intelligenzblattes unsrer A. L. Z. findet sich ein solches Verzeichniss der von den Lehrern der Friedrichsuniversität seit dem Anfange ihres zweyten Jahrhunderts, oder seit 1794. bis jetzt herausgegebenen Schriften. Man wird mit Vergnügen und Beyfall bemerken, wie viele nicht nur nützliche, sondern selbst wie manche treffliche Werke in jeder Art der gelehrte Fleiss der Lehrer der Friedrichsuniversität in diesen letzt verflossenen zwölf Jahren zu Tage gefördert hat, und wie sehr sich also die Universität beeifert habe, der gütigen Unterstützung ihres von dem edelsten Eifer für alles Gute belebten Monarchen zu entsprechen, und nicht nur der akademischen Jugend durch ihren Unterricht, in dessen Methoden und Umfang sich gegen vorige Zeiten unstreitig viel verbessert hat, nützlich zu werden, sondern auch den wohlbegründeten Ruhm der Universität, als einer Pflegerin der Wissenschaften, auch im Auslande zu erhalten. Möge nur die Ruhe in unserm Vaterlande bald hergestellt werden, und der König, wie jeder die Wissenschaften liebende und beschützende Regent, bald wieder des wohlverdienten Glücks geniessen, die Segnungen des Friedens auch über alle höhere und niedere Lehranstalten, und alle der menschlichen Cultur gewidmeten Institute zu verbreiten!

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Marburg, in d. akadem. Buchh.: *Museum für biblische und orientalische Literatur.* Gemeinschaftlich angelegt von *A. J. Arnoldi*, *G. W. Lorsbach* und *J. M. Hartmann.* — *Ersten* Bds. *erstes* St. 1807. 151 S. 8.

Bekanntlich haben die hier genannten drey schätzbaren Gelehrten von der Eichhorn'schen Allg. Bibliothek der biblischen Literatur, an welcher bereits Hr. Prof. *Hartmann* nebst andern häufig mitgearbeitet hatte, eine Fortsetzung hoffen lassen. Zeitumstände hinderten besonders die mit den angesehensten auswärtigen Gelehrten des Fachs deswegen projectirte Correspondenz. Dagegen eröffnen sie ein *Museum* für *Aufsätze*, *auserlesene Recensionen* und *kleinere Bemerkungen*, mit dem Vorsatze, nur Arbeiten, durch welche ihre Wissenschaft sich erweitern und berichtigen lässt, zu liefern. Und gewiss, wenn seltne Gelehrsamkeit und ausdauernder Fleiss den Fortgang einer solchen Unternehmung sichern: so wird hier eine für lange Zeit nicht versiegende Fundgrube ungewöhnlicher Kenntnisse trefflich bearbeitet werden. Nur darf Rec. nicht unbemerkt lassen, wie unentbehrlich es ist, dass jeder Liebhaber solcher Untersuchungen die Bekanntmachung derselben bald anfangs durch den Ankauf der ersten Proben ausführbar mache, und nicht durch den Entschluss, vorerst die Fortsetzungen abzuwarten, diese selbst buchhändlerisch unmöglich werden lasse. Diesen Zuruf müssen sich die von Hn. D. *Lorsbach* in dem ganzen *ersten* Stücke des Museums gelieferten mühevollen Uebersetzungen und Beleuchtungen noch unbekannter Excerpte aus den heiligen Büchern der Zabier (Zabäer?) oder St. Johannisjünger von jedem Freunde der Religions- und Menschengeschichte gewiss verdienen; wenn es gleich schwer seyn möchte, der alleinherrschenden Finanzkunst des Zeitgeistes auf jene ihr gewöhnliche Frage: wozu denn solch ein Wissen *nütze?* einen unmittelbar handgreiflichen Gewinn aus den Zabäischen Religionsalterthü-

thümern nachzuweiſen. Wir wünſchen ſehr, daſs, wie bisher, Hr. *L.* jede mögliche Gelegenheit benutzen möge, das Denkwürdige aus den Zabäiſchen Texten unter den Gelehrten, welche etwas höheres, als temporäre Brodſtudien zu ſchätzen und zu vervollkommnen wiſſen, in der Urſprache in Umlauf zu bringen. Die aus ſeinen reichen Sprachkenntniſſen geſchöpften Gründe der Ueberſetzung brechen der vollſtändigen Einſicht in ihren Sinn eine groſsentheils richtige Bahn. Sie werden auch andere in glücklichen Momenten hie und da zu Berichtigungen reizen, wie ſie dieſer unermüdete Gelehrte ſelbſt, nebſt Hn. *de Sacy*, in einigen Nachträgen ſchon hier der Wahrheitsliebe zum Opfer bringt. Und nur auf dieſe Art kann aus den zum Unglück allzu ſehr zerſtreueten Beyträgen über die Johannisjünger am Euphrat allmählig ein berichtigtes Reſultat hervorgehen. S. 3 — 71. und S. 91 — 103. erſcheinen *Proben von der Gnomologie oder einem Denkſpruch- und Sittenbüchlein der Johannisjünger*, woraus vornehmlich die Tendenzen ihrer praktiſchen Einſichten, mitunter aber auch Spuren ihrer echt orientaliſchen, auf Emanationen und Incarnationen beruhenden Theologie zu bemerken ſind. Einige dieſer Sentenzen behalten in jeder Sprache ihren nationellen Reiz. Z. B.:

> Der Falſche iſt der Waage gleich,
> die oben Reiſs und unten Kümmel füllt..
>
> Der Prahler gleicht dem prächt'gen Platanus,
> der, reich an Laub und Zweigen, ſeinem Herrn
> doch keine Früchte bringt..
>
> Der mächt'ge Thor iſt laut von Stimme,
> im Reden ſtürmiſch, wild im Gange;
> er grüſst nur mit den Fingerſpitzen...
>
> Dem Thoren ſind des Weiſen Lehren,
> was eine Jungfrau dem Verſchnittnen,
> was glühende Kohlen ſind im Waſſer. u. dgl. m.

Die Inſchrift des ganzen Kapitels ſagt: dieſes ſeyen Sprüche der Weiſen, welche ausgelegt und in Umlauf gebracht habe *Jachja (Johannes), Sacharia's Sohn*, zu Jeruſalem, in der Hauptſtadt der Juden. Daſs freylich dieſer Herold ſtrenger Lebensweisheit orientaliſch bilderreiche Sentenzen liebte, zeigt ſich auch in der evangeliſchen Geſchichte, und ein ſpäterer orientaliſcher Religionsſtifter, welcher für eben dieſe Lehrart eine Anlage und Vorliebe hatte, konnte demnach gar wohl, nach dem Glauben an wiederholte Incarnationen höherer Geiſter und Aeonen, behaupten oder ſogar ſich ſelbſt bereden, daſs jener Johannes in ihm aufs neue rede. Auf jeden Fall iſt deſſen Name hier den Zabäern, was Salomo's Name den Juden war, ein Vereinigungspunkt ſententiöſer Lebensregeln aller Art. Sentenzen aber, wie die erſte der mitgetheilten iſt, wo der ſittenverderbliche Unterſchied zwiſchen ſolchen, die vollkommen gut ſeyen, und andern, die ſich damit begnügen, daſs ſie von der Wahrheit (wahren Religionstheorie) gleichſam ergriffen und in Schutz genommen werden, müſsten dem echten Johannes ſehr miſsfallen. Rec. will dieſe für die Hierarchie der Zabäer charakteriſtiſche Sentenz hier nach ſeiner eigenen Ueberſetzung vorlegen, um zugleich die Abweichungen derſelben von der Lorsbach'ſchen dem Vf. der letztern zur Prüfung mitzutheilen. Sie ſagt:

> Haſt du die Kraft in dir, ſo werde
> ein *Auserkohrner der Gerechtigkeit*;
> der, auserwählt in allem ſeinem Thun,
> gleicht einem Könige, auf deſſen Haupt
> befeſtigt die Tiare iſt.
> Er (der Auserkohrne) führe mit der Welt
> der Böſen und der Lügner — Krieg,
> bezwing' die Finſterniſs und ihre Mächte! —
> Iſt aber nicht in dir die Kraft
> gleich einem Auserkohrnen der Gerechtigkeit,
> ſo werde du *der Wahrheit Schutzverwandter*,
> dem Ackerbauer gleich, der, ſeinem Stande treu,
> arbeitet in der Erde und hervorbringt
> in ihrem Schoſs die Früchte.
> Er kennt das trefflichſte von dieſen
> für jene, die vollkommner, giebt an ſie,
> die Auserkohrnen der Gerechtigkeit, das Beſte,
> und zieht von ihrer Reinigkeit dagegen.

Eben ſo machen auch die Druſen ihre Gahâle (Layen) den Okâlen zu Dienern. Uebrigens ſcheint die Benennung *Nazuraia di Coſchta*, welche im Text für Schutzverwandter der Wahrheit ſteht, mit dem, was die Mohammedaner *Anſaren* (Schutzbringende) nannten, vergleichbar, nur mit dem Unterſchiede, daſs ſie, als paſſive Form, paſſiv zu deuten iſt.

S. 72 — 90. folgen *Varianten und Anmerkungen* zu dem in den (Stäudliniſchen) Beyträgen III, 18 — 25. abgedruckten und überſetzten (Zabäiſchen) Textabſchnitt. Hier iſt beſonders die Aufklärung über die drey Utras (Potenzen) Abel, Seth, Enoſch (S. 82.) und über einen Theil der Dämonologie (S. 87. 88.) merkwürdig. S. 104 — 115. haben Hr. *de Sacy* und Hr. *Lorsbach* ſich auf die nachahmungswürdigſte Art vereinigt, den Sinn des wichtigen Anekdotons von Jeſu Taufe in *Stäudlins* Beyträgen V, 1 — 44. durch Varianten und Erklärungen deutlicher und ſicherer zu machen. Die Enträthſelung des Zabäiſchen Jargons iſt ſo ſchwer, daſs nur das Zurückkommen mehrerer Sprachkenner auf die gelieferten Originaltexte nach und nach das Richtigſte enthüllen kann. Auch die hierzu nöthige Divinationsgabe läſst ſich nicht jeden Augenblick erzwingen. S. 116 — 131. werden grobe Unrichtigkeiten in *St. E. Aſſemani's Acta Martyrum or. et occident.* (Rom. 1748. fol.) verbeſſert. Eine Probe von muſtermäſsigen Bücherkritiken. S. 132 f. wird das ſyr. Wort מופטא, *Μαυπτας*, als *αρχων των μαγων* (S. 138.), אפוסיא, *ἀπούσια* (nicht *ἀπουσία*) als Excremente, und הרכית als Reinigung von denſelben erläutert. Eine zum Beleg angeführte Stelle Ephräms zeigt, wie die ſyriſchen Chriſten ſich ihr Ambroſia dachten. Die ſyriſche Phantaſie erhebt ſich, was ſie ſelten thut, und ſingt:

> Wenn ſchon den Waizen, der nur Körper ſpeiſet,
> und groſsentheils als Unrath wieder abgeht,
> die Luft durch Winde nährt und ſchwellt;
> wie ſollten nicht die reinſten Hauche
> Aus Eden vielmal feinre Säfte,
> Zur Geiſterſpeiſe tüchtig, Geiſtern ſpenden?

SCHO-

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Sommer: *Churfürst Johann Friedrich:* Ein historisches Trauerspiel in vier Pausen. 1804. 142 S. 8. (18 gr.)

Der Vf. hat den Gang des Stücks mit Einsicht geordnet, die Situationen, die das Sujet darbot, und die den Zuschauern *sichtbar* werden mussten, ausgehoben, und die Charaktere der handelnden Personen ziemlich bestimmt gezeichnet. Dadurch hat seine dramatische Arbeit ein gewisses Interesse erlangt, welches er ihr schon durch die Wahl einer wirklichen Begebenheit zusicherte. Ob es indessen wohl gethan war, gerade diesen Gegenstand der Geschichte für das Theater zu bearbeiten, ist wohl zu bezweifeln. An der Persönlichkeit des Helden haftet eine zu entschiedene nachtheilige Resignation, die sein Missgeschick ankündigt. Obwohl, während des Stücks, eine Schlacht geliefert wird, und eine Retterin dem Helden erscheint: so fehlt es doch an Motiven des Strebens, der Furcht, der Hoffnung — man kann bloss mit ihm *dulden.*

Das Selbstbekenntniss, welches Kurfürst Johann Friedrich (S. 122.) über seine Hingebung in das Schicksal ablegt, und seine ersten Aeusserungen (S. 83.) bey der Zusammenkunft mit dem Kaiser, schildern minder seine Frömmigkeit als seine Schwäche.

KLEINE SCHRIFTEN.

Griechische Literatur. *Jena.* Das Programm des Hn. Hofr. *Eichstädt* beym Prorectoratswechsel den 9. Aug. ist überschrieben: *Disputantur nonnulla de iis quae novo Tibulli editori vel cavenda vel faciunda sint.* 1 Bog. fol. — Die *erste Vorschrift* ist, der Herausg. soll die Echtheit der Gedichte bestimmen und darnach ihre Folge und Anordnung festsetzen. Als unecht verwirft nämlich der Vf. die Elegieen des Lygdamus an die Neära, als schwache Nachahmungen des Tibull, ferner den Panegyricus auf den Messala, von dessen Unechtheit auch *Heyne* so gut als überzeugt war, obgleich die Darstellung des Vfs. das Gegentheil glauben macht. Für echt werden die erotischen Briefe des Cerinthus und der Sulpicia erklärt. Diese sollen in das *dritte* Buch aufgenommen und alles Unechte in das *vierte* geworfen werden. *Zweyte Vorschrift.* Man muss die einzelnen Elegieen nach der Zeitfolge, in welcher sie geschrieben und herausgegeben worden, stellen. Die Elegieen des *ersten* Buchs erhalten folgende Stellung: I. II. X. III, V. VI. VII. IV. VIII. IX. *Dritte Vorschrift.* Man muss den Inhalt und die Gedankenreihe der einzelnen Gedichte sorgfältig aus einander setzen. Man muss nicht im Tibull logische Verbindung und Methode suchen, wogegen auch *Görenz* (*Tentamen crit. in loca quaedam carminum Tibullianiorum* 1806.) warnte, sondern sich mit der losen und ungebundnen Art desselben, von einem Gedanken auf den andern überzuspringen, und gewisse Lieblingsbilder und Vorstellungen zu gatten, vertraut machen. „*Tibullus tenuissimo filo seriem orationis laxius consuit, omissisque mediis, quos schola vocat, terminis nexum saepenumero supplendum lectoris sensui relinquit, ita tamen in hac libertate ubique sui similis, ut constanter suum quemdam quasi orbem et circuitum sententiarum conficiat.*" Gerade so und fast mit denselben Worten hatte sich der vom Vf. nicht genannte *Görenz* geäussert: „*Praemonendum est, Tibullum sic scribere, ut tenuissimo quasi filo seriem orationis laxius consuat, nexusque consequentiam lectoris potius acumini conjiciendam relinquat, quam ut medios illos terminos, quos in schola vocant, claris verbis indicet. — Sed in quibusdam locis iste nexus sententiarum, vel accuratius animum advertenti, se subtrahet, nisi idem ipse ex diligenti poëtae lectione didicerit, quas res notionesque ille consociare amet, quaque ratione in iis jungendis versetur. Vix enim umquam poëta reperietur, qui ita ubique sui similis sit, et conformis, ita constanter in gyro quodam suo moveatur.*" Hr. Hfr. E. erklärt sich nun ferner, wie *Görenz*, eben sowohl gegen *Scaligers* Versetzungen, als gegen die von *Heyne* an vielen Stellen angedeuteten und bezeichneten Lücken. *Vierte Vorschrift.* Der Herausg. vermeide alles Schwankende in der Kritik und Erklärung. Dieses wird an den ersten drey Distichen der ersten Elegie entwickelt. In den beiden ersten soll von der Beute im Kriege und von der Besitznehmung feindlicher Ländereyen die Rede seyn. „*Quem labor assiduus vicino terreat hoste*" bleibt, ob es sich gleich erklären lässt, immer ungewöhnlich; ist jedoch darum nicht zu verwerfen, weil Tibull manchmal seinen Ausdruck neu oder griechisch formt. Ueber das angebliche *metrum plumbeum* in *Heynens* Conjectur: *Quem clamor subitus*, möchten wir uns, da ähnliche Verse zu Dutzenden im Tibull stehen, von dem gelehrten Vf. Belehrung ausbitten. Was zu v. 4. über *classica pulsa* beygebracht worden ist, wird sich unsers Erinnerns meistens in *Huschke's Epistola crit. in Propertium* finden. v. 6. ist dem Vf.: „*Dum meus exiguo luceat igne focus*" die einzig wahre Lesart, statt der andern: *assiduo*. Gründe will er an einem andern Orte geben. Uns würde dafür ein Epigramm des Leonidas von Tarent T. I. p. 234. n. 55. *Brunck*, welches dem Tibull vorgeschwebt zu haben scheint, geneigt machen: Μὴ φθείρευ, ὤνθρωπε, περιπλάνιον βίον ἕλκων, Ἄλλην ἐξ ἄλλης εἰς χθόν' ἀλινδόμενος, Μὴ φθείρευ. Κεινή σε περιστέψαιτο καλιὴ, Ἣν θάλποι μικκὸν πῦρ ἀνακαιόμενον. Indess wird es uns schwer, das schöne Bild des *nie verlöschenden* Feuers auf dem Hausheerd fahren zu lassen, das auf die häusliche Verehrung der Vesta Beziehung zu haben scheint (vgl. *Heinse Adversaria* 4, 12. p. 629.) und auch vom *Statius Silv.* 4. 5, 14 f. aufgefasst worden ist: *Nos parca tellus, pervigil et focus, Culmenque multo lumine sordidum Solantur.* *Heynen* wird hier der Vorwurf gemacht, dass er erst für *assiduo*, hierauf in derselben Anm. für *exiguo* stimme. Das Wahre ist, dass er das Für und Wider vergleicht, also auch anführt, was sich in gewisser Beziehung (*hactenus*) für *assiduo* sagen lässt, zuletzt aber der Lesart *exiguo* den Vorzug giebt. — Aus dem Eingange des Programms, welcher eine fortlaufende Censur des neuesten Tibull voraussehen lässt, zeichnen wir, der Merkwürdigkeit halber, die Worte aus: „*Poteram sane Heyniani Tibulli censorem agere in aliqua ephemeride literaria, quae celari aut dissimulari censoris nomen patitur: sed haec dissimulatio prorsus abhorret a meis moribus!*"

Halle, gedruckt bey Johann Jacob Gebauer.

I.

Alphabetisches Register

der

im Jahrgange 1806

der

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

recensirten Schriften.

Anm. *Die Römische Ziffer zeigt* den Band, *die Deutsche aber die* Seite *an.*

A.

B.

C.

Canno-

D.

E.

H.

L.

M.

Meyer,

N.

O.

P.

R.

[illegible] Stendal 1806 [illegible] N. 130 d. Jenaischen Lit. Z. 1812.

S.

Süd-

Volks-

W.

Wunde-

(Die Summe sämmtlicher, in diesem Jahrgange angezeigter Schriften ist 1029, und mit Einschlufs der Ergänzungsblätter, 1565.)

II.

Register der merkwürdigsten Sachen.

Brust.

C.

D.

E.

F.

G.

H.

I.

Inſ-

K.

L.

M.

 Mine-

N.

O.

P.

Problem

Q.

R.

S.

Seiden-

T.

U.

V.

Volks-

Exegetisch-kritische Bemerkungen über die Bibel.

Altes Testament.

Neues Testament.

Philolo-

Philologisch - kritische Bemerkungen über Classiker.

Aelian, Var. hist. I, 2. u. mehrere andre Stellen III, 435. u. ff.

Andocides oratt. Mehrere Stellen I, 283. u. ff.

Anthologia Graeca. Viele Stellen IV, 163. u. ff.

Antonius Liberalis. 1 Cap. u. viele andre IV, 371.

Caesar C. J. d. bel. Gal. IV, 14. u. a. m. II, 10.

Cicero de legib. I, 8. 19. 12, 29. 16, 4. u. s. w.
— de finib. I, 1. u. a. m. I, 577.
— Tusculan. I, 2. 44. u. a. m. I, 581.

Cornel. Nepos: excell. illust. vitae. Mehrere Stellen IV, 61. u. ff.

Curtius Rufus de reb. gestis Alexandri magni 9, 1, 34. 4, 12. 22, u. s. w.

Dionysius Halic. Ars Rhet. C. 2, 9. u. a. m. IV, 604.

Heliodor. Aethiop. I, 1. u. m. andre Stellen IV, 210 — 220.

Justinian Institutt. I, 1. 4. u. a. I, 328.

Juvenal Sat. Verschiedne Stellen I, 16.

Orpheus: Argonautica. V. 115, 116. u. a. m. IV, 161.

Parthenius, Cap. 1, u. m. a. IV, 377.

Plautus, Mil. glor. V, 107. u. a. m. III, 121.

Sueton. Caes. cap. 1, 26. 41. u. a. Stellen mehr. II, 130. u. ff.

Thucydides Cap. 5. u. m. a. III, 317.

Tibull. Carm. I, 2. 88. u. andre Verse mehr IV, 169.

III.

Register

über das

INTELLIGENZBLATT.

a) Beförderungen.

F.

G.

H.

I.

K.

L.

M.

N.

O.

P.

R.

S.

b) Todes-

b) Todesfälle.

A.

Aaskow in Kopenhagen 59, 1270.
Abegg in Königsberg 151, 1203.
v. Acrel in Stockholm 86, 634.
Adanson in London 158, 1257.
Adelung in Dresden 138, 1098.
Ambrosy in Schemnitz 51, 408.
d'Arnaud in Paris 3, 17.
Arnemann in Hamburg 111, 884.

B.

Bachelier in Paris 82, 652.
Bacmeister in Petersburg 101, 804.
Ballmann in Mediasch 80, 636.
Barthez in Paris 156, 1243.
Batthyani in Meidling 127, 1012.
Bauer in Altdorf 21, 264.
Becker in Berlin 51, 408.
— in Irkutzk 10, 78.
Beer in Sandersleben 40, 320.
Beyer in Leipzig 54, 425.
— in Schneeberg 75, 582.
Biwald in Grätz 80, 637.
Bömer in Suhl 28, 214.
Boie in Meldorff 49, 390.
de la Bretonne, Retif, in Paris 57, 452.
Brisson in Broissy 138, 1098.
Brühl in Marburg 146, 1164.

C.

Caspari in Reichenbach 136, 1083.
Cassini in Modena 54, 426.
de Cessart in Paris 82, 652.
de Chabert in Paris 18, 141.
de Charrières, Frau, in Colombier 108, 858.
Cels in Paris 158, 1261.
Chavigné in Paris 155, 1238.
Colini in Mannheim 63, 499.
Collin d'Harleville, s. H.
Conté in Paris 18, 141.
Coulomb in Paris 136, 1083.

D.

v. Dacheröden Frhr., in Zeitz 35, 276. 66, 521.
v. Dalberg in Mannheim 151, 1201.
Dangers in Rinteln 86, 684.
Desmonceaux in Paris 57, 452.
Dinzenhofer in Prag 80, 636.
Dobmair in Neuburg 35, 275. 69, 548.
Dörner in Stuttgart 57, 452.
v. Dorne in Schwerin 66, 526.
Droop in Breslau 28, 224.

E.

Essig in Augsburg 159, 1270.

F.

Favart in Paris 44, 348.
Feneel in Breslau 82, 652.
Fleischer in Braunschweig 77, 610.
Fontenay in Paris 77, 610.
Forbiger in Leipzig 77, 610.
Forster in Petersburg 86, 683.
Friedrich August, Herzog v. Braunschweig Oels 1, 1.
Fucker in Caschau 68, 541.
Fuss in Beraun 80, 636.

G.

Gänz in Salzburg 25, 198.
Gaillard in St. Firmin 49, 289.
Gastaldi in Charenton 57, 452.
Gauthey in Paris 122, 973.
Glaser in Nürnberg 101, 804.
Grouvelle in Paris 155, 1238.
v. Gymnich in Mainz 47, 374.

H.

Hackert in Florenz 31, 145.
Hagemeyer in Passau 77, 610.
Halter in Königsberg 63, 499.
Hana in Amsterdam 111, 884.
Hankel in Schwarzburg 94, 748.
v. Hankerstein in Hankerstein 136, 1083.
d'Harleville, *Collin* in Paris 46, 364.
Hasse in Königsberg 63, 499.
Hayde in Salzburg 128, 1024.
Hedwig in Leipzig 101, 804.
Hennemann in Schwerin 101, 804.
Hensler in Kiel 21, 264.
v. Herder in Weimar 111, 884.
Högh in Gientoffe 39, 319.
Hopfgarten in Dresden 58, 458.
Huth in Kopenhagen 82, 652.

I.

Jallier in Paris 156, 1243.
Isenburg in Giessen 65, 616.
Itzig in Berlin 112, 396.

K.

Kaltenstein in Wien 68, 541.
Kapp in Bayreuth 47, 375.
Karpe in Wien 159, 1211.
Kindervater in Eisenach 77, 610.
Kis in Pesth 68, 591.
Klapsia in Teschen 80, 636.
Kobbe in Achim 151, 1202.
Krohm in Aderstädt 65, 516.
v. Kruse in Wisbaden 86, 683.

L.

Lang in Regensburg 65, 516.
Leisewitz in Braunschweig 138, 1098. 150, 1198.

c) Ander-

c) Anderweitige Nachrichten von Gelehrten und Künstlern.

d) Nachrichten von literarischen und artistischen Anstalten und andern Gegenständen.

B.

C.

D.

E.

F.

G.

H.

I.

K.

L.

M.

N.

O.

P.

R.

S.

T.

U.

e) Verzeichniss der in den Uebersichten der ausländischen Literatur angezeigten Schriften.

C.

D.

H.

I.

Julin,

K.

L.

M.

Q.

R.

S.

Sallen

T.

U.

V.

Volney.

f) Literarische Anzeigen und Ankündigungen.

E.

F.

G.

H.

I.

K.

Krieger

L.

M.

N.

O.

P.

R.

S.

T.